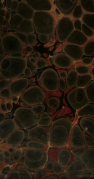
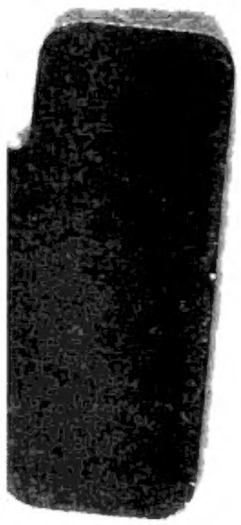




Digitized by Google

Digitized by Google

Bibl. Bas. 93.C.

Versuch

einer

allgemeinen

Missionsgeschichte

der

Kirche Christi.

Herausgegeben

von

M. Christian Gottlieb Blumhardt,
Inspektor der evangelischen Missions-Schule zu Basel.

Des

dritten Bandes

zweite Abtheilung.

Basel,

bei J. G. Neukirch.

1837.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Der Verfasser übergibt hier nach einer langen Pause den fünften Theil (des III. Bandes 2te Abthlg.) seiner allgemeinen Missionsgeschichte dem christlichen Publikum mit dem innigsten Dank gegen Gott, der es ihm gelingen ließ, mitten unter dem Andrang mannigfaltiger Berufsgeschäfte eine Arbeit zu vollenden, welche seinem Herzen nur um so lieber geworden ist, je größer die Schwierigkeiten waren, unter welchen er sich auf diesem Gebiete der Geschichte fast jeden Schritt vorwärts erkämpfen mußte. Bald war es die übergroße Armuth an Geschichtsquellen, und bald wieder ein überströmender Reichthum historischer Nachrichten, welche ihm das Auffinden des richtigen Geleises der Erzählung und des rechten Ebenmaaßes ihrer einzelnen Theile vielfach erschwerten. Nicht selten drückte ihn das Gefühl gänzlicher Verlassenheit auf

Digitized by Google

dem Wege oder einer vielfachen Unsicherheit des Führers, dessen Leitung er sich anvertrauen sollte; und er glaubt durch diese stillen Erfahrungen auf meist ungebrochener Bahn sich bei sachkundigen Beurtheilern dieses Theiles der Missionsgeschichte um so mehr das Recht gesichert zu haben, ihre Nachsicht in billigen Anspruch nehmen zu dürfen.

Der vorliegende Band faßt die Bekehrungsgeschichte sämmtlicher slavischen, finnischen und lettischen Völkerstämme, vom Zeitalter Karls des Großen an bis zur Zeit der Kirchenverbesserung in sich, und durchläuft einen Schauplatz der Geschichte, welcher beinahe die volle Hälfte unseres Welttheiles umfaßt. Gerne würde der Verfasser den bedeutenden Umfang dieses Bandes in zwei kleinere Abtheilungen gespalten haben, hätte nicht der innere Zusammenhang der Geschichte und das dadurch gewonnene Licht ihm die Nothwendigkeit auferlegt, darauf Bedacht zu nehmen, daß die vielseitige Dunkelheit des vorliegenden Geschichtsstoffes nicht durch Trennung der Zusammenstellung noch weiter verdüstert werden möge. Dasselbe Bedürfniß wünschenswerther Beleuchtung machte es nothwendig, um für die Darstellung der ersten kirchlichen Anfänge unter diesen Völkerstämmen eine klare An-

Digitized by Google

schauung zu gewinnen, mehr noch als es in den frühern Bänden geschah, auf den Boden ihrer bürgerlichen Geschichte hinauszutreten; und dieß um so mehr, da bei den meisten derselben die Einführung des Christenthums fast ausschließend in die verzerrte Jammergestalt einer militärischen Eroberung sich einkleidete, bei welcher die Sendboten der Kirche, so weit es ihrem Missionsberufe galt, nur eine untergeordnete Rolle zu spielen pflegten.

Wohl hätte der Verfasser diesem Theile noch die Erzählung der schauerlichen Dragonaden hinzufügen sollen, welche die Einführung des Christenthums in den Ländern des südlichen Amerikas am Ende dieses Zeitraums besudelten, wenn nicht der große Umfang des vorliegenden Bandes, noch mehr aber der unwiderstehliche Eckel, den das blutbefleckte Bild der römisch-hierarchischen Missionsgeschichte in seiner Seele zurückließ, es ihm wünschenswerther gemacht hätte, eine gedrängte Skizze dieser Auftritte der Missionsgeschichte des folgenden Zeitraumes vorzubehalten. Wirklich bedarf er, und mit ihm auch wohl mancher seiner Leser, vor Allem des erquickenden Lichtes der evangelischen Gnade, welches der apostolische Geist der Kir-

Digitized by Google

chenverbesserung über die Arbeiten der protestantischen Missionen schon frühe ausgegossen hat, um den Anblick der herabgewürdigten Trauergestalten zu ertragen, in welchen die Missionsgeschichte dieses Zeitraums so oft beschämt und wehklagend vor unsern Augen auftritt. Möge es nach so vielen Stürmen des fleischlichen Weltsinnes dem Geiste der Wahrheit bald gelingen, an allen Enden der Erde die selige Zeit herbeizuführen, wo alle Völker, in eine Gottesfamilie umgewandelt, unter dem sanften Stabe des guten Hirten weiden werden.

Basel den 15. Mai 1837.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Missionsgeschichte

der

slavischen und finnischen Völker.

Digitized by Google

Erste und zweite Periode.

Von Karl dem Großen bis zur Kirchen-Reformation.

(Jahr Christi 771—1517.)

Missionsgeschichte der slavischen Völker Europa's.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Uebersicht der slavisch-wendischen Völkerstämme.

§. 1.

Die slavisch-wendischen Stämme des südlichen und östlichen Europas, unter denen wir nunmehr unsere Missionswanderungen antreten, bilden unstreitig die zahlreichste unter den verschiedenen Völkerfamilien, welche sich seit dem Ende des fünften Jahrhunderts in die Länder Europas getheilt haben. Sie ragt auf den weiten Steppen des Ostens als ein gewaltiger Baum empor, der seine völkerreichen Aeste nach und nach von den Ufern der Elbe bis zur Wolga, und von den Küsten des baltischen Meeres bis zum schwarzen und adriatischen Meere, und von da bis in die obern Donaugegenden in hundertfachen Völkerverzweigungen ausbreitete. Obgleich in Gesichtsbildung, Nationalsitte, Religion und Sprache von allen übrigen Völkerfamilien Europas sich kennbar unterscheidend, in sich selbst in zahlreiche Stämme zergliedert, und durch eigene Benennungen getrennt, um-

schlang doch vom hohen Norden an bis zum tiefen Süden herab alle slavisch-wendischen Völkerschaften ein gemeinsames Verwandtschaftsband, das in allgemeiner Volksgesittung und Sprache sich kund that, und bei ihrer Götterverehrung so wie in ihren Kriegen für den väterlichen Boden sich immer aufs neue verwirklichte. Im Nordosten wie im Südwesten von gleichem Hasse gegen die griechischen und germanischen Nachbarn beseelt, welche ihre nationale Unabhängigkeit bedrohten, bedurfte es nur eines lauten Feldgeschreis in den Hallen eines ihrer berühmten Göttersitze, um alle Stämme zu gemeinsamer Abwehr der drohenden Gefahr unter die Waffen zu rufen, und die wilde Kriegsflamme von den Mündungen der Elbe bis an die fernen Ufer der Donau anzuzünden.

Die Missionsgeschichte der slavisch-wendischen Völkerstämme hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, wie wir sie in diesem Grade auf keinem Missionsgebiete Europas antreffen. Schon der Umstand, daß die slavische Völkerfamilie beinahe die Hälfte unseres Welttheiles umfaßt, und in eine Menge einzelner Stämme und Stammzweige zersplittert ist, von denen jeder im Strome der Geschichte seinem eigenen Wellenzuge folgt, macht es ungemein schwer, den großen Schauplatz der Missionsthätigkeit, der vom hohen Norden bis zum tiefen Süden hinabreicht, in einem Blick zu überschauen, und den verborgenen Faden zu finden, der uns durch diese zerstreuten Völker-Labyrinthe glücklich hindurchführt. Hiezu kommt noch der beklagenswerthe Umstand, daß es der slavisch-wendischen Völkerfamilie an frühern Geschichtsquellen überhaupt, und namentlich an solchen gebricht, welche den ganzen Mutterstamm umfassen, und uns den klaren Ueberblick seiner geschichtlichen Entwicklung zu erleichtern vermöchten. Es ist eine vollkommen richtige Bemerkung, welche schon der gelehrte Martin Cramer, Bischof zu Wermeland, einer der ersten und gründlichsten Forscher der slavischen Völkergeschichte, im Anfang des 16ten Jahrhunderts (in seinem Chronicon de origine et rebus ge-

stis Polonorum Lib. I. c. 3.) gemacht hat: „Die Polen und die Slaven überhaupt haben Gelehrsamkeit und Gelehrte verachtet, und da sie sich als Barbaren unter barbarischen Völkern niedergelassen hatten, und beständige Kriege mit ihren Nachbarn führten, so konnte nicht einmal der Zustand des Friedens sie bewegen, sich nach Kenntnissen umzusehen. Anfänglich lebten sie namenlos und verborgen unter dem wilden Völkergewühle der Barbaren dahin, und traten erst zu einer Zeit in das Licht der Geschichte hervor, als die Griechen und Römer, diese einzigen Pfleger der Kultur und Wissenschaft, von den Waffen der Gothen, Vandalen, Longobarden, Sarazenen, und am Ende auch der Slaven selbst bestürmt und zerrissen wurden, und durch innere und äußere Unfälle niedergeworfen, das Licht der Wissenschaft und der Geschichtschreibung in ihrer eigenen Mitte verdunkelt sahen. So fanden die Griechen und Römer weder Zeit noch Lust, die ersten Geschichtsanfänge auswärtiger Völker zu erforschen und die großen Thaten derselben in Schrift aufzuzeichnen, am allerwenigsten solcher, welche sie zu hassen Ursache hatten. So wie nun überhaupt die Geschichte jener Zeiten (seit der Völkerwanderung) verworren ist und ungewiß, so ist es besonders die slavischwendische Geschichte. Die Slaven nämlich waren weit mehr zur Ausführung merkwürdiger Thaten, als zum Beschreiben derselben geschickt, und ihnen war nicht einmal am Ruhm ihres Namens viel gelegen. So kam es, daß sie nichts von ihrem Ursprung und ihren Thaten schriftlich der Nachwelt zurückließen, wie dieß doch bei den Gothen und Andern der Fall war, ja daß sie nicht einmal durch mündliche Ueberlieferung fortzupflanzen suchten, was sie von ihren Voreltern empfangen hatten. Kaum sind nunmehr (im Anfang des 16ten Jahrhunderts) sechs bis sieben Jahrhunderte verflossen, seitdem die slavischen Völker mit der christlichen Religion auch einige wissenschaftliche Kenntnisse aufzunehmen anfingen, und diese haben sie nicht einmal mit Sorgfalt gepflegt, sondern Jeglicher begnügte sich

unbekümmert um die Geschichte der Vergangenheit und die Tage der Zukunft, nur über die Gegenwart seine Gefühle dem abwesenden Freunde auszudrücken.“ Zwar mangelt es einzelnen slavischen Völkerstämmen nicht an frühern abgerissenen Geschichtsurkunden, welche die alten schwankenden Sagen des einzelnen Stammes gesammelt, und der Nachwelt überliefert haben. Aber gerade diese sparsamen Ueberbleibsel älterer slavischer Geschichten stehen meist in so mannigfaltigem Widerspruche mit einander, daß die Kenntniß des einzelnen Stammes und die Uebersicht des Ganzen dadurch nur desto mehr verdunkelt wird. Erst dem verflossenen Jahrhundert ist es gelungen, den verworrenen Knoten der Slavengeschichte einigermaßen aufzuwinden, und den verborgenen Zusammenhang nachzuweisen, in welchem die einzelnen slavischwendischen Stämme zu der ganzen slavischen Völkerfamilie sich befinden. Schon Gatterer hat (in seiner Einleitung in die synchronistische Universalhistorie) den ersten Versuch dieser Art gewagt. Glücklicher noch arbeitete der gelehrte Schlözer (in seiner allgemeinen nordischen Geschichte) auf diesem verfinsterten Boden. Das meiste Licht verbreitete über dieses Völker-Gewirr der verstorbene Gebhardi in seiner Geschichte aller wendischslavischen Staaten, welche dem großen Werke der allgemeinen Weltgeschichte (Bd. L. und LII. Halle 1790—1793 4to.) beigefügt ist.

§. 2.

Die Slaven (Slowinen von Slowo, das Wort, die Rede, und demnach ein Volk, das dieselbe Sprache redet) treten so plötzlich in der Geschichte auf, und in so vielen Gegenden des östlichen Europas auf einmal, daß es kaum möglich ist, ihre ursprünglichen Wohnsitze aufzusuchen, und schwer, vor dem sechsten Jahrhundert etwas Gewisses über diese Völkerfamilie zu erfahren. Die ersten Andeutungen von dem Vorhandenseyn derselben treffen wir in dem alten Jornandes (J. 527—565) in

seiner interessanten Schrift über das Gothenvolk an (de rebus geticis Cap. 5), wo er in der Wanderungs-Geschichte der Gothen (zwischen den Jahren 332—376) auch bereits der Wenden und der Slaven gedenkt, und uns ihre ersten und frühesten Wohnplätze, und zwar die ersten an den Ufern der Weichsel, von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ausflusse ins baltische Meer, und die letzten am Dnieper und Wolga-Flusse, so wie an den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres finden läßt. Beide Völkerstämme scheinen in ihren Bewegungen nach dem Norden und Süden der großen Hordenbahn der Gothen, Vandalen und Hunnen auf dem Fuße nachgefolgt und in Zeiträumen, welche keine Geschichte weiter zu beleuchten vermag, Heuschrecken-Schwärmen ähnlich, die letzten Nachzügler der asiatischen Völkerwanderung gewesen zu seyn, die von Gothen und Vandalen entleerten Länderstrecken des alten Scythiens und Sarmatiens in Besitz genommen und sich mit den zurückgebliebenen Einwohnern zu Einem Volke vermengt zu haben.

Der gelehrte Jos. Sim. Assemani (in seinem verdienstvollen Werke: Calendaria ecclesiæ universæ; Geschichtskalender der allgemeinen Kirche) *) ist der Meinung,

---

*) In diesem Hauptwerke der früheren — besonders der slavischen Kirchengeschichte, das der gelehrte Assemani in 6 Quartbänden von dem Jahr 1755 an zu Rom herausgab, findet sich mit bewunderungswürdigem Aufwande historischer Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinnes das Brauchbarste gesammelt, was die frühesten Geschichtsquellen der russisch-slavischen Völker nur immer als Beitrag der Geschichte darbieten; so wie auch für die früheste Missionsgeschichte dieser Völkerstämme und vorzugsweise der ostslavischen sehr benützenswerthe Nachrichten in demselben angetroffen werden. Schade nur, daß dieses treffliche Werk durch durchgängigen Mangel an Ordnung, durch breite Weitschweifigkeit, so wie durch immer wiederkehrende Wiederholungen, dem Forscher der Missionsgeschichte seine Arbeit so mühselig macht, indem die ächten Ergebnisse der Geschichte, welche auf Hunderten von

(Vol. II. S. 68) die slavischen Völker seyen, so weit die Geschichte reicht, Ureinwohner Scythiens und Sarmatiens gewesen, und von dort aus nach Deutschland, Pannonien, Böhmen und Polen in unbekannter Zeit ausgewandert, und haben die leeren Stellen besetzt, welche in diesen Ländern die früheren Vandalen und Gothen zurückgelassen haben. Unsere Missionsgeschichte kann es der allgemeinen Völkergeschichte ruhig überlassen, diese dunkeln Stellen alter Völkerbewegungen mit ihren Forschungen zu beleuchten; und dieß um so mehr, da es noch eine lange Reihe von Jahrhunderten dauerte, bis die ersten Morgenstrahlen der evangelischen Wahrheit die tiefe Nacht dieser Völker durchdringen konnte.

Merkwürdig ist die allgemeine Schilderung, welche uns in Justinians Zeitalter (um das Jahr 562) Procopius in seiner Geschichte (Lib. III. Cap. IV.) über den Nationalcharakter der slavischen Völker zurückgelassen hat. Er theilt dieselben in drei mächtige Stämme, die Anten, Slaven und Wenden, ein, von denen die Anten den tiefen Osten Europa's, die Slaven die südlichen Gegenden dieses Welttheiles zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere, und endlich die Wenden die nordwestlichen Gegenden desselben, von dem Ursprung der Elbe und der Oder an bis zum baltischen Meere und von diesem bis zu den Weichselmündungen hin, in Besitz genommen haben. Nach seinem Zeugnisse haben „diese Völker starknervigte und fleischige Körper, lichtbraune in das Röthlichte fallende Haare, und eine etwas bräunliche Farbe. Sie ertragen große Hitze und Kälte, und lange anhaltenden Hunger. Ihre Gelenksamkeit ist fast unbegreiflich;

Seiten ausgebreitet liegen, sich nicht selten in wenige §§. zusammenfassen lassen. Indeß bleibt dem Verfasser dieser Geschichte immer das dankbare Anerkenntniß auszusprechen übrig, daß er ohne die gelehrte Arbeit des fleißigen Assemani im dunkeln Gewirre der slavischen Missions-Geschichte wohl nimmermehr zurecht gekommen wäre.

ſie ſchmiegen ſich in Winkel, die zu enge zu ſeyn ſcheinen, um einen menſchlichen Körper aufzunehmen, und dauern ſtundenlang in den unbequemſten Stellungen aus, bis der Feind nahe genug iſt, den ſie überliſten wollen. Selbſt unter dem Waſſer vermögen ſie lange Zeit auszuhalten, indem ſie ſich unbeweglich auf den Rücken legen, und durch Schilfröhren, die ſie im Munde halten, Luft ſchöpfen. Sie ſorgen für ihren Körper nicht mit der Aengſtlichkeit verwöhnter Völker, laufen nackt und unbedeckt ins Treffen, genießen rohe und unbereitete Speiſen, und verſinken faſt in dem Schmutze, mit welchem ihre Körper überall bedeckt ſind.“ — Auch der alte Helmold, welcher (um das Jahr 1170) ſeine ſchätzbare Chronik der Slaven ſchrieb, und uns als Augen- und Ohrenzeuge in derſelben über die Sitten, Religion und Geſchichte — beſonders der wendiſchen Stämme — willkommene Nachrichten liefert, ſchildert ſie als eifrige Götzendiener, welche unſtät und flüchtig allenthalben umherziehen, und durch unerſättliche Raubſucht zu Waſſer und zu Land ihren Nachbarn unaufhörlich zur Laſt fallen. (Lib. I. Cap. II.) Dieſes raubſüchtige Nomadenleben derſelben war auch die Urſache, daß wir ſie ſchon bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte in unaufhörliche Kriege, nicht nur mit dem orientaliſchen Kaiſerthume, das ſie von allen Seiten beunruhigten, ſondern auch mit den germaniſchen Völkern verwickelt ſehen, und daß es eben darum den Boten Chriſti ſchwer fiel, über die Elbe und über die Donau in ihre wilden Gaue einzuwandern, und ihnen das Evangelium des ewigen Friedens anzubieten. Dieſe Verſuche waren um ſo ſchwieriger, da die Slaven durch innere Uneinigkeiten in hunderte kleiner Völkerſtämme Jahrhunderte lang zerſplittert waren, und eben dadurch die Wirkungskreiſe der Glaubensboten verengten und unſicher machten; indeß in den nordiſchen Reichen bei der gleichen Sitten-Rohheit und Raubgierde der wilden Normannen wenigſtens der Vortheil für ſie anzutreffen war, daß dieſe in größern Völkerſchaften dem

Machtgebote gewaltiger Oberkönige dienten, welche leicht jeden Fremdling zu schützen vermochten, sobald sie ihm einmal die Gestattung des Aufenthaltes in ihrem Lande ertheilt hatten. So kam es, daß die Missionarien jener Tage lieber erwählten, ihre Arbeitsplätze, selbst unter sichtbarer Lebensgefahr, unter den Normannen aufzusuchen, als der zügellosen Willkühr der Slaven ihr Leben aufzuopfern.

§. 3.

Es läßt sich zum Voraus erwarten, daß es schwer ist, im Allgemeinen den durchgreifenden Charakter der Einheit aufzufinden, welcher sich durch die slavischen Religionsweisen hindurchzieht. So weit uns die Geschichte mit denselben bekannt macht, findet sich ein wesentlicher Unterschied zwischen der götzendienstlichen Weise, wie wir dieselbe unter den ostslavischen Völkerstämmen antreffen, und derjenigen, zu welcher sich die nördlichen Slaven oder Wenden bekannten, indem die erstere dem Charakter der asiatischen Religionen näher tritt, indeß die letztere das Gepräge der nordischen Götterlehre sichtbar in sich aufgenommen hat. Da die östlichen Slaven mit den scythischen und sarmatischen Ureinwohnern, deren Land sie in Besitz nahmen, zu Einem Volke sich vermischten, so hatte dieß die natürliche Rückwirkung, daß auch ihre eigenthümliche Religionsweise die Farbenmischung des alten scythischen Götterglaubens annahm, indeß die nördlichen Slaven, welche lange Zeit der Oberherrschaft der benachbarten Normannen dienen mußten, von ihren Eroberern mit der Vasallenschaft zugleich zu ihrem Götterdienste sich zu bequemen vielfältig genöthigt wurden.

Die älteste slavische Religion scheint ein reiner Naturdienst gewesen zu seyn, der, wie dieß bei allen heidnischen Völkern nach dem Zeugniß der Geschichte der Fall ist, nur nach und nach in gröbere Vielgötterei hinabsank. Durch sie zieht sich durchgängig ein Religions-Dualismus,

der Glaube an einen guten und an einen bösen Gott hindurch.*) Den ersten pflegten sie den Bjelbog (den weißen Gott) zu nennen, indeß der Andere mit dem Namen des Czernibog (der schwarze Gott) bezeichnet wurde. Durch diesen Glaubens-Dualismus, welcher rein asiatischen Ursprunges ist, unterschieden sie sich von ihren Nachbarn, den finnischen Völkern, in deren Religionsweise der Glaube an die Dreiheit des göttlichen Wesens vorherrschend ist. Dieser Bjelbog wurde von ihnen als das allerhöchste gute Wesen gedacht, das alle übrigen Götter gezeuget hat, und sich bloß in die Grenzen der himmlischen Regionen einschränkt. Ihn verehrten die Slaven als den Herrn der ganzen Welt, und brachten ihm Stiere und allerlei Dinge zum Opfer. Procopius behauptet in seiner Schrift vom gothischen Krieg (de bello goth. Lib. III. Cap. 14.) mit großer Bestimmtheit von den slavischen Völkern überhaupt: „daß sie nur Einen Gott verehren, den Gebieter des Blitzes (Donnerer), von dem sie behaupten, daß er der einzige Herr aller Dinge sey.“ Diesen ursprünglichen Monotheismus der slavischen Völker bestätigt auch Helmold (Chron. Slavor. Lib. I. Cap. 83. S. 185), indem er sagt: „Unter der großen Menge mannigfaltiger Gottheiten, welche die Slaven verehren, und denen sie ihr angenehmes und unangenehmes Geschick, ihre Fluren und Wälder zuschreiben, bekennen sie zugleich, daß nur Ein Gott sey, der in dem Himmel regiere, und als der Allgewaltige nur himmlische Dinge besorge. Die übrigen Götter seyen aus seinem Blute hervorgegangen, er habe jedem sein eigenthümliches Geschäft angewiesen, und der Einzelne unter ihnen sey um so vortrefflicher, je näher er dem Gott der Götter stehe.“ Die Slaven waren demnach, wie die übrigen heidnischen Völker des Orientes, Licht- oder Sonnendiener, und ihre Sekten un-

*) S. Mone's Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Thl. S. 133 ff.

schieden sich nach der jeweiligen Beschaffenheit der Vorstellung, welche sie vom weißen Gott hatten. Dieser wurde, wie es scheint, weder in Bildnisse gefaße, noch in Tempeln verehrt; auch schien er ihnen zu erhaben zu seyn, als daß sie sich ihm unmittelbar zu nahen wagten.

Dem Bjelbog gegenüber, jedoch demselben untergeordnet, stand der schwarze Gott, (Czernibog oder Tschart) ein durchaus feindseliges Wesen, das der Wohlfahrt der Menschen überall im Wege steht, und dem aller Jammer der Welt, als dem Urheber desselben, zugeschrieben wurde. Man verehrte ihn, um sein Wohlwollen zu gewinnen, und seinen Zorn auf die Feinde überzuleiten, bei jeglichem Gastmahle, und brachte ihm sowohl, als dem guten Gott, die ersten Becher aus. „Die Slaven, so bemerkt der alte Helmold, (Lib. I. Cap. 52. S. 125) leben in einem wunderbaren Irrthum. Bei ihren Gastmahlen und Saufgelagen wird ein Becher umher gereicht, wobei nicht Worte der Weihe und des Segens, sondern Worte des Fluches ausgesprochen werden, indem sie glauben, daß alles Unglück von dem bösen Gott ihnen zugefügt werde, indeß sie alles Wohlseyn und Glück dem guten Gott zuschreiben. Darum nennen sie auch in ihrer Sprache den bösen Gott den Diabol oder Czernibog, das ist, den schwarzen Gott.“ Gemeiniglich wurde derselbe unter den nordischen Wenden unter der Gestalt eines Löwen abgebildet, vielleicht weil sie in den Pannern der Sachsen, dieser abgesagtesten Feinde der Wenden, einen Löwen erblickten, und denselben für den Schutzgeist dieser Zerstörer des wendischen Götzendienstes hielten.

Dieser Gegensatz des Weißen und Schwarzen wird vom Größten bis zum Kleinsten in der ganzen Götterlehre der slavischen Völker durchgeführt und alles in derselben nach diesem Unterschiede geordnet. In den spätern Zeiten hing sich ein mächtiger Vielgötterdienst an diese ersten Religions-Elemente an, indem jeder einzelne Volksstamm sich große Haufen seiner Schutzgötter schuf, oder von den Nachbarn einholte; und so werden wir auf un-

sern Wanderungen durch die slavischen Völkergebiete bei jedem einzelnen Stamme immer neue Göttergestalten antreffen, welche von demselben verehrt wurden. Es gab Götter des ganzen Volkes, so wie des einzelnen Menschen; Götter des thierischen Lebens, und der leblosen Natur; und, indeß der weiße Gott die Reigen der guten Schutzgötter anführte, wurde der schwarze Gott als der Heerführer aller Poltergeister und Gespenster (Straschidlo) gefürchtet, der sie zur Qual der Menschen auf der Erde erscheinen lasse, und die das Volk durch eine Menge bestellter Zauberer aus dem Lande zu verbannen sich bemühte. Von dem Glauben an Unsterblichkeit wird unter den Slaven keine Spur angetroffen; vielmehr sollen sie nach Ditmars Behauptung (Chron. Lib. I. p. 327) geglaubt haben, daß mit dem zeitlichen Tode das Daseyn des Menschen völlig aufhöre; eine Vorstellung, die sie sichtbar von dem Buddhismus der alten asiatischen Welt entlehnt haben. Die Seele des Menschen bezeichneten sie in ihrer Sprache als einen Hauch (Duscha); und die Strafe oder Vergeltung der zukünftigen Welt war ihnen unbekannt. Als daher die ersten christlichen Missionarien den Slaven die Hölle zu beschreiben versuchten, wußten sie für diese kein Wort in der slavischen Sprache zu finden, und sie legten ihr nun den Namen des Backofens (Sinila) bei.

§. 4.

Bald wurden der Götter und Untergötter so viele im Slavenlande, daß nicht nur jeder Wohnplatz, jeder Fluß, jeder See und Wald, sondern auch einzelne Menschen, Bäume und Steine ihre eigenen göttlichen Bewohner und Schutzgeister erhielten, die durch sie der Nation ihren Willen kund thaten. Oftmals ließen sie ihre Stimme hören, aber seltener gefiel es ihnen, in irgend einer Gestalt dem Menschen zu erscheinen. In den ältesten Zeiten gab es unter den Wenden, so lange sie nur den höchsten Obergott verehrten, keinen Tempel, sondern ein

Platz auf dem freien Felde wurde mit rohen Steinen eingemacht, und in der Mitte desselben auf einem steinernen Altar das Opfer dargebracht. Diese Altäre waren nicht selten zehen Ellen hoch; und noch sind Ueberbleibsel derselben Gegenstand der Verwunderung darüber, wie die Wenden, ohne alle mechanische Hülfsmittel, solche ungeheure Steinmassen in die Höhe zu bringen vermochten. Später wurden diese Opferhaine in dichtbewachsenen Wäldern aufgerichtet, und nur den Eingeweihten war gestattet, bei den Opferfeierlichkeiten dem Heiligthum näher zu treten. In den Umgebungen eines solchen Götterhaines wurden auch die mächtigen Grabhügel aufgeworfen, deren letzte Ueberbleibsel noch in manchen Gegenden des germanisirten Slavenlandes angetroffen werden.

Bald fand der heidnische Aberglaube des Volkes für angemessen, diese Haine in Tempel umzuschaffen, und dieselben durch künstliches Schnitzwerk und Kostbarkeiten aller Art zur Bewunderung des Volkes auszuschmücken. Zuerst ward nur für den ganzen Volksstamm ein einziger Tempel aufgebaut, welcher der Wallfahrtsort für andächtige Heiden und die Freistätte für Verbrecher wurde. Endlich aber baute sich jeder einzelne Ort seinen eigenen Tempel auf, in welchem in kolossaler Gestalt der Schutzgötze verehrt, und in dem zugleich die großen Volksversammlungen und Gastmahle gehalten wurden. So befanden sich nach Sefrid's Erzählung (in vita Ottonis) „zu Stettin vier sogenannte Continen, von denen die Vornehmste von Innen und Außen mit wundervollem Schnitzwerk geschmückt war; indeß an den Seitenwänden heilige Bildnisse von vierfüßigen Thieren, Vögeln und Menschen umherhingen, die, wie Sefrid versichert, so treffend und mit so lebhaften Farben gemalt waren, daß man meinte, sie leben, und daß kein Sturmgewitter und kein Regen die Lebhaftigkeit der Farben vermindern konnte. Hieher wurden die Waffen der Feinde und jede Beute gebracht, die zu Wasser oder zu Land erobert worden

war, indem den Priestern immer der zehnte Theil derselben zum Unterhalt abgeliefert werden mußte. Auch viele goldene und silberne Becher befanden sich hier, aus welchen geweissagt, und die zu götzendienstlichen Denkmalen gebraucht wurden. In der Mitte des Tempels war das riesenhafte dreiköpfige Götzenbild des Triglavs aufgestellt; auch fehlte es nicht an Tischen und Bänken, indem das Volk, wenn es trinken, oder spielen, oder sich berathschlagen wollte, an gewissen Tagen in diesem Tempel zusammen kam."

Diese Götzentempel waren das Eigenthum der Priester, welche von ihren Einkünften sich nährten. Nicht nur erhielten sie neben dem Opfer einen Theil der gemachten Beute, sondern es wurde ihnen auch von jedem Einwohner ein jährliches Kopfgeld beigesteuert, so wie auch die Orakelsprüche, welche hier oft aus weiter Ferne von ihnen eingeholt und theuer bezahlt wurden. Der Oberpriester dieser Tempel, zu Arkona auf der Insel Rügen, herrschte im Namen seines Gottes über den Fürsten und alle Unterthanen, und nur ihm war gestattet, als Stellvertreter des Gottes seiner Nation, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Das Geschäft der Priester bestand darin, zu weissagen, und die Opfer des Volkes darzubringen; in den ältesten Zeiten wurden dem unsichtbaren Gott an festlichen Tagen blos Ochsen geschlachtet. Als später rohe Vielgötterei unter den slavischen Völkern allgemein wurde, so trug man kein Bedenken, neben allerlei Thieren auch Menschen zum Opfer darzubringen. Gewöhnlich wurden Kriegsgefangene, hauptsächlich aber Christen, zum Schlachtopfer ausersehen; und in den Seehäfen des baltischen Meeres wurde deßhalb von den Seeräubern ein einträglicher Handel mit menschlichen Schlachtopfern geführt, die sie an die berühmtesten Landestempel ablieferten. Nach Helmolds Erzählung (Chron. Slav. L. 1. Cap. 52.) wurde von dem Priester durchs Loos der Opfertag bestimmt. „An demselben kamen nun die Männer und Weiber mit ihren kleinen Kindern an der Opferstätte zu-

sammen, und brachten ihren Göttern Ochsen und Schafe, viele derselben auch gefangene Christen dar, an deren Blute sich, wie der Priester versicherte, die Götter vorzugsweise ergötzten. War das Opfer geschlachtet, so trank der Priester vom Blute desselben, um dadurch zum Weissagen begeistert zu werden.“ Auf das Opfer folgten nun die Orakelsprüche, und endlich Gastmahle und Tänze, an welchen alle Anwesenden Theil nahmen.

Die Prophezeihungen geschahen, nach der alten Perser Weise, vorzüglich durch Pferde, welche für diesen Zweck im Tempel gehalten wurden. In dem berühmten Götzentempel zu Arcona wurde ein weißes Pferd heilig verehrt, das, wie das Volk glaubte, des Nachts den Götzen zum Reiten diente, und das man, um den Ausgang eines beschlossenen Feldzuges zu erfahren, über eine Anzahl Spieße laufen ließ, indem es Glück bedeutete, wenn es beim ersten Schritt mit dem rechten Vorderfuß den Spieß wegstieß. In dem Haupttempel zu Stettin war vier Priestern die Sorge für ein schwarzes Tempelpferd übertragen, das die Spieße nicht berühren durfte, wenn man sich einen glücklichen Ausgang des Krieges versprechen sollte. So hatte der blinde Aberglaube auch unter den slavischen Völkern seine eisernen Fesseln um die Gemüther der Menschen geschlagen, und sie zu Sklaven der Finsterniß erniedrigt, über welche der herrschsüchtige Priester nach Wohlgefallen verfügen konnte. War auch unter ihnen dieser finstere Götterglaube nicht so ausgebildet, wie wir denselben unter den Bewohnern des Nordens angetroffen haben, so war er doch nicht minder grausam und blutgierig, und würde wohl nimmermehr seine alte Herrschaft eingebüßt haben, wäre nicht zu der von Gott bestimmten Stunde die höhere Kraft des Christenglaubens in diese Schlupfwinkel des Heidenthums eingedrungen, um auch auf diesen Gebieten der Finsterniß die Werke des Teufels für immer zu zerstören.

§. 5.

Der slavische Sprachstamm ist in seinem Wurzelwörtervorrathe sowohl, als in seinem Sprachbau ursprünglicher Art, und unterscheidet sich wesentlich vom germanischen Sprachbau sowohl, als von der lateinischen und griechischen Sprache, welche ihn umgrenzen; obgleich der mannigfaltige Einfluß dieser Nachbarsprachen auf seine Ausbildung nicht zu verkennen ist. Eine Völkerfamilie, welche beinahe die Hälfte Europa's inne hat, und aus Hunderten vereinzelter Stämme zusammen gesetzt ist, läßt zum Voraus in der eigenthümlichen Ausbildung ihrer Ursprache sowohl, als in ihren Mundarten, eine große Mannigfaltigkeit erwarten, welche auch wirklich bei dem slavischen Sprachstamme nicht geringer ist, als wir sie bei dem germanischen antreffen. Erst mit dem neunten Jahrhundert fingen die slavischen Völker an, ihre bisherige Mundsprache in eine Schriftsprache zu verwandeln, indem Cyrillus, der bekannte Apostel der bulgarisch-mährischen Völker, sich zuerst das gedoppelte Verdienst um die slavische Nation erwarb, nicht nur eine eigene Buchstabenschrift für dieselbe zu erfinden, sondern auch in dieser Schrift ihnen die heiligen Offenbarungen Gottes im Bibelbuche in ihre Sprache zu übersetzen. Diese alte slavische Schriftsprache, so wie sie Cyrill im neunten Jahrhundert vorfand, und in welche er die heiligen Bücher übersetzte, hat in den folgenden Jahrhunderten eine so wesentliche Veränderung erfahren, daß sie nunmehr, obgleich sie noch immer als einzig geltende Kirchensprache unter den slavischen Völkern beibehalten wird, als eine ausgestorbene Sprache betrachtet werden muß, welche für die slavischen Völker unserer Tage nicht mehr verständlich ist. Dieselbe Erscheinung haben wir unter den Armeniern und Griechen unserer Tage angetroffen, welche ihre alte Schriftsprache nicht mehr zu verstehen vermögen; und dieß würde auch bei unserem deutschen Sprachstamme der Fall seyn, wenn die kreischen germani-

schen Laute des achten Jahrhunderts als einzig gültige Kirchensprache heute noch in unsern gottesdienstlichen Versammlungen vernommen würden.

Der slavische Sprachstamm wird gewöhnlich nach den beiden Hauptästen seiner Ausbildung in den östlichen und in den westlichen abgetheilt. *) In den östlichen Sprachstamm theilen sich die Russen, so wie die illyrischen Slaven; der zweite oder westliche wird in der Sprache der Polen, der Böhmen, der Serben, so wie der nördlichen Wenden angetroffen. Der östliche Hauptstamm der slavischen Muttersprache, welcher den ursprünglich asiatischen Charakter getreuer bewahrte, indeß der westliche durch seine vielfältige Verschmelzung mit deutschen Nachbarvölkern mehr vom Gepräge der abendländischen Sprachen in sich aufnahm, hat sich im Ablaufe der Jahrhunderte in verschiedene Sprachzweige ausgebildet. Neben dem Gemeinrussischen, das vom russischen Volke gesprochen wird, und der slavonisch-russischen Kirchensprache finden wir noch in naher Verwandtschaft mit demselben die Mundarten des servisch-bosnischen, des kroatischen, und des dalmatischen Volksstammes, so wie der südlichen Slaven oder Winden, welche in Cärnthen, Krain, Steiermark und theilweise in Ungarn sich niedergelassen haben. Durch die Mundarten dieser Völker vom Ladoga-See an bis zum adriatischen Meere hin, zieht sich ein Faden näherer Sprachverwandtschaft, durch welchen es den Einwohnern dieser ungeheuern Länderstrecken möglich gemacht ist, sich ungleich leichter wechselseitig zu verstehen, als dieß zwischen ihnen und den westlich gelegenen Slavenländern der Fall ist.

Zu dem westslavischen Sprachstamme gehört die Sprache der Polen, der Böhmen, der Slowaken oder Mähren, der Serben, der Ober- und Nieder-Lausitzer, so wie der nördlichen Wenden, deren Mundart von der deutschen Sprache gänzlich verdrängt wurde.

---

*) Man sehe Adelungs Mithridates Thl. II. S. 610 fg.

Diese Sprachverhältnisse haben immer für die erste Einführung des Christenthums unter einem Volksstamme ihre eigenthümliche Wichtigkeit, indem durch sie der Weg erleichtert, oder erschwert wird, auf welchem die Boten Christi in die Länder der Heiden ziehen. Diese Sprachverschiedenheit stellt sich uns noch weiter als natürliche Ursache dar, um welcher willen die deutschen Missionarien des neunten und zehnten Jahrhunderts, so wie die angelsächsischen Sendboten jener Tage es vorzogen, unter den rohen Völkern des Nordens als Verkündiger des Evangeliums sich niederzulassen; indem die Sprache derselben ihrer eigenen ungleich näher lag, und sich leichter von ihnen bis zur Sprachfertigkeit erlernen ließ, als dieß bei der slavischen Mundart der Fall war.

§. 6.

Die ältesten Slaven werden als ein harmloses, lebenslustiges und friedliebendes Volk beschrieben, das sich rühmen konnte, vom Kriege nichts zu wissen, und das vom Ackerbau so wie von der Viehzucht zu leben pflegte. Erst ihr Zusammentreffen mit den wilden germanischen Völkerstämmen, so wie ihr allmähliges Hinabsinken in ausschweifende Vielgötterei zerstörte ihre frühere patriarchalische Sitteneinfalt, und brachte so große Zerrüttungen unter den einzelnen Stämmen hervor, daß sie durch thierische Rohheit oder Sklaverei ihrem gänzlichen Untergange nahe kamen, von dem sie nur durch ihre Bekanntschaft mit dem Christenthum gerettet werden konnten. Von diesem Zeitpunkte an wurden sie das Spiel entweder unbändiger Freiheitsliebe, oder der erniedrigendsten Knechtschaft, und allmählig ihren deutschen Nachbarn so verhaßt, daß ihnen Slave und Sklave gleichbedeutende Benennungen wurden. Im Krieg waren sie ihren Feinden nur alsdann gefährlich, wenn sie sich in engen Wegen, an Gehölzen und an solchen Stellen festsetzen konnten, an welchen sie durch Moräste gegen das Ueberflügeln der Reiterei gedeckt waren, und darum waren sie gewohnt, nur durch Hinter-

halt ihren Feinden Schaden zuzufügen. Die Seeräuberei lernten die Slaven gleichfalls erst von den wilden Ostsee-Bewohnern, mit denen sie auf ihren Seeräuberzügen gemeinschaftliche Sache zu machen pflegten; indeß blieb der Ackerbau immer ihre Lieblingsbeschäftigung, und das nördliche Deutschland verdankt denselben den ersten Anbau seines wilden Bodens. Sie machten sich dadurch bei den deutschen Fürsten einen so guten Namen, daß diese es für Gewinn hielten, von Zeit zu Zeit slavische Kolonisten in ihre unangebauten Länderstrecken hereinzulocken, und diese da und dort im Lande anzusiedeln. Schon Bonifaz machte im Thüringer Lande mit Slaven-Colonieen einen glücklichen Anfang, indem er nach der Stiftung seines Klosters Fulda Schaaren dieser Ansiedler herbeirief, welche im Buchenwald bei Fulda sich niederließen, und die sogenannten Slavendistrikte am Main nach und nach anlegten, wie wir dieselben in der spätern Geschichte in den Stiften von Würzburg und Bamberg, so wie in der Gegend von Bayreuth gleichfalls antreffen. Bonifaz forderte zuerst von diesen slavischen Ansiedlern nur das Bekenntniß der christlichen Religion; allein später belegte er sie (im Jahr 752) mit einem Bodenzinse, um das Gefühl ihrer Abhängigkeit auf diesem Wege bleibend zu erhalten. In der Folgezeit werden solche slavische Colonieen auch in Schwaben, besonders im Fürstenthum Hohenlohe, in den Rheinländern und in Baden, besonders im Lobedongau zwischen Mannheim und Heidelberg, angetroffen. Diese Ansiedelungen trugen dazu bei, nicht nur die Colonisten selbst für das Bekenntniß des Christenthums zu gewinnen, sondern auch die stillen Wege zu bahnen, auf denen von den deutschen Missionarien da und dort die Erkenntniß des Heiles im nördlichen Deutschland weiter ausgebreitet wurde.

Derselbe Hang zu Ansiedlungen im benachbarten Auslande fand auch unter den östlichen Slaven statt. Wie glücklich auch die Kriege waren, die sie im sechsten und siebenten Jahrhunderte gegen das byzantinische Kaiser-

Wege, sie zu suchen, sie gefangen zu thun, sich selbst, auf den Wege der Ueberzeugung die Kinderwelt zu erwerben, und diese unglückliche Verirrungen, mit den Mitteln, die der Geist neuer Kinderfreundlichkeit an gewissen Orte möchte, mit denen sie bereits schon, auf freiwilligen Wege sich in den Kinderhäusern angesiedelt, und durch Verbreitung, bei den Kinderreichen ihren Eingang gefunden, sind es schon mit nach wenigen Jahrhunderten, mit einer solchen Menge, von den Bildungsmitteln der Kirche, und den Theorien, über Erziehen über die Wege der Natur, den Gesetzen, und den über der Natürlichen Kinderlehre, Verein, Vereine, Theorien und Systemen sich zum Ende und Zweck hinaus, und noch weiter, und weiter, und Bildung, immer weiter und weiter, und immer, und höchsten Vorsorge, mit vielen ungeheuren Kinderhäusern haben. Wodurch sich unbemerkten Anfangs, vorzugen, denn die Wege bereiten, mit Mitteln in solche Kinderhäuser zu kommen, wo sich bereits zur katholischen Kirche Christi bekannten, waren sie gedacht bei den der Kinder Gottes angehörigen Christ, durch welchen die Boten Gottes sie bisher an allen Orten mit christlichen Kindern gesiehet und unter allen den Kinderhäusern bekannt mit den Eigenarten der Kinderhäuser mit zu ausgebildet wurde.

1.

Der wahre Unabhängigkeitsstand der christlichen Völker, welcher seine Regierungsgewalt über sich, und durch eine wahrgenommen Freiheit sich thun mehr, sich der Kirche in der reinsten Reinheiter. Sie sieht keine Jahrhunderte lang ihren eigenen Körper, und werden auch einzelne Glieder verletzen von Zeit lang und den deutlichen Kanten verwundet, so werden sie kein Hauptstand auf ihre Treue reichen. Die Clauen ergreifen immer weiter und weiter Gelegenheit, um der Kinder Gottes von ihnen Zeit, sie zu suchen. Sie suchen in christlichen Kinderhäusern den Keim, selig aufgenommen, und in einigen

Sklaverei verurtheilt werden, wenn die deutschen Fürsten an ihren Grenzen Ruhe finden sollten. Jeder Hausvater herrschte mit unbegrenzter Gewalt über seine Weiber, Schwestern und Kinder, und wurde von den Seinigen als einziger Gewalthaber geehrt. Der Slave war gewohnt, seine Hütte auf der weiten Steppe einzeln, und in solcher Entfernung von den Wohnungen seiner Stammgenossen anzulegen, daß er nicht leicht von seinen Nachbarn beunruhigt werden konnte. Diese Hütte wurde an einer Stelle aufgerichtet, und so gebaut, daß sie von den Einwohnern lange gegen gewaltsame Ueberfälle vertheidigt werden konnte, indeß der Wald, der Bach, und das Ackerfeld, das um die Hütte her lag, für sein Reich galt, das ohne seine Gestattung von dem Nachbar nicht betreten werden durfte. Diese abgelegene Hütte war der Ort der unbeschränktesten Gastfreundschaft für den Fremdling, der in ihr Unterhalt und Schutz aufsuchte. Es wurde für unverletzliche Religionspflicht gehalten, mit dem eingewanderten Gaste den letzten Bissen zu theilen, und der Slave machte sich kein Gewissen daraus, eher seinen Nachbar zu bestehlen, als seinen Gastfreund unbefriedigt von sich zu lassen. War ihm die Beschützung und der Unterhalt desselben nicht länger möglich, so lieferte er ihn seinem nächsten Nachbar aus, der sich, um seinen guten Namen unter dem Stamme nicht einzubüßen, der Pflicht nicht entziehen durfte, dieselbe Gastfreundschaft an dem eingewanderten Fremdling zu üben.

Wie unter den wilden Alemannen, so wurde auch unter den slavischen Horden das Zusammenleben in Städten nicht geduldet, weil sie fürchteten, der Freiheit des Einzelnen auf diese Weise Eintrag zu thun. Dieser Umstand war ein mächtiges Hinderniß, das sich der schnelleren Verbreitung des Christenthums unter den Slaven in den Weg legte. Immer waren es nur einzelne zerstreute Hütten, welche der Bote Christi auf seinem Wege antraf; und so war ihm die Gelegenheit erschwert, zugleich auf eine größere Anzahl derselben heilsam einzu-

nichts. Handel, er darf in der einzelnen Hütte einen Gewinn suchen, Handel, er darf es, um das Recht der Nachbarschaft nicht zu verletzen, seinen Gewinnsatz nicht zu hoch über den Nachbarsatz anspannen, und die Hütte, die diesen Nachbarsatz überschritt, bekommt gewiß binnen wenig Jahren und ob auch bei aller dieser verschiedenen Berechtigung, bei welchem der Einen mit seinen Einnahmen stillstehen und sich als ein Mitglied einer großen Nationalmasse erkennen, die mit einem ist die Einnahmen Vielfältigerlei, welche mit einem ganzen Stoße von Zeit zu Zeit in den Tempelen zum Opfer gebracht werden, sondern auch die allgemeinen Kapitalerhebungen des Staates, Einiges aber Alles, es mag bei größeren Kapitalien, welches auf allgemeinen Kostenvermögen beruhen mögen, Gleichheit unter die verschiedenen Klassen, worauf dann bei nicht zu enge Grenzen gezogen sind, darüber mögen wir unsere klassischen Schriftsteller, um ein gediegenes Urtheil zu erhalten, zu Rathe ziehen, und ein allgemeines Kostenvermögen

Eroberungsplane der deutschen Könige möglichst unschädlich zu machen. Unter den größern ostslavischen Stämmen wurden Könige gewählt, die sich durch ihre Macht häufig dem oströmischen Reiche furchtbar gemacht haben. Verschiedene Namen öffentlicher Würdeträger werden in der ältern slavischen Geschichte angetroffen; Gospodzyn (Gospodin und in andern Dialekten Hospodar) bezeichnet in der alten Slavensprache einen Hausvater, oder einen Gastwirth, in der Gewalt, die er als Familienhaupt besitzt. Mit diesem Worte wurde später ein so erhabener Begriff verknüpft, daß es in den slavischen Liturgien als göttlicher Name gebraucht wird, um den Herrn des Himmels und der Erde zu bezeichnen. Knes heißt in Böhmen und Rußland der Besitzer großer Landbezirke, und ist mit dem Ausdruck eines Fürsten gleichbedeutend. Der Name Woiwode zeigt einen obersten Feldherrn an, so wie auch der Anführer einer großen Räuberbande diesen Titel zu führen pflegte. Ban wird ein mächtiger Fürst genannt, der mit dem Könige gleiche Gewalt besitzt. Er war der Vorsteher der allgemeinen Landtage, welche von dem ganzen Stamm gehalten zu werden pflegten. Zupan heißt ein Distriktsrichter, und der Distrikt, in welchem er seine Gerichtsbarkeit ausübte, wurde Zuppenit (Suppanit) genannt, so wie später auch die Dorfsrichter mit diesem Namen bezeichnet wurden.

Von feststehenden Landesgesetzen wußten die heidnischen Slaven nichts, und das geltende Volksrecht wurde durch herkömmliche Gebräuche oder durch die Orakelsprüche der Priester ausgeübt. Erst das Christenthum gab auch ihnen eine öffentliche Landesordnung und Gesetze, nach welchen die bürgerliche Wohlfahrt der Nation gehandhabt wurde. Vor der Einführung des Christenthums war der Slave entweder dem wilden Zuge der Volksleidenschaft oder der Arglist der Priesterherrschaft Preis gegeben und mußte dem reißenden Strome folgen, in welchem der Aberglaube oder die Gewalt der Umstände den ganzen Stamm mit sich fortriß. Erst das Licht und Recht des

Christenthums brachte Ordnung in das wilde Volksleben hinein, und dämmte die vulkanischen Ausbrüche, durch welche die slavischen Völker sich selbst und ihren Nachbarn so oft die äußerste Gefahr des gänzlichen Unterganges bereiteten.

§. 8.

Es hat in alter und in neuer Zeit nicht an Versuchen gefehlt, um über das vielseitige Gewirr des slavischen Völkerlebens einiges Licht zu verbreiten, und den sichern Faden zu finden, der uns durch die Labyrinthe seiner geschichtlichen Entwicklung glücklich hindurch führt. Dobrowsky, ein gelehrter Böhme, der sich um die Bearbeitung der slavischen Geschichte und Literatur vielfältige Verdienste erworben hat, theilte die zahlreichen slavisch-wendischen Völkerstämme, die im Norden und Osten Europa's wohnen, nach ihren Mundarten, und der Verwandtschaft derselben in antische und slavische, oder östliche und westliche Völkerstämme ab, und immerhin mag diese Eintheilung derselben für den gelehrten Sprachforscher ihre eigenthümliche Wichtigkeit haben, indeß sie dem Bearbeiter ihrer Missionsgeschichte keinerlei Dienst zu leisten vermag. Fruchtbarer dürfte für ihn die Eintheilung derselben seyn, welche Rühs (in seinem Handbuch der Geschichte des Mittelalters S. 783 fg.) nach dem eigenthümlichen Einflusse gemacht hat, welchen das Morgenland auf der einen, und das Abendland auf der andern Seite auf die Cultur und die bürgerliche Verfassung der mitten inne liegenden slavisch-wendischen Völker ausübte. Nach ihm theilt sich die große slavische Völkerfamilie des Ostens nach germanisirten Slaven und nach rein slavischen Völkern und Staaten ab. Diese germanisirten Slaven Europa's zerfallen ihm abermals in norddeutsche und süddeutsche Slavenstämme. Zu den norddeutschen Slaven oder Wenden rechnet dieser sinnreiche Geschichtsforscher, an den äußersten nördlichen Marchen Deutschlands beginnend, das alte

wendiſche Reich, das im Oſten in die Wilſen und Pommern und im Weſten in die Wagrier, Obotriten und Rugier zerfällt, ſo wie die Serben oder Sorben, welche zwiſchen der Sale und Elbe bis an die jetzigen Grenzen von Schleſien und Böhmen, ſich ausdehnten. Die ſüddeutſchen Stämme des germaniſirten Slavenlandes werden in den öſterreichiſchen Herzogthümern Kärnthen, Steiermark und Krain, ſo wie in Böhmen, Mähren und Schleſien angetroffen, denen er noch die lettiſchen Völker beifügt, welche Preußen und Liefland bewohnten. Die rein ſlaviſchen Völker und Staaten, die ſich im tiefen Oſten und Südoſten Europa's angeſiedelt haben, haben im Oſten Litthauen, Polen und Rußland, und in den ſüdlichen Ländern Europa's, den Staaten von Servien, Bosnien, Slavonien, Dalmatien und Kroatien, und der Moldau und Wallachei den Urſprung gegeben, und ſie vollenden den ungeheuren Länderumkreis, welchen die ſlaviſchen Völkerſtämme, von der Elbe bis an das Uralgebirge hin, und vom baltiſchen bis zum adriatiſchen Meere hinab, in Beſitz genommen haben.

Ein unüberſehbarer großer Völkerſchauplatz ſchließt ſich hier vor unſerer Miſſionsgeſchichte auf, vor deſſen Größe die leichten, und oft ſo unſichern Spuren beinahe verſchwinden, welche der Fuß der Boten Chriſti in den verfloſſenen Jahrhunderten auf demſelben zurückgelaſſen hat. Wer mochte es nur von ferne ahnen, daß es der ſchwachen und geringen Zahl der Knechte Chriſti, welche uns die ſlaviſche Miſſionsgeſchichte nennt, jemals gelingen konnte, ein Werk zu vollenden, vor deſſen Größe und Umfang auch der ſtärkſte Glaubensmuth zurückbeben mußte! Und dennoch knüpft ſich die ganze Miſſionsgeſchichte dieſer ungeheuern Völkermaſſe an dieſe wenigen Namen an, und das ſchwache Senfkorn, das ſie auf dem Acker derſelben in der Kraft ihres Gottes ſtill und glaubensvoll ausgeſtreuet haben, zieht ſich fruchttragend, nicht nur von

einem Land und Volke zu dem andern, sondern auch durch die lange Reihe von Jahrhunderten fort, welche seit ihrem Abschiede aus der Welt über ihre Saatfelder dahin geflossen sind.

§. 9.

Höchst verschiedenartig und mannigfaltig war der Einfluß, welchen die christlichen Nachbarländer auf die Bildung der slavisch-wendischen Völkerstämme ausübten, und es fällt der Missionsgeschichte nicht schwer, die Scheidelinie zu bezeichnen, welche das christliche Morgenland auf der einen, und das christliche Abendland auf der andern Seite durch diese ungeheuern Ländergebiete hindurch gezogen hat. Früher und wohlthätiger, als dieß von Seiten der abendländischen Völker der Fall war, tritt in der Geschichte der bildende Einfluß hervor, welchen die morgenländische Kirche auf ihre slavischen Nachbarn von Zeit zu Zeit zu gewinnen suchte. War auch der Kraft-Aufwand nur gering und vielfach unterbrochen, und die Summe von Mitteln scheinbar bedeutungslos, welche die orientalische Kirche aufwendete, um dem christlichen Glauben den Zutritt zu den heidnischen Slaven aufzuschließen, so gebührt ihr doch der gedoppelte, preiswürdige Vorzug, den sie unstreitig vor der abendländischen Kirche voraus hat, daß ihre Glaubensboten zuerst auf dem slavischen Völkergebiete als Arbeiter eintraten, und daß ihre kirchlichen Eroberungen beinahe nie durch gewaltsame Verbreitung des Christenthums und durch Menschenblut befleckt wurden.

Später und erst nach fürchterlichen Kriegsstürmen, trat die abendländische Kirche in die Schranken der Missionsthätigkeit auf dem slavischen Boden ein, und besetzte nach und nach die ganze Linie, die sich von der Elbe bis zum Weichselstrome, und den Weichselstrom hinauf bis zur Donau und zum adriatischen Meere zog. Wie heilsam auch in ihren spätern Folgen die Wirksamkeit war, welche die abendländische Kirche zur Anpflanzung des

Christenthums auf diesen mächtigen Länderumfang ausübte, so werden wir doch nicht ohne Entsetzen die blutgefärbten Furchen gewahren, welche auf diesem Brachacker der Welt derselben vorauszogen, oder sie Schritt für Schritt begleiteten, um dem Saatkorne der himmlischen Wahrheit eine bleibende Stätte auf demselben zu erobern. Was uns indeß den Gräuel der Verwüstung auf diesen Schauplätzen deutscher Missionsthätigkeit für Augenblicke vergessen macht, ist der glückliche Umstand, daß die Quellen dieses Theiles der slavischen Missionsgeschichte ungleich reichhaltiger und klarer fließen, als dieß in den zerrissenen Bruchstücken der Geschichte der morgenländischen Missionarien der Fall ist, und daß wir auf diesem Boden von Zeit zu Zeit die Freude haben, eine vertrautere Bekanntschaft mit dem Sinne und den Arbeiten ehrwürdiger Knechte Christi anzuknüpfen, welche im Dienste ihres göttlichen Meisters ihre Kräfte und am Ende ihr Leben aufgeopfert haben, und als Blutzeugen der Wahrheit in den Jahrbüchern des Christenglaubens heute noch eine ehrenvolle Stelle einnehmen.

Da in den verschiedenen Ländergebieten der slavischen Welt der Lichtfunke christlicher Erkenntniß im Laufe der Jahrhunderte beinahe gleichzeitig angezündet wurde, und sich in einzelnen Völkerkreisen allmählig weiter verbreitete, so müßte es den Faden unserer geschichtlichen Erzählung verwirren, wenn wir es versuchen wollten, entweder nach der Rühsischen Völkerabtheilung, oder nach historischer Gleichzeitigkeit, den stillen Entwicklungsgang der Kirche Christi auf diesen Gebieten darzustellen. Wir ziehen daher den rein geographischen Leitfaden vor; und dieß um so mehr, da er sich zugleich beinahe durchgängig an den geschichtlichen anschließt, und am geeignetsten zu seyn scheint, die Klarheit der Darstellung zu gewinnen, welche gerade hier durch das wechselnde Völkergewirr so leicht Schaden leiden kann.

Wir werden daher an den nahen Ufern der Ens, und der Donau in Oberpannonien unsere Missions-

wanderung beginnen, und durch die östreichischen Herzogthümer, Steiermark, Krain und Kärnthen nach Kroatien, Bosnien, Servien und Dalmatien hinabziehen. Von da werden wir unsere Wanderungen durch die Steppen Bulgariens nach Mähren und Böhmen fortsetzen, und Gelegenheit finden, die ersten Pflanzungen der Kirche Christi im Ungarnlande anzuschauen. Von hier aus wird uns der Weg an der Wolga hinauf durch die ungeheure Länderfläche Rußlands führen. Mittlerweile ist der erste Grundstein der Kirche Christi in Polen gelegt, und ein hoffnungsreiches Gebäude auf demselben aufgerichtet worden, das wir zu betrachten gedenken. Von hier aus zieht sich unsere Missionslinie durch das Sorbenland in Schlesien und Sachsen hindurch, bis wir im Gebiete der Wenden angekommen sind, das uns durch einen Theil von Brandenburg bis an die Grenzen von Holstein, und von da durch das Obotritenland den Weg nach Pommern bereiten wird, wo wir am Weichselstrome, an den Grenzen der heidnischen Preußen, über unsern weitern Reiseplan uns zu verständigen gedenken.

Zweites Kapitel.

Gründung der Kirche Christi in Ober- und Nieder-Pannonien. (Oestreich.)

§. 10.

Illyrien hieß zur alten Römerzeit das Land längs dem adriatischen Meere, bis zur Sau und Donau und den Ufern des schwarzen Meeres hin; und da das Land nahe an Mazedonien und Griechenland angrenzte, so war es von dort aus schon in den frühesten Zeiten des Christenthums von den Boten des Heils besucht worden. Schon der Apostel Paulus konnte der römischen Gemeinde

schreiben, daß er von Jerusalem an, umher bis nach Illyrien hinauf, das Evangelium Christi ausgerichtet habe (Röm. 15, 19.). Bald siedelten sich christliche Gemeinden auf diesem Boden an, und trugen kräftig das Ihrige dazu bei, daß die Erkenntniß des Heils frühe schon am Donaustrome hinauf, bis an die Grenzen von Deutschland, eindrang. Mittlerweile rückten die zahllosen Barbarenhorden aus dem Norden und Osten Asiens fluthend heran, und überschwemmten die Donauländer so gewaltig, daß unter ihren wilden Füßen die kaum erstandene Kirche Christi in diesen Gegenden zu Grunde sank. Indeß hatte der Lebensfunke des Evangeliums unter dem gothischen Volke in Mösien und am Donaustrome sich entzündet, und diese wilden Germanenhorden für die Segnungen des Evangeliums empfänglich gemacht. Die erste deutsche Bibelübersetzung ward nun für das bekehrte Gothenvolk an den Ufern der Donau von Ulphilas ausgefertigt, und durch sie der feste Grund gelegt, auf welchem in den folgenden Jahrhunderten die christliche Bildung der germanischen Völker aufgebaut wurde. Nicht lange hernach ließen sich die Gothen in Italien und Spanien nieder, und siedelten sich bleibend, als ein zum Christenthum bekehrtes Volk, in diesen Ländern an. Zum zweitenmal wurden jetzt die Länderstrecken zwischen der Donau und dem adriatischen Meere von wilden Barbarenhorden überschwemmt; und nur einzelne Trümmer einer zerstörten Kirche blieben aufs neue auf diesem zertretenen Boden übrig. Unter diesen Trümmern einer alten schönen Christenzeit wandelte, in der Mitte des fünften Jahrhunderts, der fromme Severin umher (s Missions-Geschichte II. Bd. 2te Abthlg. S. 308. fg.), um die kleinen Häuflein der übrig gebliebenen Gläubigen zu trösten, und sie aus weiter Zerstreuung, als Saatkorn einer neuen Kirche Christi, zu sammeln.

Um dieselbe Zeit war der wilde Hunnenkönig Attila mit seinem zahllosen Heere in Gallien geschlagen worden, und zersprengte Haufen derselben flüchteten sich in die

Donauländer zurück, um sich hier eine bleibende Wohnstätte aufzusuchen. Bald fingen sie an, als ein eigener Volksstamm unter dem Namen der Avaren, sich unter die zurückgebliebenen Landeseinwohner mit Gewalt einzudringen, die Haufen der Bojoarier über den Ensstrom hinüberzujagen, und im obern Pannonien einen großen Landesstrich in Besitz zu nehmen, dem der Name Avarien gegeben wurde. Während sie von den Kriegsheeren der fränkischen Könige, welche ihr Land durch die Verbreitung der Avaren am Donaustrome bedroht sahen, mit Gewalt vom Westen her zurückgedrängt wurden, waren auch von den Küsten des schwarzen Meeres her mächtige Haufen slavischer Auswanderer in den südlichen Theilen Illyriens, in Dalmatien und Croatien eingerückt, welche sich unaufhaltsam am Sau- und Drau-Flusse hinaufzogen, und unter dem Namen von Servien, Bosnien und Slavonien neue Staaten bildeten. Auf diese Weise wurde Avarien von allen Seiten von Widersachern umzingelt, und in einen ununterbrochenen Kampf verwickelt, der im Laufe des neunten Jahrhunderts demselben den gänzlichen Untergang bereitete, indeß die slavischen Völkerstämme sich bleibend in Pannonien und Illyrien festsetzten.

§. 11.

Schon Columban, als er (um das J. 613) mit seinem Freunde Gallus am Bodensee an der Bekehrung der heidnischen Alemanen arbeitete, hatte den Entschluß gefaßt, zu den Slaven im jetzigen Steiermark und Kärnthen zu ziehen, und würde denselben wirklich ausgeführt haben, hätte nicht, wie sein Lebensbeschreiber Jonas uns erzählt, ein Engel vom Himmel ihn vor der Ausführung seines Entschlusses mit der Bemerkung gewarnt, daß die heidnischen Slaven jener Gegend zur Bekehrung noch nicht reif geworden seyen. Indeß folgte ihm nicht lange hernach sein Schüler Eustasius nach, um den Entwurf seines geliebten Lehrers unter den

Slaven zu beginnen. Allein dieser fand unter den heidnischen Bojoariern im Noricum so viele Arbeit, daß er es für Pflicht hielt, seine Zeit und Kräfte diesem verfinsterten Volke hinzugeben. Wirklich bedurfte es auch einer äußern Vorbereitung, wenn das ungezügelte Slavenvolk in Pannonien in Ordnung gebracht, und den Boten des Heils der Zutritt zu denselben aufgeschlossen werden sollte; und schon hatte der verborgene Rath der Vorsehung die Wege dazu angebahnt. Einem fränkischen Kaufmann, Samo, war es nämlich (um das J. 626) gelungen, bei seinen kaufmännischen Wanderungen unter diesem Volke, nach und nach nach das Zutrauen desselben in so hohem Grade zu gewinnen, daß sie ihn zu ihrem Fürsten erwählten. Samo war so glücklich, seinen Einfluß weithin über die slavischen Ansiedler auszubreiten, und sie durch das gewaltige Ansehen, das er sich unter dem Volke durch seine bessere Bildung zu verschaffen wußte, nach und nach an das Gängelband einer bürgerlichen Ordnung zu gewöhnen. Amandus, der fromme Bischof von Worms, den die Lasterhaftigkeit des australischen Königs aus seinem Kirchensprengel vertrieben hatte, benützte mit freudiger Hingebung die Gelegenheit, welche ihm die Vorsehung bereitete, seine noch übrigen Lebenstage der Bekehrung der Heiden zu widmen. Als er nun hörte, so erzählt uns sein Lebensbeschreiber Baudemon von ihm, daß die Slaven noch in den Stricken der Finsterniß gefangen liegen, und er unter ihnen den Siegeskranz eines Blutzeugen Christi zu erringen hoffte, so machte er sich unverweilt auf den Weg, schiffte die Donau hinab, und wanderte jetzt im Slavenlande von einer Stelle zu der andern, um furchtlos den dortigen Heiden das Evangelium zu verkündigen. Aber nur Wenige derselben waren es, die seinen freundlichen Einladungen zum Reiche Gottes Gehör geben wollten, und nach einigen Jahren kehrte er, des längern Wartens auf ihre Bekehrung müde, nach Austrasien zurück, um von dort aus in den untern Scheldegegenden fruchtbarere

Wirkungskreise aufzusuchen. So war wenigstens der erste Anfang des Missionswerkes unter den Slaven in Ober-Pannonien gemacht, und da und dort in ihrem wilden Kreise ein Saatkorn ausgestreuet worden, das nur günstigerer Zeitumstände, und geduldigerer Pflege bedurfte, um tiefer in den Boden einzuwurzeln, und dem bleibenden Bestehen der Kirche Christi unter diesem Volke eine feste Grundlage zu bereiten.

Mittlerweile war auch für die slavischen Ansiedler im untern Pannonien die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts nicht vergeblich vorübergezogen. Einer ihrer zahlreichen Stämme, die Chrobaten, hatten sich in Dalmatien, an den Ufern des adriatischen Meeres, mit Genehmigung des oströmischen Kaisers angesiedelt, und auf einem Wege, welchen uns die Geschichte nicht nennt, einige Bekanntschaft mit dem Christenglauben gewonnen, die zu noch schöneren Hoffnungen für das Gedeihen der Kirche Christi berechtigte. Allein unversehens wurden sie von den kärnthischen Avaren (um das Jahr 639) in ihrem Lande überfallen, welche ihren Hauptort Salona zerstörten, und, wie die Geschichte erzählt, viele Christen im Lande ums Leben brachten, und Andere gefangen wegführten. Auf die Nachricht von der Niederlage der zerstreuten Christenhäuflein in Dalmatien schickte der Pabst Johannes IV. den Abt Martin (um das Jahr 640) nach Dalmatien und Illyrien, um den unterdrückten Christen daselbst wieder aufzuhelfen und, wo möglich, die Gefangenen aus den Händen der Avaren zu befreien. Martin scheint im Segen unter den dortigen Slaven gearbeitet zu haben; denn nach einer Nachricht, die uns Constantinus Porphyrogenetes (J. 912) in der Lebensbensgeschichte seines Großvaters, des Kaisers Basilius des Macedoniers (Cap. 31), erzählt, ließen sich um diese Zeit viel Chrobaten taufen, und unterzeichneten mit einem Eidschwur ein Versprechen, das sie dem h. Apostel Petrus thaten: „daß sie nie mit den Waffen in der Hand die Nachbargebiete überfallen, sondern mit Jedermann

Frieden halten wollten. Auch legte der römische Pabst einen Bannfluch auf alle Völker, welche es wagen würden, das Gebiet der Chrobaten mit Krieg zu überziehen, unter der Versicherung, daß Gott für sie streiten, und daß der Apostel Christi, Petrus, den Chrobaten den Sieg erkämpfen würde."

Wenige Jahre hernach (im J. 649) wurden noch kräftigere Anstalten getroffen, um der Kirche Christi unter dem Chrobatenvolke aufzuhelfen. Derselbe Kaiser Constantinus erzählt uns nämlich, nur mit wenigen Worten, in der Lebensgeschichte seines Großvaters Basilius: „Der oströmische Kaiser zu Constantinopel, Heraclius, habe durch eine Gesandtschaft zu Rom sich Priester für die slavischen Völkerstämme in Dalmatien und Illyrien von dem Pabste (Martin I., der vom J. 649—655 die päbstliche Würde begleitete) erbeten, und als diese ins Land gekommen waren, einen Erzbischof, einen Bischof, Presbyter und Diaconen aus ihnen erwählt, welche das ganze Chrobatenvolk durch die Taufe zu Mitgliedern der Kirche weihten. Um diese Zeit sey Porga Fürst dieses Slavenstammes gewesen." — Bestimmteres hierüber erzählt P. Farlatus (in seinem Illyrico sacro. Tom. I. pag. 573) über den Hergang der Dinge. „Der Pabst Martin hatte nämlich (im J. 649) den Presbyter Johannes von Ravenna als seinen Legaten nach Dalmatien gesendet, um der wankenden Kirche Christi daselbst durch Rath und That aufzuhelfen. Dieser war, wie die Geschichte erzählt, in seiner Missionsarbeit ungemein glücklich, und wurde zum Lohn seiner Arbeit mit Genehmigung des Pabstes zum Erzbischofe von Spalatum (Salona), und diese Stadt zur Metropole von Dalmatien erhoben. Dieser Johannes setzte nun, vermöge seiner erzbischöflichen Gewalt, einen Bischof, Presbyter und Diaconen in den Christengemeinden Dalmatiens ein, und begründete die christliche Kirche in diesem Lande." Wollen wir dem ebengenannten Constantin Glauben beimessen, so hatten die kirchlichen Einrichtungen, welche um diese Zeit

in Dalmatien umher getroffen wurden, einen mächtigen Umfang. Es werden uns nämlich von ihm die „Städte Nona, Belgrad, Belitzin, Scordona, Chlebena, Stolpe, Zene, Kori und Clapoca“ genannt, in welchen Christengemeinden aufgerichtet und Verkündiger des Evangeliums angestellt wurden. — Constantin setzt zu dieser Nachricht noch weiter hinzu: „Dieses Croatien (Chrobatia) sey mit dem weißen Croatien nicht zu verwechseln: Weiß-Croatien nämlich sey, so wie das Land der benachbarten Servier, ohne die Christentaufe geblieben, bis auf seinen Tag (J. 912—959); auch habe dasselbe keine so zahlreiche Armee, weder an Fußvolk, noch an Reiterei, wie das christliche Croatien, indem es durch die Ueberfälle der Franken und Türken (Ungarn) häufig verheert werde. Ebenso besitze Weiß-Croatien auch keine Schiffe zur Betreibung des Handels, indem es dreißig Tagereisen vom adriatischen, und eben so viele Tagereisen vom schwarzen Meere entfernt liege.„

§. 12.

Doch wir kehren wieder zu den Slaven in Ober-Pannonien zurück. Von hier an bietet sich uns, für einen Zeitraum von etwa hundert und achtzig Jahren, der ungenannte Verfasser einer kurzen Bekehrungsgeschichte der Baiern und der Kärnthner Slaven an („Quomodo Bojoarii et Carantani facti sunt christiani;“ in der Sammlung des Canisius Tom. II. p. 1139), welche um das Jahr 870 geschrieben worden seyn mag; ein Mann, der eben keine tiefe und gründliche Bekanntschaft mit seiner Aufgabe verräth, der aber immer auf ungebahnter Straße, als Reisegefährte aus der alten Welt, willkommen ist. — Mit dem Schlusse des siebenten Jahrhunderts ging Rupert, jener thätige Missionar im Bayernlande, aus dieser Zeit (s. Bd. II. 2te Abthlg. §. 314), ohne den schönsten Wunsch seines Lebens, die Bekehrung der heidnischen Slaven in Steiermark und Mähren, erlangt zu haben. Er war mit der Erlaubniß des bayrischen

Herzogs Theodo auf der Donau hinab bis an die Gränzen von Unter-Pannonien gewandert, um überall die Saatkörner christlicher Erkenntniß auszustreuen, und von dort nach dem berühmten Kloster Lorch zurückgekehrt, um für neue Wanderungen neue Kräfte einzusammeln. Jedoch sollte ihm, in den Tagen seines Lebens, die Freude nicht zu Theil werden, das Licht des Evangeliums über die heidnische Finsterniß jener Gegenden triumphiren zu sehen; aber das segensvolle Vermächtniß, das er der Welt zurückgelassen hatte, die Stiftung des Klosters zu Salzburg, war der Grundstein, den seine Hand legen durfte, um in Bayern sowohl, als im Kärnthnerlande, bis tief nach Unter-Pannonien hinab, die Kirche Christi bleibend zu begründen.

Zuerst sollte noch eine Zeit schwerer Demüthigungen über die slavischen Ansiedler in Pannonien hinüberziehen, ehe ihr wilder Trotz gebeugt, und ihr Herz bereitwillig wurde, den Einladungen zum Reiche Christi Gehör zu geben. Mit dem Anfang des achten Jahrhunderts erneuern sich häufiger die blutigen Kriege, welche die fränkischen Könige und ihre Reichsverweser, und nach diesen der erste deutsche Kaiser, Carl der Große, mit den Avaren und Slaven in Pannonien führten, um dieselben unter das Joch fränkischer Oberherrlichkeit zu beugen. Aber erst im Jahr 796 gelang es Carln dem Großen, das wilde Avarenvolk in einer blutigen Feldschlacht zu überwinden, welche zur Folge hatte, daß einer ihrer Heerführer, Tudon, mit seinem Stamme sich dem deutschen Könige unterwarf, und seine Bereitwilligkeit ausdrückte, sich mit allen seinen Stammgenossen taufen zu lassen. Hierüber entstand ein blutiger Bürgerkrieg unter den Avarenstämmen selbst, die sich wechselsweise aufrieben, um die Ausrottung ihres alten Götterglaubens zu verhindern. An Carls Hofe war über diesen glücklichen Sieg und die Folgen desselben große Freude, und der fromme Alcuin, Carls vertrautester Rathgeber und Freund, schreibt hierüber in einem seiner Briefe (Epist. 112) an

einen angesehenen Mann in Pannonien. „Einen großen Sieg hat unser Volk über die Avaren davon getragen, welcher zur Folge hatte, daß sie Gesandte an unsern König gesendet haben, durch welche sie ihre friedliche Unterwerfung nicht nur, sondern auch ihre Bereitwilligkeit ausdrücken, das Christenthum anzunehmen. Sollte dieß wirklich der Fall seyn, was Gott aus Gnaden verleihen wolle, welcher Knecht Christi sollte sich sodann dem schönen und ehrenvollen Berufe entziehen wollen, des Teufels grausame Herrschaft unter denselben zu dämpfen, damit Christi Reich auf der Erde wachsen möge.“ Carl sorgte dafür, daß diese Eroberung für die Kirche Christi nicht verloren gehen möge. Als er nämlich im Jahr 803 nach Bayern kam, so wurden von ihm alle Anordnungen mit Freuden genehmigt, die sein Sohn Carl schon früher getroffen hatte, nach welchen nämlich das ganze Avarenland, die Drau hinab bis zu ihrem Ausflusse in die Donau, zu der Diözese Salzburg geschlagen, und das ganze Bekehrungsgeschäft in diesem Lande dem frommen Bischof Arno zu Salzburg übertragen werden sollte. Bald wanderten viele Slaven und Baiern in diese Gegenden ein, um ihre friedlichen Wohnungen daselbst aufzuschlagen, und an den kirchlichen Einrichtungen Theil zu nehmen, welche auf Carls Befehl im Lande errichtet werden sollten.

Arno war indeß nach Rom gereist, um dort von dem Pabste Leo das erzbischöfliche Pallium in Empfang zu nehmen. Schon auf seiner Rückreise von Rom hatte ihm Carl einen Boten zugesendet, der ihn beauftragen sollte, unverweilt in das Slavenland an der Donau zu ziehen, die Gesinnungen der dortigen Völker genauer kennen zu lernen, denselben das Evangelium zu verkündigen, und im ganzen Lande umher die kirchlichen Einrichtungen zu treffen, welche das Bedürfniß erheischen sollte. Alsobald eilte Arno diesem neuen Schauplatze seiner christlichen Thätigkeit zu, und nachdem er sich im Slavenlande allenthalben umgesehen, und, so weit es

die Umstände gestatteten, einige Anstalten zum Unterrichte des Volkes gemacht hatte, drückte er gegen den Kaiser den Wunsch aus, daß ein eigener, tüchtiger Mann an die Spitze des Bekehrungswerkes in diesem Lande gesetzt werden möchte. Auf seinen Vorschlag wurde der Bischof Theodorich dazu erwählt, welcher der geeignete Mann zu seyn schien, um, unter Gottes Beistand, das schöne Werk im Slavenlande zu vollenden, das bereits unter so lieblichen Vorbedeutungen daselbst begonnen hatte.

§. 13.

Carl hatte in der Schule der Erfahrung lange genug gelernt, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß im neugewonnenen Avaren- und Slavenlande die kirchlichen Einrichtungen keinen dauerhaften Bestand gewinnen würden, so lange ihnen nicht eine feste bürgerliche Ordnung zur Seite gestellt, und diese von einflußreichen Männern gehandhabt würde, auf deren Treue und Ergebenheit der deutsche Kaiser, als Oberherr, sich verlassen konnte. Es wurde daher von ihm das ganze Land, von der Ens an bis zu den Ufern des adriatischen Meeres hinab, in fünf Markgrafschaften abgetheilt, denen er aus den vornehmsten deutschen Familien fünf Herzoge, Gundram, Wernhard, Albrecht, Gottfried und Gerold, vorsetzte, welche den Auftrag hatten, nicht nur die weiten Landesgrenzen gegen die Ueberfälle feindlicher Nachbarn zu beschützen, sondern auch im Innern des Landes die festgestellte Ordnung, so wie die Abhängigkeit von der deutschen Herrschaft zu bewahren, und den Kirchendienern hülfreiche Hand zu bieten, um ungehindert ihr Bekehrungswerk im Lande treiben zu können. Dieß war unstreitig ein folgenreicher Schritt, den Carl zur Befestigung des kirchlichen Einflusses gemacht hatte, der, vom Erzbisthum Salzburg aus auf das ganze Slavenland, bis zu den Grenzen von Dalmatien hinab, geübt werden sollte. Noch lag bei weitem die größere Anzahl der zahlreichen Bevölke-

rung in heidnischer Finsterniß, und selbst die meisten Führer des Volkes waren nur durch Uebermacht unter die Oberherrschaft des deutschen Kaisers gebeugt, aber noch lange nicht, der Liebe ihres Herzens nach, für die Kirche Christi gewonnen worden. Indeß war durch diese Einrichtungen immer so viel erreicht, daß die Verkündiger des Evangeliums nunmehr gefahrlos im Lande umher ziehen, die lernbegierigen Gemüther in den Wahrheiten des Christenthums unterrichten, da und dort Kirchen und Schulen aufbauen, Lehrer für dieselben bestellen, und dem unwissenden Volke die Gelegenheiten bereiten konnten, mit dem, was zu ihrem Frieden diente, bekannt zu werden. Wirklich machte sich auch der eifrige Erzbischof Arno die willkommenen Veranlassungen, die sein Beruf ihm gab, zu Nutze, um in der Kraft Gottes, und unterstützt durch die weisen Rathschläge seines Freundes Alcuin, mit welchem er einen häufigen Briefwechsel über die Sache führte, das Licht und die Segnungen des Christenthums, so weit es nur immer die Umstände gestatteten, überall im Slavenlande umher, bis an die fernsten Grenzen desselben, auszubreiten. Mit Vergnügen wird der Forscher jener Zeitgeschichte gewahr, daß Carl der Große aus dem drei und dreißigjährigen Unterjochungskriege, den er mit den heidnischen Sachsen geführt hatte, und den nunmehr ein glücklicher Friede schloß, wenigstens die Erfahrung davon getragen hatte, daß die Kirche Christi auf anderem Wege und durch andere Mittel, als dieß im Sachsenlande der Fall gewesen war, unter einem Heidenvolke begründet werden müsse, wenn seine liebende Zuneigung für dieselbe gewonnen werden solle. Wohl mag auch Alcuins weiser Rath, den er mit Würde und Nachdruck so oft dem Kaiser wiederholte, nicht mit dem Schwerte in der Hand, sondern durch die Kraft der Ueberzeugung und wohlthätige Einrichtungen, die heidnischen Nachbarvölker zu bekehren, in der Sache der Avaren und Slaven eine gute Stelle gefunden haben; indem uns die Geschichte

weder von gewaltsamen Maßregeln zur Einführung des Christenthums, noch von Entrichtung der Zehnten spricht, welche die überwundenen Völker an der Donau der Kirche und Priesterschaft abtragen sollten. Vielmehr sollte nun der dargebotene Unterricht, und die Kraft der Ueberzeugung vollenden, was Carls glückliche Siege im Avaren- und Slavenlande begonnen hatten.

Um die überwundenen Völker mit der Errichtung deutscher Markgrafschaften im Lande auszusöhnen, gebrauchte Carl die Vorsicht, daß die slavischen Herzoge unter der Leitung der Markgrafen immer noch eine obrigkeitliche Gewalt über ihr Volk ausüben durften. Die Geschichte nennt uns vier derselben, welche in jenen Tagen das Slavenvolk an der Donau beherrschten, von denen es unbekannt ist, ob, und wie weit, sie die Ausbreitung des Christenthums im Lande begünstigten. Ernst muß es ihnen in keinem Falle mit der Sache gewesen seyn, denn nicht lange hernach brach, in einigen Theilen Pannoniens, eine Empörung aus, bei welcher der Markgraf von Friaul, der die Unterjochung der Avaren am eifrigsten betrieben hatte, und Markgraf Gerold das Leben einbüßten. Indeß konnte doch das begonnene Missionswerk im Lande dadurch nicht zernichtet werden, indem jeder Versuch, den alten Götzendienst wieder empor zu bringen, nur zur Schmach desselben, und am Ende zu seiner gänzlichen Niederlage gereichen mußte.

§. 14.

Nach Carls Tode zeigte sichs bald, daß sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der Fromme, die Zügel des großen Reichs minder glücklich, wie sein Vater, zu führen wußte. Unter seiner langen Regierung (Jahr 814—840) brachen von Zeit zu Zeit in Pannonien immer neue Unruhen aus, wozu sein abtrünniger Sohn Ludwig, welchem bei der Theilung des Reichs Baiern als Erbtheil zugefallen war, durch seine Abneigung gegen seinen Vater nicht wenig beitrug. Indeß hatte doch

das Missionswerk unter den Slaven seinen glücklichen Fortgang, und erweiterte im Stillen die Kreise seiner Wirksamkeit. Urolph, ein frommer Mönch, machte sich auf den Weg, um den Slaven, so wie den angrenzenden Mähren, das Evangelium von Christo zu verkündigen. Sechs Jahre lang (J. 820—826) arbeitete er nicht ohne gesegneten Erfolg unter denselben, und Gott ließ es ihm gelingen, viele Heiden jener Gegenden der Kirche Christi zuzuführen. Nach herkömmlicher Sitte glaubte er nun, vor dem päbstlichen Stuhle zu Rom vom Erfolg seiner Missionsarbeiten Rechenschaft ablegen zu müssen, und er wanderte zu diesem Muttersitze der abendländischen Christenheit, um dort seinen Streitermuth zu stärken, und weitere Verhaltungsbefehle von dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche einzuholen. Eugen II., welcher damals auf dem römischen Stuhle saß (vom J. 824—827), nahm ihn mit Freuden auf, und schickte ihn reichlich belohnt, und mit allen erforderlichen Vollmachten versehen, nach dem slavischen Heidenlande zurück. Noch sind Briefe dieses Pabstes an die Bischöfe und Herzoge von Ober- und Unterpannonien vorhanden (Conc. Tom. VII.), worin er den zurückkehrenden Urolph ihrer Achtung und Liebe empfiehlt. „Derselbe ist, schreibt Eugenius, an die Schwelle des apostolischen Stuhles gekommen, um den neubekehrten Gemeinden, deren Pflege ihm in euren Landen anvertrauet ist, unsern apostolischen Segnungen demüthig zu empfehlen. Aus der Geschichte ist Euch bekannt, wie schon zu der Römer und der Gepiden Zeit, euer Land in sieben bischöfliche Parochien, unter einem Metropolitansitze (Lorch), getheilt war. Wir haben den Urolph als einen gelehrten, im Worte Gottes wohlerfahrnen, und mit allen erforderlichen Eigenschaften ausgerüsteten Mann kennen gelernt, und ihn von unserer heiligen Mutterkirche aus mit der Vollmacht zu Euch gesendet, um nicht bloß in Hunnien, das auch Avarien genannt wird, sondern auch in Mähren, so wie in allen Gebieten von Pannonien und Mösien, als

unser Stellvertreter, der Kirche vorzustehen. Wir haben ihn eben darum zum Erzbischofe der heiligen Kirche zu Lorch ernannt, und ihm nach alter Gewohnheit das Pallium gegeben, das auch seine Vorfahren einst getragen haben. Da wir aber erfahren haben, daß für den Unterricht eurer Völker die wenigen Bischöfe, welche in euern Ländergebieten angestellt sind, lange nicht zureichen, weil es noch große Schaaren von Heiden unter euch gibt, zu welchen, wegen Mangel an Verkündigern, die Erkenntniß Christi noch gar nicht gelangt ist, so haben wir, um das Häuflein der Gläubigen zu mehren, für nöthig erachtet, Euch zu gebieten, dem ehrwürdigen Erzbischofe Urolph jede erforderliche Hülfe zu leisten, und demselben aufgetragen, nach Umständen die Zahl der Bisthümer im Lande zu vermehren."

So war nun die alte ehrwürdige Metropole Lorch aus ihren Trümmern wieder auferstanden, um eine Pflanzschule für die slavischen Völker zu werden, wie sie es früher für die germanischen Barbarenhorden gewesen war. Seit dem letzten Sturme der Völkerwanderung war auch sie, wie so mancher theure Wohnsitz des Christenglaubens in den Donauländern, in einen Aschenhaufen verwandelt worden; und als der fromme Rupert, nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts, das benachbarte Salzburg (das alte Juvavium) wieder zu bauen anfing, lag Lorch noch in seinen modernden Trümmern da. Bonifaz, der Deutschen Apostel, fühlte es tief genug, als er in Baiern die Hand an die Errichtung einer regelmäßigen Kirchenverfassung legte, wie viel die drei letzten Jahrhunderte an der Kirche Christi in den Donauländern zerrüttet hatten, nachdem im ganzen südlichen Deutschland und Ostfrankenlande seit achtzig Jahren keine Synode mehr gehalten worden war. Um das Jahr 798 hatte Carl der Große die Stadt Salzburg zu einer Metropole erhoben, und ihr die bischöflichen Sprengel zugewiesen, welche in früherer Zeit zu dem Erzbisthum Lorch gehört hatten. Indeß hatte sich die Kirche Christi in den Donau-

ländern ansehnlich ausgebreitet, und nach Süden und Osten hin einen täglich wachsenden Umfang gewonnen. Darum wurde vom päbstlichen Stuhle, um dem Missionswerke unter den slavischen Völkern größere Hülfe zu bereiten, für nöthig erachtet, ein zweites Erzbisthum neben Salzburg im Lande aufzurichten, und von den sieben bischöflichen Sprengeln, welche die bisherige Metropole Salzburg in sich gefaßt hatte, so lange vier derselben dem Erzbisthum zu Lorch zuzuweisen, bis auf dem Heidengebiete für die Errichtung neuer Bisthümer Raum gefunden war.

Freilich dauerte die Freude des thätigen Urolph, so wie die des päbstlichen Stuhles, über diese neue Schöpfung nicht lange; denn bald entspann sich Eifersucht und Streit zwischen den Würdeträgern beider Metropole, und der Erzbischof zu Salzburg konnte es nimmermehr vergessen, daß sich Lorch in seinen Metropolitansprengel getheilt hatte. Kaum hatte Urolph die Augen im Tode geschlossen, als der päbstliche Stuhl, um dem öffentlichen Aergernisse ein Ende zu machen, sich genöthigt sah, den Metropolitansitz zu Lorch wieder aufzuheben, und dem Erzbischof von Salzburg seine frühere Diözese zurückzugeben, bis erst im Jahr 937 wieder an die Aufrichtung von Lorch gedacht werden konnte. Kein Wunder, wenn durch Auftritte dieser Art dem Missionswerke unter den Slaven ein unersetzlicher Schade durch die schnöde Eifersucht und den fleischlichen Stolz von Männern zugefügt wurde, deren vornehmstes Bestreben billig darin bestehen sollte, nach der Vorschrift des Weltheilandes vor Allem nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit zu trachten, in der gewissen Zuversicht, daß ihnen auf diesem Wege alles Uebrige, was noth thut, zufallen werde. Von jetzt an brachen aufs neue traurige Zeiten für die Missionsgebiete in den Slavenländern der Donau ein; indem nicht nur die Slaven selbst der Verbreitung des Christenthums unter ihrem Volke größern Widerstand, als zuvor, in den Weg legten, und theilweise wieder in

das väterliche Heidenthum zurückfielen, sondern auch nicht lange hernach (um das J. 889) die wilden Ungarn ihre grausamen Verheerungen im Lande verübten, und der Kirche Christi in demselben blutende Wunden schlugen, welche nicht sobald wieder geheilt werden konnten.

§. 15.

Unter diesem Sturme der Zeit machte dennoch das Missionswerk unter den slavischen Einwohnern seine zwar langsamen aber stillwachsenden Fortschritte, indem mehrere der salzburgischen Erzbischöfe es sich ernstlich angelegen seyn ließen, hülfreiche Hand zur Förderung des Werkes zu bieten. Unter diesen zeichneten sich besonders Adalram und Luitpram aus, welche nach einander (vom J. 821 bis zum J. 859) die erzbischöfliche Würde zu Salzburg bekleideten. Da das Bedürfniß es erforderte, so wurde ein eigener Landbischof (Regionarius) von ihnen aufgestellt, dem das besondere Geschäft übertragen war, für die Anpflanzung und Erweiterung der Kirche Christi im Slavenlande Sorge zu tragen, und die erforderlichen Anstalten hiezu zu treffen. Drei dieser Landbischöfe, Theodorich, Otto und Oswald, werden uns in der Geschichte jener Tage als Knechte Christi genannt, welche in diesem Beruf ihre Kräfte aufgeopfert haben; und obgleich die Geschichte nichts Umständliches von ihrer Wirksamkeit, und dem Erfolg derselben aufbewahrt hat, so wollen wir dennoch gerne hoffen, daß ihre Namen im Buche des Lebens eingezeichnet stehen.

Um diese Zeit trug sich in dem benachbarten Mähren, das gleichfalls von Slavenvölkern bewohnt war, und mit den kärnthischen Einwohnern in vielfacher Berührung stand, eine Geschichte zu, welche in ihren Folgen für die Entwicklung des Bekehrungswerkes unter den Slaven von großer Wichtigkeit war. Zwei Herzoge, Moymar und Privinna, welche in Mähren regierten, wurden mit einander uneins, und Letzterer sah sich genöthigt, aus dem Lande zu fliehen, und bei Ratbod, dem kärnthischen

Markgrafen, welchem damals allein die Bewachung der deutschslavischen Grenzen anvertraut war, (J. 828) eine Zufluchtsstätte aufzusuchen. Ratbod nahm ihn freundlich auf; und bald wurde Privinna im Wasser des Treismaflusses an den südlichen Ufern Bayerns durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufgenommen. Um ihn für diesen Anschluß an das deutsche Reich und die deutsche Kirche gebührend zu belohnen, hatte ihm der Kaiser Ludwig II. (der Deutsche) einen beträchtlichen Länderstrich in Nieder-Pannonien, zwischen dem Sau und Draufluſſe, übertragen, den er als Vasall des deutschen Kaisers beherrschen sollte. Privinna glaubte, für dieses großmüthige Geschenk dankbar seyn zu müssen, und ließ es sich nun angelegen seyn, aus allen Kräften an der Beförderung der Kirche Christi in jenen Gegenden thätigen Antheil zu nehmen, und den Missionsarbeiten der salzburgischen Erzbischöfe Handreichung zu thun. Er selbst legte zuerst in der Nähe der Stadt Cilly in Unter-Pannonien, in einer waldigen Gegend, einen Wohnort an, sammelte Schaaren slavischer Colonisten um sich her, denen er bald eine Kirche erbaute, (J. 850) welche der Erzbischof Luitpram, in Gegenwart der angesehensten Männer jener Gegend, einweihte, und welcher er den Dominicus als Presbyter vorsetzte. Privinna war hierüber, so wie sein Sohn Hezilo hoch vergnügt, und sie ließen es nicht daran fehlen, diese neuerrichtete Kirche mit den erforderlichen Grundstücken zu begaben. Bald verbreitete sich in dem Lande umher das allgemeine Verlangen unter den Einwohnern, ähnliche Gotteshäuser in ihren Gegenden zu besitzen; und die alte Geschichte nennt uns aus jenen Tagen eine große Anzahl kleiner Städte und Dörfer mit Namen, in welchen Kirchen aufgerichtet, und denen Presbyter, in größern oder kleinern Kirchensprengeln, vorgesetzt wurden (s. Assemani Kalendaria Vol. III. S. 78 fg.). Einige dieser Namen sind Dudlepin, Usitin, Keusi Beaten Chirchen, Steppile Perch, Lindolves Chirchen, Isan-Grimes Chirchen,

Ötachers Chirchen, Palprumes Chirchen; auch wurden an vielen andern Stellen Kirchen aufgerichtet, wo es immer, wie die alte Urkunde sagt, den Einwohnern wohlgefiel. Privinna und sein Sohn Hezilo, nahmen an diesem Geschäfte den thätigsten Antheil. Es wurden überall im Lande umher Priester und Diaconen zum Unterricht des Volkes aufgestellt, und während zum Aufbau der Kirchen das schon damals reich gewordene Salzburger Stift die nöthigen Mittel darbot, ließ es Privinna an reichen Vergabungen von Güterstücken nicht fehlen, welche den Ortskirchen für ihren künftigen Unterhalt angewiesen wurden. Das war eine segensreiche Zeit für die Kirche Christi in den Slavenländern der Donau; und obgleich es den christlichen Lehrern, so wie dem Volke fast durchgängig an richtiger Erkenntniß der Heilswahrheiten, so wie an den erforderlichen Unterrichtsmitteln des Christenthums, gebrach, so lag doch dem ganzen Beginnen eine einfältig fromme, und eben darum von Gott gesegnete Absicht zu Grunde, welche freilich bei dem Herzoge Privinna, und seinem Sohne, lauterer und unbefangener, als bei den salzburgischen Erzbischöfen in der Geschichte hervortritt, bei denen die Erweiterung ihres Kirchensprengels und ihrer eigenen Herrschaft einen großen Einfluß auf die emsige Thätigkeit gehabt zu haben scheint, mit welcher sie Privinna's frommes Werk unterstützten. Diesem Luitpram hat die alte Geschichte (s. Hansitz in seiner Germania sacra Tom. II. S. 128) das Zeugniß beigelegt: „Er selbst durchwanderte die ungeheuern Provinzen, welche der geistlichen Pflege des Erzbisthums zu Salzburg anvertraut waren, und besonders diejenigen Theile derselben, die noch wild und unangebaut waren. Dieß that er unter dem Schutze der Präfekten, welche diese Provinzen verwalteten, und deren Anzahl jetzt größer war, als zuvor; denn, da nicht lange vorher ein einziger Grenzwächter, der Markgraf von Friaul aufgestellt war, so wurde man durch vielfachen Schaden belehrt, daß ein einziger Mann zur Leitung und Bewahrung

dieſer großen Provinzen nicht zureiche, welche, bis nach Iſtrien und Liburnien hinab, über einen großen Theil des mittelländiſchen Dalmatiens ſich ausdehnten. Als nun die Bulgaren (im J. 827) in Pannonien einfielen, und ungeſtraft das ganze Land umher verheerten, ſo wurde die ganze Mark in vier Grafſchaften abgetheilt.“ So weit dehnte ſich um dieſe Zeit der ſalzburgiſche Sprengel aus; und der geiſtliche Oberhirte deſſelben hatte genug zu thun, wenn in einem Lande, das noch meiſt von Heiden bewohnt war, auch nur einige vorbereitende Schritte zur allgemeinen Verbreitung des Chriſtenthums unter dem Volke gemacht werden ſollten.

§. 16.

Auch Moymar war in ſeinem Gebiete, welches das Herzogthum Mähren, mit einem großen Theile des Kärnthnerlandes, in ſich faßte, für die Anpflanzung des Chriſtenthums unter den Einwohnern nicht unthätig. Seit dem der Pabſt Eugenius II. ihm (im J. 825) einen eigenen Biſchof, den Urolph, zugeſendet, und dieſen während ſeiner Lebzeiten zum Erzbiſchof von Lorch erhoben hatte, ließ es der wackere Urolph an Fleiß und Eifer nicht fehlen, um ſeinem neuen erzbiſchöflichen Sprengel die möglichſten Erweiterungen zu verſchaffen. Noch findet ſich ein Schreiben des Pabſtes Eugen II. (ſ. Labbei Concil. Tom. VII. p. 1542), welches an die Biſchöfe Rathfred in Faviana (Wien), an Methodius, den Biſchof der Kirche zu Speculum Julienſe (der alte Aventinus hält es für Olmütz), an Alewin von Nitrawa und Anno von Vetuara (Wellihrad, dem Sitz der mähriſchen Herzoge) gerichtet iſt, und worin er ihnen meldet, daß Urolph, der ſie durch ſeine Predigt zu Söhnen Gottes gezeugt, nicht nur in den gedachten Ländern, ſondern auch in Pannonien und Möſien von ihm beſtellt worden ſey. Iſt dieſes Schreiben ächt, (und keine zureichende Gründe ſprechen dagegen) ſo ergibt ſich aus demſelben, daß auch auf den öſtlichen Ufern

der Donau, so wie auf den westlichen, innerhalb dieser Zeit die Kirche Christi ansehnliche Erweiterungen fand, und daß, noch ehe 35 Jahre später die beiden ehrwürdigen Sendboten der griechischen Kirche, Cyrillus und Methodius, in Mähren das Evangelium verkündigten, schon von Seiten der römischen Kirche die ersten Grundlagen zu derselben im Lande gelegt worden waren.

Allein diese lieblichen Saatzeiten dauerten nicht lange; denn es kam der Feind, und säete Unkraut auf den Acker, und ging davon. Nach Luitpram wurde Adalwin (vom J. 859—872) auf den erzbischöflichen Stuhl zu Salzburg erhoben, und es stand nicht lange an, so entstanden mannigfaltige Zwistigkeiten zwischen dem erzbischöflichen Stuhle in Salzburg und den slavischen Landbischöfen, welchen die stolze Oberherrschaft der salzburgischen Geistlichkeit beschwerlich fiel. Sie rissen sich daher, nicht lange hernach, vom Einflusse derselben gänzlich los, um sich näher an die mährische Kirche anzuschließen, welche nicht bloß die gleiche Nationalsitte, sondern auch die gleiche Volkssprache mit ihnen theilte. Adalwin fand für nöthig, in den Landeskirchen, die bisher zu seinem Kirchensprengel gehört hatten, die bischöfliche Würde einzustellen, die Leitung des Ganzen allein zu übernehmen, und den Richapald als Archipresbyter im Slavenlande anzustellen, welcher unter seiner unmittelbaren Leitung die Angelegenheiten der Kirche daselbst besorgen sollte. Er selbst entschloß sich, wenige Jahre hernach (J. 865), eine Reise im Slavenlande umher zu machen, um den Zustand der Kirche daselbst genauer kennen zu lernen, und die nöthigen Anordnungen zu ihrer Erhaltung und weitern Ausbreitung zu treffen. Der fromme Privinna hatte indeß unter den Händen mährischer Meuchelmörder sein Leben eingebüßt, (J. 861) und sein Sohn Hezilo die Regierung des Landes übernommen. Zu ihm kam Adalwin auf seinen Wanderungen in die neue Residenz Moseburch, die er sich erbaut hatte, und Hezilo, der Erbe des frommen

Sinnes seines Vaters, ging ihm bei der Aufrichtung neuer Christengemeinden und Kirchen im Lande umher bereitwillig an die Hand. So wurden in jenen Tagen im Gebiete von Witcimar, bei Orcabu, bei Werde, bei Spihuhn und Frimberch, so wie in andern Gegenden mehr, Kirchen aufgerichtet, und Presbyter bei jeder derselben angestellt, welche unter der Leitung des Archipresbyters ihr Geschäft führen sollten.

Schon waren 75 Jahre vorübergeflossen (vom Jahr 796—871), seitdem Karl der Große dem Erzbischofe Arno zu Salzburg und seinen Nachfolgern, das Bekehrungswerk in den slavischen Ländern von Pannonien und die Leitung der Kirche daselbst aufgetragen hatte. Viel war, unter dem Beistande Gottes, innerhalb dieses Zeitraumes für den Aufbau der christlichen Kirche unter den Slaven geleistet worden; und von den Grenzen Bayerns an, bis zum Laufe des Saufluſſes und die äußersten Grenzen der Mark hinab, hatte da und dort die Erkenntniß des Heiles eine bleibende Wohnstätte gefunden. Wohl wäre der Einfluß des Salzburger Erzbisthumes auf die Bildung des Slavenvolkes noch ausgebreiteter und heilsamer gewesen, hätten nicht manche Oberhirten desselben ein fleischlicher Dünkel, so wie die verblendete Hartnäckigkeit in ihren Unternehmungen geleitet, die bekehrten Slavenvölker, die ihrem National-Charakter nach mehr dem Morgen- als dem Abendlande angehörten, an die Sprache sowohl als an das kirchliche Ritual der abendländischen Kirche anzufesseln, und alles darauf anzulegen, die Sprache ihrer Väter zu verdrängen, und sie in ihren kirchlichen und bürgerlichen Verhältnissen in ein deutsches Volk umzuwandeln. Solches Beginnen konnten die Slaven nicht länger ertragen, und als nun (seit dem Jahr 865) die beiden Glaubensboten der griechisch-orientalischen Kirche, Cyrillus und Methodius in dem benachbarten und volksverwandten Mähren festen Fuß gefaßt, das Wort Gottes in die slavische Sprache übersetzt, und von dem römischen

Stuhle die Gestattung erhalten hatten, in Mähren die öffentlichen Gottesdienste in der slavischen Volkssprache halten zu dürfen, so fiel ihnen in kurzer Zeit alles Volk in Unterpannonien zu, und der salzburgische Archipresbyter Richapald sah sich bald genöthigt, das Land zu verlassen, und sich in seine Klosterzelle zu Salzburg zurückzuziehen, weil, wie die alte Urkunde sich naiv hierüber ausdrückt (s. Assem. Tom. III. S. 81), „ein gewisser Grieche, Namens Methodius, der kurz zuvor eine slavische Buchstabenschrift erfunden, und jetzt durch Einführung der Volkssprache beim Gottesdienst die autorisirte lateinische Kirchensprache und Kirchenlehre mit philosophischem Dünkel überflügelt hatte, dem ganzen Volke die Messen, Evangelien und das kirchliche Ritual, das bisher in lateinischer Sprache gefeiert worden war, verächtlich zu machen sich bemühte."

§. 17.

Von diesem Zeitpunkte an fließt das Bekehrungswerk in den slavischen Donauländern mit der mährischen Missionsgeschichte zusammen, und wir werden später Gelegenheit finden, noch einmal auf dasselbe zurückzukommen. Wir eilen daher zu den Ufern des adriatischen Meeres, nach Dalmatien und Croatien hinab, um dort den Faden des slavischen Bekehrungswerkes aufzufassen, den wir oben (S. 34), nach den ersten Missionsanfängen unter der Regierung des dalmatischen Herzogs Porga (J. 641), hatten fallen lassen. Die lange Reihe von Herzogen, von seiner Zeit an bis auf den Herzog Sedeslav herab, welcher im Jahr 878 zum Herzog von Dalmatien und Croatien mit Hülfe des oströmischen Kaisers erhoben worden war, bietet für unsere Missionsgeschichte nichts dar, woraus wir den Fortgang des gesegneten Werkes erkennen könnten. Es war ein Zeitraum mannigfaltiger Veränderungen, durch welche die slavischen Einwohner hin und her getrieben wurden, und die für das Gedeihen der Kirche Christi in ihrer Mitte

keineswegs günstig zu seyn schienen. Der schon öfters genannte Constantinus Porphyrogenetes bemerkt in einer seiner Schriften (De adm. imp. Cap. XXX.) über diesen Zeitraum: „Nachdem die slavischen Schaaren in das Land eingewandert waren, nahmen sie alle Gebiete Dalmatiens in Besitz; indeß die römischen Städteeinwohner, welche bisher das Land inne gehabt hatten, sich auf die Inseln zurückzogen, und daselbst niederließen. Da sie aber täglich von den eingewanderten Heiden angefallen, und dem Untergang nahe gebracht wurden, so verließen sie die Inseln, und suchten abermals auf dem Festlande eine Sicherheitsstätte auf. Sie wurden aber von den Chrobaten (slavischen Croaten) daran gehindert, weil sie ihnen bis jetzt noch keinen Tribut bezahlt, sondern denselben bisher dem oströmischen Prätor entrichtet hatten. Da ihnen nun in solchem Zustande am Ende das Leben unerträglich wurde, so wandten sie sich an den Kaiser Basilius, und machten ihn mit ihrer großen Noth bekannt. Dieser Kaiser gab ihnen den Rath, den Tribut, den sie bisher an den Prätor abgegeben hatten, künftig den slavischen Fürsten einzuhändigen, und zum Zeichen ihrer fortdauernden Vasallenschaft dem oströmischen Prätor nur eine geringe Summe zu bezahlen.“ Nun nennt Constantin die Namen der verschiedenen Städte Dalmatiens, welche diesen Tribut entrichteten, und fügt (Cap. XXIX) über den Uebertritt der Slaven zum Christenthum, weiter hinzu: „Seit der Regierung des römischen Kaisers Heraclius (im J. 641 und demnach unter der Regierung des obengenannten Porga) hatten sich die Einwohner Dalmatiens, so wie die benachbarten Völkerstämme, die Chrobaten, die Serbler, die Zachluniten, die Serbunioten, die Canaliten, die Diocletianer und Arentaner, welche sämmtlich noch Heiden sind, der oströmischen Herrschaft entzogen, indem das römische Reich, bei der gänzlichen Erschlaffung seiner Regenten, in den letzten Todeszügen lag. Daher kam es, daß die Städtebewohner Dalmatiens, so wie

alle benachbarten Völker, das römische Joch abschüttelten, und von nun an, als Freie, nicht länger fremden, sondern ihren eigenen Gesetzen gehorchen wollten. Fürsten haben diese Völkerschaften keine, sondern Zupane (Aelteste, Graven), so wie alle übrigen slavischen Völker. Die meisten dieser Slaven wollten von der Christentaufe nichts wissen; als aber der Kaiser Basilius (vom Jahr 868—886) den Thron zu Constantinopel bestieg, so schickten die Slaven Gesandte an ihn, mit der Bitte, daß diejenigen unter ihnen, welche die Taufe noch nicht empfangen hatten, getauft, und sie, wie ursprünglich, für Unterthanen des römischen Reiches gehalten werden möchten. Ihren Bitten gab der glorreiche Kaiser Gehör, und schickte einen Gesandten (βασιλικὸν) und Priester, welche alle diejenigen Slaven, die unter den obgenannten Völkern noch nicht die Taufe empfangen hatten, taufen sollten. Er gestattete den Getauften zugleich, nach eigener freier Wahl Fürsten aus ihrer Mitte zu erwählen, denen sie gerne folgten. Die Heiden aber, welche in der Römersprache Arentaner genannt werden, mußten in unzugängliche Gegenden des Landes fliehen, um der Taufe auszuweichen. Endlich schickten auch diese Gesandte an den genannten Kaiser, und baten um die Christentaufe; und ihre Bitte wurde von Geistlichen, die zu ihnen gesendet wurden, erfüllt.“ Aus dieser geschichtlichen Darstellung des Constantin geht hervor, daß die Anzahl der Slaven, welche unter Porga's Regierung sich hatten taufen lassen, nur erst gering war; daß das Häuflein der Christen, von der Mitte des siebenten bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts, nur unbedeutend anwuchs; daß der allgemeine Uebergang der slavischen Völker in den Ländern Dalmatiens erst nach der Mitte des neunten Jahrhunderts, unter der Regierung des Kaisers Basilius, geschah; und daß sie eben darum, weil sie von griechischen Priestern getauft worden waren, für Mitglieder der griechisch-orientalischen Kirche mit Recht gehalten wurden.

§. 18.

Allgemeine Bekehrungsversuche dieser Art, vermittelst der Taufe, haben wir schon oftmals in unserer Missionsgeschichte angetroffen, ohne die Zustimmung des Evangeliums für sie, und einen bedeutenden Werth für das Reich Christi in denselben gefunden zu haben. Diese hatte vor vielen ähnlichen wenigstens den Vorzug voraus, daß sie freiwillig und ganz unblutig war; und auch nicht unvorbereitet vorgenommen wurde. Nicht nur hatte sich schon zweihundert Jahre früher, unter Porga's Regierung, da und dort ein Christenhäuflein im Lande gesammelt, das indeß vom herrschenden Heidenthum auch darum nicht ganz verschlungen werden konnte, weil immer noch manche griechische Colonisten im Lande umher wohnten, welche dem Glauben ihrer Väter getreu geblieben waren, sondern es hatten auch 40 Jahre zuvor, unter der Regierung eines gewissen Porinus, nach einem blutigen Krieg mit dem Kaiser Ludwig dem Deutschen, Andere die Taufe angenommen, und sich zur Gemeinschaft mit der Kirche bequemt. Aber viel allgemeiner, als die frühere, war die Bekehrung, welche unter Basilius, dem Macedonier, (innerhalb der Jahre 870—876) geschah, obgleich immer noch viele Götzendiener im Lande zurückblieben, welche erst später, und nach und nach, an die herrschende Landeskirche sich anschlossen.

Nicht lange nach diesem merkwürdigen Auftritte wurde von dem Volke, mit Genehmigung des Kaisers Basilius, Sedeslav zum Fürsten des Landes erwählt (im J. 878), welcher einen beträchtlichen Länderumfang beherrschte. Dalmatien hatte in jenen Tagen, nach der Versicherung des Dandalus (in seinem Chronicon Venetum, ed. Muratorii scriptor. rer. ital. Tom. XII. p. 183), von Osten Macedonien, von Westen Istrien, von Mittag das adriatische Meer, und von Norden Niederpannonien zur Gränze, und dehnte sich von der Trine bis an die Ufer der Save aus. Es war natürlich, daß der päpstliche

Stuhl zu Rom diesen Zuwachs der griechischen Kirche, der ihr in Dalmatien und Croatien zugefallen war, nicht mit gleichgültigen Augen betrachten konnte. Schon hatte sich die Eifersucht zwischen Rom, und dem Patriarchenstuhl zu Constantinopel, auf einen hohen Grad gesteigert; und war erst kürzlich durch den Umstand aufs neue gereitzt worden, daß griechische Missionarien unter den Bulgaren und Mähren freundlichen Zutritt gewonnen, und ihre Bekehrungen weithin in diesen Ländern ausgedehnt hatten. Der Bulgarenkönig selbst, Michael, war zum Christenthum übergetreten; und die griechische Kirche schien, mit glücklichem Erfolg, ihre Bekehrungsversuche unter den slavischen Stämmen bis in das Herz von Deutschland, zu erweitern.

Unter solchen Umständen that es, nach dem Dafürhalten des Pabstes Johannes VIII. zu Rom (vom Jahr 872—882), Noth, einen Schritt zu thun, um an diesem Zuwachs der christlichen Kirche unter den Slaven wenigstens einigen Antheil zu gewinnen. Der Pabst glaubte schon darum ein unbestreitbares Recht an denselben zu haben, da die zweihundert Jahre früher vom päbstlichen Stuhle ausgesendeten Missionarien den ersten Anfang mit dem Bekehrungswerke in Dalmatien gemacht hatten, und der salzburger Sprengel sich bereits bis zum Sau-Fluße hinab und bis nach Mähren hinein, erstreckte. Ein päpstlicher Legat wurde demnach an Michael, den König der Bulgaren abgesendet, und dieser Umstand bot eine willkommene Gelegenheit dar, auch dem neuen Fürsten von Dalmatien eine freundliche Zuschrift von Seiten des päpstlichen Stuhles zukommen zu lassen, und ihn gelegentlich an alte Zeiten und Verbindungen zu erinnern. „Der Ruf deiner Gütigkeit, so schreibt Johannes VIII. an Sedeslav (im Anfang des Jahres 878), so wie deines frommen Eifers für Gott, ist bis zu uns gekommen, und wir trauen dir mit Zuversicht zu, daß du, aus Liebe zu den heiligen Aposteln, unsrem Legaten, den wir an das Bulgarenvolk abgesendet haben,

ein sicheres Geleit bis zu unserem geliebten Sohn, dem glorreichen Könige Michael, geben, auch ihn mit allem, was für die Reise erforderlich ist, versehen wirst (Concil. Tom. IX. p. 114.)." Es wird in diesem Schreiben nur kürzlich angedeutet, daß die neubekehrten Christen Dalmatiens schon früher den christlichen Glauben angenommen hätten, und das Uebrige dem mündlichen Vortrag des Legaten überlassen. Der Faden war zart genug gesponnen, und es bedurfte nur einer freundlichen Rückantwort von Seiten des Fürsten von Dalmatien, um ein größeres Gewebe an denselben anzuknüpfen.

§. 19.

Sedeslav ermangelte nicht, noch in demselben Jahre (878) den Brief des Pabstes zu beantworten, und sein Schreiben durch einen seiner Presbyter, Johannes, unverweilt nach Rom überbringen zu lassen. Auch einer seiner Bischöfe, Theodosius von Nona, hatte diese Gelegenheit ergriffen, um, im Namen der Kirche Dalmatiens, dem Papst Johannes VIII. seine tiefe Ehrfurcht auszudrücken. Indeß starb Sedeslav unerwartet schnell, noch in demselben Jahr, und zwar, wie Dandalus vermuthet, eines gewaltsamen Todes; und Branimir ergriff, als Herzog von Dalmatien, die Zügel der Regierung, während der Presbyter Johannes zu Rom verweilte. Die Antworten auf diese erfreulichen Briefe blieben von Rom nicht lange aus. Schon im Sommer des Jahres 879 erließ der Pabst ein Schreiben an alle Geistlichen und das ganze Volk Dalmatiens, worin es unter anderm heißt: „Aus dem Briefe eures Fürsten Branimir, welchen der ehrwürdige Presbyter Johannes uns überbrachte, haben wir nicht nur seinen frommen Sinn, sondern auch die Aufrichtigkeit eures Glaubens, so wie die Liebe erkannt, welche ihr zu dem heiligen Petrus, dem Fürsten der Apostel, und zu uns im Herzen traget. Auch hat es uns mit großer Freude erfüllt, wahrnehmen zu dürfen, wie ihr, geliebtesten

Söhne, zu der heiligen, römischen Kirche wieder zurückzukehren begehret, von welcher, wie ihr wohl wisset, euere Vorfahren die honigsüßen Lehren der göttlichen Predigt empfangen haben.“ Sichtbar deutet der Pabst auf die Zeit zurück, in welcher, zweihundert vierzig Jahre früher, der Missionar Martin von Rom aus nach Dalmatien gesendet worden war, und setzt stillschweigend voraus, was keineswegs der Fall war, daß das ganze slavische Volk seit dieser Zeit dem Götzendienst entsagt, und zum Christenthum sich bekannt habe, und daß es jetzt billig sey, daß sie mit dankbarem Sinne zu der Mutterkirche zurückkehren, von welcher sie die Botschaft des Heils zuerst empfangen hätten.

Auch dem geliebten Sohne, Branimir, wurden durch denselben Presbyter Johannes, mehrere Briefe zugesendet. Der erste derselben ist noch an Sedeslav gerichtet, da die Botschaft seines Todes noch nicht nach Rom gekommen war. Ihm schreibt Johannes VIII.: „Aus deinen Briefen haben wir mit großer Freude deinen Glauben, so wie deine aufrichtige Hochachtung gegen die Kirche der heiligen Apostel und gegen uns, vernommen. Du bekennst dich darinnen, als ein geliebter Sohn gegen den heiligen Petrus, so wie gegen uns, die wir seine Stelle auf Erden vertreten, und wünschest in allen Stücken dich treu und gehorsam zu erzeigen. Wir danken dir aufs innigste für diesen Ausdruck deiner Gesinnungen, der deines Adels würdig ist, und umfassen dich mit väterlicher Zärtlichkeit, als einen geliebten Sohn, der in den Schooß seiner Mutter, der apostolischen Kirche, wieder zurückkehrt, aus dessen lauterem Quell deine Vorfahren den süßen Strom des göttlichen Wortes getrunken haben.“ Indessen war die Botschaft von Sedeslav's Tode nach Rom gekommen, welche der Bischof Theodosius von Nona selbst überbracht hatte, und der Pabst sah sich veranlaßt, in demselben Sinne, wie den verstorbenen Sedeslav auch den neuen Fürsten Dalmatiens, als einen zurückkehrenden Sohn der Kirche, zu begrüßen.

Auch an den Bulgarenkönig, Michael, brachte Theodosius ein Schreiben, worin sich der Pabst ausdrücklich darüber beschwert, daß er es bis jetzt unterlassen habe, seinem gegebenen Versprechen gemäß, Gesandte nach Rom zu schicken. So ward mit schlauer Hand der Boden vorbereitet, aus welchem die böse Wurzel der Zwietracht leicht und bald hervorwuchs, und zum Aergerniß der christlichen Völker, und zum großen Schaden des Bekehrungswerkes die weite Kluft befestigte, welche zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche und ihren Vorstehern immer sichtbarer ans Licht tritt. Statt gemeinschaftlich darauf Bedacht zu nehmen, den neubekehrten slavischen Völkern mit den lautern Bildungsmitteln des Christenthums zu Hülfe zu kommen, und den tausendfachen Bedürfnissen des Unterrichtes zu begegnen, welche unter Völkern statt finden mußten, die kaum erst zum Glauben an Jesum herzugeführt worden waren, um sie in ein Licht der Welt, und in ein Salz der Erde umzuschaffen, glaubte der hierarchische Ehrgeiz in der Bekehrung der slavischen Völker nur die willkommene Gelegenheit gefunden zu haben, seine unersättliche Herrschbegierde zu befriedigen, und die Grenzen seiner Herrschaft unter den Völkern der Erde immer weiter auszudehnen. Ehrgeizigen Berechnungen dieser Art folgt indeß immer die gerechte Strafe Gottes auf dem Fuße nach, und während der päbstliche Stuhl bis vor die Thore Constantinopels hin, sein fleischliches Regiment auszudehnen wähnte, gerieth er unversehens in Gefahr, innerhalb der Mauern seiner eigenen Residenz von den Heiden erdrückt zu werden. Mitten im tiefen Frieden, welchen die Donauländer seit langer Zeit genossen hatten, rückten die wilden Ungarn (im J. 900) in Kärnthen und Pannonien ein, und verwüsteten Mähren und Böhmen; die beiden Markgrafen Gottfried und Eberhard büßten in einer blutigen Schlacht das Leben ein, Kärnthen und Steiermark wurden ausgeplündert, die Geistlichen dieser Länder flohen in allen Richtungen davon,

das Land der Bulgaren bis zum adriatischen Meere hi u ward eine Beute der Sieger, und selbst Rom zitterte vor einem grausamen Feinde, welcher Tod und Verderben über alle Länder Europa's zu verbreiten drohte. Wer vermag in das heilige Gericht der geheimnißvollen Weltregierung Gottes hineinzuschauen, und die verborgenen Gänge des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß zu entfalten, durch welche im Laufe der Jahrhunderte, nach der Verheißung des wahrhaftigen Gottes, die allgemeine Herrschaft des Reiches Christi auf Erden angebahnt und vollendet werden soll.

§. 20.

Indeß war dennoch ein so fester Grund der Kirche Christi in Dalmatien gelegt worden, daß die Stürme der Zeit dieselbe nicht weiter zu überwältigen vermochten. Es war dem päpstlichen Stuhle gelungen, ihre Abhängigkeit von demselben, so wie die Einführung des abendländischen Ritus bleibend fest zu stellen, während er es der Klugheit gemäß hielt, auch der Kirche Dalmatiens und Illyriens, so wie der mährischen und böhmischen Kirche, statt der lateinischen Sprache, den Gebrauch der slavischen Bibel-Uebersetzung, so wie der slavischen Sprache, beim Gottesdienste zu gestatten. Dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, daß die christliche Kirche in diesen volkreichen Ländern, nach allen Richtungen hin, sich weiter auszubreiten vermochte. Schon wurden in der Mitte des 11ten Jahrhunderts zwei ansehnliche Metropole, Salona und Antibaris, mit einer großen Anzahl bischöflicher Sprengel gezählt, welche eine geregelte Kirchen-Verfassung umschloß. Freilich fehlte es nicht an mannigfaltigen Versuchen die slavische Sprache aus den Gottesdiensten dieser Kirche zu verdrängen und an ihrer Stelle, so wie in den übrigen abendländischen Kirchen, die lateinische Kirchensprache einzuführen; und es wurde auf einer zu Salona (um das Jahr 1073) gehaltenen Synode wirklich verordnet, daß die Gottesdienste in Zu-

kunft nur in der lateinischen, oder griechischen Sprache gehalten, und keiner zum Priester-Amte befördert werden solle, der nicht diese Sprachen gelernt, und sich zum Gebrauch derselben bei dem Gottesdienst verpflichtet habe. Indessen blieb es doch beim alten kirchlichen Herkommen, und jeder Versuch mißlang, welcher dem slavischen Volke den Gebrauch seiner Muttersprache in der Kirche rauben wollte.

Freilich wich die slavische Volkssprache im Verlaufe der Jahrhunderte von der Sprache ihrer Väter im neunten Jahrhundert nach und nach so gewaltig ab, daß das Volk seine alte Kirchensprache nicht mehr verstehen konnte, und daß diese nunmehr eben so, wie die lateinische ein todtes Wort für sie geworden ist, das ihnen zuerst in ihre Vulgairsprache übersetzt werden muß, um verstanden zu werden. Der römische Stuhl weigerte sich jedoch frühe schon hartnäckig, diesem Bedürfnisse der Volksbildung, durch Uebertragung des Wortes Gottes und der kirchlichen Liturgien, in die gangbare Volkssprache, abzuhelfen. Vielmehr wurde auf der tridentinischen Kirchenversammlung (im Jahr 1562. Sess. XXII. Cap. VIII.) der Beschluß gefaßt, daß überall das alte Herkommen beibehalten, und die Messe nirgends in der Volkssprache gefeiert werden soll. Eine merkwürdige Erläuterung über diesen kirchlichen Canon gibt der Cardinal Bona in seiner Schrift über liturgische Gegenstände (Rer. liturg. Lib. I. Cap. V.), indem er sagt: „Die Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge bringt es also mit sich, daß die Volkssprachen gleichfalls mannigfaltigen Umwandlungen unterworfen sind, und theils durch den Verkehr mit andern Völkern verderbt, theils auch durch den Umtausch der Länder und Regierungen vielfach verändert werden. Damit nun die Religion gegen Neuerungen dieser Art gesichert bleiben möge, hat die rechtgläubige Kirche zu allen Zeiten die alte Sprache beim Gottesdienste beibehalten, indem es die Würde und Majestät des Heiligen erfordert, daß Nichts an demselbigen geändert werde,

und nichts Irrthümliches und Unlauteres in die Religion einschleiche, was leicht geschehen würde, wenn es gestattet wäre, die heiligen Schriften aus der alten Sprache, in welcher sie uns von den Aposteln und den apostolischen Männern überliefert worden sind, in eine neue und von der alten verschiedene Volkssprache zu übersetzen. Wäre uns nicht die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache von der ältesten Zeit her erhalten, und durch ihren nothwendigen Gebrauch beim Gottesdienste, bis auf unsere Tage fortgepflanzt worden, was würden uns alle Schriften der heiligen Väter, und alle Verordnungen der Kirchenversammlungen nützen, da wir sie nicht weiter zu lesen und zu verstehen im Stande wären."

Auf den obengenannten Canon der tridentinischen Kirchenversammlung gründet sich auch der Inhalt der Bulle, in welcher der Pabst Benedikt der XIV. (um das Jahr 1590) den unveränderlichen Gebrauch der alten slavischen Kirchensprache in den Kirchen Dalmatiens, Bosniens und Serviens gebietet, in welcher es unter anderm heißt: „Unsere Vorfahren haben nach der ihnen obliegenden Hirtenpflicht zu jeder Zeit mit wachsamer Sorgfalt darüber gehalten, daß ein jedes Volk bei seinem Gottesdienste die rechtlich eingeführten Kirchengebräuche, so wie die Gleichförmigkeit der Sprache gewissenhaft bewahre, welche von ihren Voreltern bei denselben gebraucht wurden, indem sie darüber wachten, daß die alte Kirchensprache nicht durch Einführung neuer Redeweisen verändert werde. Da wir nun vernommen haben, daß in den slavisch-lateinischen Ritus, den unser Vorfahr, der Papst Johannes der VIII. bei dem frommen illyrischen Volke, zugleich mit der damaligen slavischen Sprache und Schrift eingeführt, und seine Nachfolger wiederholt bestätigt haben, sich mancherlei Mißbräuche eingeschlichen haben, indem Viele die gefährliche Freiheit sich gestatten, in ihren Predigten und Kirchengebeten der slavischen Vulgairsprache sich zu bedienen, so wie einzelne Stellen der Schrift in dieselbe überzutragen, ohne unsere Gestattung

hiezu erhalten zu haben, so verordnen wir, vermöge unserer apostolischen Gewalt, daß alle Geistliche und Priester, die zum slavisch-lateinischen Ritus sich bekennen, bei ihren Gottesdiensten nur der alten Kirchensprache und Schrift sich zu bedienen gehalten seyn sollen."

Dieser religiöse Schlagbaum der christlichen Volksbildung dauert in jenen Ländern bis auf diese Stunde fort, und nur die allmächtige Hand des Herrn, und das immer lauter werdende Bedürfniß des Volkes vermag denselben zu heben, und die Wege und Mittel zu bereiten, durch welche den schlummernden Christengemeinden jener Gegenden das Wort des Ewigen zu ihrer Wiederbelebung in der ihnen allein verständlichen Volkssprache gegeben werden soll.

Drittes Kapitel.

Bekehrung der Bulgaren und Mähren.

Geschichte des Cyrillus und Methodius, der Apostel der Slaven.

§. 21.

Das christliche Bekehrungswerk unter den Bulgaren und Mähren schließt sich unmittelbar an die Geschichte zweier der ausgezeichnetsten Männer der morgenländischen Kirche, des Cyrillus und Methodius, an, welche ihr Leben unter den slavischen Völkern des südöstlichen Europa's verzehrt, und sich den ehrenvollen Namen der Apostel der slavischen Völker erworben haben. Wirklich wurde auch, bald nach ihrem Tode, der Name dieser beiden ehrwürdigen Knechte Christi allenthalben unter denselben so hoch geachtet, daß jeder einzelne Slavenstamm, vom adriatischen bis zum baltischen Meere, sie als die ersten Begründer der christlichen Kirche in ihrer Mitte fromm verehrte, und ihr Name ruhmvoll in das

Heiligenverzeichniß der griechischen und slavischen Kirche eingetragen wurde. Ihre früheren Bildungsjahre, welche sie in den Klöstern und Hörsälen Constantinopels verlebten, fielen gerade in die traurigste Zeit der orientalischen Kirche, in welcher sich große Schaaren aufgereizter Mönche, für oder wider die kirchliche Bilderverehrung, wechselsweise auf den Straßen dieser großen Hauptstadt bekriegten, oder sich als blutgierige Verfolger gegen vermeintliche Ketzer von der Regierung gebrauchen ließen. Schon seit einigen Jahrhunderten hatte dieser schändliche Kampf, den der Bilderstreit veranlaßte, die morgenländische Kirche in ihren innersten Eingeweiden zerrissen, während die sarazenischen Horden die christlichen Einwohner Asiens überall unter das Joch tyrannischer Knechtschaft niederbeugten; aber mit dem Anfang des neunten Jahrhunderts hatte dieser wilde Kampf eine Höhe erreicht, welche die erschütterte Kirche ihrem baldigen Untergange nahe führen mußte. Selbst der damalige griechische Kaiser Michael, der Stammler, schrieb (im Jahr 824) an den Kaiser Ludwig den Frommen, wehklagend über die ärgerlichen Auftritte, welche die wilden Mönche, vor seinen Augen selbst, in den Kirchen verübten, und die er mit der ganzen Gewalt seines Ansehens nicht weiter zu hemmen vermochte. „Viele, so schreibt er, sowohl Cleriker als Laien, in unserem Reiche haben die apostolische Lehre verlassen. Sie schaffen die Kreuze aus den Kirchen weg, und setzen an ihre Stelle die Bilder der Heiligen; vor diese werden Lichter aufgestellt, Rauchwerk vor denselben angezündet, und eben so geehrt, wie man das lebendig machende Holz, an welchem Christus gekreuzigt worden ist, zu verehren pflegt. Sie singen Psalmen vor denselben, beten sie an und suchen Hülfe von ihnen. Manche Priester und Mönche kratzen die Farben von den Bildern ab, und vermischen sie mit dem Brod und Wein im Abendmahl, andere halten sogar mit Verachtung der Kirche das Abendmahl in ihren Häusern auf bemalten Tafeln; und noch viele andere unerlaubte,

und mit der Religion ſtreitende Dinge werden in den Kirchen begangen. Eine Synode, ſetzt der Kaiſer hinzu, habe zwar alle dieſe Ausſchweifungen verboten, und er ſelbſt ſtimme mit dieſer Verordnung überein; aber die Mönche hätten es ſich einfallen laſſen, ſich an den päbſtlichen Stuhl zu Rom in ihrer Sache zu wenden, und dort die Kirche und die wahre Religion zu verläſtern.“

Michaels Sohn und Nachfolger, Theophilus, der im Jahr 829 den Thron beſtieg, war der albernen Bilderverehrung noch weit abgeneigter, als ſein Vater. Er gebot, keinem Bilde den Namen „heilig“ beizulegen, weil dieſer Name Gott allein gebühre, auch mußten auf ſeinen Befehl die Bilder aus den Kirchen weggeſchafft werden. Man warf Biſchöfe und Geiſtliche, welche für ihre Verehrung kämpften, in die Gefängniſſe, oder jagte ſie auf die Berge hinaus, wo ſie vor Hunger und Durſt umkamen. Indeß konnte der Kaiſer mit aller Strenge nicht verhüten, daß nicht ſelbſt in ſeiner Familie die Bilderverehrung ungeſcheut getrieben wurde; und als Theophilus ſtarb (im Jahr 842), trat ſeine Gemahlin Theodora, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Michael III. die Regierung an, und auf ihre Verwendung wurde bald darauf der Bilderdienſt allgemein in die griechiſche Kirche eingeführt, der ſeit dieſer Zeit ſeine Herrſchaft in derſelben begründete. Theodora beherrſchte fünfzehen Jahre lang (bis zum Jahr 857) das griechiſche Reich, bis ſie ſich vom kaiſerlichen Hofe entfernen, und ihrem Sohne Michael die Krone überlaſſen mußte. Das Verdienſt, den Bilderdienſt in der griechiſchen Kirche für immer begründet zu haben, erwarb ihr den ehrenvollen Namen einer Heiligen, den ſie heute noch im Heiligen-Kalender dieſer Kirche führt; obgleich ſie dieſen Namen mit Strömen unſchuldigen Blutes befleckt hatte.

§. 22.

Unter dieſen Bewegungen der Zeit wurden Cyrill und Methodius, im Schooße einer vornehmen Sena-

torsfamilie, in der auch in jenen Tagen noch berühmten Handelsstadt Macedoniens, Thessalonich geboren *). Diokleas nennt ihren Vater einen Patrizier, Namens Leo. Hier genossen die beiden Knaben, im Schooße ihrer Familie, eine sehr gute Erziehung; und fanden Gelegenheit nicht nur die mannigfaltigen Kenntnisse sich zu eigen zu machen, welche ihre Muttersprache, die griechische, so wie die lateinische Sprache, ihnen aufschloß, sondern auch mit der slavonischen Sprache gründlich bekannt zu werden, welche von ihren Nachbarn gesprochen wurde. Bekanntlich hatten sich, seit zwei Jahrhunderten, von Dalmatien an bis nach Macedonien herab, zahlreiche Schaaren slavischer Colonisten im Lande umher, angesiedelt, welche Ackerbau und Handlung trieben, und eben darum mit Thessalonich, der größten Handelsstadt dieser Länder, in vielfachem Verkehr standen. Diese slavischen Colonisten im Lande mochten damals um so mehr die Aufmerksamkeit der beiden frommen Jünglinge an sich gezogen haben, da gerade um diese Zeit in dem benachbarten

*) Der ursprüngliche Name des Erstern ist Constantin, den er erst in seinen letzten Lebenstagen mit dem Namen Cyrill verwechselte. Von ihm haben wir zwei kurze Lebensbeschreibungen aus einer sehr frühen Zeit, die unter dem Namen der mährischen Legende bekannt sind, und welche der gelehrte Jesuite, Henschenius, in den Bollandistischen Actis S. S. herausgab. Eine kritische Bearbeitung derselben, mit sehr brauchbaren vergleichenden Bemerkungen findet sich in den beiden kleinen Schriften des verdienstvollen böhmischen Gelehrten, Joseph Dobrowsky unter dem Titel: „Mährische Legende von Cyrill und Method", Prag 1826, und „Cyrill und Method, der Slaven Apostel", Prag 1823. Was die russische Legende von Beiträgen zu der Lebensgeschichte derselben enthält, ist in den von Schlözer übersetzten, und kritisch bearbeiteten Annalen des alten Nestors anzutreffen. Auch Diokleas, und andere griechische Chronikenschreiber jener Tage haben, neben vielen unrichtigen Erzählungen, auch manche brauchbare Zusätze zu der Biographie dieser beiden ehrwürdigen Männer der Nachwelt aufbewahrt.

Dalmatien glückliche Versuche gemacht worden waren, die Erkenntniß des Wortes Gottes unter diesem Volke auszustreuen, und sie den Finsternissen ihres väterlichen Götzendienstes zu entreißen. Wohl mochten Nachrichten dieser Art, welche ihnen in ihrer Vaterstadt so leicht zuflossen, den ersten Keim des frommen Missionsgeistes in ihren jugendlichen Herzen geweckt, und den Eifer entflammt haben, die Sprache ihrer heidnischen Nachbarn zu erlernen, um dereinst die Botschaft des Heiles ihren unwissenden Schaaren zu verkündigen.

Um ihre Kenntnisse zu erweitern, und sich für eine künftige Laufbahn tüchtig zu machen, wurden beide Jünglinge von ihren Eltern nach Constantinopel gesendet, das immer noch für den Wohnsitz der Gelehrsamkeit in der griechischen Welt gehalten wurde. Cyrill (Constantin) lag vorzugsweise den Wissenschaften ob, indeß sein Bruder Methodius der Kunst und der Staatswissenschaft seine jugendlichen Kräfte widmete. Die Nachricht der russischen Legende, daß Cyrill zugleich mit dem jungen Prinzen Michael am Hofe der Kaiserin Theodora seine Bildung erhielt, scheint wenig Wahrscheinlichkeit zu haben, indeß ihm, als dem Sohne eines angesehenen Patriziers, der Zutritt zum Hofe immer offen stehen mochte. Bald erwarb sich Cyrill, durch seine ausgezeichneten Talente und seine wissenschaftliche Ausbildung, den Ehrennamen des Philosophen, eine Bezeichnung, die damals jungen Männern beigelegt zu werden pflegte, welche durch ihre wissenschaftliche Bildung vor Andern sich auszeichneten. Indeß konnte es den beiden Jünglingen, welche in ihrem älterlichen Hause mit der wahren Erkenntniß Gottes und Christi bekannt geworden waren, in dieser geräuschvollen Hauptstadt nicht wohl werden, die gerade damals, wegen des unseligen Bilderstreites, die ärgerlichsten Auftritte darbot. Ein höheres Ziel des Menschenlebens, als der wilde Kampf menschlicher Leidenschaften, schwebte vor ihrem Gemüthe, und machte es ihnen zum Bedürfniß, vom Geräusche der Welt und

den Stürmen der Hauptstadt sich zurückzuziehen, und im Stillen ihrem Gott und der Beschäftigung mit seiner Erkenntniß zu leben. Cyrill suchte daher an den Ufern des schwarzen Meeres ein Kloster auf, um in einer seiner stillen Zellen einen klaren Blick für seine künftige Laufbahn zu gewinnen, und auf den Wegen der Gottseligkeit für das prüfungsvolle Leben in dieser Welt zu erstarken; und wohl mochte die verborgene Sehnsucht, seine Kräfte im Dienste Gottes unter den Heiden zu verzehren, an den Ufern des schwarzen Meeres eine reiche Nahrung gefunden, und den Entschluß in seiner Seele zur Reife gebracht haben, ein Glaubensbote zu werden.

Methodius, sein Bruder, hatte unter der griechischen Armee Dienste genommen, und sich in kurzer Zeit in derselben zu einer ansehnlichen Stelle emporgeschwungen. Allein diese Laufbahn sagte seinem frommen Gemüthe nicht lange zu; auch er zog sich in ein Kloster auf dem Berge Olympos zurück, und trat in den Mönchsstand, um in stiller Abgezogenheit von der Welt sein Gemüth auf das Ewige hinzulenken, und die ernste Seite der Menschenbestimmung auffassen zu lernen. So floß eine Reihe von Vorbereitungsjahren in ihrer Einsamkeit vorüber, bis Cyrill (im J. 857) Veranlassung fand, nach Constantinopel zurückzukehren, und von der Hand der Vorsehung den Pfad sich vorzeichnen zu lassen, der ihn zu angemessener Thätigkeit im Dienste Christi führen sollte.

§. 23.

Cyrill war gerade im entscheidungsvollsten Zeitpunkt nach Constantinopel gekommen, wo die Kaiserin Theodora, welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Michael das Steuerruder geführt hatte, sich genöthigt sah, die Regierungsgewalt niederzulegen, und sich vom Hofe zu entfernen. Auch Ignatius, der Patriarch von Constantinopel, welcher seit 846 diese Würde bekleidete, war in einen heißen Kampf mit einem schlauen Nebenbuhler, dem Photius, verwickelt, der ihn nicht lange hernach vom Patriarchenstuhle stieß.

Gerade in diesem Augenblicke waren beide in einen heftigen Streit über eine Behauptung verwickelt, welche der ehrgeizige Photius in einer öffentlichen Rede hatte fallen lassen, daß nämlich der Mensch zwei Seelen habe. Ignatius ergriff diese Veranlassung, den Mann — der seinem Patriarchenstuhle gefährlich war, wegen seiner Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen, und auch Cyrill, obgleich früher ein vertrauter Freund des Photius, sah sich veranlaßt, denselben wegen seines ausgesprochenen Irrthums zur Rede zu stellen. Der schlaue Photius gab ihm eine Antwort, welche seine Denkart bezeichnet: „Es war keineswegs meine Absicht, sagte er, durch diese Aeußerung irgend jemand einen Seelenschaden zuzufügen, vielmehr wollte ich damit nur die Verstandeskräfte des Ignatius auf die Probe setzen.“ — „Du hast feurige Pfeile in die erhitzten Volkshaufen hineingeworfen, antwortete ihm Cyrill, und dennoch gibst du vor, Niemand damit geschadet zu haben. Wie groß auch immer das Auge deiner eigenen Weisheit seyn mag, so hat dich doch der Nebel deiner Eifersucht verblendet. Du hassest den Ignatius, weil du selbst den Patriarchenstuhl besteigen willst.“

Cyrills frommen Sinn mußten diese beklagenswerthen Zerwürfnisse der Kirche Christi tief verwunden, und jede Gelegenheit war ihm willkommen, einen Schauplatz zu verlassen, auf welchem die Auftritte jeden Tages dem Christennamen neue Schmach bereiteten. Es war natürlich, daß unter solchen Umständen die stille Sehnsucht, sein Leben als Verkündiger des Evangeliums unter irgend einem heidnischen Volke zuzubringen, mit erneuerter Stärke in seiner Seele erwachen mußte. Und den Weg zur Ausführung seines Wunsches bahnte ihm die Vorsehung früher als er erwarten konnte. Gerade um diese Zeit hatte der Chasaren-Fürst, welcher damals auf der Halbinsel Krimm seinen Wohnsitz hatte, eine feierliche Gesandtschaft an den Kaiser Michael III. nach Constantinopel abgesendet, um denselben zu bitten, ihn und

sein Volk in den Lehren des Christenthums unterrichten zu lassen. Mit Freuden bot sich nun der rüstige Cyrill zu diesem Unternehmen christlicher Gottseligkeit an. Die Chasaren, welche um diese Zeit die nördlichen Ufer des schwarzen Meeres, und die Halbinsel Krimm im Besitze hatten, und ihre Herrschaft über ganz Kaukasien bis an den Fuß des kaukasischen Gebirges ausdehnten, waren ein türkisch-hunnischer Nomadenstamm, der nach Attila's schauerlichem Völkersturm in diesen Gegenden sich festgesetzt hatte, und sich nicht selten dem griechischen Reiche furchtbar zu machen wußte. Sie waren im sechsten Jahrhundert in sieben kleinere Stämme abgetheilt, die von eben so vielen unabhängigen Chagauen (Fürsten) beherrscht wurden. Nachdem sie die Avaren und andere hunnische Stämme, von den Ufern des kaspischen und des schwarzen Meeres, tiefer nach Westen vor sich her getrieben hatten, bauten sie sich in diesem Theile des alten Scythiens an, und gelangten auf dem schwarzen Meere in mannigfaltigen Verkehr mit dem griechischen Volke und Constantinopel, der Hauptstadt desselben. Ihres väterlichen Götzendienstes müde, hatten sie sich schon längst nach besserem Unterrichte gesehnt, und während griechische Ansiedler, die sich unter ihnen niederließen, viele einzelne für das Christenthum zu gewinnen suchten, hatten auch die Juden einen festen Fuß unter ihrem Volke gefaßt, und einen großen Anhang für das Judenthum unter demselben angeworben.

§. 24.

Bemerkenswerth ist eine Schilderung, welche Herr Henderson, der im Jahr 1821 zur Beförderung der Bibelverbreitung Rußland und die Gegenden des schwarzen Meeres bereiste, in seiner Schrift (Biblical Researches. S. 415 fg. London. 1826) aus arabischen Schriftstellern, von der alten Geschichte des türkischen Chasaren-Volkes, und den Spuren seines ehemaligen Vorhandenseyns mittheilt. „Etwa zwölf Werften nördlich von Astrachan,

schreibt derselbe, kamen wir an den Trümmern einer alten Stadt, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Stadt Atel vorüber, welche die berühmte Hauptstadt des Chasarenlandes gewesen war, und nach dem alten Namen der Wolga, Atel, der jetzt noch unter den Türken zur Bezeichnung dieses Stromes gebraucht wird, genannt wurde. Diese Ruinen liegen in weitem Umkreise in zahlreichen Haufen umher, und ihr Umfang muß in früherer Zeit ungleich größer gewesen seyn, nachdem der Wolgastrom durch seine häufigen Ueberschwemmungen einen großen Theil derselben weggewaschen hat. Unsere Aufmerksamkeit wurde zuerst durch die Entdeckung menschlicher Gebeine, und großer Stücke irdener Töpfe, welche aus dem Sand am Ufer des Stromes hervorragen, auf sie hingelenkt. Die Stadt war von einer hohen Leimmauer umgeben, von welcher noch deutliche Spuren übrig geblieben sind.“ Die Chasaren sind in der Geschichte durch ihre Kriege und Bündniße mit den Griechen und Russen auf der einen, so wie mit den Persern und Arabern auf der andern Seite berühmt geworden. Im achten und neunten Jahrhundert scheinen sie die weiten Steppen von der Wolga bis zum Dnieper, und vom Don bis zu den eisernen Pforten von Derbend, die als Bollwerk gegen ihre Ueberfälle auf persischem Boden aufgerichtet worden waren, im Besitz gehabt zu haben. Außer Atel hatten sie noch drei andere Hauptstädte, Belenjer, Semiender, und Chamlige, welche zwischen den Mündungen der Wolga, und der Halbinsel Krimm mitten inne liegen. Die zweite dieser Städte ist noch jetzt unter dem Namen Endery bekannt, und heute noch ist an den Bewohnern derselben die National-Verschiedenheit bemerklich, durch welche sich die Chasaren vor andern Stämmen auszeichneten.

Ein eigenthümliches Interesse gewinnt dieses Volk für den Forscher der Geschichte, durch den Umstand, daß eine Reihe jüdischer Könige eine Zeitlang dasselbe beherrschte. In dem hebräischen Buche Sepher Cosri,

welches der gelehrte Buxtorf (Liber Cosri, Basileæ 1660. 4to) mit einer lateinischen Uebersetzung herausgab, findet sich eine umständliche Erzählung von Verhandlungen über die Religion, welche zwischen dem Fürsten der Chasaren und einem Juden stattfanden, und die Bekehrung desselben nebst einem großen Theile seines Volkes zum Judenthum zur Folge hatten. Das Ganze wurde als Erdichtung behandelt, aber eine genauere Bekanntschaft mit der Geschichte dieses Volkes, wie wir dieselbe in arabischen Schriftstellern antreffen, setzt es außer allen Zweifel, daß eine wahre Thatsache diesen Ausschmückungen zu Grunde liegt, indem eine Kenntniß der Geschichte und Geographie dieser Gegenden sich in diesem Buche ans Licht stellt, welche nur unter der Voraussetzung von abendländischen Juden erwartet werden kann, wenn sie sich in denselben festgesetzt hatten. Der König Joseph der XIII. in der Reihenfolge der jüdischen Könige, beschreibt sein Reich und seine Residenz auf eine Weise, welche durch Zeugniße arabischer Geschichtsschreiber vollkommen bestätigt wird. Er giebt die Zahl der großen Städte in seinem Lande zu drei an, und sagt dabei, daß diejenige, in welcher er residire, an den Mündungen des Fluses (Atel an der Wolga) liege, und daß der Strom mitten durch die Stadt hindurch laufe, was Ibn-Fozlan gleichfalls bestätigt.

Obgleich damals die größere Zahl dieses Volkes Muhamedaner und Christen waren, so gaben sie es doch zu, daß ihr Chagan und seine Hofleute zum Judenthum sich bekennen durften, auch gab es noch Tausende von Götzendienern im Lande. Eine eigenthümliche Sitte dieses Volkes war es, daß nach einer gesetzlichen Verordnung ihr Chagan (Fürst) nie länger als vierzig Jahre regieren durfte; lebte er auch nur einen Tag länger, so wurde er auf eine Weise, die er selbsten wählen durfte, selbst alsdann ums Leben gebracht, wenn er freiwillig die Regierung abtrat."

Wir kehren wieder zu Cyrills Geschichte zurück. Derselbe kam, wie die mährische Legende weiter erzählt, auf die Einladung des Chasaren-Königes nach Cherson an den Mündungen des Dniepers, um dort die Chasaren-Sprache zuerst zu erlernen, welche eine eigenthümliche Mundart der türkisch-hunnischen Sprache war; und nachdem er dieselbe sich zu eigen gemacht hatte, wanderte er als Bote Christi im Lande der Chasaren umher, um allenthalben den Samen des göttlichen Wortes unter den Einwohnern auszustreuen, und die Kraft desselben an seinem eigenen Beispiel anschaulich zu machen. Viele derselben gaben nun dem Götzendienste Abschied, und ließen sich taufen; indeß Andere, die bereits zum Christenthum sich bekannten, im Glauben an Jesum bestärkt wurden. Ihre Dankbarkeit für das Glück, Mitgenossen der Segnungen des Christenthums geworden zu seyn, drückten sie dem frommen Cyrill dadurch aus, daß sie ihm anschnliche Geschenke anboten; diese schlug er aber großmüthig aus, mit dem Wunsche, daß sie den gefangenen Christen, die sie im Kriege zu Sclaven gemacht hatten, die Freiheit schenken möchten, was auch alsobald geschah. Nachdem nun Cyrill die erforderlichen kirchlichen Einrichtungen im Lande getroffen hatte, kehrte er, voll Freude über das, was des Herrn Hand durch seinen Dienst gethan hatte, nach Constantinopel zurück, um sich dort zu neuen Missions-Unternehmungen vorzubereiten.

Schon frühe, nach den Tagen der Apostel, hatte die Erkenntniß Christi ihre Pflanzstätten auf diesen Ufern des schwarzen Meeres gefunden; und selbst das Blut der Märtyrer war in der diocletianischen Verfolgung, wie in vielen römischen Provinzen, so auch auf diesen Ufern, reichlich geflossen. Noch lebte im dankbaren Andenken der zerstreuten christlichen Einwohner die Erinnerung an den ehrwürdigen Clemens, welcher an diesen Ufern den Blutzeugen-Tod gefunden haben soll, und dessen Name der Heiligen Kalender der griechischen Kirche heute noch als einen Schutzheiligen der Kirche nennt. Cyrill war,

wie die Legende erzählt, so glücklich, im zurückgetretenen Meeres-Ufer seine Gebeine, und die Trümmer der Kirche zu finden, in welcher Clemens gepredigt haben soll, und trug diese heilige Reliquie mit sich nach der Hauptstadt des griechischen Reichs.

§. 25.

Schon früher in seiner Vaterstadt Thessalonich, noch mehr aber im Chasarenlande mußte Cyrill viel von den benachbarten Bulgaren gehört *) und aus so manchem Erfreulichen, das ihm von denselben zu Ohren kam, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß auch für dieses Volk die Stunde der Erleuchtung durch das Evangelium Christi gekommen sey. Die Bulgaren waren ein slavischer Volksstamm und unterschieden sich durch Sprache und Nationalsitte von den Chasaren, an deren südlicher Seite sie in jenen Tagen wohnten. Ihre frühesten Wohnsitze finden wir an den Ufern der Wolga aufgeschlagen, von welchen sie im großen Völkersturme, der im vierten und fünften Jahrhundert die Gegenden des kaspischen und schwarzen Meeres in unaufhörliche Bewegung setzte, nach und nach gegen die Mündungen der Donau vorwärts gedrängt wurden, bis sie, im Laufe des siebenten Jahrhunderts, im alten Mösien und Dacien einen mächtigen Staat errichteten, und sich bis an die Donau ausdehnend, bleibend in diesen Ländern sich niederließen. So

*) Das Brauchbarste aus den zerstreuten historischen Quellen des Mittelalters für die bürgerliche und die früheste Pflanzungs-Geschichte des Christenthums unter den Bulgaren, hat Joseph Assemani in dem II. und III. Bande seiner Kalendarien der allgemeinen Kirche gesammelt, und mit viel kritischem Scharfsinn, und ausgebreiteter Geschichtskenntniß zu beleuchten versucht, und in zerstreuten Bruchstücken für eine künftige Missionsgeschichte dieses Volkes zusammengestellt. Schade nur, daß die geschichtlichen Thatsachen in solcher Unordnung umher geworfen werden, daß es schwer fällt, ein reines geschichtliches Bild aus den Ergebnissen seiner gelehrten Forschung aufzufassen.

waren sie die gefürchteten Grenznachbarn des griechischen Reiches geworden, das im Lauf der Zeit mehr als einmal in Gefahr war, von denselben gänzlich überwältigt zu werden. Die Hauptstadt Constantinopel wurde immer aufs Neue von den Ueberfällen dieser Barbaren bedroht, und ihre friedliche Rückkehr in die heimathlichen Steppen mußte von den bizantinischen Kaisern jener Zeit oft mit Geld erkauft werden. Erst dem Kaiser Constantin Copronymus (765—775) gelang es, glückliche Kriege gegen die Bulgaren zu führen, und dieselben in festere Landesgrenzen zurückzuweisen.. Als nach diesem der Kaiser Leo den Thron bestieg (776), war der wilde Trotz des benachbarten Bulgaren-Volkes in solchem Grade gedämpft, daß der König desselben, Czerigus, zu dem Kaiser seine Zuflucht nahm, sich mit der Schwester seiner Gemahlin, Irene, vermählte, und bald darauf zu Constantinopel in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurde. Aber es dauerte nicht lange, so fielen die Bulgaren aufs Neue in das oströmische Gebiet ein, und drangen verheerend unter ihrem Könige Crumus bis vor die Thore von Constantinopel vor. Der Kaiser Nicephorus wurde (im J. 811.) mit seinem ganzen Kriegsheere von denselben erschlagen; und nun drang der siegreiche König unaufhaltsam auf Adrianopel los. Nach kurzer Belagerung wurde die Stadt von den Bulgaren erobert, Tausende der Einwohner auf den Straßen derselben getödtet, und andere Haufen derselben, mit ihrem frommen Erzbischoffe Manuel, als Sclaven in das Bulgaren-Land abgeführt. (Jahr 813.) Der griechische Mönch Cedrinus, der im eilften Jahrhundert eine bis zum Jahr 1057 reichende Chronik schrieb, macht von diesem Vorfalle in derselben folgende kurze Erzählung: „Nachdem Crumus, der Bulgaren König, übermüthig durch seine Siege gegen die Römer, die Stadt Adrianopel ohne Wiederstand belagert, und dieselbe in so große Noth versetzt hätte, daß sich die Einwohner, aus Mangel an Lebensmitteln, auf Gnade und Ungnade hin, dem Sieger ergeben mußten, so wurden

alle, die in der Stadt waren, unter welchen auch der Erzbischof Manuel sich befand, nach Bulgarien abgeführt. Unter diesen befanden sich auch nebst vielen Andern die Eltern des Kaisers Basilius, des Macedoniers, welche ihren kleinen Säugling mit sich in die Knechtschaft des Barbarenlandes trugen. Dort fanden der fromme Erzbischof, und die gläubigen Griechen, die mit ihm gefangen worden waren, reichliche Gelegenheit, viele Bulgaren für den Glauben an Christum zu gewinnen, und den Samen des göttlichen Wortes in Gegenden auszustreuen, welche bisher in den Finsternissen des Götzenthumes gelegen hatten."

Ein Jahr hernach (J. 814) fand der Bulgarenkönig Crumus seinen Tod; und ihm folgte Murtagon in der Regierung nach. Dieser war ein entschiedener Widersacher der Christen, und der fromme Erzbischof Manuel fand, nebst vielen Gläubigen mit ihm, den grausamen Märtyrertod unter seinen Händen. Der obengenannte Chronikenschreiber Cedrinus gibt uns hievon folgende kurze Nachricht. „Als Crumus gestorben war, folgte ihm Murtagon in der Regierung nach, ein Mann, der seinen Vorgänger an Grausamkeit weit übertraf. Als dieser wahrnahm, daß das Bulgarenvolk sich nach und nach zum Christenthum hinneigte, entbrannte seine Seele von Zorn. Er ließ daher den Manuel, und seine vornehmsten Genossen zu sich rufen, und versuchte zuerst durch freundliche Rede sie vom Glauben an Christum abwendig zu machen; als er aber weder durch Versprechungen noch durch Drohungen etwas bei denselben ausrichtete, so ließ er sie unter grausamen Martern ums Leben bringen. Auf diese Weise haben Manuel und viele seiner angesehenen Freunde mit ihrem Blute die Wahrheit des Christenthums versiegelt. Aber endlich bereitete Gott den übrigen Gefangenen den Weg, in ihr Vaterland zurückzukehren. Der Bulgarenkönig erlitt nämlich eine Niederlage um die andere; und da er der Macht der Römer nicht länger zu widerstehen vermochte, so zog er den Frieden dem Krieg vor, und

ließ die Gefangenen los. Schon hatten sich dieselben gesammelt, um sich zur Reise ins Vaterland anzuschicken, als Murtagon unter ihrem Haufen den kleinen Basilius wahrnahm, der ein holder Knabe war, und lächelnd unter den Andern herumsprang. Er rief ihn daher zu sich, faßte ihn küssend in seine Arme, und gab ihm einen Apfel von seltener Größe. Mit furchtlosem Anstand sprang ihm der muntere Knabe in den Schooß, indeß die umstehenden Staatsdiener voll Zorns heimlich mit den Zähnen knirschten, daß der König einem solchen Kinde die Rückkehr ins Vaterland gestattete. Dennoch lenkte Gott demselben das Herz, daß er alle Gefangenen entließ, und unter diesen auch die Eltern des Basilius, welche den hoffnungsvollen Jüngling jetzt mit sich in die geliebte Heimath zurücktrugen."

Nach vielfachem Wechsel der Dinge, bestieg indeß die Kaiserin Theodora, als Vormünderin ihres jungen Sohnes Michael (im J. 842), den oströmischen Thron, während Bogoris zum König der Bulgaren erhoben wurde. Dieser glaubte die Regierung eines schwachen Weibes benützen zu können, um durch feindliche Ueberfälle neue Ländergebiete und neue Geldsummen dem erschütterten Reiche abzupressen; und er kündigte der Kaiserin den Krieg an. Diese schickte ihm eine muthvolle Antwort zurück, und ließ ihre Heere gegen das Bulgarenland ausrücken. Ein solcher Erfolg kam dem Könige unerwartet. Er schickte demnach Gesandte zu der Kaiserin, bat dieselbe um Frieden, und drückte seine Bereitwilligkeit aus, in ein bleibendes Freundschaftsbündniß mit ihr und ihrem Volke zu treten. Die Kaiserin hatte indeß, wie der Chronikenschreiber Leo grammaticus erzählt, auf ihr Nachfragen vernommen, daß ein gewisser Mönch Theodor Cuphara, schon seit geraumer Zeit von den Bulgaren in der Gefangenschaft zurückbehalten worden sey, indeß an ihrem eigenen Hofe die leibliche Schwester des Königes Bogoris als Gefangene verweilte. Diese hatte während ihrer Gefangenschaft das

Christenthum kennen und liebgewinnen gelernt, auch sich eine Kenntniß im Lesen griechischer Schriften erworben. Beide Gefangene wurden nun beim Friedensschlusse gegeneinander ausgewechselt. Kaum war die Schwester des Königs an seinen Hof zurückgekehrt, so konnte sie nicht Worte genug finden, demselben die Vortrefflichkeit des Christenthums anzupreisen, und ihren Bruder zu ermahnen, dem wahren Glauben sein Herz aufzuschließen. Aber der Unglaube hatte ihn gefesselt, und er weigerte sich lange, der Wahrheit Gehör zu geben." — Indeß hatte sich, wie Constantin Porphyrogenetes im Leben des Basilius hinzufügt, eine furchtbare Hungersnoth (im J. 845.) im Bulgarenlande verbreitet, welche Tausenden der Einwohner den Hungerstod drohte. Um sich von demselben zu erretten, hatten viele die benachbarten Grenzen des oströmischen Reiches überfallen und Lebensmittel geplündert; und Bogoris kam in Gefahr, sein Land von griechischen Truppen überzogen zu sehen. Seine fromme Schwester sprach ihm ermunternd zu, zu dem Gott der Christen in der großen Noth seine Zuflucht zu nehmen. Bald hatte er die Freude, wahrzunehmen, wie christliche Einwohner des griechischen Nachbarlandes miteinander wetteiferten, die unglücklichen Bulgaren mit Lebensmitteln zu unterstützen. Dieß machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, und er weigerte sich nicht länger, den Verkündigern des Evangeliums die Grenzen seines Landes aufzuschließen.

§. 26.

Unter diesen stillen Anbahnungen der göttlichen Gnade war Cyrill nach Constantinopel zurückgekehrt, (um das Jahr 859) um dort der weitern Gelegenheit zu warten, den armen Heiden das Evangelium von Christo zu verkündigen. Indeß er dort nur mit Betrübniß die ehrgeizigen Kämpfe bemerken konnte, welche um den Patriarchenstuhl geführt wurden, während der leidenschaftliche Krieg um die Herrschaft der Bilderverehrung in der morgenlän-

dischen Kirche noch immer seine blutigen Siege auf den Straßen der Hauptstadt zu erringen strebte, mußten die hoffnungsreichen Umstände, die sich allmählig für den gefahrlosen Zutritt der Kirche Christi im heidnischen Bulgarenlande entfalteten, seinem frommen Gemüthe nur um so wichtiger erscheinen; und er konnte nicht umhin, einen Ruf Gottes an sein Herz in denselben zu erkennen. Seit mehreren Jahrhunderten hatte die innerlich entzweite griechische Kirche für die Ausbreitung des Christenthums in den Heidenländern nichts geleistet; und, statt die Nahrung ihres geistlichen Lebens in der heiligen Gluth des frommen Missionssinnes aufzusuchen, hatte sie im zerfleischenden Kampfe theologischer Streitigkeiten und unter der Last eines knechtischen Ceremoniendienstes vielfaches Verderben eingeerndtet. Ehrgeizig genug, sich der emporstrebenden Herrschsucht des alten Roms auf jedem Schritte muthig entgegen zu stellen, und für ihre kirchliche Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhle jeden Kampf zu wagen, war sie jedoch durch die mächtigen Eroberungen desselben, in den abendländischen Heidenländern seit zwei Jahrhunderten, weit überflügelt worden. Während seit den Zeiten Gregors I. im Anfange des siebenten Jahrhunderts, die altrömische Staatsklugheit kein Mittel unversucht ließ, ihre eiserne Herrschaft nach Norden und Westen auszubreiten, und nun auch die slavischen Völker der Donau mit ihrem hierarchischen Netze zu umstricken, hatte sich die orientalische Kirche in den Netzen theologischer Zanksucht so verfangen, daß ihr innerhalb dieses langen Zeitraumes kein Gedanke daran kam, auf dem asiatischen Heidengebiete sich nach Erweiterungen der Kirche umzusehen. Zwar hatten, innerhalb dieser Zeit, ihre verhaßtesten Widersacher, die Nestorianer, den Weg bis in das Herz von China und die endlosen Steppen Scythiens gefunden, und dort neue Christengemeinden aufgerichtet; indeß die Länder am Euphrat und Tigris schon längst vom Patriarchenstuhle zu Constantinopel sich losgetrennt hatten, aber alle diese Erfahrungen

hatten bisher den Erfolg gehabt, die griechische Kirche nur in tiefern Todesschlummer einzuwiegen, und sorglos zu gestatten, daß heidnische Barbarenvölker Jahrhunderte lang, bis vor die Thore Constantionopels hin, ihre finstere Götzenherrschaft ausüben durften.

Cyrill hatte noch seine eigenthümlichen Gründe, seinen frommen Missionseifer ungesäumt dem benachbarten Bulgarenvolke zuzuwenden. Er selbst hatte von früher Jugend an, in seiner Vaterstadt Thessalonich, diese unwissenden Götzendiener um sich her wandern gesehen, deren sich in ihrem geistlichen Elende keine Christenseele erbarmte; er hatte, vielleicht im Blick auf eine zukünftige Missionsarbeit unter denselben, bereits ihre Sprache erlernt, und war zur vollen Fertigkeit im Ausdruck derselben gelangt; seine geliebte Vaterstadt hatte indeß mehr als einmal vor ihren räuberischen Ueberfällen gezittert, und Hunderte seiner Landsleute hatten in Sclavenketten in ihrem Lande geschmachtet. Muthmachende Siege des Evangeliums hatte sein Auge indeß auf den nordöstlichen Ufern des schwarzen Meeres, unter den heidnischen Chasaren, gesehen, und er selbst durfte Zeuge seyn der frohmachenden Wahrheit, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die an dasselbe glauben. Betrachtungen dieser Art konnte er sein Herz nicht länger verschließen; und er faßte im Namen seines Gottes den Entschluß, nach dem Bulgarenlande zu ziehen, um auch dort den verirrten heidnischen Einwohnern den Weg des Heiles zu verkündigen. Was ihm die Ausführung dieser schwierigen Aufgabe versüßte, war der willkommene Umstand, daß sein Bruder Methodius gerade um diese Zeit aus seinem Kloster auf dem Berge Olymp nach Constantinopel zurückgekommen, und bereit war, die Freuden und Leiden dieses Unternehmens mit ihm zu theilen, um Seelen für Christum zu gewinnen; und so wanderten beide Brüder (um das Jahr 860) von Constantinopel nach dem Bulgarenlande aus.

§. 27.

Noch bekleidete Bogoris die königliche Würde im Lande, und seine Schwester war hoch erfreut, die beiden griechischen Christenlehrer am Hofe ankommen zu sehen, denen sie schon längst den stillen Weg zur Arbeit vorbereitet hatte. Cyrill und Method waren weise genug, gleich im Beginnen des Missionswerkes einzusehen, daß die bleibende Begründung einer Kirche Christi im Lande, und der allgemeinen Erkenntniß der großen Heilswahrheiten des Evangeliums, ohne die Uebersetzung der heiligen Schriften in die bulgarische (slavonische) Volkssprache nicht denkbar sey. Aber dieß setzte freilich voraus, daß die rohe Mundsprache des Volkes vorerst nach Regeln geordnet, daß ein eigenes Alphabet für das Schreiben derselben erfunden, daß sodann die Uebersetzung der heiligen Schriften in die damalige Vulgairsprache begonnen, und vollendet, daß endlich Bildungsanstalten für Geistliche und Volksschulen überall im Lande umher angelegt werden mußten, wenn die Predigt des Evangeliums in den Gemüthern der heidnischen Einwohner tiefe und bleibende Wurzeln schlagen sollte. Daß diese beiden Knechte Christi den hohen Ernst und den großen Umfang eines solchen Unternehmens tief fühlten, geht aus mehreren Stellen der verschiedenen geschichtlichen Fragmente hervor, welche uns über die erste Pflanzung der Kirche Christi in Bulgarien einige Nachrichten aufbewahrt haben. So erzählt z. B. der griechische Biograph des bulgarischen Erzbischofes Clemens in seiner kurzen Schrift: „Da das Volk der Slaven oder Bulgaren, die in griechischer Sprache verfaßte Schrift nicht verstand, so hielten diese heiligen Männer dieß für einen großen Nachtheil. Nachdem sie zum heiligen Geiste, dem Tröster, von welchem die Gabe der Sprachen und die Beihülfe der Rede kommt, um die Gnade gefleht hatten, Schriftzeichen zu erfinden, welche der Rauhheit der bulgarischen Sprache angemessen wären, so empfingen sie diese Gnade; und sie erfanden

die slavischen Buchstaben, übersetzten die von Gott eingegebenen Schriften aus der griechischen in die bulgarische Sprache, und beeiferten sich, die göttlichen Aussprüche ihren fähigern Schülern mitzutheilen. Unter denen, welche aus dem Quell ihrer Lehren tranken, befanden sich die Chorführer (τῶ χόρου κορυφαῖοι) Gorasd und Aimon, und Naum, und Angelar und Sabbas.“ Und an einer andern Stelle erzählt derselbe Verfasser: „Schon früher hatte Method, ehe er nach Mähren ging, den Beherrscher der Bulgaren Boris, der unter dem Kaiser Michael stand, zu seinem Schüler gemacht, und indem er ihn ohne Unterlaß mit des Wortes Segnungen beschenkte, denselben zugleich für seine so schöne Muttersprache ganz eingenommen. Denn Boris war auch sonst für guten Unterricht und für alles Gute empfänglich. Unter ihm fing das Volk der Bulgaren an, der göttlichen Taufe und des Christenthums theilhaftig zu werden. Da nämlich die ehrwürdigen Männer Cyrill und Methodius die Menge der Gläubigen sahen, und wie sehr diese der geistlichen Speise bedurften, so erfanden sie, wie oben gesagt wurde, neue Schriftzeichen, und verfertigten die Uebertragung der heiligen Schriften ins bulgarische, damit das Volk der Bulgaren, den scythischen Irrthümern entrissen, Christum, den wahren und unfehlbaren Weg des Heils, erkennen lernen möchten.“

Die Erfindung einer neuen Buchstabenschrift für die slavische Sprache war demnach eines der ersten Geschäfte, dem sich neben der Predigt des Evangeliums diese beiden Missionarien unterzogen; und dieß um so mehr, da sie die Freude hatten, wahrzunehmen, daß die Verkündigung des Wortes gleich Anfangs eine offene Pforte zu den Herzen der Bulgaren finden durfte. Aus der Chronik des alten Dittmars von Merseburg ist bekannt, daß die Wenden an den Ufern des baltischen Meeres die Runenschrift zu gebrauchen pflegten, welche sie von ihren nordischen Nachbaren gelernt hatten, und der Gebrauch dieser Schrift reichte so weit unter den slavischen Völkerstämmen als

das seltene Bedürfniß zum Schreiben und der Einfluß der gothischen Normannen im Osten Europa's reichen mochte. Aber das hieroglyphische Runen-Alphabet faßte nur sechszehn Buchstaben in sich, und war eben darum nicht zureichend, um die reiche Volltönigkeit der weit verbreiteten slavonischen Sprache in Schriftzeichen darzustellen. So erwuchs das Bedürfniß, neue Schriftzeichen für diese Sprache zu erfinden; und dieses Geschäft erleichterte sich Cyrill dadurch, daß er, so weit es sich thun ließ, die alten Uncial-Buchstaben der griechischen Sprache diesem Zweck anpaßte, um die Töne der neuen Sprache in denselben darzustellen, und noch einige andere Schriftzeichen aus orientalischen Alphabeten entlehnte, um den Mangel der griechischen zu decken. Den slavonischen Buchstaben gab er nun, statt der bisherigen phönizischen, neue slavische, Benennungen; und so entstand das, was wir die cyrillische Buchstabenschrift zu nennen pflegen. Man hat gute Gründe zu der Behauptung, daß die sogenannten glagolitischen oder hieronymianischen Schriftzüge, welche heute noch von den Slaven in Dalmatien gebraucht werden, spätern Ursprungs sind, und von einem dalmatischen Mönche unter dem Volke eingeführt wurden, der die frühere cyrillische Schrift entstellte, und, um seinen alten Vaterlandsgenossen, den Kirchenvater Hieronymus, und mit demselben seine eigene Erfindung zu ehren, unter dem Namen desselben, sein eigenes Machwerk unter den Slaven des südwestlichen Europa's einführte.

§. 28.

Nach solchen Vorbereitungen machten sich diese beiden Knechte Christi ans Werk, dem unwissenden Volke die heiligen Schriften in seiner Vulgairsprache zu übersetzen, und demselben den Quell seligmachender Erkenntniß für immer aufzuschließen. Alle geschichtlichen Zeugnisse des Mittelalters, die griechischen und lateinischen sowohl, als die slavischen, stimmen darin überein, daß

diese ehrwürdigen Männer wirklich als die Urheber der slavischen Bibelübersetzung zu betrachten sind. Sie weichen aber von einander in der genauern Bestimmung ab, ob alle Schriften des alten und neuen Testamentes, oder ob nur ein Theil derselben von ihnen in die slavische Sprache übertragen worden sey. Der Priester Diokleas, welcher um das Jahr 1161 seine noch vorhandene Chronik schrieb, nennt in derselben den Constantin, einen sehr heiligen, und in der Schrift tief gelehrten Mann, und sagt weiter von ihm: „nachdem er als Presbyter im Lande ordinirt worden war, und eine slavische Buchstabenschrift erfunden hatte, hat er das Evangelium Christi, den Psalter und alle göttlichen Schriften des alten und neuen Testamentes aus der griechischen in die slavische Sprache übergetragen; auch die Messe nach der Griechen Weise unter dem Volke eingeführt, und dasselbe im Glauben an Christum bestärkt.“ Eine vollständige Uebertragung der heiligen Schrift behauptet ferner der Uebersetzer des Buches Nebesa, Johann, Exarch von Bulgarien, der im neunten oder zehnten Jahrhundert lebte, mit klaren Worten, indem er behauptet, der heilige Mann Gottes Cosdjatin (Constantin), der Philosoph, habe sich Mühe genommen, gewählte Stücke der Evangelien, und des Apostels (der Apostelgeschichte und sämmtlicher Briefe der Apostel) zu übersetzen. Nach ihm aber habe der große Erzbischof Gottes, Method, alle sechszig Kirchenbücher aus dem Griechischen in die slavonische Sprache übersetzt.“ *) Ist diese Angabe richtig, so können unter den sechszig übersetzten Kirchenbüchern nicht bloß die alttestamentlichen Schriften, deren es bekanntlich nicht so viele gibt, sondern es müßten noch andere griechisch-liturgische Kirchenbücher darunter verstanden werden, welche sie in die slavonische Sprache übertrugen.

---

*) S. Cyrill und Method von J. Dobrowsky S. 43.

Daß dieß letztere wirklich der Fall war, geht deutlich aus einer Stelle in den Annalen des alten Nestors hervor, worin gesagt wird: „Die beiden Brüder übersetzten den Apostel und das Evangelium; da freuten sich die Slaven, daß sie die großen Thaten Gottes in ihrer Sprache hörten. Nachher übersetzten sie den Psalter, den Oktoich und die übrigen Bücher.“ Auch über die Sprache wird eine nähere Auskunft gegeben, indem der Russe, der die alte Chronik Nestors mit dem zehnten Kapitel vermehrte, gleich darauf hinzufügt: „Es war Eine slavonische Zunge, welche die Slaven an der Donau, in Mähren, Böhmen, die Ljachen, Poljanen, u. s. w. zu reden pflegen, dieß heißt die slavonische Schrift, und dieselbe Schrift ist in Rußland und in der Bulgarei an der Donau.“ Nach einer gewöhnlichen Redeweise wird unter dem Evangelium die vollständige Sammlung der vier Evangelien, so wie unter dem Apostel die Apostelgeschichte nebst sämmtlichen Sendschreiben der Apostel verstanden. Da die Offenbarung Johannis in den griechisch-slavischen Kirchen nicht öffentlich vorgelesen wurde, so ist sie in diesem Verzeichnisse noch nicht ausdrücklich aufgeführt. Der Oktoich (ein achtstimmiges Liederbuch), welches ins Slavische übertragen wurde, ist das berühmte liturgische Werk, das den Johannes Damascenus zum Verfasser hatte, und in den griechischen Kirchen gebräuchlich war. Unter den „andern Büchern“ verstehen einige die übrigen Schriften des alten Testamentes, da sie aber erst nach dem Oktoich genannt werden, so ist es wahrscheinlicher, daß andere liturgische Bücher der griechischen Kirche darunter gemeint sind, welche zum Gebrauch der bulgarisch-mährischen Kirche schon damals in die Volkssprache übertragen wurden.

Der böhmische Gelehrte Dobrowsky, welcher die slavische Litteratur wohl am gründlichsten studirte, ist der Meinung*), daß außer dem Psalmbuche kein an-

*) S. Instit. linguæ slavicæ. 1822. Vorr. S. 70.

derer Theil des alten Testaments damals schon in die slavische Sprache übertragen worden sey. Diese Behauptung kann wenigstens nicht von dem Buche der Sprüchwörter gelten, indem der alte Nestor in seinen Annalen häufig Stellen aus demselben anführt. Das Buch Hiob, so wie die Schriften der Propheten und die apocryphischen Bücher scheinen erst im dreizehnten oder vierzehnten, und die fünf Bücher Mosis, nebst den übrigen historischen Schriften des alten Testamentes, erst im fünfzehnten Jahrhundert in Rußland oder Polen in die slavische Sprache übersetzt worden zu seyn; wenigstens wurden sie um diese Zeit erst als vollständige Sammlung sämmtlicher biblischer Schriften ans Licht gestellt, und zwar in der Reihenfolge, wie wir sie in der böhmischen Bibel antreffen, welche im Jahr 1488 zuerst im Druck erschien. Was die spätere Uebersetzung der obengenannten alttestamentlichen Schriften wahrscheinlich macht, ist der Umstand, daß vollständige Bibel-Manuscripte erst in diesen spätern Jahrhunderten unter den slavischen Völkern angetroffen werden. In ganz Rußland sind nicht mehr als drei Bibel-Manuscripte dieser Art bekannt, und das älteste derselben, das in der Bibliothek des heiligen Synods zu Moskau aufbewahrt wird, reicht nicht über das Jahr 1499 hinaus. Handschriften der neutestamentlichen Bücher hingegen sind viel zahlreicher und von früherem Datum anzutreffen; und das kostbarste Dokument dieser Art ist unstreitig eine Handschrift der vier Evangelien, welche im Jahr 1056 für Ostromir, einen angesehenen Beamten in Novogorod, vom Diakon Gregor verfertigt wurde, und nunmehr in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg angetroffen wird.

§. 29.

Immerhin ist es eine schmerzhafte Erscheinung, daß uns die morgenländische Missionsgeschichte so sparsam in das Herz der edlen Männer hineinblicken läßt, welche

auf ihrem Grund und Boden den guten Saamen ausgestreuet haben, und daß in derselben selten nur das innere Triebwerk ans Licht hervortritt, welches das Verbreitungsgeschäft der Kirche Christi in jenen Tagen in Bewegung setzte. Für diese Entbehrung entschädigt sie uns durch den friedlichen Sinn und Geist, mit welchem sie unter die Völker des Ostens eintritt, so wie durch die menschenfreundliche Bemühung, nicht auf dem Wege des Zwanges und der Gewalt, wie dieß im Abendlande in den Jahrhunderten des Mittelalters so oft der Fall war, sondern durch Verbreitung des Wortes Gottes und durch Gewinnung einer ruhigen Ueberzeugung die Wirkungskreise der Kirche Christi in den Heidenländern zu erweitern. Mit dem in die Volkssprache übergetragenen Worte Gottes in der Hand, hatten die beiden slavischen Apostel, Cyrill und Methodius, für die Erleuchtung des Bulgarenvolkes Unendliches gewonnen; wenn auch ihre mündliche Predigt von Christo, während ihres ersten Aufenthaltes unter demselben, weniger Frucht getragen haben würde. Die geschichtlichen Zeugnisse erzählen uns vom Erfolg ihrer Missionsarbeit unter den Bulgaren nur so viel, daß ein beträchtlicher Theil des Volkes, und am Ende der König Bogoris selbst, für die Erkenntniß Christi gewonnen worden sey. Ueber die eigenthümliche Art und Weise, wie Letzteres geschah, erzählt uns Constantin Porphyrogenetes (in der Chronographie des Theophanes Lib. IV. Cap. 13.) unter Anderem Folgendes: „Der Fürst Bogoris war ein großer Liebhaber der Jagd, und hatte an Gemälden, welche Jagdstücke vorstellten, eine ausnehmende Freude. Er ließ daher den Mönch Methodius zu sich rufen, der sich auf diese Kunst gut verstand. Als aber dieser Mann Gottes vor ihn trat, sprach nach einer besondern Fügung der Vorsehung der König zu ihm: ich wünsche nicht, daß du mir eine Blutscene des Schlachtgetümmels, oder das Würgen der Thiere auf der Jagd mit dem Pinsel darstellest; aber ein Gemälde möchte ich

gerne von dir haben, das schon bei dem bloßen Anblick Schrecken einjagt, und durch seinen Gegenstand, wie durch die Lebhaftigkeit der Farben, das Gemüth erschüttert. Methodius, welcher wohl wußte, daß für das Gemüth wohl nichts so ergreifend sey, als die zweite Zukunft Christi, stellte dieselbe mit allem Aufwand der Kunst in einem Gemälde dar. Auf der einen Seite befanden sich die Gerechten, welchen die Belohnungen ihrer guten Werke zugetheilt wurden, auf der andern die Gottlosen, welche die Früchte des Lasters jetzt büßen mußten, indem sie der Richter von sich hinweg, an den Ort der Qual, verwies. Als das Gemälde fertig war, machte der Anblick desselben einen so erschütternden Eindruck auf das Gemüth des Fürsten, daß die Furcht vor Gott seine ganze Seele ergriff. Jetzt ließ er sich in der Lehre des Christenthums unterrichten, und wurde bei Nacht durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen." — Wie seltsam auch diese Nachricht lautet, so faßt sie doch nichts Unwahrscheinliches in sich, indem der Anblick einer schauererregenden Sache auf das Gemüth des ungebildeten Menschen immer tiefern Eindruck zu machen pflegt, als die bloße Schilderung derselben. Dieselbe Erzählung wird auch von andern Chronisten des Mittelalters, Johann Scylitzes, Cedrenus, Zonaras und Andern bestätigt. Bogoris erhielt in seiner Taufe den Namen Michael, nach der Benennung des Kaisers Michael, welcher damals auf dem Throne zu Constantinopel saß, und lebhaften Antheil an dieser Taufe des Bulgarenfürsten genommen haben mag. Der Grammatiker Leo, und Andere mit ihm, setzen die Taufe des Königes in das Jahr 861.

Constantin fügt in der oben genannten Stelle (Cap. 13), noch weiter hinzu: „die Taufe des Königes seye bald bekannt geworden, und habe zu einer Empörung unter seinem Volke Veranlassung gegeben; woraus erhellt, daß ein großer Theil der Bulgaren damals noch dem Götzendienste zugethan war. Der König Michael sammelte nun

einen kleinen Heereshaufen, der die neubekehrten Bulgaren in sich faßte, trug demselben das Zeichen des Kreuzes voran, und schlug die Rebellen in der Stadt zurück. Von jetzt an wurden nicht mehr im Geheimen, sondern öffentlich die übrigen Bulgaren, welche ohnehin das Christenthum anzunehmen begehrten, durch die Taufe zu Christen gemacht. So war nun der Grund zu einer äußerlichen Kirche Christi im Bulgarenlande gelegt, welche von jetzt an ihr bleibendes Bestehen gewonnen hatte; und auch für die geistige Bildung des Volkes war, durch die Uebertragung der heiligen Schriften in die Volkssprache, gesorgt. Cyrill machte sich nun nach einem mehrjährigen Aufenthalte unter den Bulgaren (gegen das Ende des Jahres 862) auf den Weg nach Constantinopel, um mit seinen dortigen Freunden über die Förderung des begonnenen Werkes persönliche Rücksprache zu nehmen, indeß, wie es scheint, der fromme Methodius noch länger im Lande zurückblieb, um die neubekehrten Christenhäuflein daselbst in der Erkenntniß des Heiles noch weiter zu unterrichten.

§. 30.

Cyrill hatte Ursache, sich Glück dazu zu wünschen, daß er, entfernt von dem leidenschaftlichen Treiben der Hauptstadt, eine Reihe von Jahren in dem seligen Dienste Christi unter den Heiden zubringen durfte; und auch jetzt noch kam er für die Bedürfnisse seines Herzens zu früh nach Constantinopel zurück. Am kaiserlichen Hofe sowohl als im Palaste des Patriarchen hatte die schnöde Eifersucht, die überall nur sich selbst sucht, einen Kampf begonnen, welcher mit der gänzlichen Trennung der morgenländischen und der abendländischen Kirche sich endigte; und da die Geschichte dieses Kampfes ein mannigfaltiges Licht über den Entwicklungsgang des Missionswerkes jener Tage verbreitet, so dürfte eine kurze geschichtliche Uebersicht desselben hier seine rechte Stelle finden.

Noch ehe drei Jahre zuvor Cyrill seine Reise zu den Bulgaren antrat, war der Patriarch Ignatius von seinem Nebenbuhler Photius vom Patriarchenstuhle gestoßen worden. Ignatius stammte aus kaiserlichem Geblüte, indem sein Vater Michael Rangabe einige Jahre (Jahr 811—813) auf dem Thron zu Constantinopel gesessen hatte, bis er von seinem General, Leo dem Armenier, von demselben gestoßen wurde. Jetzt wanderte der junge Ignatius, mit der Familie seines Vaters, nach einer Insel des schwarzen Meeres in die Verbannung, wo er im Schooße der Seinigen eine gute Erziehung fand, und frühe schon die Widerwärtigkeiten des Lebens mit Geduld ertragen lernte. Bald wurde er, in reifern Jahren, in ein Kloster versetzt, wo er in kurzer Zeit durch seinen frommen Sinn die Liebe seiner Klostergenossen sich erwarb, und die Stelle eines Abtes bekleidete, bis er von der Kaiserin Theodora, welche (im Jahr 842) als Vormünderin ihres jungen Sohnes, Michael III., die Regierung angetreten hatte, im Jahr 846 zum Patriarchenstuhle in Constantinopel gerufen wurde.

Der Kaiserin Bruder Bardas, welcher mit ausgezeichneten Talenten ein lasterhaftes Leben verband, griff bald, im Namen seiner Schwester, nach den Zügeln der Regierung, und übte ungestraft jede Art von Verbrechen aus. Als er nun seine rechtmäßige Gattin entließ, und mit seiner Schwiegertochter sich verehlichte, so schloß ihn, nach viel vergeblicher Ermahnung, der Patriarch vom heiligen Abendmahle aus. Aber bald fand der erzürnte Bardas Gelegenheit, für diese Erfüllung seiner Hirtenpflicht an demselben sich zu rächen. Zuerst sollte die Mutter des schwachen Kaisers, seine Schwester Theodora, welche dem Patriarchen beistand, auf die Seite geschafft werden; und wirklich gelang es ihm, den jungen Kaiser zu vermögen, daß seine Mutter (im J. 855) den kaiserlichen Hof verlassen, und in ein Kloster sich zurückziehen mußte. Jetzt hatte der grausame Bardas einen freien Spielraum gewonnen, auch den verhaßten

Ignatius vom Patriarchenstuhle zu entfernen; und da derselbe weder durch Schmeichelei, noch durch Drohungen zu freiwilliger Abdankung bewogen werden konnte, so wurde er (im J. 857) mit Gewalt in ein Kloster auf der Insel Terebinth verbannt, und Photius zur Patriarchenwürde erhoben.

Photius, ein Verwandter des Bardas, zeichnete sich durch Talent und Gelehrsamkeit vor seinen Zeitgenossen aus; aber seine kräftige Seele beherrschte ein unersättlicher Ehrgeiz, dem jedes Mittel willkommen war, um zu seinem Ziele zu gelangen. Die Bischöfe, welche Hochachtung und Liebe immer noch an Ignatius fesselten, wurden auf jegliche Weise verfolgt, und Ignatius selbst in einer Vorstadt Constantinopels in ein Gefängniß gebracht, und seine Füße in den Stock gelegt. Vergeblich versammelten sich die Bischöfe der Provinz, um den grausamen Photius in den Bann zu thun; Ignatius wurde in Ketten nach der Insel Lesbos in Sicherheit gebracht; und Photius schickte einige Abgeordnete an den Pabst Nikolaus I., um demselben die Absetzung des Ignatius, und seine Erhebung auf den Patriarchenstuhl kund zu thun (J. 859). Der Pabst sendete zwei Legaten, Rodoald und Zacharias, nach Constantinopel ab, und bald nach ihrer Ankunft fand Photius, welchen der Kaiser begünstigte, Gelegenheit, die römischen Legaten auf seine Seite zu bringen; und nun wurde (im J. 861) in einer Synode die Rechtmäßigkeit der Absetzung des Ignatius feierlich bestätigt. Letzterer mußte, um sein Leben zu retten, in ein Sklavengewand gekleidet, von einer Insel zu der andern fliehen; und nur ein fürchterliches Erdbeben, welches um diese Zeit mehrere Tage lang die Hauptstadt erschütterte, machte den Nachstellungen nach seinem Leben ein Ende. Der Pabst Nicolaus erklärte, nach der Rückkehr seiner Legaten, die Beschlüsse der Synode für ungültig, beschwerte sich laut über die Absetzung des Ignatius, und die gesetzwidrige Erhebung des Photius auf den Patriarchenstuhl, und ließ kein

Mittel unversucht, um die Bischöfe des Morgenlandes für seine Ansicht zu gewinnen. Dieser Schritt brachte den Photius in nicht geringe Verlegenheit; und dieß um so mehr, da indeß sein mächtiger Gönner Bardas, welcher eine Empörung gegen den Kaiser Michael angezettelt hatte (J. 866), sein Verbrechen mit dem Tode büßen mußte. Dem schlauen Manne blieb nun nichts übrig, als öffentlich mit dem römischen Pabste zu brechen, und noch in demselben Jahr (J. 866), rief er zu Constantinopel eine Kirchenversammlung zusammen, welche unter seinem Vorsitze, den Pabst Nikolaus zu Rom seiner Würde entsetzte, und mit dem Bannfluch belegte; ein Schritt, welcher zur gänzlichen Trennung der abendländischen Kirche von der morgenländischen den ersten Grund legte. Auch der römische Stuhl zauderte nicht, jedes Mittel in Bewegung zu setzen, um dem trotzigen Photius Gleiches mit Gleichem zu vergelten; und willkommene Gelegenheit zu immer neuen Feindseligkeiten gegen den Patriarchenstuhl zu Constantinopel boten nun dem Pabste die Bekehrungen dar, welche seit kurzer Zeit, unter den slavischen Völkern des östlichen Europa's Statt gefunden hatten. An die Stelle seines Oheim's, des hingerichteten Bardas, hatte indeß der schwache Kaiser Michael III., der nicht selbst zu regieren vermochte, einen berühmten General, den Macedonier Basilius erhoben, und denselben zu seinem Mitregenten erklärt. Seinen Entschluß nicht lange hernach bereuend, suchte er zwar denselben bald wieder von der Regierung zu entfernen; allein Michael wurde im Zustande der Trunkenheit (im Septbr. 867) von seiner Leibwache ermordet, und Basilius bestieg jetzt als Alleinherrscher den kaiserlichen Thron. Dieß war zugleich das Todesurtheil für den ehrgeizigen Photius. Schon am nächsten Tag wurde derselbe aus dem Lande gejagt, und nach neunjähriger Verbannung der ehrwürdige Ignatius, unter lauten Freudensbezeugungen, in die Kaiserstadt zurückgeführt, und aufs Neue (im Novbr. 867) zur

Patriarchenwürde erhoben. Dieselbe bekleidete er mit viel Eifer und Menschenfreundlichkeit noch eilf weitere Jahre, bis er (im J. 878) in seinem achtzigsten Lebensjahre seinen Lauf für diese Welt vollendete.

§. 31.

Dieser Ueberblick der damaligen Zeitgeschichte that Noth, um ein helleres Licht für die dunkeln Fußstapfen unserer Missionsgeschichte unter den slavischen Völkern zu gewinnen; und wir kehren nun wieder zu Cyrill zurück, welchen wir (im J. 863) einsam zu Constantinopel zurückgelassen haben.

Cyrills Herzen mußten Auftritte dieser Art, wie er sie täglich vor Augen sah, großen Kummer bereiten, und ihm den Wunsch nahe legen, im Verbreitungsgeschäfte des Evangeliums unter den Heiden seine noch übrigen Lebenstage zuzubringen, um nicht länger Zeuge seyn zu dürfen des schmählichen Unterganges, in welchen die Kirche seines Vaterlandes immer tiefer hinab sank. Als er eben nach neuen Wirkungskreisen daselbst sich umzusehen beschäftigt war, kamen, wie sein Biograph erzählt, Gesandte von Rastislaw, dem Könige von Mähren, am kaiserlichen Hofe zu Constantinopel an, um den Kaiser Michael III. um christliche Lehrer für sein Volk zu ersuchen. Rastislaw hatte nämlich von den gesegneten Wirkungen vernommen, welche Cyrills Arbeiten, innerhalb kurzer Zeit, im Chasarenlande hervorgebracht hatten; auch konnten ihm die heilsamen Veränderungen nicht unbekannt geblieben seyn, welche die Predigt des Evangeliums in den neuesten Tagen im Bulgarenlande überall hervorzubringen begann; und eben darum mußte Rastislaw in der Lage, in welcher sich damals Mähren befand, es wünschenswerth finden, nicht nur dieselben Lehrer für die Verbreitung christlicher Bildung in seinem Lande zu gewinnen, sondern auch diese Gelegenheit zu nützen, um neue Freundschaftsverhältnisse mit dem Hofe zu Constantinopel anzuknüpfen. Sein Volk, so läßt

Rastislaw, nach dem Zeugniß des Biographen Constantin, dem Kaiser melden, sein Volk habe zwar dem Götzendienste den Abschied gegeben, und verlange dem Gesetz der Christen unterthan zu werden; aber es mangle ihm an einem Lehrer, der sie im Lesen unterrichten und mit dem vollkommenen Gesetze Christi bekannt machen könne. Er bitte demnach den Kaiser, ihm einen solchen Mann zuzusenden, der im Stande sey, vollständig den Glauben an Christum, und den Weg des Heiles seinem Volke zu zeigen.

Gern gab der Kaiser den Bitten des mährischen Königs Gehör, und auch dem Patriarchen Photius konnte wohl keine Gelegenheit willkommener seyn, als diese war, seinen Patriarchensprengel bis an die Ufer der Donau auszudehnen. Von Beiden erhielt nun Cyrill und sein Bruder Methodius, den Auftrag, nach dem Lande der Mähren zu ziehen, um dort zur Aufrichtung der Kirche Christi hülfreiche Hand zu bieten. Nun reiste Cyrill, von dem kaiserlichen Schatze mit dem Nöthigen versehen, noch in demselben Jahr 863 nach dem Lande der Bulgaren ab, um seinen Bruder Methodius daselbst als Genossen der Arbeit mit sich zu nehmen, und beide gelangten wohlbehalten an den Hof des Königs Rastislaw, der sie mit Freuden als Lehrer seines Volks aufnahm.

Wir haben schon oben Gelegenheit gefunden, (§. 15 fg.) die ersten zerstreuten Spuren der Pflanzungsgeschichte des Christenthums unter dem mährischen Volke in der Geschichte der Donauländer nachzuweisen *).

---

*) Die vollständigste Sammlung fabelhafter und glaubwürdiger Nachrichten, welche die zahlreichen Annalisten des Mittelalters von dem Leben und Wirken des Cyrillus und Methodius im Mährenlande zurückgelassen haben, ist in F. G. Stredowsky's Sacra Moraviae historia, sive vita S. S. Cyrilli et Methodii etc. Sulzbach, 1710 in 4°. anzutreffen. Der fleißige aber unkritische Compilator glaubte in dieser Schrift Alles, ohne weitere Auswahl und Prüfung, nacherzählen zu müssen, was ihm nur immer die Legenden des Mittelalters für das Leben der beiden mährischen Apostel

Die früheste Geschichte des Mährenlandes, das von dem Fluße Morawa, welcher dasselbe durchschneidet, seinen Namen trägt, liegt in ein Dunkel eingehüllt, welches das Licht der Geschichte nicht weiter aufzuhellen vermag. Wie in Böhmen und verschiedenen Theilen Pannoniens, so hatten sich auch in Mähren bald nach dem großen Völkersturme des fünften Jahrhunderts slavische Colonistenhaufen niedergelassen, welche sich von den Ufern der Donau bis zum Fuße des karpathischen Gebirges, ausbreiteten, und nach der Slaven Gewohnheit den Boden urbar machten. Vor Carls des Großen Regierungszeit kommen in der Geschichte der fränkischen Könige die slavischen Mähren selten zum Vorschein, und erst der Krieg, den dieser Fürst (seit dem Jahr 791) mit ihren Nachbarn, den Avaren, führte, machte am Hofe des deutschen Kaisers die Marawer (Mähren) besser als zuvor bekannt, und den Wunsch desselben rege, auch dieses benachbarte Heidenvolk, sowie die Avaren und Sachsen, durch ihre Bekehrung zum Christenthum für die Gränzbewohner Deutschlands unschädlich zu machen. Als es Carl dem Großen gelang, die rebellischen Sachsen nach und nach durch glückliche Kriege zur Botmäßigkeit zu zwingen, und den Avaren an der Donau die Unterwürfigkeit unter seinen gewaltigen Zepter abzunöthigen, so mußten auch die benachbarten Mähren unter seine Herrschaft sich beugen, was sie wohl um so bereitwilliger thaten, da

---

darboten; und dieser Umstand macht die Benützung seiner Arbeit beschwerlich; so wenig wir Schlözers Beschuldigung beizutreten vermögen, (Nestor III. 151.) welcher meint, Stredowsky habe die Geschichte jener Helden völlig in einen Roman umgeschaffen, und sein Werk sei demnach für die Bearbeitung der Geschichte Cyrills und Methodius unbrauchbar. Seiner vielen Mängel und geschichtlichen Verstöße ungeachtet, wird Stredowsky's Arbeit, besonders wegen der vielen schätzbaren Urkunden und der seltenen Reichhaltigkeit der angegebenen Quellen, für den Forscher der Geschichte einen bleibenden Werth beibehalten.

sie zur Beförderung ihres häuslichen Wohlstandes einen ehrenvollen Frieden, welcher ihnen den Genuß der Freiheit zusicherte, dem zufälligen Spiele des Krieges zu jeder Zeit vorzuziehen pflegten. Dem frommen Arno, welcher die erzbischöfliche Würde zu Salzburg in den Tagen Carls des Großen bekleidete, soll es zuerst gelungen seyn, den Samen göttlicher Erkenntniß unter dem mährischen Volke auszustreuen, und selbst ihren König Samoslaw durch die Taufe für die Kirche Christi zu gewinnen. Nicht lange hernach nennt uns die Geschichte den ersten christlichen Missionar Godwin, welcher, wie Stredowsky erzählt (Moravia sacra S. 61 fgd.), im Jahr 801 unter den Mähren sich niedergelassen haben soll.

Emsiger noch, als sein Vater Carl, war sein Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme, für die Bekehrung des mährischen Volkes besorgt. Schon oben ist erzählt worden (§. 14), wie durch seine Veranstaltung das alte Erzbisthum Lorch aufs Neue wieder ins Leben gerufen, und dem thätigen Urolph, der eine Reihe von Jahren mit sichtbarem Segen unter den slavischen Mähren gearbeitet hatte, von dem frommen Ludwig der Auftrag ertheilt wurde, vermöge seines erzbischöflichen Amtes neue Bisthümer im Lande umher anzulegen. Nach dem bereits oben angeführten Schreiben des Pabstes Eugenius II. muß man voraussetzen, daß schon im J. 826 eine ansehnliche Kirche unter den mährischen Slaven zu finden war, indem dasselbe an vier Bischöfe gerichtet ist, welche größtentheils auf mährischem Gebiet ihren Kirchensprengel aufgerichtet hatten, auch von den beiden Herzogen Tuttond und Moymar auf eine Weise in demselben gesprochen wird, welche voraussetzt, daß sie nicht nur selbst zum Christenthum sich bekannten, sondern auch dasselbe in ihrem Lande weiter auszubreiten bereit waren.

§. 32.

Nach Moymar's Tode wurde der Neffe desselben, Rastislaw, (J. 846) von dem deutschen Könige Ludwig zum

Herzog von Mähren erhoben, welcher die Einführung des Christenthums in seinem Lande begünstigte; aber erst nach langen und blutigen Kämpfen gewann das christliche Missionswerk daselbst am Ende seiner vieljährigen Regierung, eine allgemeinere und regere Verbreitung. Des deutschen Joches müde, das die Slaven schon lange getragen hatten, und durch vielfälige Erfahrung überzeugt, daß der Ehrgeiz der deutschen Fürsten nur darauf gerichtet war, die Freiheit der Mähren ihrer Herrschsucht aufzuopfern, brach (seit dem Jahr 855) eine Empörung um die andere gegen die deutschen Gränznachbarn aus, welche nur durch kurze Friedensschlüsse gedämpft werden konnten. Und als die Sorben, Wenden, Böhmen und andere slavische Völkerstämme sich an den mährischen Herzog anschloßen, und selbst Ludwigs des Zweiten abtrünniger Sohn, Carlmann, sein Bundesgenosse wurde, so blieb dem deutschen Könige nichts übrig, als mit Geduld zuzusehen, wie Rastislaw nach Pannonien und Böhmen hin die Gränzen seiner Herrschaft immer weiter ausdehnte, und ein mächtiges Reich bildete, das mit glücklichem Erfolge seine Unabhängigkeit gegen die Oberherrschaft des deutschen Kaisers zu vertheidigen im Stande war.

Wie natürlich, daß während dieses langen und stürmischen Zeitraums für die Verbreitung des Christenthums in Mähren nur wenig geleistet werden konnte. Das neue Lorcher Erzbisthum, dem zunächst diese Sorge übertragen war, hatte indessen frühe sein Ende erreicht, und obgleich von Salzburg aus, das nunmehr Mähren zu seinem Kirchensprengel rechnete, von Zeit zu Zeit Landbischöfe in diese verlassene Missionsgebiete ausgesendet wurden, um sich der zerstreuten Christenhäuflein im Lande anzunehmen, so konnten diese doch, als Deutsche, welche der slavischen Freiheitsliebe verdächtig waren, weder auf die Unterstützung der Landesregierung noch auf das Zutrauen der Einwohner rechnen, und mußten sich damit begnügen, wenn sie nur unter denselben geduldet wurden.

Aber kaum war Rastislaw mit der Anordnung seiner Regierungsangelegenheiten fertig geworden, als ihn das immer lauter gewordene Bildungsbedürfniß seines Volkes an die Pflicht erinnerte, seine letzten Tage und Kräfte der allgemeinern Verbreitung des Christenthums im Lande zuzuwenden. Schon die Staatsklugheit forderte, dieses Bedürfniß nicht länger unbefriedigt zu lassen. Fast von allen Seiten war bereits sein Land von christlichen Völkern umlagert, welche im täglichen Verkehr mit den Mähren sich befanden. Sollte die bürgerliche Wohlfahrt desselben, beim beharrlichen Festhalten des väterlichen Götzenthumes, nicht ganz zu Grunde gehen, und die glücklich errungene Unabhängigkeit nicht aufs Neue gefährdet werden, so blieb ihm kein anderer Weg übrig, als die allgemeine Einführung des Christenglaubens im Lande auf jegliche Weise zu befördern, und kein Mittel unversucht zu lassen, um das mährische Volk auf die gleiche Bildungsstufe mit seinen Gränznachbarn zu erheben. Diesem Rathe der Staatsklugheit kam auch der tief gefühlte Wunsch des Volkes selbst entgegen, das sich seiner albernen Religionsweise zu schämen anfing, und das Unzureichende derselben für seine innere und äußere Wohlfahrt einsehen gelernt hatte.

Freilich fehlte es in seinem Lande nicht sowohl an unwissenden Mönchen, welche von den bairischen Klöstern aus, in demselben umherzogen, um das Volk zur Verrichtung des äußerlichen Gottesdienstes abzurichten, als vielmehr an wohlunterrichteten Lehrern des Christenthums, die es, wie er sich durch seine Abgeordneten am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel ausdrückt, zur Pflicht und Freude machten, das Volk im Lesen des Wortes Gottes, und in einer gründlichen Bekanntschaft mit dem Gesetze des Herrn zu unterrichten. Aber wo sollte er diese Lehrer finden, die sein Land bedurfte? An die deutschen Fürsten und Bischöfe wollte er sich mit dieser Angelegenheit seines Herzens nicht wenden, weil er von ihrem Einfluße die Rückkehr unter das alte Joch befürchtete; und so

blieb dem mährischen Könige kein anderer Weg übrig, als den er wirklich ungesäumt (im Jahr 863) einschlug, sich nach Konstantinopel mit seiner Bitte zu wenden, von wo aus dem mährischen Volke die beiden ausgezeichneten Glaubensboten, Cyrill und Methodius, zugesendet wurden.

§. 33.

Mit wichtigen Vorarbeiten ausgerüstet, traten nun beide in ihre neuen Wirkungskreise ein, zu welchen sie die gnadenreiche Fügung ihres Gottes, unter sichtbaren Merkmalen der Ermunterung, berufen hatte, und brachten mit dem gesegnetsten Erfolg vier und ein halbes Jahr in denselben zu (Jahr 863 — 867). Der mährische Biograph erzählt uns nach seiner Weise nur kurz von ihrer Thätigkeit im Lande: "Cyrill zog täglich mit seinem Bruder Method in den Städten und Dörfern umher, goß in die Ohren der Ungläubigen Worte des Lebens, lehrte das Volk die Vergebung der Sünden durch die Taufe suchen, und rief ihnen laut zu, daß sie nur durch den Glauben an Jesum selig werden können. Indem der Mann Gottes diese heilbringenden Worte verkündigte, wurde das Herz des Königs und seines Volkes von oben herab durch die Gnade Gottes erleuchtet. In seinem Glauben kräftig gestärkt, wollte der König mit einer großen Menge seines Volkes nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Ihr Herz ward von hoher Freudigkeit des Glaubens, und von der seligen Hoffnung des ewigen Lebens ergriffen; und sie baten die Knechte Christi inbrünstig, sie durch die Bundeszeichen des wahren Glaubens zu weihen. Der König führte die heiligen Männer in seine Residenz Welehrad (die bisherige Hauptstadt Mährens), und gründete dort eine Kathedral-Kirche; auch errichtete er daselbst einen bischöfflichen Wohnsitz. Von Bußgefühlen durchdrungen legte er seine königliche Krone ab, und flehte im Staub und in der Asche wegen seiner frühern Uebertretungen Gott an. Als dieses Alles die Männer Gottes sahen, weinten sie vor Freude, und flehten in-

brünstig zum Herrn für die Bekehrung des ganzen Volkes; und brachten dem ewigen Könige einen, durch die heilige Taufe gereinigten, sterblichen König als angenehmes Opfer dar. Da sie bei dem Könige und dem ganzen Volke eine heilige Sehnsucht nach dem Lichte des Glaubens angeregt fanden, legten sie ihnen das alte und neue Testament mit großer Sorgfalt aus; und da sie Vieles aus der griechischen und lateinischen Sprache in die slavonische übersetzt hatten, so lehrten sie das Volk die Messe und die Stunden-Gebete in der Kirche Gottes öffentlich singen."

Es ist wohl unrichtig, wenn der mährische Biograph behauptet, daß der König Rastislav jetzt erst von diesen beiden griechischen Missionarien die Taufe empfangen habe, indem er, was auch viel größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, nach dem Zeugniß der fränkischen Annalisten, schon vor seiner Erhebung zur herzoglichen Würde, (Jahr 846) auf Veranstaltung des Königs Ludwig II. getauft worden war. Aber hocherfreulich ist der Eindruck, welchen die Verkündigung des Wortes Gottes auf sein Herz, so wie auf einen großen Theil seines Volkes gemacht zu haben scheint. Da die beiden Missionarien einen ansehnlichen Theil der heiligen Schriften bereits in die Volkssprache übersetzt, nach Mähren mit sich brachten, und während ihres Aufenthaltes daselbst ihre gesegneten Uebersetzungs-Arbeiten immer weiter fortgesetzt zu haben scheinen, so war ebendamit dem lernbegierigen Volke das kräftigste Mittel in die Hand gegeben, die großen Thaten Gottes in ihrer Muttersprache zu vernehmen, und die Heilswahrheiten des Evangeliums gründlicher verstehen zu lernen. Wirklich wird uns auch ausdrücklich in der Geschichte erzählt, daß sie im Lande umher nicht blos Kirchen, sondern auch Schulen aufgerichtet haben, um das Volk im Lesen zu unterrichten. Die große Veränderung, welche auf diesem Wege innerhalb fünf Jahre durch die Predigt des Evangeliums unter dem mährischen Volke bewirkt wurde, veranlaßte den alten

mährischen Biographen zu dem freudigen Ausrufe: "Und so ist nun das mährische Volk ein auserwähltes Geschlecht, ein Volk des Eigenthums geworden, damit sie verkündigen mögen die Tugenden deß, der sie berufen hat, aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. Und wie groß war nicht die Freude der Gemeinde Gottes, als sie den König von Ninive zur Predigt des Jonas von seinem Throne herabsteigen, und im Staub und in der Asche an der Seite dieser Knechte Christi sein Haupt demüthigen sahen. O der wundervollen Gnade des allmächtigen Gottes, der also huldreich diejenigen anblickt, die sein Angesicht suchen; Er wird auch in Zukunft die nicht verlassen, welche auf ihn hoffen."

§. 34.

Während in Mähren die Freude über die gesegnete Arbeit dieser beiden Knechte Christi groß war, scheint im benachbarten Bulgaren-Lande der König Bogoris die Abwesenheit derselben um so tiefer gefühlt zu haben. Auch dort war ein Werk begonnen worden, das der sorgsamen Pflege um so mehr bedurfte, da die Uebertragung des göttlichen Wortes in die Volkssprache eine rege Begierde nach vollkommenerm Verständnisse desselben angeregt hatte. König Bogoris sah sich unter diesen Umständen veranlaßt, (im Jahr 866) einige Abgeordnete an den Pabst Nicolaus I. nach Rom abzusenden, um denselben zu Rath zu ziehen, was nicht nur zur Erhaltung der bereits im Lande gepflanzten Kirche, sondern auch zur weitern Verbreitung derselben unter denen, welche noch dem Götzenthum anhingen, zu thun seyn dürfte; und um zugleich christliche Lehrer für das Volk von Rom sich zu erbitten. Der Pabst Nikolaus sandte nun die beiden Bischöfe, Paulus und Formosus, nach Bulgarien, um an Ort und Stelle die erforderlichen Anordnungen zu treffen, und weitere Vorschläge für die Förderung der Kirche in diesem Lande zu machen. Als er nun bei der Rückkehr seiner beiden Legaten vernahm,

daß Cyrill und Methodius im Mähren-Lande auch die Kleinen im Lesen des Wortes Gottes unterrichteten, Lehrer des Evangeliums verordneten, und den Samen des göttlichen Wortes weit hin ausstreueten, so war seine Freude darüber sehr groß, wie der Verfasser der kürzern Lebensbeschreibung erzählt, und er sah sich durch das, was ihm berichtet wurde, veranlaßt, durch ein apostolisches Schreiben diese beiden Diener Christi zu sich einzuladen (am Ende des Jahres 867). Diese freuten sich sehr, zum apostolischen Sitze gerufen zu werden, und traten unverweilt die Reise dorthin an; auch nahmen sie einige ihrer Schüler mit sich, welche sie für tüchtig hielten, zu Bischöfen der neugepflanzten Kirche geweiht zu werden. Indeß ging (den 13. Nov. 867.) Pabst Nikolaus I. aus der Zeit, und einen Monat darauf wurde Hadrian II. auf den päbstlichen Stuhl erhoben (Jahr 867—872). Mit großem Gepräng zogen die Einwohner Roms den beiden Reisenden vor die Thore der Stadt entgegen, da sie vernommen hatten, daß sie die heiligen Gebeine des ehrwürdigen Blutzeugen Clemens, dessen Andenken schon längst eine prachtvolle Kirche zu Rom erbaut worden war, mit sich brächten. In dieser wurden nun unter großer Feierlichkeit die bewunderten Reliquien als Heiligthum niedergelegt, und den Ueberbringern dieses Schatzes große Ehre vom Volke erwiesen.

Der neue Pabst Hadrian war über Alles, was er von den Fremdlingen vernahm hoch erfreut; am meisten aber ergötzte ihn die Hoffnung, auf dem dargebotenen Wege die neugepflanzten Kirchen in Mähren und Bulgarien mit dem römischen Stuhle für immer zu verbinden, und auf diese Weise den Zutritt zu allen slavischen Völkern sich aufzuschließen. Wirklich schienen auch die Zeitumstände seine stillen Entwürfe auf wundervolle Weise zu begünstigen. Der Kaiser Michael III. hatte wenige Monate zuvor zu Constantinopel unter den Händen der Mörder das Leben eingebüßt, und der verhaßte Photius war dort vom Patriarchenstuhle gestoßen worden, den nun der miß-

handelte und vom päbstlichen Stuhl bisher begünstigte Ignatius wieder einnahm. So schien die Hand der Vorsehung selbst dem Oberhirten der abendländischen Kirche den neuen Weg zum Morgenlande gebahnt zu haben. Was dabei von dem neuerwählten Kaiser Basilius zu erwarten war, lag freilich noch im Dunkeln; aber darum ließ sich doch immer noch das Beste hoffen. Ungesäumt sollten nun die beiden ausgezeichneten Pflanzer der Kirche Christi, Cyrill und Methodius, zu Bischöfen, und ihre mitgebrachten Schüler zu Presbytern und Diaconen der mährischen Gemeinden geweiht werden. Nur eine Schwierigkeit lag der Sache noch im Wege. Beide Missionarien hatten ja die heiligen Schriften, so wie die liturgischen Bücher der Kirche, in die slavische Volkssprache übersetzt, und in dieser den griechisch-slavonischen Gottesdienst in die Kirchen Bulgariens und Mährens eingeführt. Ein solcher Verstoß, der neu und mit den Anordnungen der heiligen Väter im Widerstreite lag, konnte nicht mit Gleichgültigkeit übergangen werden. Cyrill ward darüber vom Pabste zur Rede gestellt, und ihm die Zumuthung gemacht, die lateinische Sprache beim Gottesdienste einzuführen. Dieser gab, wie der mährische Biograph berichtet, hierauf bescheiden zur Antwort: „Gedenket doch, meine Herren und Brüder, des apostolischen Ausspruches: Ihr sollt nicht verbieten in fremden Sprachen zu reden. Diese Regel des Apostels habe ich befolgt, und ihr wollt dieselbe bestreiten? Auf ihre Antwort, daß mit diesen Worten der Apostel eben nicht gemeint habe, daß man auch die kirchlichen Gebete in fremder Zunge absingen soll, führte Cyrill den Ausspruch Davids an: Alles, was Odem hat, lobe den Herrn. Wenn nun, sagte er, Alles, was Odem hat, den Herrn loben soll, wie könnet ihr mir verbieten, die kirchlichen Stundengebete in slavischer Sprache abzusingen. Da ich das arme Volk mit dem Wege des Heils ganz und gar unbekannt fand, so gab der Geist des Herrn den Gedanken meiner Seele ein, in seiner Mutter-

sprache ihm das süße Wort Gottes zu verkündigen; und dieß war auch das Mittel, durch welches ich ein zahlloses Volk für die Verehrung Gottes gewonnen habe. Ueberlegt demnach, geliebte Väter, ob es weislich sey, von der betretenen Bahn wieder abzuweichen.“ Die ganze Versammlung hörte voll Bewunderung die Rede des Mannes an, und fand seinen Fleiß und seinen Glaubensmuth lobenswerth; und nach reifer Ueberlegung wurde beschlossen, daß ihm gestattet seyn soll, in allen den Ländern, die er und sein Bruder zum Glauben an Gott geführet hatte, in slavischer Sprache die Gottesdienste zu verrichten.

Ihrer bischöflichen Weihe stand nun kein weiteres Hinderniß im Wege. Sie sollte eben vollzogen werden, als Cyrill, die Annäherung seiner letzten Todesstunde ahnend, sich dieselbe verbat, und nach einem Aufenthalte von vierzig Tagen am 14. Febr. 868 zu Rom, im Glauben an seinen Herrn und Erlöser, dem er treulich gedient hatte, sein Auge im Tode schloß.

§. 35.

Nach Beerdigung seines geliebten Bruders, der als treuer Streiter Christi von der Erde geschieden war, eilte jetzt Method unverweilt mit seinen Gefährten nach seinem großen Arbeitsfelde zurück, das seiner pflegenden Hand so sehr bedurfte. Der Pabst Hadrian hatte ihn zum Erzbischof von Mähren und Pannonien geweiht; denn dieser Titel wird ihm wenige Jahre darauf in dem Sendschreiben des Pabstes Johann VIII. beigelegt; und eben damit war ihm nun eine weite Pforte aufgeschlossen, vom karpathischen Gebirge an bis in die untern Donaugegenden, unter den slavischen Völkern die Lehre Christi auszubreiten. Sein Beruf mußte ihm jetzt um so wichtiger geworden seyn, da ihm zu Rom, gegen die bisherige Gewohnheit der abendländischen Kirche, die Befugniß ertheilt worden war, in der slavischen Volkssprache die Gottesdienste zu halten, und eben damit die Lehre

des Christenthums zahlreichen Völkerstämmen zugänglicher und verständlicher zu machen. Das große mährische Reich war unter Rastislavs langer und glücklicher Regierung mächtig angewachsen, und schloß damals nicht bloß das heutige Mähren, sondern auch einen beträchtlichen Theil von Oestreich und Ungarn in sich. Der alternde König, um sich die schwere Regierungslast zu erleichtern, hatte schon früher seinen Neffen, den Prinzen Swatopluk, zum Mitregenten angenommen, und ihm einen ansehnlichen Landesantheil zur Regierung anvertraut, welcher gleichfalls zum Missionssprengel des eifrigen Method gehörte. Ein bestimmter Wohnsitz im Lande war ihm nicht angewiesen worden, obgleich die spätern Legenden die Stadt Welehrad, welche sie zugleich für die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Königs erklären, als Metropolitansitz ihm anweisen. Allein da Methodius Landbischof (Regionarius) war, so war ihm eben damit im wahren Missionssinne das ganze Land als Wohnsitz zugewiesen.

Wirklich schienen auch alle Umstände auf solche Weise von der Vorsehung Gottes eingeleitet, daß innerhalb kurzer Zeit, die gänzliche Ausrottung des alten Götterdienstes, und die allgemeine Verbreitung des Christenthums im großen mährischen Reiche zu erwarten stand. Dieser zuversichtlichen Hoffnung freute sich der päbstliche Stuhl um so mehr, da er einen beträchtlichen Zuwachs seines hierarchischen Wirkungskreises unter den slavischen Völkern des Ostens auf diesem Wege erwarten durfte. Eben darum hatte er auch um diese Zeit die dargebotene Gelegenheit begierig benützt, um, auf das Verlangen des Königes Bogoris, dem Bulgarenlande lateinische Lehrer zuzusenden, welche, wie es scheint, unter der Vermittlung des Methodius sich überall im Lande niederließen, um das angefangene Bekehrungswerk daselbst weiter fortzusetzen, und die neubekehrte bulgarische Kirche von ihrem bisherigen Zusammenhang mit dem griechischen Patriarchate loszureißen. Freilich wollte dieser Entwurf

in seinem ersten Anfang minder glücklich gelingen. Denn kaum hatte (im J. 867) der verstorbene Patriarch Ignatius, unter der Begünstigung des neuen Kaisers Basilius, die oberste Kirchenwürde wieder angetreten, als von ihm ein griechischer Bischof (Theophilakt?) in die Bulgarei gesendet wurde, welcher nun die Leitung der Kirche im Lande übernahm, und da die lateinischen Priester dem morgenländischen Ritus sich nicht fügen wollten, dieselben nach wenigen Jahren aus dem Lande hinausjagte.

Eine Zeitlang arbeitete Methodius mit großem Eifer und glücklichem Erfolg in seinem neuen Kirchensprengel; und auch die Slaven in Pannonien waren froh, daß sie jetzt selbst, mit Genehmigung des päbstlichen Stuhles, gegen die bisherige lateinische Sprache ihre Muttersprache beim öffentlichen Gottesdienste eintauschen konnten. Der Herzog Privina war daselbst gestorben, und hatte seinem Sohne Hezilo die Regierung des Landes zurückgelassen. Hezilo war, wie sein Vater, der Kirche Christi eifrig ergeben, und fand den größten Ruhm seiner Regierung darin, eine Kirche um die andere in seinem Lande aufzubauen, und dieselben mit liegenden Gütern reichlich auszustatten. Ob er nun gleich, wie Privina, vorzugsweise den lateinischen Ritus unter seinen Slaven begünstigte, und ein Freund der salzburger Erzbischöfe war, so konnte er doch nicht hindern, daß nicht sein Volk nach den verständlichern Bildungsmitteln der mährischen Kirche griff, und dieß um so mehr, da durch die Eifersucht der Salzburger Metropolitane vor kurzer Zeit ihr eigenes Erzbisthum zu Lorch aufgehoben, und an seiner Stelle ein Archipresbyter ins Land gesendet worden war. So gestaltete sich für das Herz des frommen Methodius Alles um ihn her auf eine fröhliche Weise, und man liest gerne, was sein mährischer Biograph (Cap. 8) von seinem Charakter und seiner Wirksamkeit uns lobpreisend erzählt: „Der mährische Kirchenvorsteher wurde eine Leuchte des Vaterlandes, und sei-

nem frommen Sinn war es wichtige Angelegenheit, die ihm anvertraute Heerde zu erinnern, zu belehren, und zu warnen, heilsamen Samen auszustreuen, Unkraut auszurotten, die Gemeinden Gottes auf den höchsten Gipfel der Christenwürde zu erheben, und jeden, der noch vom Götzendienste befleckt war, zur Lossagung von demselben zu ermuntern, und ihn durch die Taufe der Heerde Christi zuzuführen. Mit solchem Eifer leitete der Mann Gottes die ihm anvertraute Gemeinde; und dieß hatte zur Folge, daß durch seinen heilsamen Unterricht der heilige Name Christi in Aller Mund ertönte. So hatte die Gemeinde Ruhe; Alle freuten sich der Erkenntniß der Wahrheit; und Alle frohlockten in der Lauterkeit des Christenglaubens."

§. 36.

Allein — wie es auf dieser armen Erde so oft zu geschehen pflegt, — dieser glückliche Zustand der mährischen Kirche dauerte nicht lange. Der deutsche Kaiser Ludwig II. konnte es nimmermehr vergessen, daß der mährische Fürst Rastislav, seine Unabhängigkeit von deutscher Oberherrschaft sich so glücklich erobert, und bis jetzt behauptet hatte. Bald war der Anlaß zu neuen Feindseligkeiten wieder gefunden, und des Kaisers jüngster Sohn, Carl, rückte (schon im J. 869) mit einem Heere, das aus Franken und Schwaben bestand, gegen Mähren aus. Carl eroberte alle festen Plätze des Landes, sengte und verwüstete in allen Winkeln desselben, und selbst die unbesiegbar geglaubte Feste Theben fiel in seine Hände. Am heftigsten hatte der Schlag Swatopluks Landesantheil betroffen. Dieser sah sich genöthigt, sich und sein Land an Ludwigs II. ältern Sohn, Carlmann, zu ergeben. Rastislav wurde über diese Feigheit seines Neffen, welche ihm selbst den Untergang drohte, in hohem Grade aufgebracht, und ging damit um, ihm bei einer Mahlzeit das Leben nehmen zu lassen. Der Fürst Swatopluk war zur rechten Stunde gewarnt worden;

er entflob, und entging auf dieſe Weiſe den Nachſtellungen ſeines erbitterten Oheims. Dieſer ſetzte ihm nach, gerieth aber ſelbſt in die Gefangenſchaft ſeines Neffen, und wurde von dieſem gebunden an Carlmann ausgeliefert. Nun wanderte der unglückliche Mährenfürſt nach Baiern in den Kerker, wo er, mit ſchweren Ketten beladen, vor das Gericht des Kaiſers Ludwigs II. geſtellt wurde. Seine Richter verurtheilten ihn zum Tode; allein der Kaiſer begnadigte ihn auf eine Weiſe, die ſeinem Herzen keine Ehre macht; er ließ dem alten Manne die Augen ausſtechen, und ihn (im J. 870) für immer in ein Kloſter einſperren, wo er ſein Leben endigte. Aber auch der undankbare Neffe Swatopluk fiel, nicht lange hernach, am kaiſerlichen Hofe in Verdacht; da dieſer am liebſten das anſehnliche Land zum deutſchen Reiche geſchlagen hätte; und Swatopluk wurde (im J. 871) in Verhaft genommen. Jetzt ward einer ſeiner Verwandten, der Prieſter Slagamar, von den Mähren genöthigt, die Regierung zu übernehmen, der ſich fruchtlos bemühte, die Deutſchen aus den feſten Plätzen des Landes zu vertreiben. Swatopluk wurde, nachdem er ſich mit dem kaiſerlichen Hofe wieder verſöhnt hatte, ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen, und rückte mit einem bairiſchen Hülfsheere in Mähren ein. Vor einer feſten Burg des Landes angekommen, entwich er heimlich der bairiſchen Armee, eilte in die Burg, machte mit der mähriſchen Beſatzung einen Ausfall, ſchlug die deutſchen Hülfstruppen in die Flucht, und behauptete ſich nun als Herrſcher vom Mährenlande (J. 871).

Dieß waren nun im erſten Wiederanfang ſeines Berufes für das Herz des eifrigen Method drei unglücksſchwere Jahre geweſen, welche langſamen Schrittes an ihm vorüberfloſſen. Um im unruhigen Lande Sicherheit für ſein Leben und ſeine Wirkſamkeit zu finden, ſcheint er in des Fürſten Hezilos (Hotzels) Landesantheil nach Pannonien geflohen zu ſeyn, um in dieſen Gebieten ſeines Kirchenſprengels der Kirche Chriſti aufzuhelfen. Dort

befand sich gerade in diesen Tagen unter Hezilos frommer Begünstigung das Bekehrungswerk der Slaven in einem erfreulichen Fortgang, und die deutschen Priester, die er dort fand, waren emsig beschäftigt, unter der Leitung des salzburgischen Erzbischofs Adalwin, ihre Wirkungskreise auszubreiten. Ein Dominikus, ein Suwernagel, ein Alfried und Andere hatten schon früher im Segen daselbst gearbeitet. Jetzt traf Method den Richabald (Richbald) unter dem Namen eines Erzpriesters im Lande an, der an der Spitze des Missionswerkes stand, und den es schon längst höchlich verdrossen hatte, daß die Slaven Pannoniens sich nicht so gerne dem lateinischen Ritus fügen wollten, sondern lieber in ihrer Muttersprache die Gottesdienste des Herrn verrichten hörten. Als nun, nach dem Ausdruck des Chronisten, der Urheber dieses Unfuges, Methodius selbst, ins Land kam, so war dem Strome der Volksneigung nicht länger zu wehren; und Richbald sah sich im Ueberdrusse genöthigt, das Land zu verlassen, und nach Salzburg zurückzukehren, weil, wie der unbekannte Verfasser der Bekehrungsgeschichte der Baiern und Kärnthner erzählt, „ein gewisser Grieche, durch die neuerfundene slavische Literatur, die lateinische Sprache und römische Lehre mit seinen Sophismen verdrängte, und dem Volke die lateinischen Abschnitte der Evangelien und die lateinische Messe verächtlich machte.“ Dadurch ließ sich der fromme Method in seiner Arbeit nicht irre machen. Er reiste bis in die untern Donaugegenden hinab, um überall unter dem slavischen Volke der Erkenntniß Christi die Wege zu bereiten, und die zerstreuten Christenhäuflein im Lande zu Gemeinden zu sammeln. Bei solchem Beginnen begünstigte ihn der päbstliche Stuhl, dem es darum zu thun war, sein altes Recht auf Pannonien geltend zu machen, das schon in den ältesten Zeiten zum römischen Patriarchate gehört hatte.

Indeß war der Pabst Hadrian II. (im J. 872) zu Rom gestorben, und Johann VIII. folgte ihm (vom Jahr 872 – 882) auf dem päbstlichen Stuhle nach. Mehr

noch, als sein Vorgänger, machte es sich dieser zur Aufgabe seines Lebens, alle slavischen Völker im südöstlichen Europa umher, unter denen das Bekehrungswerk bereits glücklich begonnen hatte, mit der römischen Hierarchie zu verbinden, und vom adriatischen Meere und der Donau bis zu den Mündungen der Wolga und dem karpathischen Gebirge, seine geistliche Herrschaft auszudehnen. Vergeblich wendeten sich die salzburgischen Erzbischöfe mit ihren Bitten an den Kaiser Ludwig und dessen Sohn Carlmann, den Herzog von Bayern, um bei diesen ihr Recht auf den pannonischen Sprengel geltend zu machen (J. 874). Der Pabst Johann VIII. nahm sich des gedrängten Method bei beiden Fürsten an, und verlangte, daß man ihn sein bischöfliches Amt frei und ungehindert in Pannonien ausüben lasse, weil er vom apostolischen Stuhle zu diesem Berufe die Weihe empfangen habe. So konnte Method seine Missionsarbeiten in Pannonien ungehindert fortsetzen; und der Herr ließ es ihm gelingen, nicht nur hier, sondern selbst in dem benachbarten Böhmen, große Schaaren von Freunden des Evangeliums zu gewinnen.

§. 37.

Nach seiner Rückkehr nach Mähren hatte Method anfänglich unter Swatopluks Regierung einen harten Stand. Die Treulosigkeit dieses Fürsten gegen seinen Oheim und das deutsche Heer, hatte ihn zugleich treulos gegen den Christenglauben gemacht; und nun fing er an, die Bekenner desselben in seinem Lande zu verfolgen. Immerhin mochte er dabei geglaubt haben, auf eine ansehnliche Heidenparthie im Lande rechnen zu können; auch fehlte es nicht an Widersachern aller Art, die es mit List und Gewalt darauf anlegten, den eifrigen Verbreiter des Christenthums aus dem Lande hinaus zu schaffen, und dem alten Götzendienste aus allen Kräften wieder aufzuhelfen. Der mährische Biograph erzählt hievon (Cap. X.): „Kaum hatte Swatopluk die Regierung über Mähren

angetreten, als er im stolzen Uebermuthe mit einigen tollkühnen Böſewichtern, die ſich an ihn anſchloſſen, die Lehre dieſes Mannes Gottes für untauglich für das Volk erklärte; und diejenigen mit dem Tode bedrohte, die er aus den Schlingen des Irrthums auf den Weg des Heils hinzuleiten ſich bemühte. Aber der unerſchrockene Verkündiger des Evangeliums ermahnte das Volk, Gott und der Sache der Wahrheit getreu zu bleiben; und dieſes nahm ſeine heilſamen Erinnerungen mit Freuden auf; indeß die Empörer das Geſetz des Herrn hartnäckig verachteten, und die Diener Gottes auf jegliche Weiſe zu mißhandeln ſuchten.“ Unter ſolchen Umſtänden hatte Method eine neue Schule der Trübſal und der Geduld gefunden, die, wie ſchmerzlich ſie auch für ſein Gefühl war, doch die heilſame Wirkung hatte, daß das gute Waizenkorn im Volke geläutert, und die Spreu von demſelben geſchieden wurde. Indeß ſah der Pabſt Johann VIII. den verhaßten Umtrieben des mähriſchen Fürſten nicht lange zu, ſondern bedrohte ihn und ſeine Anhänger mit dem Bannſtrahle, falls er die Diener der Kirche und ſeine chriſtlichen Unterthanen nicht mit größerer Mäßigung behandeln würde; und dieſe Drohung ſcheint wenigſtens ſo viel bei dem mähriſchen Herzoge ausgerichtet zu haben, daß von keinen weitern Verfolgungen in der Geſchichte die Rede iſt.

Um dieſe Zeit (J. 876) ſtarb der Kaiſer Ludwig der Deutſche, und ſeine Söhne theilten ſich in das große Reich, wobei Böhmen und Mähren dem Herzoge Carlmann als Regierungsantheil zufielen. Auch in der morgenländiſchen Kirche führte das folgende Jahr (877) eine bedeutende Veränderung herbei, indem der alte Patriarch Ignatius ſtarb, und der erklärte Widerſacher des päbſtlichen Stuhles Photius zur Patriarchenwürde zu Conſtantinopel aufs neue erhoben wurde. Noch ehe Ignatius ſtarb, hatte der Pabſt Johann einen Brief (im Oct. 877) an denſelben erlaſſen, worin er ihn nachdrücklich erinnerte, den griechiſchen Biſchof mit ſeiner

Geistlichkeit aus dem Bulgarenlande zurückzurufen, und die Stelle derselben den lateinischen Priestern einzuräumen. „Schon zum zweiten Mal,“ schreibt er ihm, „habe ich dich in apostolischen Sendschreiben ermahnt, mit deinem Metropolitan-Sprengel, den dir die Gnade Gottes und die Gunst des sichtbaren Oberhirten der Kirche anvertraut hat, dich zu begnügen, und die Gränzen nicht anmaßend zu überschreiten, welche von alten Zeiten her deine Vorfahren dir gesetzt haben. Wir hätten demnach alle Ursache, dich nach wiederholter Ermahnung von unserer Gemeinschaft auszuschließen. Weil wir aber die Lindigkeit des apostolischen Stuhles gerne anwenden, und mehr im Geist der Liebe als des Ernstes deinen Verirrungen ein Ziel setzen möchten, siehe, so erinnern wir dich zum drittenmale durch unsere Abgeordneten, daß du ohne allen Verzug kräftige Männer in das Bulgarenland sendest, die im ganzen Lande umhereisen, und alle diejenigen, welche von dir oder deinen Beauftragten die Priesterweihe empfangen haben, alsobald mit sich zurücknehmen. Wir erwarten demnach, daß innerhalb dreißig Tagen nach Empfang dieses Briefes kein Bischof sich weiter innerhalb der Gränzen der Bulgarei findet, der deine Afterordination empfangen haben sollte; denn wir können es auf keine Weise gestatten, daß Männer, welche der apostolische Stuhl schon längst aus der Kirche ausgeworfen hat, mit ihrem trügerischen Irrthum die Herzen der neuen Diener Christi beflecken. Sollte nach Verfluß von dreißig Tagen, unsere Anordnung im Bulgaren Lande nicht vollzogen seyn, und du deine Hand von diesem Kirchensprengel nicht abgezogen haben, so schließen wir dich so lange von dem heiligen Leibe und dem kostbaren Blute Jesu Christi aus, als du hartnäckig dich weigerst, unsern Anordnungen zu gehorchen.“

Dieß war nun eben kein apostolischer Brief, indem er nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Geist und Sinne eines ächten Jüngers Jesu Christi verräth. Ignatius nahm dieses gewaltige Schreiben des römischen Kirchen-

fürsten nicht mehr in Empfang, denn schon hatte er sein Auge im Tode geschlossen; aber unsere Missionsgeschichte muß sich wider ihren Willen entschließen, solche Aktenstücke der hierarchischen Herrschsucht in sich aufzunehmen. Auch dem Kaiser Basilius, sowie dem Bulgarenkönige Michael schrieb Johann VIII. mit derselben Gelegenheit durch seine beiden Abgeordneten, Paulus und Eugenius, in der Absicht, um letztern wieder als einen geliebten Sohn in den Schooß der römischen Kirche zurückzulocken. „Mit herzlicher Freude hatten wir uns gefreut," schreibt er dem Könige Michael, (J. 878) „und für deine Bekehrung unserem Gott gedankt; aber nun, seitdem die List der Boshaftigen dich bethört hat, müssen wir über dich klagen und seufzen, indem wir zu fürchten Ursache haben, du möchtest der Griechen Weise folgen, die nach ihrer gewohnten Art in Irrthum verstrickt sind, und so mit ihnen in den Abgrund des Verderbens hinabstürzen." Und nun erinnert er den König mit vielen Worten liebkosend und drohend, die Griechen zu verlassen und in den Schooß der römischen Kirche wieder zurückzukehren. Die Sache hatte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Photius, welcher nicht minder herrschsüchtig als der Pabst Johann VIII. war, hatte sich durch List auf den Patriarchenstuhl wieder emporgeschwungen; und nun lag der ganze slavische Missionsboden zwischen beiden räuberischen Gewalten in der Mitte, von denen jede nur das Ihre, und nicht das was Christi ist, zu suchen sich bemühte. Unter solchen Aergernissen mußte sich das Werk Christi auf diesen Missionsgebieten hindurchwinden, bis es der römischen Staatsklugheit gelang, in ihren ausgeworfenen Netzen die lockende Beute an sich zu ziehen.

§. 38.

Der Pabst Johann VIII. konnte keine Ruhe finden, bis er das Verlangen seiner Seele vollkommen befriedigt zu haben glauben durfte. So lange Photius auf den

Patriarchenstuhle zu Constantinopel saß, war für die lateinische Kirche das Aeußerste zu fürchten, und darum schrieb der Pabst Briefe auf Briefe an den Bulgarenkönig, und die angesehensten Männer seines Hofes, um sie für seine Zwecke zu gewinnen. Einem Grafen Petrus meldet er unter Anderem: „Da wir unserem geliebtesten Sohne Michael, dem allerchristlichsten Könige, Briefe zusenden, so hielten wir es für angemessen, auch deiner Herrlichkeit zu schreiben, und die Seufzer unseres Herzens in dein Herz auszuschütten. Wie konnte doch der weiseste König, und Ihr mit ihm Euch so weit vergessen, daß ihr vom Stuhle des heiligen Petrus abgewichen seyd. — Wir schreiben dir daher als unserem vertrauten Freunde. Bist du doch in allen Dingen bis jetzt der Rathgeber und Führer des Königs gewesen, und Gott sey es gedankt, daß alles, was zur Bekehrung des Bulgarenvolkes geschehen ist, unter deiner kräftigen Mitwirkung geschah. Auch kann es dir nicht unbekannt seyn, wie viel Sorge und Arbeit wir für euern Unterricht auf uns genommen haben. Schon ergötzte sich unsere Seele an euerm Wohlergehen; aber jetzt wissen wir nicht, wer euch bezaubert hat. Sprich doch dem Könige zu, daß er anfange, vorwärts und nicht rückwärts zu sehen.“

In einem andern Briefe an den König Michael drückt der Pabst Johann VIII. seine Verwunderung darüber aus, daß er es so lange schon unterlassen habe, an seine Mutter, die römische Kirche, Gesandte abzusenden, und fragt ihn um die Ursache dieser Unterlassung. „Hat es dir doch Gott schon früher geoffenbart,“ schreibt der vielbesorgte Oberhirte, „zu der Kirche des heiligen Apostels Petrus, welche das Haupt und die Lehrerin aller Gemeinden Gottes ist, und von welcher alle Könige und Fürsten das Wort der Wahrheit empfangen haben, deine Abgeordneten an unsern Vorfahren Nikolaus zu senden, um von ihm die rechte Kirchenlehre in Empfang zu nehmen. Wir erinnern daher Eure Herrlichkeit, zu Eurer heiligen Mutter mit frommen Sinn wieder zurückzukehren, und

da wir Euch so zärtlich lieben, so haben wir beschlossen, einen Abgeordneten an Euch abzusenden, der Euch besuchen soll, wie der Hirte die ihm anvertraute Heerde heimsucht. Jedoch wünschen wir zuvor von Euch zu erfahren, ob Ihr unsere apostolische Gesandtschaft aufnehmen wollet."

Bei allen diesen Lockungen des römischen Stuhles blieb jedoch der König Michael unbeweglich, und Johann hatte das Herzeleid, alle seine Briefe umsonst geschrieben zu haben. In seinem weit vorgerückten Alter entschloß er sich endlich, die Regierung an Simeon abzutreten, nachdem er schon zuvor dem Bulgarenbischofe Clemens den dritten Theil seines Reiches zur Regierung anvertraut hatte, und sich in ein einsames Kloster zurückzuziehen, wo er den kleinen Ueberrest seines Lebens im Frieden endigte.

Von diesem Zeitpunkte an treffen wir eine allgemein verbreitete christliche Kirche im Bulgarenlande an, welcher eine Reihe von Bischöfen vorstand, deren Namen uns von der Kirchengeschichte genannt werden. Die ersten dieser Bischöfe, Gorasdus und Clemens, waren unmittelbare Schüler des frommen Methodius, welche zu den ersten Bulgaren gehören, die von ihm zum Glauben an Christum bekehrt wurden. Noch ist von einem ungenannten Verfasser eine griechische Biographie des bulgarischen Erzbischofes Clemens vorhanden, in welcher zugleich Bruchstücke aus Cyrills und Methods Geschichte vorausgeschickt werden. Clemens starb im Jahr 916, und da er sich nie an die römische Kirche anschloß, so wird er gewöhnlich in den Annalen der lateinischen Chronisten als Schismatiker aufgeführt. Noch war im Bulgarenlande kein bestimmter Wohnsitz für den Metropolitanstuhl im Anfang des zehnten Jahrhunderts festgesetzt, und die Bischöfe scheinen noch immer im Lande umhergewandert zu seyn, um den Einwohnern das Evangelium zu verkündigen.

Endlich gelang es doch dem päbstlichen Stuhle, die von allen Seiten angefochtene Bulgarenkirche vom Pa-

triarchensitze von Constantinopel loszureißen, und auf seine Seite herüberzuziehen. Die Geschichte hat uns über diesen Hergang kein hinreichendes Licht zurückgelassen, und aus den zerstreuten Nachrichten die sie uns liefert; erfahren wir blos, daß nach dem Tode des Königs Michael vielfache Zerwürfnisse im Staate und in der Kirche entstanden, daß die Knesen (Grafen) des Landes sich in die Regierung theilten, von dem byzantinischen Kaiser, Leo dem Weisen, abfielen, und auf diese Weise allmählig eine Beute des römischen Stuhles wurden, von welchem sie Krone und Scepter in Empfang zu nehmen anfingen. In einem noch jetzt vorhandenen Briefe des schönen Johannes (καλο-ἰώαννης) an den Pabst Innocentius III. (um das Jahr 1202), wird von demselben bezeugt, daß die beiden Bulgarenfürsten Petrus und Samuel, die Krone ihres Reiches zuerst von dem römischen Pabst in Empfang genommen, und mit ihrem Gebiete dem römischen Stuhle sich unterworfen haben.

§. 39.

Wir sind, um die Pflanzungsgeschichte des Christenthums unter dem Bulgarenvolke in einem kurzen Ueberblicke zu vollenden, den letzten Lebensjahren unsers Methodius vorausgeeilt, zu denen wir nun wieder zurückkehren. Wir haben denselben in einem schweren Kampfe mit dem Herzoge Swatopluk zurückgelassen, und kaum war der bittere Groll dieses Fürsten gegen ihn und die mährischen Christenhäuflein durch die Drohbriefe des Pabstes Johann VIII. besänftigt, als ein neues Ungewitter über dem Haupte dieses eifrigen Knechtes Christi auszubrechen drohte. Die salzburgischen Erzbischöfe und andere deutsche Priester konnten es nicht vergessen, daß ein beträchtlicher Theil ihres Kirchensprengels in Pannonien von Salzburg abgerissen, und an das neue Erzbisthum in Mähren übertragen worden war, und sie ließen keine Gelegenheit unbenützt, den Griechen Method bei dem Pabste verdächtig zu machen. Da die

einmal gestattete slavische Bibelübersetzung, so wie der Gebrauch der slavischen Sprache beim Gottesdienste keinen zureichenden Grund zu weitern Anklagen darboten, so beschuldigten sie den Method, daß er von der Lehre der römischen Kirche abweiche, das Volk zu Irrthümern verleite, und anders lehre, als er mündlich und schriftlich vor dem apostolischen Stuhle zu glauben bekannt habe. Seine Verwunderung darüber bezeugt der Pabst (v. J. 879) in einem Briefe an einen mährischen Fürsten Tuventar (von der Stadt Marawa), der seinen Priester Johann nach Rom geschickt hatte. „Wir haben von Eurem Priester Johannes vernommen," so antwortet ihm der Pabst, daß auch Ihr im wahren Glauben zweifelhaft geworden seyd. Wir erinnern daher Eure Liebe, so zu glauben, wie es die heilige römische Kirche von dem Fürsten der Apostel selbst gelernt, und bisher bewahret hat, und bis ans Ende der Tage bewahren wird; sowie sie auch täglich die Saatkörner der göttlichen Predigt in die ganze Welt aussendet. Sollte aber irgend Jemand, Euer Bischof (Gorasd), oder irgend ein Priester Euch Anderes zu predigen sich unterstehen, so fordern wir Euch auf, einmüthig und voll göttlichen Eifers, die falsche Lehre zu verwerfen, und bei der Ueberlieferung des apostolischen Stuhles standhaft zu verharren. Da wir aber gehört haben, daß auch euer Erzbischof Anderes lehre, als er vor dem apostolischen Stuhle zu glauben bekannt hat, so hat dieß uns in große Verwunderung gesetzt, und wir haben ihn deshalb unverweilt zu uns nach Rom beschieden, um aus seinem eigenen Munde zu vernehmen, ob er also glaube und lehre, wie er versprochen hat oder nicht."

Wirklich wurde Methodius, noch in demselben Jahr (879), von dem Pabste Johann VIII. in einem eigenhändigen Schreiben nach Rom gerufen, in welchem ihm der Pabst Johann noch einen andern Anklagepunkt ausdrückt: „Auch haben wir gehört," schreibt er ihm, „daß du noch immer in der barbarischen, d. h. slavischen

Sprache die Messe singst, da wir dir dieß doch in einem eigenen Briefe, welchen unser Bischof Paulus von Ankona dir überbrachte, verboten, und angeordnet haben, die heilige Messe nur in der lateinischen oder griechischen Sprache zu halten, wie die unter allen Völkern der Erde zerstreute Kirche Gottes zu thun pflegt." Der Einladung gemäß eilte nun Methodius nach Rom, auch hatte Swatopluk einen seiner getreuen Diener, Semisisen mit ihm dorthin gesendet, um durch denselben dem Pabste seine treue Ergebenheit ausdrücken zu lassen. Gerade dieß hatte der ehrgeizige Kirchenfürst gemeint, und eben darum war er auch bald mit Methods Lehre und Wirksamkeit so ganz ausgesöhnt, daß er ihn noch im Jahr 880 mit neuen Ehrenbezeugungen und Vollmachten in den mährischen Metropolitansprengel zurücksandte. Der Pabst konnte sich nicht enthalten, in einem eigenhändigen ausführlichen Schreiben Swatopluk seine Freude über diese glückliche Wendung der Dinge auszudrücken, worin er unter Anderem meldet, „Unser geehrte Mitbruder, der Erzbischof Method, und dein Gesandter sind vor unsern apostolischen Stuhl getreten, und wir haben aus ihrer lichthellen Rede die Aufrichtigkeit deiner Ergebung, so wie die Anhänglichkeit deines ganzen Volkes an unsern apostolischen Stuhl vernommen, und ersehen, wie du alle andere Fürsten dieser Welt (den griechischen Kaiser und den Bulgarenkönig) verschmähend, nur den Apostelfürsten Petrus und seinen Stellvertreter zum Patron erwählt hast. Für diese deine und deines Volkes treue Anhänglichkeit umfassen wir dich als unsern geliebten Sohn, und nehmen dich mit allen deinen Getreuen, als Schafe, die uns anvertrauet sind, in unsern väterlichen Schutz auf. Euren Erzbischof Method haben wir, in Gegenwart anderer Bischöfe, über seine Rechtgläubigkeit und die Art und Weise befragt, wie er sein hohes Amt verrichte, und er hat uns bekannt, daß er nach der evangelischen und apostolischen Lehre, wie sie unsere römische Kirche lehrt, den Gottesdienst verrichte. Da wir ihn nun in allen Stücken recht-

gläubig und brauchbar erfunden haben, so haben wir ihn euch als Führer der ihm anvertrauten Gemeinde Gottes wieder zurückgesendet, und gebieten Euch, denselben als euren Hirten mit aller gebührenden Ehrfurcht aufzunehmen; indem wir ihn in seiner erzbischöflichen Würde, gemäß unserer apostolischen Vollmacht, bestätigt haben. Ist ihm doch das Volk des Herrn anvertraut, und er wird für ihre Seelen einst Rechenschaft geben müssen."

„Auch den uns zugesendeten Priester Wiching haben wir zum Bischof der Kirche von Neutra geweiht, und wir hoffen, daß er in allen Dingen seinem Erzbischofe gehorsam seyn werde. Zugleich wünschen wir, daß uns noch von Euch ein anderer tauglicher Priester zur bischöflichen Weihe für andere Kirchen des Landes zugesendet werde, damit euer Erzbischof nach apostolischem Gebrauch unter dem Beistand dieser beiden Gehülfen allenthalben, wo es nöthig ist, Bischöfe einsetze. Den übrigen Priestern und Diakonen eueres Landes, seyen sie Slaven oder aus einem andern Volke, gebieten wir, daß sie unserm Mitbruder, eurem Bischof in allen Dingen gehorsam seyen, weil sie im Falle des Ungehorsams, nach zweimaliger Erinnerung, als Unkraut von ihm weggeworfen werden müßten. Was endlich die slavischen Bücher betrifft, welche ein gewisser Philosoph Constantin (Cyrill) übersetzt hat, so finden wir sie unseres Lobes werth, und gebieten, daß in dieser Sprache die Lehren und Thaten unsers Herrn Jesu Christi verkündigt werden sollen. Werden wir doch in der Schrift erinnert, nicht bloß in drei (hebräisch, griechisch und lateinisch), sondern in allen Sprachen den Herrn zu loben, indem es heißt: lobet den Herrn alle Heiden, und preiset ihn alle Völker. Auch haben die Apostel, getrieben vom heiligen Geiste, in allen Sprachen die großen Thaten Gottes verkündigt; und Paulus gebietet: daß jede Zunge bekenne, daß Jesus Christus der Herr sey, zur Ehre Gottes des Vaters. Auch ist es gewiß der gesunden Glaubenslehre nicht

zuwider, das heilige Evangelium, so wie die Abschnitte des alten und neuen Testamentes, wenn sie anders richtig übersetzt sind, und auch die Kirchengebete in der slavischen Sprache vorzutragen. Denn, der die drei Hauptsprachen geschaffen hat, der hat auch alle andere Sprachen zu seinem Lob verordnet. Indessen verordnen wir, daß in allen Kirchen eures Landes, größerer Ehre halben, das Evangelium zuerst lateinisch gelesen, und dann in die slavische Sprache übersetzt, dem Volke, das nicht lateinisch versteht, in seiner Muttersprache vorgetragen werde." (Assemani Calend. Tom. III. p. 150 ff.)

§. 40.

Ehrenvoll gerechtfertigt und mit neuen Vollmachten versehen, trat nun Method in seinen großen Missionssprengel in Mähren mit frischem Glaubensmuthe ein, nachdem er reichlich erfahren hatte, daß der Herr die, welche auf ihn vertrauen, auch in schweren Prüfungsstunden nimmermehr verläßt. Das Volk in Mähren hatte bereits, dem größern Theile nach, den alten Götzendienst verlassen, und der Kirche Christi sich zugewendet; und wenn auch die Heidenparthei im Lande noch immer zahlreich war, so war doch unter den gegenwärtigen Umständen alle Aussicht, dem alten Götterglauben wieder aufzuhelfen, für immer vor ihren Augen verschwunden. Von seinen weitern Arbeiten erzählt uns die Geschichte nichts, welche überhaupt nur die Kämpfe und Streitigkeiten zu nennen pflegt, in welche er verwickelt wurde. Der alte böhmische Biograph Christannus behauptet (in vita S. Ludmillae p. 43), Method habe sieben bischöfliche Kirchensprengel in Mähren unter sich gehabt. Assemani bezweifelt dieß (Vol. III. p. 178), aus unzureichenden Gründen; die Geschichte selbst läßt uns hierüber im Dunkeln. Einer dieser Bischöfe, Wiching von Neutra, machte ihm das Leben schwer, und stellte sich ihm allenthalben als Widersacher in den Weg. Der Pabst Johannes VIII. tröstet ihn über diese bittere Erfahrung. „Laß dich,"

so schreibt er dem Method (im J. 884), die vielfachen Anfechtungen, welche du erdulden mußt, nicht traurig machen, vielmehr halte es mit dem Apostel für lauter Freude, wenn du in mancherlei Anfechtungen fällst. Ist nur Gott für dich, wer mag wider dich seyn! Uebrigens gedenken wir dem hartnäckigen Bischofe, der so gröblich gegen dich gesündigt hat, sein Ziel zu setzen, und werden nicht unterlassen, ihn für seinen Ungehorsam zu bestrafen". (Assem. Lib. cit. Vol. III. p. 159.) Eine Ermunterung in der Stunde der Widerwärtigkeit mußte für Methods Seele der Gedanke seyn, daß ihn die gnadenreiche Hand Gottes als Werkzeug gebrauchen wollte, nicht nur in Mähren, sondern auch in dem benachbarten Bulgarenlande den bleibenden Grund zu einer Kirche Christi zu legen, durch welche das alte Heidenthum für immer vertilgt, und diesen Völkern der Weg zur Erkenntniß des Heils geöffnet wurde. Seine Missionsarbeit war um so dauernder und fruchtbarer, da sie nicht blos auf der mündlichen Predigt des Evangeliums beruhte, welche nach seinem Tode leicht wieder verfallen konnte, sondern an das, in die Muttersprache dieser Völker übersetzte Wort Gottes angeknüpft war, das unter dem Beistande Gottes die selige Wirkung unter denselben hervorbrachte, daß sie vom wilden Strome des eindringenden Heidenthums und der muhamedanischen Saracenen nicht wieder weggeschwemmt werden konnte.

Jedoch dauerte Methods ungestörte Wirksamkeit in Mähren nur noch wenige Jahre, indem der ehrgeizige Fürst Swatopluk in neue Kriege verwickelt wurde, welche dem friedlichen Ausbreitungsgeschäfte des Evangeliums im Lande vielfache Hindernisse in den Weg legen mußten. Mit dem Kaiser Carl III., der seiner Schwachheit halber nach einer sechsjährigen Regierung vom deutschen Volke der Regierung entsetzt wurde (J. 887), starb der carolingische Mannesstamm aus; und Arnulph, Herzog von Kärnthen und Carlmanns natürlicher Sohn, wurde (J. 888) zum Könige von Deutschland erwählt.

Kaum hatte derselbe den deutschen Thron bestiegen, so sah er die Ostgränze seines Reiches von den Slaven in Mähren aufs Neue bedroht, nachdem der Kaiser Ludwig der Deutsche sie zinsbar gemacht hatte. Arnulph, der mit dem mährischen Fürsten Swatopluk bisher in gutem Vernehmen gestanden hatte, wollte sich demselben noch mehr verpflichten, und fügte (im J. 890) das benachbarte Herzogthum Böhmen seinem großen Reiche hinzu. Aber bald benutzte Swatopluk diesen Zuwachs seiner Macht zu neuer Treulosigkeit, indem er sich gegen seinen Oberherrn und Wohlthäter empörte, um sich aufs Neue seine gänzliche Unabhängigkeit vom deutschen Reiche zu erobern. Aber der undankbare Vasall wurde von dem tapfern Arnulph geschlagen, und genöthigt um Frieden zu bitten, worauf er im Jahre 894 sein Leben endigte. Nun überschemmten die heidnischen Ungarn das Land, und verbreiteten Tod und Verheerung in allen Gauen desselben.

Von dieser Zeit an verschwindet Method auf einmal aus unserer Missionsgeschichte, und weder von seinen weitern Arbeiten, noch von der Zeit seines Todes ist in den alten Chronisten eine sichere Spur übrig geblieben. Einige glauben, Method habe sich schon im Jahr 881 zum drittenmale nach Rom zurückgeflüchtet, und sey dort bald nach seiner Ankunft gestorben, da von diesem Jahre an seiner nirgends mehr gedacht wird; Andere lassen den Erzbischof Method noch lange großen Antheil an den Staatsgeschäften nehmen, während das mährische Reich von Deutschen, Ungarn und Polen zertrümmert ward, und Swatopluks Sohn, Swatobog der Krone freiwillig entsagte (J. 908), um im Jammer der Zeit ein Einsiedler zu werden. In jedem Falle kann Method nicht über das Jahr 899 hinausgelebt haben, da in in diesem Jahr der Pabst Johann IX. an seiner Stelle einen Nachfolger im mährischen Erzbisthum bestellte. Die Geschichte scheint nicht zu vermögen, die Dunkelheit seiner letzten Lebensjahre weiter aufzuhellen. Aber obgleich dieser edle

Streiter Christi unvermerkt im Schatten der Geschichte verschwindet, so hatte er doch dem mährischen Volke ein herrliches Erbgut zurückgelassen, das keine Menschenmacht demselben weiter zu entreißen vermochte.

§. 41.

Der schlaue Bischof Wiching, welcher dem frommen Method in seinen letzten Lebensjahren so viel Herzeleid verursacht hatte, wußte sich durch seine Ränke bis zur Würde eines Staatskanzlers am Hofe des Kaisers Arnulph emporzuschwingen; während die kriegerischen Ungarn immerfort Mähren und Pannononien verheerten. Es war ein Wunder, daß die Kirche Christi in diesen Ländern nach Methods Tode nicht ganz zu Grunde gerichtet wurde; aber das Auge Gottes wachte über ihre Erhaltung. Im Jahr 899 kommt ein gewisser Johannes als Erzbischof von Mähren zum Vorschein. Mit diesem waren noch zwei Suffragan-Bischöfe, Benedikt und Daniel ins Land gesendet worden, um denselben in seinem großen Wirkungskreise zu unterstützen. Noch finden wir in der Geschichte dieser Tage keine Spur einer bestimmten Landeseintheilung in bischöfliche Sprengel, denn außer den beiden pannonischen Bisthümern Passau und Nitria, welche schon vor Methods Zeiten aufgerichtet waren, ist immer nur von einem mährischen Erzbischofe und zwei oder drei Landbischöfen die Rede, welche an seiner Seite arbeiteten, ohne bestimmte bischöfliche Wohnsitze bis jetzt erhalten zu haben. Somit ward im Anfang des zehnten Jahrhunderts das ganze Land noch immer als Missionsgebiet betrachtet, dessen feste kirchliche Einrichtung sich darum länger verzögerte, weil die Salzburger Erzbischöfe ihr Diözesanrecht an das Land noch immer vor dem päbstlichen Stuhle geltend zu machen sich bemühten. Wohl war um diese Zeit das Bisthum Olmütz bereits aufgerichtet; da es aber zum Regensburger Kirchensprengel gerechnet wurde, so wird seiner in der mährischen Missionsgeschichte nur selten gedacht. Dagegen gehörte bereits um diese Zeit

das benachbarte Böhmen, dessen Einwohner nicht lange zuvor den christlichen Glauben angenommen hatten, zum mährischen Missionsgebiete, und von hier aus wurden noch lange christliche Priester dorthin gesendet, um das Bekehrungswerk daselbst immer allgemeiner zu verbreiten, bis endlich (im J. 967) das Erzbisthum Prag in Böhmen aufgerichtet wurde, das sich sodann mit dem salzburger Erzbisthume in die großen Missionssprengel von Mähren theilte.

Es ist betrübend, wenn uns auf dem Wege unserer Missionsgeschichte so oft die schmerzhafte Wahrnehmung begegnet, daß die heilige Geschichte der stillen Glaubenssaaten, welche die Hand des Ewigen durch sein Wort und seinen Geist da und dort unter den Völkern der Erde gepflanzt hat, häufig am Ende die verkümmerte Beute hierarchischer Herrschsucht zu werden pflegte, welche keinen andern Lebenszweck zu kennen schien, als die zeitlichen Früchte der Aussaat zu genießen, welche unter Gebet und Thränen, die Hand der Boten Christi zuvor gestreuet hatte. Wie oft erinnert uns nicht die Missionsgeschichte an das tiefe Wort des Herrn: „Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Saamen auf seinen Acker säete; da aber die Leute schliefen, kam der Feind, und säete Unkraut zwischen den Waizen, und ging davon.“ (Matth. 13, 24. 25.) Kaum hatte Method die Augen geschlossen, so machten sich die bairischen Bischöfe muthig ans Werk, um mit stürmender Hand das mährische Missionsgebiet nicht für das Reich Christi, sondern für ihre eigene Herrschaft zu erobern. Ihnen voran ging der Erzbischof von Mainz, Hatto, welcher (im J. 900) vor den Pabst Johann IX. die Klagen ausschüttete, welche die bairischen Bischöfe an ihn gebracht hatten, daß nämlich die Mähren stets nur als Aufrührer gegen die deutsche Oberherrschaft sich betragen hätten, und sich jetzt rühmten, von ihrer Kirchengemeinschaft völlig getrennt zu seyn, und durch päbstliche Erlaubniß den Vorzug zu genießen, unter einem eigenen

Metropolitane zu stehen; da es doch Jedermann bekannt sey, daß sie nie zuvor einen solchen gehabt hätten. (Labbei Concil. Tom. IX. p. 496 folg.)

Schon im folgenden Jahre (901) folgte ihm der Erzbischof von Salzburg, Theotmar, im Namen sämmtlicher bairischen Bischöfe und des ganzen Klerus im Lande, mit seinen Klagen nach; und indem er dem Pabst Johann IX. schrieb: „sie seyen zwar geneigt zu glauben, was sie täglich wider ihren Willen anders hören müßten, daß von dem heiligen apostolischen Stuhl, dieser Mutter der priesterlichen Würde und dem Urquell der christlichen Religion, je etwas Widerrechtliches ausgeflossen sey, indeß sey doch ein Erzbischof mit zwei andern Bischöfen vom Pabste nach Mähren gesendet worden. Bekanntlich sey dieses Land von den fränkischen Königen bezwungen, und die Einwohner desselben von bairischen Bischöfen zuerst im Christenthum unterrichtet worden, weswegen auch die Bischöfe von Passau ihre geistliche Gewalt dort jederzeit ausgeübt, auch die fränkischen Grafen ihre weltlichen Gerichte daselbst ohne Hinderniß gehalten hätten, bis der Teufel die Mähren mit Abneigung gegen das Christenthum, und mit Empörungsgeist erfüllt habe, so daß der bairische Bischof nichts mehr unter ihnen auszurichten vermochte. Diese neuen Abkömmlinge hätten, wie die Mähren sich rühmten, dieß durch eine große Geldsumme zu Stande gebracht, und so eine Trennung in der Kirche gestiftet, indem von ihnen ein Bisthum (Passau), in ein Erzbisthum, nebst drei davon abhängigen Bisthümern verwandelt worden sey. Sie verlangen daher von dem Pabste, nicht länger die schlimme Partei, die von Heiden abstammenden Slaven zu unterstützen, welche den christlichen Reichen bisher so viel Schaden zugefügt hätten. Es sey eine Lüge derselben, daß die Baiern mit den heidnischen Ungarn sich verbunden, und diese mit Geld bestochen hätten, um in Italien einzufallen. Sie hätten ihnen nur leinene Kleider geschenkt, um sich gegen die Wildheit dieses Volkes ein wenig zu

sichern. Vielmehr hätten die Mähren eine Menge Ungarn unter sich aufgenommen, denselben nach der Weise dieser unächten Christen die Haare abgeschnitten (sie naturalisirt), und schändliche Verwüstungen mit ihnen in Pannonien angerichtet, so daß es daselbst gar keine Christengemeinde mehr gebe. Sie bitten daher den Pabst um gerechtere Verfügungen." (Labb. Concil. Tom IX. p. 498.)

Schröckh macht über dieses Schreiben der baierschen Bischöfe die richtige Bemerkung: „die Beschwerden derselben über die Verletzung ihres Kirchensprengels scheinen Lehrer der Religion kaum zu treffen, welche in einem beinahe ganz heidnischen Lande das Christenthum zuerst gründen, und Gemeinden anlegen mußten, für welche noch kein Kirchensprengel Statt gefunden hatte." (K. G. Bd. XXI. S. 425.)

Viertes Kapitel.

Erster Anbau der Kirche Christi in Böhmen *).

§. 42.

Die frühesten Heldensagen eines Volkes behalten zu jeder Zeit, schon um ihrer hohen Alterthümlichkeit willen, einen eigenthümlichen Werth, so wenig sie auch der Volksgeschichte selbst als sichere Grundlage dienen mögen. Da sie nur in mündlicher Ueberlieferung auf die spätern Jahrhunderte der hellern Volksgeschichte fortgepflanzt

---

*) Die früheste Quelle der böhmischen Geschichte ist die in drei Büchern verfaßte Chronica Bohemorum (in Frehers Scriptor. rer. Bohemicar. Hannov. 1602), welche Cosmas, Dekan an der Domkirche zu Prag, im Jahr 1125 vollendete, und welche die Geschichte seines Volkes vom Jahr 894 bis zu seinem Tode umfaßt. Vier Jahrhunderte später schrieb

wurden, so läßt sich auf natürlichem Wege erwarten, daß ihre geschichtliche Bedeutung durch eine Menge von Varianten getrübt wurde, welche in Zeit- und Ortbestimmungen, sowie in Nebenumständen mannigfaltig von einander abweichen. Dennoch bleiben sie als die ältesten Wegzeiger in der dunkeln Nacht der frühesten Volksgeschichte bemerkenswerth, indem sie uns die ursprüngliche Richtung nachweisen, in welcher die ersten Wurzeln eines Volkes aufzusuchen sind, und nicht selten ein überraschendes Licht über die früheste Religionsgeschichte desselben verbreiten.

Nach der ältesten böhmischen Heldensage lebte in unbekannten Tagen der Vorzeit im illyrischen Croatien, das von Slaven bewohnt war, ein angesehener Mann, Namens Tschech, welcher das Unglück hatte, seinen Nachbar im Zweikampf zu ermorden. Die Blutrache fürchtend, wanderte er nun mit seiner zahlreichen Familie und großen Haufen seiner Stammgenossen aus;

Joh. Dubrav seine historia bojemica in 33 Büchern, nachdem nicht lange zuvor (1450) der gelehrte Aeneas Sylvius (Pabst Pius II.) seine noch immer brauchbare Schrift: de Bohemorum origine et gestis herausgegeben hatte. Beide Schriften liegen der Geschichte des Reiches Böhmen zum Grunde, welche L. A. Gebhardi am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts mit viel kritischem Scharfsinn und Gelehrsamkeit bearbeitete, und welche in der Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie (Thl. 52, S. 354 ff.) zu finden ist. Die älteste, freilich vielfach getrübte Quelle für die Missionsgeschichte dieses Landes fließt in der Vita S. Ludmillae, welche der Mönch Christian (gewöhnlich Christannus genannt) um das Jahr 993 beschrieb, und welche in des D. Balbini Epitome historica rer. Bohemicar. Pragae 1677, aufgenommen ist. Das Brauchbarste für die früheste Pflanzungsgeschichte des Christenthums unter dem böhmischen Volke hat aus slavischen und fränkischen Geschichtquellen des Mittelalters der gelehrte Jos. Assemani in seinen Calendarien (Vol. IV, S. 142 ff.) mit großer Belesenheit gesammelt, und dem Forscher der Missionsgeschichte vorbereitet.

und auch sein Bruder Lech schloß sich mit den Seinigen an den Zug an, um in den Donauländern eine sichere Wohnstätte aufzusuchen. Nach einer beschwerlichen Wanderung durch die altrömische Provinz Valeria nd Oberpannonien, gelangten sie zu der mährischen Gränze; und da sie das Land bereits von vielen ihrer slavischen Landsleute, und von sächsischen Ansiedlern bewohnt fanden, so gedachten sie sich unter denselben niederzulassen. Sie wurden gastfreundlich von ihren Volksgenossen aufgenommen, und erfuhren bald, daß in der Nähe ein Land liege, Böheim von den Deutschen genannt, das gänzlich unbewohnt und öde, nur einzelnen wendischen Nomaden als Waideplatz diene. Alsobald machte sich unter Tschechs Anführung der zahlreiche Kolonistenhaufe dorthin auf den Weg; und nach einem langen Zuge durch den Herziner Wald, kamen sie in dem verwüsteten Böheim an, wo sie nur da und dort einen Hirten mit seinen Viehheerden antrafen.

Am Fuße eines hohen Gebirges angekommen, das zwischen dem Moldaufluſſe und der Elbe inne liegt, bestieg Tschech den hohen Gipfel desselben. Da erblickte in himmelsreiner Luft zu seinen Füßen sein Auge ein ungeheures Land mit dichten Waldungen besetzt, und von fetten Viehwaiden durchbrochen, welches von Wasserströmen befruchtet wurde, die von Fischen wimmelten. Hohe Freude ergriff seine Seele bei diesem Anblick; er schlachtete den unsterblichen Göttern ein Opferthier auf einem steinernen Altare, stieg wieder zu den Seinigen in die Ebene hinab, und alle freuten sich, dieses fruchtbare Land zu ihrem Wohnsitze zu erwählen. Alsobald gingen sie muthvoll ans Werk, Hütten aufzubauen und den wilden Boden umzubrechen, um nicht nach der Weise der wilden Thiere allein von der Jagd leben zu müssen. Bald zogen neue Kolonistenhaufen von Wenden und Dalmatiern in das friedliche Land herein, und die Bevölkerung wuchs in kurzer Zeit ansehnlich heran.

§. 43.

Des alten Tschechs Bruder, Lech, welcher bisher mit den Seinigen die Abentheuer der Niederlassung im fremden Lande getheilt hatte, glaubte von den unsterblichen Göttern berufen zu seyn, den Muttersitz eines zweiten Volksstammes im fremden Lande zu gründen. Ueber das nördliche Gebirg hinüberziehend, kam er in einem neuen Lande an, das, in allen Richtungen, einen herrenlosen Boden ihm darbot. Hier ließ er sich mit seinem Wanderhaufen nieder, und baute den wilden Boden an. Immer neue Colonistenhaufen vermehrten seine kleine Schaar, und so war die Wurzel gelegt, aus welcher der fruchtbare Baum des Polenstammes emporsproßte. Tschech ward der Erbauer von Prag, und starb kinderlos, und er, so wie sein Bruder Lech, erwarben sich so ausgezeichnete Verdienste um die ersten Bewohner Böhmens und Polens, daß die ersten sich Jahrhunderte lang Tschechen, die Andern Lechen zu nennen pflegten, und unter diesem Namen in die europäische Völkergeschichte eingeführt wurden.

Anfangs brachten diese slavisch-wendischen Ansiedlerhaufen ihre Tage in patriarchalischer Einfalt und Ruhe zu, und diese war für ihre feste Ansiedlung im wilden Lande, so wie für ihre schnelle Vermehrung, sehr günstig; aber bald brach rohe Gesetzlosigkeit unter ihren zerstreuten Schaaren ein, und sie sahen sich genöthigt, sich aus ihrer Mitte einen Fürsten zu erwählen, der mit unbedingter Gewalt seine Herrschaft übte. Charakterisch schildert eine Stelle in des alten Prokopius Geschichte der gothischen und vandalischen Kriege (um das J. 562) die traurigen Zerwürfnisse dieser böhmischen Ansiedler, so wie die unglücklichen Folgen, welche sie über ihren noch schwachen Staat verbreiteten. „Die slavischen Völkerstämme, sagt er, werden nicht von einem Fürsten regiert, sondern sind von alten Zeiten her gewohnt, in gemeinsamer Volksfreiheit ihr Leben zuzubringen, und die

wichtigern Angelegenheiten ihres Stammes gemeinsam zu berathen. Die Böhmen konnten in ihrem noch neuen Staate um so mehr nach dieser Weise leben, da Keiner unter den Uebrigen hervorragte, und zu Neid und Partheisucht kein Stoff vorhanden war. Auch das trug viel zu ihrer bürgerlichen Eintracht bei, daß sie sich noch nicht mit fremden, an Gesittung und Sprache verschiedenen, Völkern vermischt hatten, sondern alle böhmischen Ansiedler zu demselben Volksstamme gehörten, und denselben Landesgebräuchen huldigten. Als aber allmählig Fremdlinge in ihrer Mitte sich niederließen, welche bald ihren gemeinschaftlichen Landesbesitz verspotteten, bald die Volksregierung und die einfache Lebensweise der Einwohner verächtlich zu machen suchten, so fingen sie nach und nach an, ihrer schlichten, bei Allen gleichen Lebensweise satt zu werden. Der veränderliche Pöbel hat es gerne, wenn alles immer wechselt und unter einander läuft. Und da in einer durch altes Herkommen wohl begründeten Volksgenossenschaft der Zustand der Dinge ohne stürmische Auflösung selten verändert wird, so fingen die böhmischen Ansiedler an, in zänkischen Volksversammlungen sich wechselseitig zu bekämpfen, indem die einen den alten Zustand der Dinge unverändert beizubehalten, die andern alles umzustoßen und auseinanderzureißen sich bemühten. Auf diesem Wege ging die Achtung gegen die Obrigkeit zu Grunde; man fürchtete keine Strafe mehr, und die Volksverordnungen wurden verachtet. So brach Frechheit und lüsterne Habsucht alle Zügel los; was auf gesetzlichem Wege zu thun nicht gestattet war, wurde jetzt mit Trotz ausgeführt. Raub und Mord folgte der Auflösung der Ordnung nach; und was zuvor Gegenstand eines gemeinschaftlichen Volksbeschlusses war, wurde jetzt der blinden Willkühr der Straßenräuber Preis gegeben.“ So gingen in der alten wie in der neuen Welt überall und immer aus den gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervor; und unglückselig war und ist heute noch das Volk, das die

Ordnung Gottes verschmäht, und der Zügellosigkeit sich in die Arme wirft.

§. 44.

Des wilden Kampfes müde, sahen sich jetzt die Böhmen nach einem Anführer um, wie der alte Tschech gewesen war; und weil dieser keine Kinder hinterlassen hatte, so wurde durch die Wahl des Volkes Croccus gewählt, ein gerechter und kluger Mann, der sich durch seine leutselige Rede, wie durch seine Wahrsagerkunst, die Gunst des Volkes schon längst erworben hatte. Die Religionsweise der böhmischen Slaven hatte bis jetzt in einem einfachen Naturdienste bestanden, der ein höchstes Wesen anerkannte und ehrte, dem sie bei dem heiligen Feuer, das auf dem Altar brannte, in patriarchalischer Einfalt ihre Opfer darbrachten. Croccus führte nun die Vielgötterei unter seinen Stammgenossen ein, um durch ihren finstern Zauber die Zügellosigkeit derselben in eiserne Ketten zu schmieden. Nicht nur er selbst, ein gefeierter Zauberer und Priester, dem alles Volk zulief, um Götterspräche aus seinem Munde zu vernehmen, diente den Götzen, die von Menschenhänden gemacht sind, sondern auch seine drei Töchter waren berühmte Weissagerinnen, und in die Geheimnisse des finstern Götzendienstes eingeweiht. So verfiel das Volk in kurzer Zeit in die gröbste Abgötterei, und jeder machte sich aus Holz und Stein sein eigenes Götzenbild, und baute sich seinen Opferaltar auf einer waldigten Anhöhe. Nicht zufrieden mit den Werken ihrer eigenen Kunst wurde auch von der Insel Rügen, im baltischen Meere, dieser berühmten Hochschule des slavischen Götzendienstes, der hochgefeierte Götze derselben, Swantewit, in feierlicher Prozession herbeigeführt, und seinem kolossalen Bilde in dem neuerbauten Prag ein Tempel aufgerichtet.

Croccus jüngste Tochter, Libussa, übertraf ihre Schwestern, wie an weiblicher Schönheit, so auch an der Gabe der Weissagung; und wußte die Herzen des Volkes

überall für sich zu gewinnen. Crocus starb, nachdem er im Böhmerlande umher Burgen und Dörfer erbaut, das Volk mit den Schätzen seines Bodens und seiner Flüsse bekannt gemacht, und den ersten Grund zu der Stadt Krakau gelegt hatte, welche von ihm den Namen erhielt; und seine Tochter Libussa beherrschte nach seinem Tode fast allein das ganze Volk. Als die Aeltesten in sie drangen, zu heirathen, schickte sie Boten aus, einen Mann zu suchen, der hinter den Ochsen dem Pfluge nachgehe. Die Abgeordneten fanden in der Nähe eines abgelegenen Dorfes den pflügenden Bauer Primizl (den Wohlbedächtigen), und machten ihn zu Libussas Gemahl und König. Die Königsstadt Prag wurde erweitert, und überall im Lande umher Burgen aufgebaut, welche von Libussas Weissagungen den Namen erhielten. Sie entdeckte auch fast alle Bergwerke des Landes, ließ ein goldenes Götzenbild, Zelu genannt, zur allgemeinen Verehrung aufrichten, und drückte das Volk in leibliche und geistige Knechtschaft hinab. Nach Libussas Tode wollten die Weiber und Mädchen des Landes nicht länger unter der Herrschaft der Männer stehen, und sie wurden von der berühmten Wlasta so sehr gegen die Männer aufgehetzt, daß zwischen beiden Geschlechtern ein blutiger Krieg ausbrach. Die Jungfrauen baueten die Burg Diewen (Mädchenburg) und kämpften sieben Jahre lang mit wilder Grausamkeit gegen die Männer; endlich gelang es den letztern, sie in ihre Burg einzuschließen, und nach einer hartnäckigen Schlacht, worin Wlasta fiel, wurden alle in die Burggräben hinabgestürzt, den Vögeln des Himmels zur Speise Preis gegeben, und die Burg verbrannt. Primizl starb, und wurde zu Wischehrad begraben, und sein Sohn Nezamusl erbte das böhmische Herzogthum.

§. 45.

Erst im Zeitalter Carls des Großen tritt das böhmische Volk in die fränkische Geschichte ein, und wir

treffen im Heerlager desselben von Zeit zu Zeit böhmische Fürsten an, welche unter seinem Banner gegen die Avaren kämpften. Es dauerte nicht lange, so wurden auch die Böhmen, wie ihre wendischen Nachbarn, die Sorben, mit dem tapfern Carl in Kriege verwickelt, welche die Folge hatten, daß die Franken einen festen Fuß im Lande gewannen. Mit wechselndem Glücke setzte sein Sohn, Ludwig der Fromme, diese Kriege seines Vaters fort, bis endlich nach seinem Tode (im Jahr 843) von seinem Sohn Ludwig II. Böhmen in ein Zinsland des neuen Königreiches Deutschland verwandelt wurde. Noch blieb den Böhmen die altwendische Verfassung, die sie von ihren Vätern her geerbt hatten, und sie wurden von vielen kleinen Fürsten (Woiwoden) beherrscht, welche das Land unter Ludwigs Scepter unter sich getheilt hatten. Vierzehn dieser kleinen Fürsten kamen (im Jahr 845), viele mit ihrem ansehnlichen Gefolge, an den kaiserlichen Hof, und verlangten die Christentaufe, die sie auch erhielten. Aber ihr Beispiel fand unter ihrem heidnischen Volke weder Beifall noch Nachahmung, und sie selbst scheinen nur aus Beweggründen der Selbstsucht diesen Schritt gethan zu haben, den sie nach ihrer Rückkehr in das Land alsobald wieder verläugneten; denn noch währte es lange, bis wir die ersten Spuren einer Christengemeinde im Böhmerlande antreffen.

Noch hatten die Kriege der deutschen Könige gegen Böhmen kein Ende, und mit hartnäckiger Tapferkeit versuchten die Bewohner desselben immer wieder ihre Unabhängigkeit vom deutschen Joche zu erobern, wenn sie eine Zeit lang nach einer verlorenen Schlacht in die Vasallenschaft gerathen waren. Endlich bestieg (im Jahr 882) der tapfere Arnulph, Herzog von Pannonien, den deutschen Thron, und der mährische Fürst, Swatopluk ward von ihm zum Beherrscher des mährischen Reiches erhoben, und demselben (im Jahr 890) zugleich Böhmen als abhängiges Herzogthum beigefügt. In Mähren hatte seit 25 Jahren die Kirche Christi tiefe Wurzeln

geschlagen, und ein geistiges Leben unter dem Volke angeregt, dem selbst der herrschsüchtige Swatopluk nicht zu widerstehen vermochte. Methodius fromme Arbeit hatte unter den Einwohnern des Landes einen lebendigen Saamen zurückgelassen, der nicht nur innerhalb der mährischen Landesgränzen das alte Heidenthum in seinen letzten Wurzeln zerstörte, sondern auch in das benachbarte Böhmen ein Licht hinaustrug, das sich nach kurzer Zeit zu einer hellen Flamme entzündete.

§. 46.

Ob Method selbst nach Böhmen gekommen sey, läßt die Geschichte ungewiß; aber dennoch hatte er in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Mähren die Freude, an der ersten Pflanzung der christlichen Kirche in Böhmen, thätigen Antheil zu nehmen. Kaum war nämlich der Fürst Swatopluk vom Kaiser Arnulph als Regent von Mähren eingesetzt worden, so kam, um ihm seine Hochachtung zu bezeugen, der böhmische Herzog Boriwoy an seinen Hof, und zwar gerade an einem Sonntage, an welchem der mährische König das Abendmahl gefeiert hatte. Boriwoy wurde von ihm nicht zum Mittagsmahle eingeladen, weil, wie ihm bemerkt wurde, dem Christen nicht gezieme mit einem Gastfreunde zu Tische zu sitzen, welcher dem Götzendienste ergeben sey. „Willst du an unserer Mahlzeit Theil nehmen, ließ ihm Swatopluk melden, so laß dir auch unsere Religion gefallen, und dann erst wirst du uns willkommen seyn.“ Diese Worte drangen dem Herzog Boriwoy durchs Herz, und dieß um so mehr, wenn er den großen Gewinn bedachte, den Swatopluk selbst durch seinen Uebertritt zum Christenthum am kaiserlichen Hofe eingeerntet hatte. Nicht lange zuvor hatte ihm nämlich Arnulph die Ehre erwiesen, ihm bei der Taufe seines Sohnes die Pathenstelle zu übertragen, und ihm zugleich den Vasallentribut übermacht, welchen der böhmische Herzog bisher dem Kaiser bezahlt hatte. Nun trug Boriwoy kein weiteres Bedenken, die Christen-

taufe anzunehmen, und sich von Method im Christenthum unterrichten zu lassen. Dieser machte ihn mit den unendlich höhern und bleibenden Gütern bekannt, welche der Christenglaube denen verheißt, welche dem Lichte des Evangeliums ihre Seele aufschließen. Boriwoy ward durch Methods Unterricht tief gerührt, wurde mit einigen seiner Hofleute durch die Taufe dem Christenthum geweiht, und kehrte jetzt mit froher Seele in sein Vaterland zurück. Um ihn noch weiter in christlicher Erkenntniß zu fördern, und dieselbe auch unter seinem Volke auszubreiten, hatte ihm Method den mährischen Priester Kaich nach Böhmen mitgesendet, welcher zu Hradez (Königin Grätz) seinen Aufenthalt nahm, wo auch später die erste böhmische Kirche aufgerichtet wurde. Aber kaum hatte Boriwoy den ersten Versuch gemacht, die Böhmen für das Christenthum zu gewinnen, als ein allgemeiner Aufstand unter dem Volke ausbrach, welcher seinem Leben Gefahr drohte. Da der Haß des Volkes gegen jede Religionsveränderung immer höher stieg, so flüchtete sich Boriwoy mit seiner Gattin Ludmilla und seinen kleinen Kindern zu seinem Schwiegervater Slavibor, der sie eine Zeitlang in seinem Hause verbarg. Aber auch hier fand der arme Flüchtling keine Sicherheit; und er sah sich genöthigt, bei dem Könige Swatopluk in Mähren eine Zufluchtsstätte aufzusuchen, und seine Gemahlin und Kinder zurückzulassen. Hier fand nun Boriwoy Gelegenheit, mit der Sache des Christenthums gründlicher bekannt zu werden, in der Schule der Trübsal dieselbe mit der Liebe seines Herzens zu umfassen, und auf diesem Wege zu dem hohen Berufe heranzureifen, der erste Begründer der Kirche Christi unter seinem Volke zu werden.

Wilde Zügellosigkeit nahm nun unter dem böhmischen Volke in kurzer Zeit überhand, und Meuchelmord und Straßenraub machten das Leben der Einwohner unsicher. Endlich traten die vornehmsten Männer des Volkes zusammen, um entweder einen neuen Fürsten zu wählen, oder den flüchtigen Boriwoy aus Mähren wieder zurück-

zurufen; aber der Verächter ihrer Götter fand in der stürmischen Volksversammlung keine Stimme, und die Böhmen wählten sich einen ihrer Großen, den Stoymir, zu ihrem Herzog, der sich lange Zeit als Flüchtling in Baiern aufgehalten hatte, und jetzt unter einem veränderten Namen in seinem Vaterlande umherirrte. Stoymir hatte während seiner langen Abwesenheit die böhmische Sprache verlernt, und konnte sie nur unvollkommen reden. Dieß verdroß nach wenigen Monaten die auf ihre Sprache stolzen Böhmen; und da auch der mährische König Swatopluk drohende Vorbereitungen machte, um mit den Waffen in der Hand seinen Vasallen, den Herzog Boriwoy, wieder in seine Würde einzusetzen, so wußten es seine geheimen Freunde im Lande mit Gewalt dahin zu bringen, daß der flüchtige Boriwoy, nach einer Abwesenheit von zehen Monaten, wieder zurückgerufen wurde. Nun nahm Boriwoy mit allem Ernst darauf Bedacht, mit Hülfe der zahlreichen Geistlichen, welche aus Mähren mit ihm ins Land gekommen waren, das Götzenthum zu unterdrücken, und auf jegliche Weise dem Christenglauben die Zuneigung der Einwohner zu gewinnen. Seine Gemahlin Ludmilla war die erste, welche in der Taufe dem Volke voranging, und der ihre Kinder in derselben folgten; auch Slavibor ging zum Christenthume über, und sein Vorgang machte einen tiefen Eindruck auf das Volk. Jetzt wurden zu Prag und an andern Orten des Landes christliche Kirchen aufgerichtet, und Geistliche bei denselben bestellt. Auch auf Errichtung einiger Schulen nahm Boriwoy Bedacht, in welchen neben dem Christenthum die lateinische Sprache gelehrt wurde, um der Bildung des Volkes aufzuhelfen. Bald fing eine liebliche Blüthezeit für die Kirche Christi in Böhmen an, und Ludmilla, die eine eifrige Christin geworden war, trug aus allen Kräften das Ihrige dazu bei, um dem Christenglauben den Sieg über das alte Heidenthum gewinnen zu helfen.

§. 47.

Ein guter Anfang war innerhalb weniger Jahre (890 — 900) zur Pflanzung des Christenthums in Böhmen gemacht, und es schien, als ob ohne bedeutende Kämpfe dasselbe seine Siege über das Heidenthum vollenden würde. So lange Methodius lebte — und wirklich lassen ihn auch die alten böhmischen Legenden noch bis zum Jahr 910 seine Missionsarbeit eifrig fortsetzen — so nahm er an der Erbauung der böhmischen Kirche nunmehr um so thätigern Antheil, da indeß (im Jahr 894) der mährische Fürst Swatopluk gestorben war, und seinen drei Söhnen die Herrschaft zurückgelassen hatte, um welche sie sich so lange in blutigen Händeln befehdeten, bis einer derselben, Moimir, den Sieg davon trug, und seine beiden Brüder aus dem Lande verjagte. Unter solchen Umständen hielt es Methodius nicht für rathsam, nach Mähren zurückzukehren; vielmehr scheinen unter diesen Unruhen viele mährische Priester nach dem ruhigern Böhmen um diese Zeit ausgewandert zu seyn, um dem blühenden Bekehrungswerke daselbst hülfreiche Hand zu leisten. Was dasselbe aber am kräftigsten beförderte, war der Umstand, daß dem böhmischen Volke alsobald das Wort Gottes in seiner Muttersprache verkündigt und in die Hände gegeben, auch die öffentlichen Gottesdienste in derselben gehalten werden konnten. Dieß scheint gleich Anfangs einen ungemein günstigen Eindruck auf das böhmische Volk gemacht, und dem Götterglauben im Lande eine Wunde beigebracht zu haben, von welcher er sich nicht mehr erholen konnte. Noch hatte der römische Stuhl seine eifersüchtige Aufmerksamkeit dem stillen Werke nicht zugewendet, weil gerade um diese Zeit die wilden Ungarn die deutschen Länder bis in das Herz von Italien erschütterten, und dem römischen Pabste Beschäftigung genug um die Erhaltung seiner niedergetretenen Kirchensprengel in denselben bereiteten. Das schnelle Wachsthum der Christenpartheyn in Böhmen mußte indeß der noch

immer starken Heidenpartheyen im Lande die größten Besorgnisse einflößen. Beide Theile scheinen sich bald von einander ausgeschieden, und verschiedene Gegenden des Landes in Besitz genommen zu haben, indem man um diese Zeit am griechischen Hofe einen Theil des Böhmerlandes das weiße oder heidnische Croatien, und die alten Colonieen dieses Reiches das schwarze oder christliche Croatien zu nennen pflegte. Der Herzog Boriwoy glaubte einen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen beiden Partheien seines Volkes dadurch zu verhindern, daß er seinem ältesten Sohne Spittigner, die Regierung unter der Leitung von zwei christlichen Führern abtrat, und sich mit seiner Gemahlin Ludmilla in die Stille zurückzog, um in derselben frommen Uebungen zu leben, und das Bekehrungswerk im Lande desto eifriger zu betreiben. Der noch junge Regent folgte Anfangs dem Rathe seiner christlichen Führer, und beförderte die Sache der Christen. In der Nähe von Prag soll er in der Stadt Putek eine wissenschaftliche Schule aufgerichtet haben, zu welcher die angesehensten Jünglinge des Landes hinzuströmten, um ihre Bildung daselbst zu empfangen. Aber kaum hatte er, in den Jahren der Vollmündigkeit, die Regierung allein angetreten, als er, um slavische Colonistenhaufen in sein Land hereinzulocken, den alten Götterglauben zu begünstigen anfing, und die aufwachsende Kirche mit steigenden Gefahren bedrohte, hätte ihn nicht ein frühzeitiger Tod von der Erde hinweggenommen. Der alte Boriwoy sah sich nun genöthiget, noch einmal aus seiner geliebten Einsamkeit hervorzutreten, um in den Jahren der Minderjährigkeit seines zweiten Sohnes Wratislaw, nach dem Steuerruder im Lande zu greifen.

§. 48.

Wratislaw war ein hoffnungsvoller Jüngling, von welchem in reifern Jahren die aufblühende Kirche Christi das Beste erwartete. Noch stellt ihm die früheste böhmische Legende den ehrwürdigen Greisen Methodius als

Führer an die Seite, der, wenn diese Angabe richtig wäre, bereits das 90ste Jahr überschritten haben müßte. Allein die Zeitangaben überhaupt sind in diesem frühen Theile der böhmischen Volks- und Missionsgeschichte so mangelhaft und verworren, daß sie der Forscher derselben bis jetzt nicht ins Klare zu setzen vermochte, ohne dem Gange der berichteten Thatsachen Gewalt anzuthun. Wratislaw wurde frühe mit Drahomira, einer Tochter aus einem der edelsten Geschlechter Böhmens vermählt, welche zwar noch nicht getauft war, aber dem Unterrichte im Christenthume sich bereitwillig fügte, um der Hand ihres jungen Gemahls werth zu werden. Indeß war der alte Boriwoy von der Erde abgerufen worden, und seine eifrige Gemahlin Ludmilla trat an seine Stelle ein, um als Pflegemutter des Christenthums ihre noch übrigen Lebenstage der Förderung desselben unter ihrem Volke zu weihen. Bald mußte sie zu ihrem Schmerz erfahren, daß ihre Schwiegertochter Drahomira eine eifrige Heidinn war, und bei jeder Gelegenheit ihre Vorliebe zum alten Götzendienst blicken ließ. Glücklicherweise blieb ihr Sohn, der regierende Herzog Wratislaw, dem Christenglauben getreu, und verhinderte durch seinen frommen Eifer für die Verbreitung des Christenthums den nachtheiligen Einfluß, welchen Drahomiras ansehnliche Verbindungen im Lande zu üben drohten. Auch er machte sich's zum Geschäft, eine Kirche um die andere im Lande aufzubauen, um die wachsenden Schaaren der christlichen Bekenner in denselbigen zu sammeln. Wratislaws Verbindung mit dem deutschen Kaiser Arnulph begünstigte seine frommen Entwürfe, und um dieselben gegen die Versuche der Heidenparthey zu sichern, wurde das Missionsgebiet im Lande mit der bairischen Kirche verbunden, und dem bischöflichen Sprengel von Regensburg beigefügt, um für die erforderlichen kirchlichen Einrichtungen im Lande Rath und Förderung zu finden.

Indeß hatten sich die benachbarten Mähren gegen den deutschen Kaiser empört, und die christlichen Gemeinden

im Lande waren dadurch in große Unordnung gerathen. Nach mehreren verlorenen Treffen hatte der Kaiser Arnulph unglücklicher Weise die wilden Ungarn gegen sie zu Hülfe gerufen, und der zerstörungsvolle Kampf, welcher nun erfolgte, hatte (im Jahr 908) die gänzliche Zertrümmerung des groß-mährischen Reiches nach sich gezogen, und dadurch auch das Schicksal der mährischen Kirche auf vielfache Weise verschlimmert. Die heidnischen Ungarn und Polen nahmen jetzt den größern Theil des unglücklichen Landes in bleibenden Besitz, und die christlichen Gemeinden dieser Provinzen befanden sich aufs Neue in der augenscheinlichsten Gefahr, von dem rohen Heidenthum ihrer Sieger erdrückt zu werden. Die zunächst an Böhmen angränzenden mährischen Provinzen waren bis zum Morawaflusse hin, mit diesem Lande vereinigt worden, und standen jetzt unter dem Schutze des böhmischen Herzogs Wratislaw. So wurden seinem frommen Eifer neue Wirkungskreise zur Förderung des Christenthums bereitet, und auch die schwere Trübsalsstunde, unter welcher die mährischen Christen seufzten, trug das Ihrige dazu bei, dem Christenglauben aufzuhelfen. Der fürchterliche Gegensatz, den die rohe und zügellose Grausamkeit der heidnischen Ungarn gegen den milden Geist des Christenthums täglich vor ihren Augen darstellte, mußte unter der weisen Leitung der göttlichen Vorsehung das gesegnete Mittel werden, ihren Herzen den Schatz des neugewonnenen Christenglaubens nur desto theurer zu machen, und sie bewegen, ihre Zuflucht in einem Lande aufzusuchen, das im friedlichen Lichte des Christenthums unter den Stürmen der Zeit ruhen durfte. Der Herzog Wratislaw starb (im Jahr 925), nachdem ihm das glückliche Loos zu Theil geworden war, die Gränzen der Kirche Christi im Lande ansehnlich erweitert zu haben.

§. 49.

Seine heidnische Gemahlin, welche sich in die Schlingen des alten Götterglaubens immer tiefer verwickelte, hatte ihm zwei Söhne, den Wenzeslaw und Boleslaw geboren, auf welchen die Hoffnung der christlichen Einwohner in Böhmen ruhte. Schon früher hatte die alternde Großmutter Ludmilla sich die Erziehung dieser beiden Enkel ausgebeten, um dieselben von ihrem frommen Lehrer Paulus im Christenthume unterrichten zu lassen; aber die eifersüchtige Mutter hatte ihr nur den ältern Wenzeslaw zur Pflege abgetreten; indeß sie selbst den jüngern Boleslaw zu einem eifrigen Götzendiener zu erziehen sich vorgenommen hatte. Als ihr Vater starb, drangen die böhmischen Großen mit Ernst darauf, daß auch der jüngere Boleslaw der ehrwürdigen Großmutter zur Leitung übergeben werden mußte, um denselben bei heranreifendem Alter, mit den Grundsätzen des Christenthums bekannt zu machen. Diese Vorkehrungen erregten um so mehr den Argwohn der heidnischen Mutter, daß Ludmilla damit umgehe, sie ganz von der Regierung zu entfernen, da ihr älterer Sohn Wenzeslaw, der Liebling der Großmutter, unter großen Feierlichkeiten als Herzog in der Hauptstadt des Landes eingeführt worden war. Noch waren ihre beiden Söhne minderjährig, und der Augenblick war zu lockend, um nicht den Versuch zu wagen, die verhaßte Greisenmutter mit ihrem gleichgesinnten Sohne aus dem Wege zu schaffen, und sich während der Minderjährigkeit des jungen Boleslaw die Regentschaft, und eben damit dem Liebling ihres Herzens die böhmische Herrschaft zu erobern. Noch hielt sie die Heidenparthey im Lande für stark genug, um gegen die Anhänger des Christenthums diesen Entwurf auszuführen, und es fehlte auch nicht an schlauen Rathgebern, welche sie zur Ausführung desselben ermunterten.

Vor allem sollte die alte Großmutter, diese Stütze der Christenparthei, auf die Seite geschafft werden.

Ludmilla hatte sich, den stolzen Widerwillen der schlauen Drahomira fürchtend, aus der Hauptstadt hinweg, in das entfernte Schloß Tetin zurückgezogen, um dort den kurzen Ueberrest ihres Lebens in Frieden zu schließen. Indeß waren Drahomiras Plane reif geworden, und sie hatte auch für dieselben bei einigen Großen des Landes Anklang gefunden. Nun schickte sie (im J. 927) einige ihrer Mitverschwornen aus, um die verhaßte Ludmilla auf ihrem einsamen Schlosse zu erdrosseln. Diese hatte auf ein solches Loos sich bereits im Stillen vorbereitet, und ihre einzige Bitte an die ausgesendeten Mörder war: daß sie, gleich den alten Märtyrern, enthauptet werden möchte, um ihr Blut für Christum zu vergießen. So endigte die fromme Ludmilla ihr Leben, nachdem es ihr der Herr, dem sie mit frommen Sinne nach dem Grade ihrer christlichen Erkenntniß anhing, hatte gelingen lassen, beinahe 36 Jahre lang die erste Pflanzung der Kirche Christi in Böhmen mit emsiger Hand zu pflegen, und nach ihrem Tode ein Erntefeld des Christenthums in demselben zurückzulassen, das selbst die Verfolgungswuth ihrer heidnischen Schwiegertochter nicht mehr zu verwüsten vermochte. Sie schied aus dieser Welt mit der süßen Hoffnung, in ihrem heranwachsenden Enkel Wenzeslaw, einen eifrigen Vertheidiger des Christenthums erzogen zu haben, der unter dem Schutze Gottes das begonnene Werk seiner allgemeinern Verbreitung im Lande nahe bringen würde. Wirklich hatte auch die fromme Großmutter in dem Sinne ihres Enkels sich nicht getäuscht, der sie als standhafte Blutzeuginn des Christenglaubens mit heiterem Muthe sterben sah, und ihr ehrwürdiges Bild nimmermehr vergessen konnte. Wenzeslaw ward nach ihrem Tode von seiner heidnischen Mutter aufs strengste bewacht, um ihn von jeder Verbindung mit den Christen im Lande loszureißen. Jeder christliche Geistliche, der sich erkühnen würde, denselben zu besuchen, wurde mit dem Tode bedroht, und Wenzeslaw selbst von Götzendienern umzingelt, die ihn mit List und Gewalt zum väterlichen Heidenthum

zurückführen sollten; aber der fromme Jüngling fand dennoch Mittel, heimlich bei Nacht christliche Lehrer zu sich kommen zu lassen, welche ihn im Christenthume unterrichteten, auch wurden ihm von denselben die heiligen Schriften in seiner Muttersprache heimlicher Weise in die Gefangenschaft gebracht, und Wenzeslaw benutzte nun jeden einsamen Augenblick, um sich mit dem Worte Gottes bekannt zu machen, und seinen Glauben durch dasselbige zu stärken.

Indeß hatte die heidnische Drahomira eine Christenverfolgung im Lande angezettelt, und kein Mittel unversucht gelassen, um auf den Trümmern der christlichen Kirche den alten Götzendienst wieder aufzurichten. Die Tempel der Christen mußten auf ihrem Befehl im ganzen Lande zugeschlossen werden; den Geistlichen wurde verboten, die Christen zu unterrichten, und auch die Schulen wurden aufgehoben; jeder Priester, der dem Verbote zuwider handelte, wurde ins Gefängniß gesteckt und mit dem Tode bedroht. Die christlichen Obrigkeiten wurden abgesetzt, und an ihre Stelle eifrige Anhänger des Götzendienstes erhoben. Mit feierlicher Pracht wurde ein Götzenbild um das andere wieder aufgerichtet, und wenn dasselbe in finsterer Nacht von den Christen umgeworfen ward, so wurde an großen Schaaren derselben eine blutige Rache von den erbitterten Heiden ausgeübt. Wirklich schien es eine Zeit lang, als ob Drahomirens Zerstörungsentwurf den blutigen Sieg im Lande davon tragen würde, aber der Rath des Herrn hatte es anders beschlossen; und die schwere Verfolgung mußte auch in Böhmen, wie unter so manchen andern Völkern der Erde, das Mittel werden, den Christenglauben zur bleibenden Herrschaft im Lande zu erheben. (S. Christannus vita Ludmillae p. 46 sq.)

§. 50.

Drahomira hatte das Geschäft, den Untergang der christlichen Parthei im Lande zu vollenden, einem eigenen

Prätor zu Prag übertragen, und dieser sammelte wilde Haufen von Götzendienern um sich, um die christlichen Bekenner zuerst in der Hauptstadt auszurotten. Lange waren diese unschlüssig, ob sie dem Uebel weichen, oder demselben wiederstehen sollten; endlich wuchs ihnen der Muth, lieber zu sterben, als das schnöde Joch des Heidenthums wieder auf sich zu nehmen. Nun entstand ein blutiger Kampf zwischen den christlichen und heidnischen Einwohnern der Hauptstadt, welcher sich mit der Niederlage der letztern endigte. Aber noch gab sich die blutgierige Drahomira nicht zufrieden, denn auf ihren Befehl wurde nun jeder, der sich zum Christenthume bekannte, entwaffnet, und kaum war dieß geschehen, so wurden die Christen durch bestellte Meuchelmörder mitten in der Nacht in ihren Häusern überfallen und ermordet. Noch einmal sammelte sich das niedergedrückte Häuflein zum Kampfe, um die Treue ihres Glaubens mit ihrem Blute zu versiegeln. Die gegen sie ausgesendeten Heidenhaufen wurden von ihnen geschlagen, und auch der Prätor büßte sein Leben im Kampfe ein.

Während die wilde Drahomira, an der Ausrottung der Christen im Lande verzweifelnd, gegen die Kirchen der Christen wüthete, und selbst den Tempel des heiligen Georg, in welchem die Asche ihres Gemahls begraben lag, niederbrennen ließ, traten die Großen des Landes, um die Nation vom gänzlichen Untergange zu erretten, in Friedensunterhandlungen zusammen, und es wurde von ihnen beschlossen, daß Böhmen zwischen beiden Brüdern getheilt, und der Elbestrom die Scheidelinie zwischen beiden Theilen seyn sollte. Das Land auf der nordöstlichen Seite der Elbe fiel dem jungen Boleslaw und seiner Mutter zu, und wurde Boleslawien genannt; während der südwestliche Antheil diesseits der Elbe, dem Wenzeslaw anheimfiel, der jetzt als Alleinherrscher desselben in der bisherigen Hauptstadt des Landes, Prag, seinen Wohnsitz aufschlug. Mit dieser Landestheilung war auch die äußerliche Trennung der christlichen und heidnischen

Einwohner im Lande vollendet, indem jeglicher Gelegenheit fand, sich unter seinen Glaubensgenossen niederzulassen. Jetzt genoß das niedergedrückte Land einige Ruhe, und Wenzeslaw ließ kein Mittel unbenützt, um die Wunden zu heilen, welche durch den blutigen Religionskrieg dem Lande geschlagen worden waren. Die Schilderung, welche uns der Biograph Christannus (in vita S. Ludmillae p. 53 — 65) von seinem Charakter und seiner Regierung zurückgelassen hat, trägt zwar alle Farben, welche wir an einem Heiligenbilde jener Tage zu sehen gewohnt sind, und beurkundet die klosterartige Erziehungsweise, welche seine fromme Großmutter dem in der Leidensschule aufgewachsenen Jüngling gegeben hatte, aber bei allem Mangel einer geläuterten Christenthumserkenntniß, den wir an demselbigen wahrnehmen, strahlt doch eine Festigkeit des Glaubens, eine Kraft der Liebe Christi, und ein demüthiger Verläugnungssinn hervor, welcher dem Herzen jedes wahren Christen achtungswürdig erscheinen muß. Während er den Tag über mit Anstrengung aller Kräfte dem Geschäfte oblag, widmete er einen Theil der Nachtstunden dem Gebete und dem Psalmensingen. Die Armen zu unterstützen, Nakte zu kleiden und Kranke zu besuchen, war seines Herzens Freude. Im Fasten war er strenge, und suchte selbst seine Großmutter in dieser Uebung zu übertreffen. Vom Besuchen der Kirchen im ganzen Lande umher ließ er sich durch keine Witterung abhalten, und war gewohnt, selbst mitten im Winter mit bloßen Füßen über die Straßen zur Kirche zu gehen. Gewöhnlich trug er einen rauhen härenen Sack nach mönchischer Sitte auf dem Leibe, der seine fürstliche Kleidung bedeckte. Seine mit eigener Hand zubereiteten Opfergaben brachte er Gott täglich in der Kirche dar. Zur Erntezeit schnitt er mit einem seiner treuesten Diener den Waizen selbst ab, aus dessen Mehl das Brod zum heiligen Abendmahle gebacken werden sollte. Er war mild und freundlich gegen jedermann, und ging Jedem in Fleiß, Aufopferungsliebe und jeder

häuslichen Tugend voran. Selbst grobe Verbrecher ließ er nicht am Leben bestrafen, um ihre Besserung zu suchen; weil er glaubte des Herrn Wort: „Richtet nicht!“ habe ihm das Richteramt über das Menschenleben nicht übertragen. Gegen die Geistlichen bewies er eine ausgezeichnete Hochachtung, und dieß hatte zur Folge, daß eine Menge derselben aus den deutschen Ländern sich zu ihm hinzudrängte, welche ihm Bücher und heilige Reliquien zuführten, die er auch reichlich zu belohnen pflegte. Die von seiner heidnischen Mutter niedergerissenen Christentempel ließ er auf seine Kosten wieder aufbauen, und in seiner Hauptstadt zwei nach damaliger Weise prachtvolle Tempel aufrichten, von welchen der eine dem Andenken seiner frommen Großmutter Ludmilla, der andere den beiden ehrwürdigen Begründern der mährisch-böhmischen Kirche, Cyrill und Methodius geweiht wurde. Immerhin mag die feinere Sitte unseres Zeitalters an diesem heiligen Bilde mit Recht viel auszusetzen wissen; und hätte der fromme Wenzeslaw in unsern Tagen gelebt, so würde auch die Aeußerung seiner Frömmigkeit wohl eine andere Farbe getragen haben. Daß sie ihrem eigenen Zeitalter ähnlich war, wer mag es ihr verargen? aber daß sie Kraft und Ernst mit Milde und Menschenliebe zu verbinden wußte, das ist unserer Nachahmung werth.

§. 51.

Indeß hatte der Kaiser Otto der Große (im J. 936) den deutschen Thron bestiegen, und um die entzweiten Fürstenbrüder Böhmens wieder miteinander zu vereinigen, wurden beide von ihm in den deutschen Fürstenrath nach Worms berufen. Otto's bekannte Gesinnung ließ zum Voraus erwarten, auf welche Seite der Rechtsspruch fallen würde. Wenzeslaw wurde mit großer Auszeichnung von den deutschen Fürsten empfangen, und ihm von dem Kaiser die Königskrone auf das Haupt gesetzt. Der fromme Fürst scheint diese Auszeichnung keineswegs erwartet zu haben, indem er sich weigerte,

den Königstitel zu führen. Dennoch konnte der neue Groll nicht wieder gestillt werden im eifersüchtigen Herzen des Prinzen, den diese demüthigende Begünstigung entzündet hatte; und er ging von dieser Stunde an damit um, seinen Bruder aus dem Wege zu schaffen. Als dieser einst (im J. 938) nach der Stadt Boleslaw (alt Bunzlau) kam, um seinen Bruder daselbst zu besuchen, wurde Wenzeslaw vor der Thüre der Kirche, in die er eben gehen wollte, von Meuchelmördern überfallen, und, nachdem er sich lange tapfer gegen dieselben vertheidigt hatte, grausam ermordet, indeß zu gleicher Zeit viele Christen seines Gefolges, welche mit ihm gekommen waren, das Leben einbüßten.

Ein edler Fürst war mit ihm gefallen, der die Wohlfahrt seines Volkes und die Förderung der Kirche Christi auf dem Herzen getragen hatte. Sein Andenken blieb dem böhmischen Volke heilig, und bald wurde er als unsichtbarer Schutzgeist des Landes verehrt, indeß die böhmischen Herzoge und Könige, bis auf die neueren Zeiten herab, aus Ehrerbietung gegen ihn, sein Bildniß auf ihre Münzen prägen ließen. Selbst den Brudermörder reuete bald seine schändliche That. Zur Sühne derselben ließ er seinen jungen Sohn Strachygwas taufen, und im Benediktinerkloster St. Emmeram zu Regensburg als Mönch aufnehmen, der jetzt den Namen Christianus oder Christannus erhielt, und wie die Geschichte versichert, derselbe Christannus ist, welcher die Lebensgeschichte seiner Urgroßmutter Ludmilla beschrieb, welche die früheste Geschichtsquelle ist, aus der unsere Missionsgeschichte ihre Nachrichten schöpft. Auch die grausame Drahomira soll nicht lange hernach ihre verdiente Strafe gefunden haben. Wenn die alte Legende den Boden sich spalten ließ, den das Blut ihres Sohnes getränkt hatte, um sie in den offenen Abgrund hinabzustürzen, so erzählt sie ein Wunder, für welches sie uns die geschichtlichen Beweise schuldig geblieben ist; aber in jedem Falle hatte die Mit- und Nachwelt das Recht, ihrem Namen, den

sie mit dem Blute ihrer Unterthanen befleckt hatte, eine andere Stelle in dem Buche der Erinnerung anzuweisen, als die Stelle ist, womit sie heute noch das dankbare Andenken ihres frommen Sohnes ehrt.

§. 52.

Boleslaw I., den die Geschichte wegen seines Brudermordes mit dem Zunamen des Grausamen bezeichnet, wurde jetzt Alleinherrscher von Böhmen, und die Christen des neu ihm zugefallenen Landesantheils, hatten das Aeußerste von ihm zu fürchten. Es war ein Glück für sie, daß das Bewußtsein seiner Missethat ihn so gewaltig peinigte, daß er zu harten Verfolgungsmaaßregeln gegen sie zu schreiten, nicht länger wagte. Dazu kam auch die beunruhigende Besorgniß vor dem deutschen Kaiser Otto, welcher den Frevel seines Brudermordes nicht ungestraft lassen konnte. Von Angst gepeinigt, schanzte er sich in seiner Residenzstadt Alt-Bunzlau hinter mächtigen Bollwerken ein, indeß die Christen seines Landes freien Raum gewannen, sich wieder zu sammeln, und zur Befestigung der Kirche im Lande auf neue Mittel Bedacht zu nehmen. Der Kaiser Otto war gerade in jenen Tagen mit großen Vorbereitungen beschäftigt, um das übermüthige Volk der heidnischen Ungarn zu demüthigen, und dieser Umstand verzögerte die Züchtigung, welche er dem verbrecherischen Fürsten zugedacht hatte. Endlich rückten die deutschen Truppen, um Rache zu üben, in Böhmen ein, und belagerten den Herzog in seiner Hauptstadt (J. 950). Boleslaw gedachte vor ihrer Annäherung die Sache friedlich abzuschließen; allein der Kaiser Otto bestand darauf, daß ihm der Herzog selbst zur Bestrafung ausgeliefert werden müsse. Da sich jedoch die Belagerung länger verzögerte, und Mangel an Lebensmitteln unter dem deutschen Heere überhand nahm, so wurde mit Boleslaw ein Friede abgeschlossen, nach welchem er sich verbindlich machte, für sein Verbrechen Genugthuung zu leisten, die vertriebenen Christen

wieder in sein Land zurückzurufen, und denselben volle Religionsfreiheit zu gestatten, auch künftig den Vasallentribut an den deutschen Kaiser wieder zu entrichten.

Von dieser Zeit an genossen die böhmischen Christengemeinden Ruhe, und sie erbauten sich im Glauben. Die Trübsalszeit hatte ihre lieblichen Früchte getragen, und heller als je zuvor ging nun ihrem Herzen die Hoffnung auf, daß es dem Christenthum gelingen werde, seine heilbringende Herrschaft nach und nach über das ganze Land auszubreiten, und dem väterlichen Heidenthum ein Ende zu machen. Dieses hatte bisher den Vortheil gehabt, sich von Außen her auf mannigfaltige Weise zu verstärken, und dem aufkeimenden Christenthum Trotz zu bieten. Die Staatsklugheit der eifrigen Götzendienerinn Drahomira hatte es nämlich angemessen gefunden, die ohnehin noch schwache Landesbevölkerung dadurch zu verstärken, daß sie heidnische Colonistenhaufen in das Land hineinlockte, um durch sie die heidnische Parthey im Lande zu vermehren. Auch die Volksverwandten benachbarten Polen, welche größtentheils noch Heiden waren, hatten die schnellere Verbreitung des Christenthums im Lande auf mannigfache Weise verhindert; dazu kam noch der panische Schrecken, welchen in diesen Tagen die wilden Ungarn als erbitterte Feinde des Christenthums in allen Abendländern verbreiteten, und welche schon durch die Furcht ihres Namens den Fortgang der Kirche in den slavischen Ländern zu stören, oder gar zu verhindern wußten.

Aber der schädliche Einfluß dieser Hindernisse war gerade in diesen Tagen zur Freude der Christen auf mannigfaltige Weise zu nichte gemacht worden. Der siegreiche Kaiser Otto hatte (i. J. 955) in einer blutigen Feldschlacht in Pannonien die Ungarn aufs Haupt geschlagen, und für immer gedemüthigt; und auch in dem benachbarten Polen hatte sich bereits ein Fünklein des Christenglaubens entzündet, das unter dem Segen Gottes in kurzer Zeit sich noch weiter umher im verfinsterten

Lande verbreiten konnte. Unter diesen günstigen Aussichten glaubten die böhmischen Christen es wagen zu dürfen, den Wunsch, so wie ihre christlichen Nachbarn, die Mähren und Sorben, einen eigenen Landesbischof zu besitzen, vor den Ohren ihres Fürsten auszusprechen. Bisher war das böhmische Missionsgebiet zu dem bischöflichen Sprengel von Regensburg aus dem einfachen Grunde gerechnet worden, weil Baiern das nächste christliche Nachbarland war, von woher die Neubekehrten in Böhmen einige Hülfe erwarten durften. Ihre Anzahl hatte sich indeß so ansehnlich vermehrt, daß leicht mehr als eine bischöfliche Diözese im Lande aufgerichtet werden konnte. Dazu kam noch der Umstand, daß seit dem letzten Friedensschlusse der bisherige bürgerliche Verband Böhmens mit Baiern aufgehoben, und das Land als ein Theil des Herzogthums Sachsen betrachtet worden war, mit dem es auch in vielfacher Berührung stand.

Noch fehlte es der wachsenden böhmischen Kirche an den kirchlichen Einrichtungen, wie sie die Vorstellung und das Bedürfniß der damaligen Zeit erforderte, um für einen Theil der allgemeinen christlichen Kirche gehalten zu werden; und diese Einrichtungen konnten, wie die damalige Welt glaubte, durch Niemand anders, als durch einen von der allgemeinen Kirche bestellten, und vom Oberhirten derselben bestätigten Bischofe gemacht und gehandhabt werden. Der Herzog Boleslaw I. nahm ihr Ansuchen huldreich auf, und erkundigte sich nach den Mitteln und Wegen, um dasselbe zu verwirklichen. Es wurde nun, mit seiner Genehmigung, eine Gesandtschaft nach Rom abgefertigt, mit dem Ersuchen, daß der römische Stuhl die Kirche des heiligen Vitus zu Prag zu einer Episcopalkirche erheben möchte. Voll frommer Ehrfurcht waren die böhmischen Abgeordneten mit ihrem Gesuche nach Rom gekommen, um ihre Wünsche und Bitten vor dem gefeierten Stuhle auszuschütten; aber, wie erstaunten sie nicht, als sie die ärgerlichen Auftritte wahrnahmen, welche in diesen Tagen die Hauptstadt des

christlichen Abendlandes in blutige Verwirrung setzten. Ein Pabst lag mit dem andern im wilden Kriege, und erhitzte Priesterrotten zogen gegen einander zu Felde, um sich für den Helden zu schlagen, den sie sich erkoren hatten. Selbst der Leichname und der Gräber wurde nicht geschont, um ihre blinde Wuth an denselben auszuüben. Ein ehrgeiziger Bewerber stieß den andern vom Stuhle, und der heute über die Kirche gebot, mußte sichs gefallen lassen, daß der morgende Pabst seinen Namen und seine Beschlüsse mit dem Bannfluche belegte. Als die böhmischen Abgeordneten diesen Gräuel der Verwüstung vor ihren Augen erblickten, hielten sie es für rathsamer, unverrichteter Dinge in die Heimath zurückzukehren, als sich einen Bischof aus dieser Schule aufdringen zu lassen.

§. 53.

Boleslaw hatte indeß in der Schule der Erfahrung gelernt, daß es für die wahre Wohlfahrt seines Volkes ungleich zuträglicher sey, die Sache des Christenthums zu begünstigen, als dem ausgewurzelten und zerfallenen Heidenthum die letzte Hand der Hülfe darzubieten. Seine letzten Lebensjahre waren der Förderung des Christenthums in seinem Lande gewidmet, und auch in dem benachbarten Polen wurde, durch seine Veranstaltung, das erste Saatkorn der Kirche Christi ausgestreut. In Polen führte in jenen Tagen der Herzog Miecislaw (Miesko) die Regierung, welcher die Dombrowka, eine Tochter des Herzogs Boleslaw, zur Gemahlin sich erbitten ließ (J. 965). Der böhmische Herzog willigte in dieses Gesuch unter der Bedingung ein, daß Miesko dem väterlichen Heidenthume entsagen und die Taufe der Christen annehmen würde. Miesko trug kein Bedenken, dieß zu thun, und seine Vermählung mit Dombrowka wurde durch den Umstand verherrlicht, daß nicht nur er selbst, sondern große Schaaren polnischer Großen mit ihm durch die Taufe für die Kirche Christi geweihet wurden. Bald darauf starb Boleslaw I. (J. 965), und ihm folgte

sein Sohn, Boleslaw II. in der Regierung nach, welchen die Geschichte mit dem Zunamen des Frommen bezeichnet. Dieser machte es sich zur wichtigsten Angelegenheit seines Lebens, die Wunden wieder aus allen Kräften zu heilen, welche sein Vater der Kirche seines Landes geschlagen hatte, und jedes Mittel anzuwenden, um dieselbe allgemein unter seinem Volke zu verbreiten und bleibend zu begründen. Der alte Dubrav macht in seiner böhmischen Geschichte (Lib. VI. S. 44), über den Regierungsantritt dieses Fürsten, und die Hoffnungen der Christen bei demselben, folgende naive Bemerkung: „Wie vor dem Anbruch der ersten Morgenröthe in stiller Mitternacht nur da und dort ein einzelner Hahn seine matte Stimme hören läßt, aber beim ersten Morgenstrahl alle Hähne laut und kräftig ihre Stimmen ertönen lassen, und ein Freudengetümmel unter ihnen entsteht, durch welches das schlafende Gefieder weit umher aufgeweckt wird, eben so ertönte auch bei der Erhebung dieses frommen Fürsten auf den böhmischen Thron der fromme Jubelgesang der Christen, und sie versammelten sich mit ihren Hirten jeden frühen Morgen im Hause Gottes, um dem Herrn ihre dankbaren Loblieder anzustimmen.“

Boleslaw II. hatte eine unverheirathete Schwester, die fromme Mlada, welche der Religion ihr Leben geweiht hatte. Kaum hatte diese vernommen, daß der Kaiser Otto die gewaltigen Stürme gestillt hatte, welche seit einer Reihe von Jahren die Stadt Rom bewegten, so entschloß sie sich, dorthin zu ziehen, und vor dem päbstlichen Stuhle das Gesuch der böhmischen Christen um die Errichtung eines Erzbisthumes geltend zu machen. Der Pabst Johann XIII., welcher damals (Jahr 965 — 972) die päbstliche Würde bekleidete, willigte in ihr Gesuch mit Freuden ein, daß die Kirche des heiligen Vitus zu Prag, in welcher der Leichnam des heiligen Wenzeslaw ruhte, zu einer Episkopalkirche erhoben, und zugleich mit der Kirche des heiligen Georg ein Benediktinerkloster verbunden werden sollte. In derselben Bulle ward jedoch

arglistig genug, von dem Pabste zugleich verordnet, „daß der öffentliche Gottesdienst nicht nach Art der bulgarischen Sekte in der slavischen Sprache, sondern in Uebereinstimmung mit der allgemeinen apostolischen Kirche in der lateinischen Sprache gehalten werden, und Priester des lateinischen Ritus bei dieser Kirche angestellt werden sollten.“ Diese päbstliche Verordnung ist vom Ende des Jahres 967 datirt. Durch sie ward nun zwar der Grund zu der Unabhängigkeit der böhmischen Kirche von der geistlichen Hoheit des Bischofs zu Regensburg gelegt, und ihr das Mittel eigener Ausbildung in die Hände gegeben, aber zugleich in derselben ein Saame der Zwietracht ausgestreuet worden, welcher in den folgenden Jahrhunderten die unseligsten Zerwürfnisse im Schooße der böhmischen Kirche zur Folge hatte, welche jedoch in der wundervollen Hand der Vorsehung das verborgene Mittel werden mußten, eine europäische Kirchenreformation vorzubereiten, und mitten im heißen Kampfe das helle Licht der biblischen Offenbarungen aus der finstern Mitternacht der römischen Kirche in den Schooß der evangelischen Kirchengemeinschaft hinüber zu retten.

Zum ersten Bischof von Prag wurde nun Diethmar, ein Mönch aus einem Kloster zu Magdeburg, erwählt, welcher der böhmischen Sprache vollkommen mächtig war, und deshalb der geeignetste Mann zu seyn schien, diesem neu errichteten Kirchensprengel vorzustehen, wozu er auch durch den Erzbischof von Mainz geweiht, und nach der deutschen Weise von dem Kaiser mit dem Hirtenstab und Ring belehnt wurde. Der Umfang seines kirchlichen Sprengels war ungemein groß, indem er sich über das heutige Mähren, bis an den Regenstrom und über einen Theil von Polen bis über die Stadt Krakau hinaus erstreckte, und neben den zerstreueten Christenhäuflein, noch eine mächtige heidnische Bevölkerung in sich faßte. Hier fand nun Diethmar von allen Seiten die Hände voll zu thun. Nicht nur waren die Christengemeinden selbst noch ungeordnet, und an keine kirchlichen Einrichtungen ge-

wöhnt; es fehlte auch noch allenthalben an Unterrichtsanstalten, um durch das Licht des Evangeliums die verfinsterten Gemüther aufzuhellen, und die rohen Sitten zu mildern. Auch die großen Schaaren der Heiden, die im Lande wohnten, nahmen seine volle Thätigkeit in Anspruch, um nach dem Auftrage seines Berufes, auch sie für den Glauben an Christum zu gewinnen. Seine Stellung war um so schwieriger, da es der Einführung eines neuen Kirchenritus in einer noch ganz unbekannten Sprache galt, und den bekehrten Böhmen nur schwer zuzumuthen war, die Gottesdienste in ihrer slavischen Muttersprache fahren zu lassen, und das Evangelium und die Messe in einer unbekannten Sprache zu vernehmen. So kam's, daß, wie Cosmas in seiner Geschichte erzählt, bei Diethmars feierlichem Einzuge der lateinische Clerus, der ihn begleitete, das Te Deum laudamus sang, während der Herzog mit den Großen das Christe keynado (Herr erbarme dich!) ertönen ließ. Indeß arbeitete Diethmar nicht ohne Segen, und der Herzog Boleslaw II. ging ihm in seinem Geschäft treulich an die Hand. Während er selbst im Lande umherreiste, um die Christengemeinden einzurichten, und die heidnischen-Böhmen zu taufen, baute der Herzog Kirchen für dieselben auf, deren nicht weniger als zwanzig ihm ausdrücklich zugeschrieben werden.

§. 54.

Nachdem Diethmar die Last seines Berufes zehn Jahre lang getragen hatte, endigte er (um das Jahr 980) seinen Lauf für diese Welt. Vor allem war es nun den Böhmen darum zu thun, die erledigte Bischofsstelle zu Prag mit einem gebornen Böhmen zu besetzen, weil sie auf diesem Wege hoffen durften, des fremdartigen Kirchenritus los zu werden, der ihnen auf keinerlei Weise für ihre geistigen Bedürfnisse zusagen konnte. Nach lang vergeblichem Suchen fand sich endlich der Sohn eines der mächtigsten Woiwoden in Böhmen, Woyeech, ein junger

gelehrter Mann, der zu Magdeburg seine Studien gemacht, und von seinen Reisen im Auslande viele Bücher mit sich in die Heimath gebracht hatte. Der Erzbischof von Magdeburg, Adalbert, dessen Liebling er war, hatte ihm bei der Firmelung seinen eigenen Namen beigelegt, und nur unter dem Namen Adalbert ist er in der Missionsgeschichte berühmt geworden *). Sein Vater Slawnik besaß ein großes Gebiet in der böhmischen Grafschaft Lubik. Adalbert wurde (i. J. 983) zum Bischof von Prag geweiht, und der Herzog mit seinem Volke hofften nicht nur um seines frommen Eifers und seiner Gelehrsamkeit, sondern auch um seiner mächtigen Familie willen, einen einflußreichen Beförderer der böhmischen Kirche in ihm gefunden zu haben.

Allein es dauerte nicht lange, so sahen sich beide Theile in ihren wechselseitigen Erwartungen getäuscht. Adalbert war ein eifriger Verehrer des römischen Stuhles und der lateinischen Kirchenweise, und durch Charakter und Herkunft bei großer Strenge gegen sich selbst, ein Mann, der unbedingt seinen Willen unter dem Volke geltend zu machen suchte, und jedem Widerstand von Außen eine eiserne Beharrlichkeit entgegensetzte. Dieser Sinn konnte weder bei den christlichen noch bei den heidnischen Bewohnern Böhmens ein Wohlgefallen finden, und es dauerte wenige Jahre, so hatte er die Zuneigung der Nation eingebüßt. Als geistlicher Hirtenfürst, wozu ihn der Kaiser Otto III. erhoben hatte, und gestützt durch die Macht seiner Familienverbindung, machte er Forderungen an das Volk, welche sie von einem Lehrer des Christenthums nicht zu vernehmen gewohnt waren; er legte

---

*) Es sind zwei verschiedene Lebensbeschreibungen von Adalbert vorhanden, welche der gelehrte Jesuit Henschenius in die acta sanctorum der Bolandisten Tom. III aufgenommen hat. Auch hat Diethmar in seiner Chronik L. IV., so wie die Hildesheimer Chronik, mancherlei Nachrichten von demselben erzählt.

es darauf an, die alten Landesgesetze zu unterdrücken, das päbstliche Recht im Lande einzuführen, die weltlichen Richter dem mitgebrachten deutschen Clerus zu unterwerfen, und den slavischen Kirchenritus mit der slavischen Sprache aus dem Gottesdienste zu verdrängen. Er forderte von den altböhmischen Geistlichen, nach römischer Vorschrift in keine eheliche Verbindung zu treten, und schrieb selbst den weltlichen Beamten die kleinlichsten Verwandtschaftsgesetze als Regel vor, wenn ihr Ehestand von ihm nicht für einen Ehebruch erklärt werden sollte. Dieß erregte bald allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke, dem ein Bischof nicht gefallen konnte, der ihnen den bisherigen freien Zutritt zur Erkenntniß des Wortes Gottes verschließen, sie ihrer gewohnten Religionsfreiheit berauben, und das harte Römerjoch auf ihren Nacken werfen wollte.

Auf der andern Seite hatte auch Adalbert seine gerechten Klagen zu führen, obgleich die Schilderungen von dem gänzlich zerrütteten Zustande der böhmischen Nation und der böhmischen Kirche, welche uns die römischen Annalisten dieses Jahrhunderts aus seinem Munde berichten, unstreitig mit Farben gemahlt sind, welche Haß und Bitterkeit verrathen. Der Bischof klagt über die träge Nachlässigkeit der böhmischen Geistlichen, welche die Meßopfer und den Volksunterricht versäumen, und schildert sie als Wollüstlinge, welche nur auf dem Wege der Strenge zu ihrer Pflicht zurückgeführt werden können, und die ihm überall einen Widerstand entgegensetzen, den er nicht zu überwältigen vermöge. Das Volk, so berichtet er dem römischen Pabst, verübe ungestraft jeden Unfug, und jedes Laster, ohne sich durch die Lehren des Christenthums bessern zu lassen; auch verbinde es mit seinen christlichen Gebräuchen heidnischen Aberglauben, und sei von seinen Vorurtheilen nicht zurückzubringen, welche Heilmittel auch immer angewendet werden mögen. Es raube, setzt er hinzu, aus den benachbarten Ländern Weiber und Kinder hinweg, und verkaufe dieselben an

jüdiſche Handelsleute, die ſich kein Bedenken daraus machen, dieſe unglücklichen Menſchen den wildeſten Nationen nicht nur zum Dienſte, ſondern als Schlachtopfer für ihre Opferaltäre zuzuführen. Immerhin lautet es traurig dieſe Klagen zu vernehmen, aus welcher Quelle ſie auch fließen mögen. So wenig man auch in denſelben irgend eine Spur des Unterſchiedes wahrnimmt, den der aufgereizte Biſchof billig zwiſchen dem, was die heidniſchen Einwohner des Landes zu thun pflegten, und dem, was er den neubekehrten Chriſten daſelbſt zur Laſt legt, hätte machen ſollen, ſo iſt doch ein Zuſtand ſittlicher Zerrüttung nicht zu verkennen, der ſich um dieſe Zeit in die böhmiſchen Chriſtengemeinden eingeſchlichen haben mußte. Dabei wäre es ungerecht, von neuentſtandenen Chriſtengemeinden, welche erſt ſeit wenigen Jahren den Gräueln des Heidenthums entflohen waren, eine mönchiſche Ordnung und Tugend zu erwarten, wie man ſie in jenen Tagen da und dort in deutſchen Klöſtern zu üben pflegte. In der großen geiſtigen Schwachheit, in welcher noch dieſe böhmiſchen Chriſtengemeinden darniederlagen, und bei ihrer entſchiedenen Unabhängigkeitsliebe vom harten Römerjoche war es freilich bald geſchehen, daß ſie durch allzuſtrenge Forderungen entmuthigt, und durch unbillige Zwangsmaßregeln aus der einfachen Ordnung herausgeriſſen werden konnten, welche die erſte Bekanntſchaft mit dem Worte Gottes unter ihnen gepflanzt hatte. Aber auf dem Wege, welchen der unnachſichtige Adalbert einmal eingeſchlagen hatte, wurde der Grund zu einer bittern Wurzel gelegt, welche in den ſpätern Jahren auch ihre bittern Früchte trug.

§. 55.

Vergeblich bot jetzt der muthlos gewordene Adalbert dem Mönch Chriſtannus, älteſten Bruder des regierenden Herzogs, die biſchöfliche Stelle an. Dieſer ſchlug ſie aus, weil er ſich in den Kampf zwiſchen der herrſchſüchtigen Römerweiſe, und der chriſtlichen Freiheitsliebe

seines Volkes nicht einlassen wollte. Unter dem Vorwande, eine Pilgerreise zum heiligen Grabe in Jerusalem zu machen, verließ Adalbert (im J. 984) seinen bischöflichen Stuhl, und trat in Begleitung einiger seiner Vertrauten eine Wanderung nach Rom an. Dort saß auf kurze Zeit Johannes XIV. auf dem päbstlichen Stuhle. Ehrfurchtsvoll erschien Adalbert vor ihm, und eröffnete ihm die betrübenden Ursachen, warum er sein bischöfliches Amt habe verlassen müssen. Durch die Zustimmung des heil. Vaters getröstet, legte er nun seinen Bischofsstab in des Pabstes Hände nieder, und begab sich nach dem Kloster Cassino, um von dort aus seine Wanderung zu dem Grabe des Weltheilandes anzutreten. Er verweilte daselbst eine Zeitlang, allein je länger er dort blieb, desto mehr fesselte ihn der Reiz des einsamen Klosterlebens auf dem Berge Cassino. Man wünschte, daß Adalbert dort bleiben möge, da er als geweihter Bischof, und ein Mann von reichen Kenntnissen dem dortigen Kloster nützliche Dienste leisten konnte. Allein Adalbert zog sich jetzt in ein Kloster nach Rom zurück, wo er auf dem aventinischen Berge, entfernt von allem Weltgetreibe seine Tage verlebte. Mit seinem vertrauten Freunde Gaudentius, welcher schon damals sein steter Begleiter war, widmete er nun seine ganze Zeit den verläugnungsvollen Büßungen klösterlicher Heiligkeit. Er schlief meist auf nacktem Boden, in härenem Gewande, indeß sein Haupt auf einem harten Steine ruhte. Tagelang entbehrte er alle Speise, und gern darbte er, um in Wohlthaten und Almosen Verdienst und Seligkeit im Himmel zu finden. Ganze Nächte brachte er am Krankenlager leidender Armen zu, indeß er den Tag über, wie der geringste Klosterbruder, die gemeinen Wochendienste verwaltete, die Küche reinigte, Wasser aus dem Brunnen holte und die Klosterbrüder am Tische bediente. In solcher Lebensweise fand sein Zeitalter den Weg zum Himmelreich, den auch Adalbert mit frommem Sinne wandeln wollte.

Da geschah, daß der Erzbischof von Mainz, auf die Klagen des böhmischen Bischofs über den gänzlichen Zerfall des Kirchenwesens, während Adalberts Abwesenheit zwei Bischöfe nach Rom sandte, den Pabst Johann XV. um eine neue Besetzung des bischöflichen Stuhles, oder um Adalberts Rückkehr nach Prag zu ersuchen. Es ward sofort eine Synode zusammenberufen, und nach ihrem Beschlusse erhielt Adalbert vom Pabste die Weisung, nach Prag zurückzukehren, und dort sein bischöfliches Amt aufs neue zu übernehmen. Nur ungern folgte er diesem Befehle, und unter Thränen schied er von den stillen Mauern des Klosters, in denen er unter strengen Uebungen Freude und Trost gefunden hatte. Ihm selbst ahnete zum Voraus nichts Gutes, und er schüttete seine Besorgnisse vor dem päbstlichen Stuhle aus. „Hören sie dich“ sprach der Pabst zu ihm, „so mögen sie dich mit Gottes Segen behalten, und hundertfältige Früchte tragen. Wollen sie aber von ihrer gewohnten Ruchlosigkeit nicht nachlassen, so hast du deine Seele gerettet, und du wirst den Umgang der Gottlosen fliehen.“ So kam Adalbert (im Jahr 993) unerwartet nach Böhmen zurück. Er hatte, mit seinem treuen Freunde Gaudentius, die Reise von Rom und Ankona aus, über das adriatische Meer nach einem Seehafen Dalmatiens gemacht, und von dort aus durch Pannonien und Ungarn den Weg nach Böhmen fortgesetzt.

So kam Adalbert mit einem ansehnlichen Gefolge am böhmischen Hof an, und wurde von dem Herzog Boleslaw freundlich empfangen. Gerne hätte derselbe die Zwistigkeiten vermittelt, welche den Bischof und das Volk von einander trennten; wenn es ihm gelungen wäre, die einseitige Strenge und römische Partheisucht des Bischofes auf der einen, so wie die Abneigung seines Volkes gegen alles ausländische Wesen auf der andern Seite zu mildern. Wohl war es ihm klar, daß das freundliche Zusammentreten beider Theile nur nach und nach errungen werden könne, und darum ging er gerne Adal-

berten an die Hand, welcher mit dem Plane sich beschäftigte, ein ansehnliches Mönchskloster aufzurichten, das vorzugsweise mit Mönchen des Auslandes besetzt werden sollte. Durch das Wohnen derselben unter dem böhmischen Volke sollten sich die Einwohner an ihren Anblick und Umgang gewöhnen, und allmählig die feinere römische Sitte, und mit ihr das lateinische Kirchen-Ceremoniel annehmen lernen. Jetzt wurde unweit der Hauptstadt ein Mönchskloster, Breunovia genannt, aufgerichtet, dasselbe mit einer großen Anzahl italienischer Mönche besetzt, und seine Leitung einem gewissen Anastasius anvertraut, der sich bereits den Namen eines großen Heiligen, und eines Wunderthäters erworben hatte. Der fromme Boleslaw selbst, um seinem Volke mit gutem Beispiele voranzugehen, suchte sich, so gut er konnte, an die fremdartigen Formen dieser Ausländer anzuschmiegen, brachte die Sonntage mit ihnen zu, nahm an ihrer Klostermahlzeit Theil und wohnte ihren Andachtsstunden bei, ob er gleich ihre Sprache nicht verstand, und ihre ganze Lebensweise ungewöhnlich finden mußte. Der freieren Denkart seines Volkes wollte nun freilich solche Herablassung ihres Herzogs nicht gefallen, und die Böhmen fürchteten, ihren Fürsten bald in einen Vertheidiger der römischen Sitte umgewandelt zu sehen. Es bedurfte daher nur eines geringen Anlasses, um den Feuerfunken zu einer Flamme wieder anzublasen, und dieser Anlaß blieb nicht lange aus. Die Frau eines vornehmen Mannes lebte mit einem Geistlichen in Prag in verbrecherischem Umgange. Die Eltern des gekränkten Mannes stellten dem Weibe nach, um nach alter Landessitte ihr als Ehebrecherin den Kopf abschlagen zu lassen. Allein sie flüchtete sich in den Schutz des Bischofs, der ihr ein Kloster als Zufluchtsort anwies. Darüber erhob sich nun ein schrecklicher Aufruhr. Wie kann der Sündeneiferer, riefen die erbitterten Haufen, eine Ehebrecherin in Schutz nehmen, und ihr in den geweihten Mauern eines Klosters den Aufenthalt gestatten? Von Zorn entbrannt

stürmte das Volk mit Waffen gegen des Bischofs Wohnung, und verlangte unter Schmähworten und Drohungen die Auslieferung des verbrecherischen Weibes. Da trat Adalbert muthig unter den erbitterten Volkshaufen in fester Zuversicht, daß er als Opfer des Volkshasses, fallen werde; er verweigerte nicht nur aufs standhafteste des Weibes Freilassung, sondern stellte sich sogar selbst als den Verbrecher dar, um nach seinem Wahne der Märtyrerkrone desto gewisser zu werden; allein das Volk glaubte seinen Worten nicht, vielmehr stürmte ein großer Haufe gegen das Kloster an, erbrach die Mauern, bemächtigte sich der Ehebrecherin, überlieferte sie ihrem Manne zur gerechten Strafe; und weil dieser sie nicht vollziehen wollte, so mußte ihr eine gemeine Dirne den Kopf abschlagen.

Dieses Ereigniß aber griff tief in Adalberts Seele. Erzürnt über die unverantwortliche Entheiligung der klösterlichen Freistätte, erbittert durch die verläumderischen Schmähungen und Drohungen, die das Volk in seiner Wuth gegen ihn ausstieß, und verzweifelnd an der Möglichkeit der Besserung legte er abermals sein Bischofsamt nieder, und ging (im J. 995) wieder nach Rom in die Stille des Klosterlebens zurück. Er nahm den Weg durch Ungarn, und weihte zu Gran den ungarischen Prinzen und nachherigen König Stephan den Heiligen in Gegenwart des Kaisers Otto III. und des Herzogs Heinrich von Baiern, der nachmals Kaiser ward, durch die Taufe zum Christenthum ein. (Chron epp. Verdens. op. Leibnitz. T. II. p. 215.)

Den frommen Boleslaw schmerzte dieser Vorfall tief, weil er Ursache hatte, für die Sache des Christenthums nachtheilige Folgen zu erwarten. Nicht bloß von Seiten des römischen Stuhles und des deutschen Kaisers waren wegen dieser zweimaligen Entweichung des Bischofes empfindliche Strafen für sein Volk zu fürchten; auch die Heidenparthei im Lande war noch immer stark genug, um unter solchen Umständen der jugendlichen Kirche aufs

Neue eine blutige Wunde zu schlagen. Wirklich zeigte sichs bald, daß seine Besorgniß nicht unbegründet war. Ein starker Heidenhaufe, um die gegenwärtige Verwirrung zu benützen, machte eine Verschwörung gegen das Christenthum; sie besetzten in der Nähe der Hauptstadt einen hohen Berg, verschanzten sich auf demselben, und ängstigten die christlichen Einwohner der Hauptstadt und des Landes durch Ueberfälle und Plünderung. Vergeblich führte Boleslaw seine Truppen gegen die Aufrührer; sie wurden geschlagen, ohne ihre Verschanzungen erobert zu haben. Bis tief in den Winter hinein dauerten die blutigen Händel fort, bis es endlich den Christen, mit Hülfe der Juden gelang, die Aufrührer aus ihren Verschanzungen herauszujagen, und nach großer Niederlage derselben ihre übriggebliebenen Haufen zu zerstreuen. So wurde das Uebergewicht der Christen im Lande wieder hergestellt, und weil die Juden durch ihre Tapferkeit wesentlich zu diesem Siege beigetragen hatten, so wurde ihnen gestattet, von nun an in der Hauptstadt Prag eine Synagoge erbauen, und ungehindert ihre öffentlichen Gottesdienste daselbst halten zu dürfen.

§. 56.

Es war zu erwarten, daß die aufgereizten Böhmen die Schuld dieser unseligen Unfälle in dem übermüthigen Betragen ihres Bischofes finden würden, welcher gleichfalls nicht zauderte, vor dem päbstlichen Stuhle seine bittern Klagen über die halsstarrigen Böhmen zu wiederholen. Wahrscheinlich hatte die mächtige Familie des Bischofs, welche am Elbufer ein ansehnliches Gebiet inne hatte, nicht wenig dazu beigetragen, ihn in seinem übermüthigen Verfahren zu unterstützen; und nun fiel die Rache des böhmischen Volkes auf sie selbst zurück. Den Brüdern des Bischofs wurde ihr Gebiet mit Gewalt weggenommen, und sie ums Leben gebracht, um auf diesem Wege seine Rückkehr nach Böhmen für immer unmöglich zu machen. Noch war Adalbert zu Rom mit

diesem sein Herz aufs tiefste verwundenden Vorfalle gänzlich unbekannt, als der Kaiser Otto dem Pabste keine Ruhe ließ, durch Versprechungen und Bitten aller Art den erzürnten Bischof zu bewegen, nach Prag zurückzukehren, und sein Amt daselbst wieder anzutreten. Wirklich gab Adalbert den dringenden Vorstellungen des Kaisers nach, und machte sich (im J. 996) noch einmal auf den Weg nach Prag, wo er ganz unerwartet noch im Sommer dieses Jahres mit großem Gefolge eintraf. Allein er wurde daselbst mit allgemeiner Verachtung aufgenommen; und was sein Herz noch ungleich tiefer erschüttern mußte, war die Trauerbotschaft von dem gänzlichen Untergange seiner Familie, an welcher das erbitterte Volk eine so unselige Rache ausgeübt hatte. Sein Entschluß war in demselben Augenblicke gefaßt. Für immer waren jetzt die Bande zerrissen, welche ihn bisher an sein Vaterland angekettet hatten; und er eilte, so gut er konnte, noch in demselben Jahre (996) von diesem blutbeträuften Boden hinweg, um unter den heidnischen Polen, oder, wenn es seyn sollte, unter den noch wildern Preußen ungesäumt den Märtyrertod aufzusuchen.

Wir werden dem unglücklichen Adalbert in seinem letzten Lebensjahre, das er jetzt antrat, noch einmal auf dem Wege unserer Missionsgeschichte begegnen, und einen Mann in ihm betrauern, der nach Geistesanlagen, Charakterstärke und Verläugnungskraft, zu einem glücklichern Looſe auf der Missionslaufbahn vom Herrn der Gemeinde verordnet war, und zur Förderung des Evangeliums unter den slavischen Völkern unter göttlichem Beistande Großes und Bleibendes geleistet haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, sich selbst zu überwinden. Ohne diese Selbstüberwindungskraft gehen auch die ausgezeichnetsten Talente und die edelsten sittlichen Kräfte für das christliche Missionswerk verloren, und werden in einen Fallstrick für dasselbe verwandelt, der unausbleibliches Verderben mit sich bringt.

Das Herz des frommen Herzogs Boleslaw mußte ein solcher Hergang der Dinge um so schmerzlicher verwunden, da er durch denselben seine Bemühungen für immer vereitelt fand, die neuentstandene böhmische Kirche mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes auf freundlichem Wege zu verknüpfen, und die vielfachen Bildungsmittel der Letztern zur Milderung der noch immer rohen Sitten seines Volkes anzuwenden. Er sah durch Adalberts Entfernung für immer ein Band zerrissen, das sein Volk mit dem römischen Stuhle verbinden sollte; und hatte Ursache, von Seite der deutschen Fürsten schwere Züchtigungen für dasselbe zu befürchten. Wirklich war auch durch dieses Ereigniß ein bleibender Zunder fortgesetzter Mißhelligkeiten zwischen der böhmischen Kirche und dem päbstlichen Hofe ausgestreut, der von Zeit zu Zeit in immer neue Flammen ausbrach, je gewaltthätiger der böhmischen Kirche der lateinische Ritus aufgedrungen wurde. Ob es gleich ein halbes Jahrhundert später dem gewaltigen Kirchenfürsten Roms gelang, die slavische Sprache aus den Gottesdiensten der Böhmen zu verdrängen und dem deutsch-lateinischen Ritus eine feste Wurzel in denselben zu bereiten, so konnte doch der überwiegende Hang des böhmischen Volkes zu kirchlicher Unabhängigkeit, sowie ihre Vorliebe zur slavischen Kirchensprache, nie ganz vertilgt werden; allein volle vierhundert Jahre mußten, nach dem verborgenen Rathe der Vorsehung, zuvor noch vorüberziehen, ehe die böhmische Kirche reif geworden war, zum Freiheitskampfe der deutschen Kirche vom römischen Joche den ersten Stoß zu geben, und der päbstlichen Hierarchie eine Wunde zu schlagen, welche kein Kunstmittel kirchlicher Staatsklugheit je wieder zu heilen vermochte.

§. 57.

Von diesem Zeitpunkte an weiß unsere Geschichte eben nicht viel Erfreuliches weiter von dem böhmisch-mährischen Missionsgebiete zu erzählen. Die christliche Volksbil-

dung rückte nur sehr langsam vorwärts, da bei Ermangelung zureichender christlicher Erkenntniß-Mittel, die fruchtbringende Bekanntschaft mit dem Worte Gottes nur langsam die rohe Volksmasse durchzudringen vermochte; und so mußte das Werk Christi noch lange mit den wilden Sitten und Gewohnheiten des Volkes im Kampfe liegen. Nach Adalberts Abzug wußte der Herzog Bolcslaw II. nichts besseres zu thun, als (i. J. 997) einige Abgeordnete an den Hof des deutschen Kaisers Otto III. abzusenden, um denselben zu ersuchen, einen würdigen Stellvertreter für das erledigte Bisthum zu Prag seinem Lande zu schicken, damit nicht, wie Cosmas sie weiter sagen läßt, die erst vor kurzer Zeit für Christum gewonnene Heerde zu ihrem frühern eitlen Götzendienste zurückfalle; da gegenwärtig im ganzen Böhmerlande kein Geistlicher zu finden sey, welcher dieser wichtigen Stelle würdig wäre. Zwar hatte Adalbert in seinem Kloster zu Brenov eine große Anzahl deutscher und italienischer Mönche zurückgelassen, unter denen sich ein Mattius, ein Benedikt, ein Isaak, ein Johannes und andere durch den Ruf der Heiligkeit auszeichneten; aber da sie sämmtlich Fremdlinge, und dem lateinischen Ritus blindlings ergeben waren, so konnte er auf die Zustimmung seines Volkes nicht rechnen, wenn er einen aus ihrer Mitte zur bischöflichen Würde erheben wollte. Ueberdieß hoffte er durch seine demüthige Bitte das beleidigte Gefühl des Kaisers zu besänftigen, das Adalberts Verwerfung nicht mit Gleichgültigkeit betrachten konnte. An dem kaiserlichen Hofe befand sich gerade damals ein Hofpriester, Thegdag (Theodat), ein Mann von Kenntnissen und unbescholtenen Sitten, welcher früher Leibarzt am Hofe des Herzogs Boleslaw gewesen war, und dort die slavische Sprache reden gelernt hatte. Dieser wurde nun vom Kaiser zum Erzbischof von Prag vorgeschlagen, und von dem Erzbischof zu Mainz zu dieser Würde geweiht; und so kam er (im J. 998) mit seinem Gefolge nach Prag, wo er von dem Herzoge und dem Volke mit großer Freude aufgenommen wurde. Von

seiner Seelsorgerarbeit weiß uns die Geschichte aus den neunzehn Jahren seiner geistlichen Amtsführung eben nicht viel zu erzählen, und er scheint besser als sein Vorgänger Adalbert es verstanden zu haben, auf eine, dem böhmischen Nationalcharakter zusagende Weise, der neu entstandenen Kirche vorzustehen.

Nicht lange nach seinem Eintritt (J. 999) starb der Herzog Boleslaw II, welchen die Nachwelt mit Recht mit dem Zunamen des Frommen zu bezeichnen pflegt. Während seiner zweiunddreißigjährigen Regierung hatte es ihm Gott gelingen lassen, im Kampfe mit gehäuften Hindernissen, die Anwurzlung und allgemeinere Verbreitung des Christenthums in Böhmen und Mähren zu befördern; und wie viel auch am Ende seines Lebens in diesem Weinberge der Kirche Christi zum Anbau und zur sorgsamen Pflege noch immer übrig blieb, so durfte er doch mit der freudigen Zuversicht sein Auge schließen, daß es dem väterlichen Götzendienste nimmermehr gelingen werde, den neuen Glauben wieder zu verdrängen, in welchem sein eigenes Herz die Kraft der Lebensbesserung gefunden hatte.

Ihm folgte sein ältester Sohn Boleslaw III. (der Rothe genannt) in der Regierung nach, welchen die Geschichte als einen geldgeizigen, trägen und grausamen Fürsten schildert, der nicht gelernt hatte die christlichen Regententugenden seines Vaters nachzuahmen. Bald wurde er mit dem polnischen Herzog Boleslaw I. in einen blutigen Krieg verwickelt, der ihm die Stadt Krakau mit dem dazu gehörigen Gebiete abnahm, sie mit Polen vereinigte, und in ihr ein neues polnisches Bisthum aufrichtete. Statt nach wendischer Fürstenweise mit seinen beiden Brüdern, Jaromir und Otelrik das Land zu theilen, trachtete Boleslaw III. denselben nach dem Leben, und beide sahen sich genöthigt, mit ihrer Mutter Emma in Baiern ihre Zuflucht zu suchen. Der Bischof Thegdag, der seine Grausamkeit mit Worten strafte, und ihn an die Pflichten des Christenthumes

erinnerte, wurde gleichfalls von ihm vertrieben, bis ihn der meißnische Markgraf Ekbert mit einem Heereshaufen wieder in seinen Bischofsitz einführte.

Bis zu der Regierungszeit des Herzogs Brezislaw I. herab, (1037) nennt uns unter den fortwährenden Kriegsunruhen, welche Böhmen in Bewegung setzten, die Geschichte nichts, was als erfreulicher Beitrag zur allgemeinern Verbreitung und tiefern Anpflanzung der Kirche Christi im Lande herausgehoben zu werden verdiente. Schon sechs Jahre vor seinem Regierungsantritte war Severus zur erzbischöflichen Würde zu Prag (im Jahr 1031) erhoben worden, und die Zeit seiner sechs und dreißigjährigen Amtsführung bietet uns neue Gelegenheiten dar, tiefer in den damaligen sittlich religiösen Zustand des böhmisch-mährischen Volkes hineinzublicken. Der Herzog Brezislaw I. zeichnete sich vor mehreren seiner Vorfahren nicht nur durch Staatsklugheit und Tapferkeit, sondern auch durch frommen Eifer für die Kirche, und durch Mildthätigkeit gegen die Armen aus. In den ersten Jahren seiner Regierung lag er mit dem Erzbischof Severus in schwerem Kampfe; und letzterer mußte sichs gefallen lassen, eine Zeitlang im Gefängnisse in Ketten zu liegen, bis er den gerechten Wünschen seines Fürsten nachzugeben gelernt hatte. Das Erzbisthum zu Prag hatte nämlich seit geraumer Zeit nicht nur Böhmen, sondern auch einen beträchtlichen Theil von Mähren in sich gefaßt; und bei allmähligem Anwuchs der äußerlichen Kirche, war der Sprengel desselben so groß geworden, daß er von einem einzigen Manne nicht länger mit der Sorgfalt, welche das Bedürfniß erforderte, gepflegt werden konnte. Schon neunzig Jahre früher hatte zu Olmütz in Mähren, ein bischöflicher Wohnsitz Statt gefunden; und nun ging der böhmische Herzog damit um, diesen mährischen Kirchensprengel von dem böhmischen zu trennen, und einen neuen Bischof von Olmütz zu ernennen, welcher die kirchlichen Angelegenheiten in Mähren besorgen sollte. Nach langer

Weigerung gab endlich der Erzbischof Severus den Bitten seines Herzogs nach; und die Folge davon war, daß er durch diese Verläugnung nicht nur die Liebe desselben und die Zuneigung des böhmischen Volkes gewann, sondern daß auch auf die Pflege beider Landeskirchen von nun an größere Sorgfalt verwendet werden konnte.

§. 58.

Nicht lange nach seinem Regierungsantritt (im Jahr 1038) wurde der Herzog Brezislaw in einen schweren Krieg mit dem benachbarten Polen verwickelt, das seit Miesko's Tode in große Verwirrung gerathen war. Der polnische Fürst hatte seinem trägen Vorfahren zwei wichtige Provinzen des böhmischen Reiches, Krakau und Schlesien entrissen, welche er wieder zu erobern beschloß. Mit einem zahlreichen Heere fiel er nun (im J. 1039) in Polen ein; und es gelang ihm, innerhalb kurzer Zeit Krakau nebst den schlesischen Städten und Festungen, zuletzt die Stadt Gnesen, und endlich ganz Polen zu erobern. Zu Gnesen befand sich die berühmte Kirche, wohin vierzig Jahre zuvor die ehrwürdige Leiche des Blutzeugen Adalbert gebracht worden war, welche, wie der allgemeine Glaube der Zeitgenossen wähnte, so außerordentliche Wunder verrichtete, daß von weiter Ferne her Tausende von Pilgrimmen nach dem berühmt gewordenen Gnesen wanderten, um die wundervolle Leiche anzuschauen, und Zeuge ihrer außerordentlichen Kräfte zu werden. Das ganze christliche Abendland beneidete die Stadt um dieses wundervolle Heiligthum; und es hatte auch Ursache dazu, denn die Reichthümer des Abendlandes wurden in der Nähe desselben zu ungeheuern Schätzen angehäuft, da die schauervolle Erwartung sich in jenen Tagen allgemein in den Abendländern verbreitet hatte, daß im Jahr 1000 das Ende der Welt kommen sollte. Selbst der deutsche Kaiser Otto III. hatte es nicht unter seiner Würde gefunden, ein während seiner

letzten Krankheit gemachtes Gelübde zu erfüllen, und im Jahr 1000 als ein Büßender zum Sarge des heiligen Adalbert nach Gnesen zu wandern, um der ehrwürdigen Leiche seine Verehrung zu bezeugen.

Unermeßliche Reichthümer waren mit der Eroberung der Stadt Gnesen in die Hände des tapfern böhmischen Herzogs gefallen; und da der Besitz dieses angestaunten Leichnams, wie die Erfahrung zeigte, so einträglich war, so mußte er es wünschenswerth finden, denselben von seiner durch Blut entweihten Stätte hinweg, nach der erzbischöflichen Kirche zu Prag bringen zu lassen, um die lockenden Einkünfte desselben seinem fürstlichen Schatze zuzuwenden.

Der Erzbischof Severus hatte den siegreichen Herzog auf seinem Feldzuge begleitet, und er glaubte nun den ihm allein zustehenden Beruf zu haben, über die wundervolle Leiche zu verfügen. Ihre Versetzung nach Prag sollte das Mittel werden, der bisherigen Rohheit des Volkes einen Zaum anzulegen; und um dieß zu bewirken hielt er, nach der Weise der damaligen Zeit, für angemessen, seinen Aberglauben ins Interesse zu ziehen. Die habsüchtigen Soldaten wollten in seiner Gegenwart das reiche Grab erbrechen, um die Schätze desselben zu plündern. Um dieß zu verhindern, und den Aberglauben des Volkes in seine Gewalt zu bekommen, hatte der schlaue Bischof veranstaltet, daß durch ein plötzliches Ausbrechen von Feuer die Augen der vordersten Soldaten geblendet wurden. Plötzlich wurde dieser Umstand unter dem ganzen böhmischen Heere als ein Strafwunder verkündigt, das die ehrwürdige Leiche an den Soldaten verübt hätte, welche keck genug gewesen waren, mit ungeweihten Füßen die Schwelle ihres Heiligthumes zu berühren. Grauenvolles Entsetzen ergriff nun den Herzog und sein ganzes Heer; und der Bischof, welcher jetzt die Gemüther für seinen Zweck vorbereitet fand, erklärte dem erstaunten Volke die einzigen Bedingungen der Versöhnung, welche der Herzog und sein Volk alsobald genehmigte,

und deren Uebertretung nun feierlich mit einem fürchterlichen Bannfluche am Sarge des heiligen Adalbert belegt wurde.

Vermöge dieser Bedingungen sollte von nun an unter dem böhmischen Volke die Vielweiberei, die willkührliche Ehescheidung und die Unzucht für immer untersagt und bestraft werden. Wer von zwei in Zwist gerathenen Ehegatten die Versöhnung ausschlug, sollte als Sklave an die wilden Ungarn verkauft werden. Mord und Todschlag, welcher an Eltern, Brüdern und Priestern begangen würde, sollte in Zukunft mit der Landesverweisung gebüßt werden u. s. w. Der Bischof gebot ferner in diesem Vertrage einer böhmischen Gesetzgebung, daß die Gottesurtheile mit glühendem Eisen im Lande eingeführt, daß keine Wirthshäuser ferner geduldet, daß die Leichen künftig nicht länger wie bisher auf Hügeln, sondern in Kirchhöfen beerdigt, daß jedes Verbrechen von dem Mitwissenden dem Gaugrafen angezeigt werden soll. Seinen Haß gegen die Wirthshäuser rechtfertigte der Bischof mit der Angabe, daß in ihnen hauptsächlich die Quelle der Diebstähle, des Ehebruchs, der Mordthaten und anderer herrschenden Laster zu suchen sey; und demnach verordnete der Herzog und das ganze versammelte Volk an Adalberts Grabe, daß jedes Wirthshaus im Lande niedergerissen, der darin befindliche Weinvorrath auf die Erde geschüttet, und jeder Wirth, der gegen diese Verordnung handle, auf dem Marktplatze öffentlich gepeitscht, und jeder Gast, nebst einer Buße von 300 Silberpfennigen, mit Gefängniß belegt werden solle. (Cosmas Chron. Bohem. ed. Menken p. 2017 sq.)

§. 59.

So hatte der vollendete Adalbert nach seinem Tode kräftiger auf das böhmische Volk zurückgewirkt, als es ihm während seiner Lebenszeit zu thun gestattet gewesen war. Unstreitig ist es ein düsteres Sittengemälde, welches uns der alte Cosmas von demselben in diesem Vor-

fall vor die Augen stellt. Noch mangelte es in jenen Tagen dem böhmischen Volke an den ersten Grundlagen einer bürgerlichen Gesetzgebung, und es bedurfte eines gewaltigen Stoßes, um dasselbe in die einfachen Geleiße einer äußerlichen Ordnung hinüber zu leiten. Freilich ist es eben keineswegs das Bild der großen Menge, das uns den richtigen Maßstab an die Hand gibt, nach welchem wir den Grad der Wirksamkeit der christlichen Erkenntniß unter einem Volke abzumessen berechtigt sind. Immer pflegt sich die kleine Heerde, welche das Bessere erkannt hat und thut, gleich einem Sauerteig unter den großen Haufen zu verlieren, und kommt gewöhnlich erst später in ihrem Licht und Heil verbreitenden Einflusse zum Vorschein. Auch in Böhmen und Mähren gab es gewiß in jenen Tagen der christlichen Bekenner nicht wenige, welche der neue Glaube zu neuen Kreaturen umgeschaffen hatte; und bald werden wir Gelegenheit finden, uns ihres Vorhandenseyns zu freuen. Aber die Menge war von der erleuchtenden und heiligenden Kraft des Evangeliums noch nicht durchdrungen, und es waren nur die ersten Siege, welche das höhere Licht der Wahrheit über die Finsternisse des alten Götterglaubens davon getragen hatte.

Immerhin hatte der Erzbischof Severus Ursache, das für bürgerlichen und sittlichen Gewinn zu achten, was er an Adalberts Grabe der unwissenden Menge abgenöthigt hatte. Aber verhindern konnte er dabei nicht, daß nicht das fromme Spiel, welches von nun an der Aberglaube des Volkes mit dem Leichnam des heiligen Märtyrers trieb, die beklagenswerthe Richtung beschleunigte, welche der römische Stuhl schon längst der böhmischen Kirche aufzudringen versucht hatte; und es zeigte sich bald, daß dieser ungleich mehr, als die Sittlichkeit des Volkes, durch die Versetzung dieses Wunderleichnams in die Metropolitankirche zu Prag gewonnen hatte.

Der Pabst Benedikt IX. und sein Conclave zu Rom, war mit diesem Schritte des böhmischen Herzogs keineswegs zufrieden, und Brezislaw hielt für nöthig, eine

eine eigene Gesandtschaft nach Rom zu schicken, (1039) und sich deshalb zu verantworten. „Lange," so erzählt uns Cosmas, „war der hohe Rath daselbst unschlüssig, welchen Richterspruch er über diese Sache fällen solle, und einige Räthe trugen auf Todesstrafe, andere auf Absetzung und Verbannung des Herzogs an. Endlich gewann doch das mildere Urtheil die Oberhand, und Brezislaw wurde verurtheilt, einen Theil der großen Beute auf die Erbauung und Ausstattung eines großen Klosters in der Stadt Alt-Bunzlau an der Elbe zu verwenden, und dasselbe mit lateinischen Mönchen zu besetzen."

Brezislaw I. starb (1055), und ihm folgte sein Sohn Spitignev in der Regierung nach. Bald trat der fesselnde Einfluß deutlicher hervor, welchen der römische Stuhl auf die böhmische Regierung und Kirche durch obigen Vorfall unbemerkt gewonnen hatte. Spitignev's Verehrung der neuen lateinischen Geistlichkeit war gränzenlos; und er ging darin so weit, daß er die Nationalgeistlichen mit Gewalt von ihren Stellen jagte, wenn sie sich weigerten, den Gottesdienst nicht mehr in slavischer sondern in lateinischer Sprache zu halten, wie es dem heiligen Vater zu Rom wohlgefiel. Freiwillig stiftete er zu Leitmeriz ein Chorherrnstift, und verpflichtete sich zu einer jährlichen Steuer von hundert Pfund Silbers an den päbstlichen Schatz, weil der Pabst Nikolaus II. ihm gestattet hatte, beim Besuche des Gottesdienstes unter den Chorherren in einem bischöflichen Mantel sitzen zu dürfen. Einen solchen Schritt hätte dreißig Jahre früher kein böhmischer Herzog wagen dürfen, ohne sein Leben daran zu setzen.

§. 60.

Zum Glück regierte Spitignev nicht lange, und sein Bruder Wratislaw II. ward (J. 1061) zur Regentenwürde erhoben. Noch lebte der alte Erzbischof Severus (bis z. J. 1067), welcher zu träge und ruheliebend gewesen zu seyn scheint, um sich für die Erhaltung der kirchlichen

Unabhängigkeit und der Volkssprache beim Gottesdienst in den Riß zu stellen, und ihm folgte der rüstigere Jaromir auf dem erzbischöflichen Stuhle nach. Wratislaw II. war ein Freund seines Volkes, und ein eifriger Beförderer der Kirche seines Vaterlandes. Kaum konnte er es ertragen, daß aus den schönen Gottesdiensten desselben die verständliche slavische Muttersprache verdrängt, und an die Stelle derselben von Ausländern eine fremde Sprache mit Gewalt eingesetzt worden war, welche den religiösen Bedürfnissen des Volkes nicht zusagen konnte. Seitdem nämlich durch die Wiedererhebung des Bisthums Olmütz, der mährische Kirchensprengel von dem böhmischen Erzbisthume getrennt worden war, glaubte der römische Stuhl ein vermeintliches Kirchenrecht durch Aufdringung des lateinischen Ritus mit der lateinischen Kirchensprache jetzt in Böhmen in Ausübung bringen zu können, was in Mähren nicht thunlich war, indem hundert Jahre zuvor der Pabst Johann VIII. der neuentstandenen mährischen Kirche den Gebrauch der slavischen Sprache ausdrücklich gestattet hatte.

Der pragische Erzbischof Jaromir (Gebhard), welcher mehr auf die Erweiterung seiner zeitlichen Interessen, als auf das geistliche Wohl der böhmischen Kirche Bedacht genommen zu haben scheint, kündigte nun dem neuen Bischof zu Olmütz, Johann, den Krieg an, und suchte zugleich durch seine mächtige Verwandtin, die berüchtigte Markgräfin Mathildis zu Rom, die Wiedererlangung seines ganzen Kirchensprengels zu betreiben. Der Herzog Wratislaw scheint die Sache aus einem edlern Grunde gewünscht zu haben, weil er das unwiderbringliche Verderben wohl einsah, das eine völlig unbekannte Sprache beim Gottesdienst und die damit verbundene Ceremoniensucht seinem geliebten Volke einbringen mußte; und er wendete sich deshalb (i. J. 1080) in einem demüthigen Schreiben an den allgewaltigen Pabst Gregor VII., vor dessen Richterstuhl in jenen Tagen die Fürsten und Völker Europa's erzitterten. Vor allem war es ihm darum

zu thun, der lateinischen Kirchensprache los zu werden, und die slavische Muttersprache zum Unterrichte seines Volkes wieder in ihre vorigen Rechte einzusetzen.

Der Pabst Gregor VII. antwortete ihm noch in demselben Jahre mit einem Uebermuthe, welcher den trotzigen Kirchenmonarchen verräth, der die Schlüssel des Himmelreiches, als sichtbarer Stellvertreter Gottes auf Erden, empfangen zu haben glaubte. „Was deine Bitte betrifft," schreibt er ihm, „daß die slavische Sprache bei den Gottesdiensten unter deinem Volke eingeführt werden möge, so sollst du wissen, daß wir deiner Bitte nicht entsprechen können; und zwar aus dem Grunde, weil es dem allmächtigen Gott weislich wohlgefallen hat, an vielen Stellen der Erde die heiligen Schriften im Dunkel bleiben zu lassen, damit sie nicht, wenn ihr Verständniß Allen geöffnet würde, dem Spott und der Geringschätzung Preis gegeben, oder durch Mißdeutungen der Unwissenden zum Irrthum mißbraucht würden. Darin liegt noch keine Rechtfertigung der Sache, daß früher einige fromme Männer das, was das Volk geradezu verlangte, aus Nachgiebigkeit zugegeben, und indeß ohne Mißbilligung geduldet haben. Hat ja doch auch die früheste apostolische Kirche gar Manches mit Stillschweigen zugelassen, was später nach Begründung der christlichen Kirche und beim größern Anwuchs derselben, genauer untersucht, und von den heiligen Vätern verbessert worden ist. Damit dieß nun nicht geschehen möge, so gebieten wir dir im Namen des Apostels Petrus, daß du den thörichten Forderungen deines Volkes, und ihrem eitlen Trotz aus allen Kräften dich wiedersetzest."

So sollte demnach auch unter dem böhmischen Volke auf Verlangen des römischen Stuhles das Licht der göttlichen Wahrheit unter den Scheffel gestellt, in der grauenvollen Mitternachtstunde jenes Zeitalters der letzte Funken der himmlischen Offenbarungen mit Gewalt ausgelöscht, und die ganze europäische Christenheit mit ihren heiligsten Bedürfnissen der despotischen Willkühr eines

herrschsüchtigen Kirchenfürsten Preis gegeben werden. Andere europäische Völker mochten diesen Todesstoß der Kirche weniger empfindlich fühlen, da sie, vom ersten Anfang ihrer Bekehrung an, gewohnt gewesen waren, ohne den Besitz der heiligen Schriften in ihrer Muttersprache, sich blindlings am Gängelbande der römischen Hierarchie führen zu lassen. Aber den Mähren und Böhmen fiel ein solcher Verlust um so schmerzlicher, da ihnen von Anfang an der hohe Vorzug zu Theil geworden war, das Wort Gottes in ihrer verständlichen Muttersprache erhalten, und ihre Gottesdienste in derselben feiern zu dürfen. Das päbstliche Machtgebot sprach nun auch ihrem Volke das Todesurtheil aus; und wohl wäre die ganze europäische Christenheit in einen unrettbaren Abgrund der Finsterniß hinabgesunken, hätte nicht die Vorsehung Gottes über dieselbe gnadenreich gewacht, und im Stillen das Mittel vorbereitet, durch welches das köstlichste Kleinod der Christenheit, der Besitz des Wortes Gottes, den Völkern der Erde gesichert, und der hellere Tag ihrer neuen Wiedergeburt im Verborgenen angebahnt würde.

§. 61.

Mitten in dieser grauenvollen Mitternachtsstunde hatte sich nämlich in den unzugänglichen Bergklüften von Piemont eine christliche Verbrüderung gebildet, welche das tiefe Verderben der ausgearteten Kirche schmerzlich empfindend, in dem Grundsatze sich vereinigte, das heilige Wort Gottes als einzig gültige Richtschnur ihres Glaubens und Lebens anzuerkennen, ihre religiösen Ueberzeugungen allein aus dieser himmlischen Quelle zu schöpfen, ihr Thun und Lassen nach den Vorschriften desselben einzurichten, alles, was im Gebiete des Glaubens als bloße Menschensatzung sich beurkundet, mit standhafter Treue als ungültig von sich und ihren Brüdern in der Welt abzuweisen, und vermittelst der Verbreitung des Wortes Gottes die ausgeartete Kirche wieder zu ihrer ersten

apostolischen Lauterkeit zurückzuführen. Diese stille Verbrüderung bestand meist nur aus Leuten der ärmsten Volksklasse, die sich entschließen konnten, für ihren, auf Gottes Wort gegründeten, Glauben Alles zu verläugnen, und selbst den Tod zu erdulden, um als treue Jünger Christi erfunden zu werden; und ihren verfinsterten Brüdern den Weg zur Erkenntniß der heiligen Schriften wieder aufzuschließen. Auch im südlichen Frankreich fand dieser geheime Christenbund, schon frühe im Laufe des zwölften Jahrhunderts, große Schaaren von Freunden, welche sich mit warmer Liebe an denselben anschlossen. Unter ihren thätigsten Freunden zeichnete sich besonders ein reicher Kaufmann von Lyon, Peter Valdo (Waldus), aus, welcher um das Jahr 1160 zum Leben aus Gott mächtig aufgeweckt wurde. Von diesem Augenblicke an war nicht nur sein großes Vermögen, sondern sein Leben selbst dem Dienste Christi und der Verbreitung der heiligen Schriften in der Welt geweiht; derselbe blieb auch mit unerschütterlicher Beharrlichkeit unter den heißesten Verfolgungen diesem Berufe Gottes bis an seinen Tod getreu, und erwarb sich ein solches Zutrauen unter seinen christlichen Brüdern, daß sie sich geehrt fühlten, von ihren Widersachern mit dem Namen der Waldenser bezeichnet zu werden.

Der ehrwürdige Valdo legte es vor allem darauf an, das unwissende Volk mit dem Worte Gottes in seiner Muttersprache bekannt zu machen. Er sorgte daher dafür, daß die heiligen Schriften in die französische, und später auch in die piemontesische Sprache übersetzt und möglichst weit unter dem Volke ausgebreitet wurden. Da die Vermehrung der biblischen Schriften durch Abschreiben nur sehr langsam vor sich ging, und mit bedeutenden Kosten verbunden war, so mußten nicht nur die Geistlichen dieser Verbrüderung, sondern auch die frommen Laien und selbst Kinder die wichtigsten Stellen und Bücher der heiligen Schrift auswendig lernen, und im Verborgenen überall im Lande, soweit nur immer die

Sprache reichte, umherziehen, und in den Häusern den Familienkreisen das Wort Gottes hersagen.

Einer ihrer erbittertsten Feinde, Sacchoni, Reinerius, der die Verfolgungen gegen diese frommen Brüder allenthalben anzettelte und führte, macht uns selbst in seiner Schrift gegen die Waldenser (contra Waldenses Cap. VIII.) mit der Art und Weise bekannt, wie diese es anzugreifen pflegten, um die Bekanntschaft mit dem Worte Gottes überallhin unter dem Volke zu verbreiten. „Um desto freiern Zutritt auch zu den vornehmern Volks-Klassen zu gewinnen“ sagt er „pflegten sie Kistchen mit Waaren aller Art mit sich herum zu tragen, und in den Häusern ihre Waaren feil zu bieten. Mein Herr, hieß es, belieben Sie nicht einen schönen Ring zu kaufen? Sehen Sie das schöne Halstuch, Madame, ich gebe es Ihnen wohlfeil. Fragte nun etwa der Käufer: was haben Sie noch weiter? so gab der wandernde Krämer zur Antwort: ich habe noch einen Schatz bei mir, der viel köstlicher ist als dieses alles, ich will Ihnen denselbigen zeigen, wenn Sie mich nur gegen die Geistlichkeit in Schutz nehmen wollen. Wurde dieß versprochen, so fuhr er zu reden fort: die köstliche Perle, von welcher ich Ihnen rede, ist das Wort Gottes, in welchem der Ewige der Welt seinen Willen geoffenbaret hat; und das, wenn wir es aufnehmen, unser Herz zur Liebe gegen Ihn entzündet. Ist es Ihnen recht, so rufen Sie ihre Familie zusammen, und ich will Ihnen umsonst und ohne Geld etwas von diesem köstlichen Schatze mittheilen; und nun fing er an, ganze Kapitel der heiligen Schrift ihnen wörtlich und voll Rührung auswendig herzusagen, und die Leute mit dem Inhalte derselben bekannt zu machen.“

§. 62.

Schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte diese christliche Verbrüderung weithin in den europäischen Ländern, mitten unter den blutigsten Verfolgungen ihre stillen Wirkungskreise gesucht und gefunden; denn in

einer alten Chronik der berühmten Abtei Corvey, welche im Anfange des zwölften Jahrhunderts geschrieben ist, wird von diesem verachteten Christenvölklein und seiner Verbreitung Umständliches erzählt: „Gemeine Laien aus Schwaben, der Schweiz und Baiern," so erzählt diese Chronik „haben sich alle Mühe gegeben, den Glauben der Christen in der lateinischen Kirche verächtlich zu machen. Es sind Leute, die sich von jenem alten bösen Geschlechte von Menschen verführen ließen, welche die Alpengebirge und die umliegenden Gegenden bewohnen, und das alte Herkommen nicht fahren lassen wollen. Schweizerische Krämer dieser Art, welche die Bibel auswendig gelernt haben, ziehen häufig in Schwaben, Baiern, und dem nördlichen Italien umher, und machen die Kirchengebräuche verächtlich, welche sie für Neuerungen erklären. Sie verbieten die Anbetung der Heiligenbilder, und verwerfen die heiligen Reliquien. Ihre Lebensweise ist ungemein einfach; denn sie genießen nur, was allenthalben der Boden erzeugt, ohne Fleisch über den Mund zu bringen. Wir pflegen sie daher Manichäer zu nennen. Da sind dann Andere, welche selbst aus Ungarn, Mähren und Böhmen zu ihnen kommen, und wie Brüder, die einander wohl bekannt sind, mit ihnen umzugehen pflegen."

Frühe schon kamen die mährischen und böhmischen Christen, welche nach Besserem verlangten, als der aufgedrungene todte Buchstabendienst der lateinischen Kirche ihnen zu geben vermochte, mit diesen reisenden Bibelfreunden in mannigfaltige Berührung, und ihre Verbindung mit denselben mußte jetzt um so enger und traulicher werden, jemehr sie das bittere Unrecht zu beklagen Ursache hatten, das ihrer slavischen Kirchengemeinschaft durch das übermüthige Machtgebot Gregors VII. zugefügt worden war. So kam's, daß in Mähren und Böhmen innerhalb kurzer Zeit die Sache der allenthalben verfolgten Bibelchristen eine überaus günstige Aufnahme fand, und daß Schaaren der Einwohner sich an diese

niedergedrückten Brüder freudig anschlossen, um dem finstern Unwesen der römischen Kirche sich entgegen zu setzen, das lautere Wort Gottes in der Muttersprache zur allgemeinen Erbauung zu gebrauchen, und die Gemeinde Christi wieder zu ihrer apostolischen Reinheit und Würde zurückzuführen.

Es dauerte nicht lange, so wurde der fromme Peter Waldo mit großen Schaaren seiner eifrigen Freunde aus Frankreich verjagt. Sie flohen nach Deutschland; und da auch hier die Geißel der Verfolgung sie keine Ruhe finden ließ, so eilten sie nach Böhmen, wo sie von ihren gleichgesinnten Brüdern mit Freuden aufgenommen wurden. Der Aufenthalt des edlen Waldo und seiner Freunde war für die Einwohner Böhmens von den segensreichsten Wirkungen begleitet. Die Erkenntniß der heiligen Schriften wurde immer allgemeiner in Böhmen und Mähren ausgebreitet; die Verbindungen heilsbegieriger Seelen, welche sich im Worte Gottes erbauten, und dem herrschenden Verderben der zerfallenen Kirche muthig entgegen arbeiteten, nahmen immer mehr zu, und ein heiliger Saame ward im ganzen Lande umher ausgestreut, welchen die Finsterniß des Zeitalters nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Der edle Waldo schloß im Jahr 1179 in den Armen seiner böhmischen Freunde seine Augen für diese Welt, mit dem seligen Bewußtseyn, nicht vergeblich gelebt zu haben. Wirklich hatte er auch auf den wilden Acker der europäischen Christenheit, durch seine eifrigen Bemühungen für die Verbreitung des lautern Wortes Gottes, einen Lebensbaum gepflanzt, welcher zur Läuterung und Wiederherstellung der zerfallenen Kirche in den kommenden Tagen die herrlichsten Früchte trug.

§. 63.

Ein volles Jahrhundert zog indeß vorüber, bis die Glaubenssaat, welche Waldo's Hand in Böhmen und Mähren gestreut hatte, so weit zur Reife gedieh, daß sie als fester Damm dem Strome des Verderbens sich öffent-

lich entgegenzustellen wagen durfte; und nun bedurfte es nur einer leichten Berührung, um die heilige Glut in volle Flammen zu setzen. Auch in England waren Waldo's Schriften mit großem Segen gelesen worden, und hatten im mitternächtlichen Dunkel der Kirche da und dort ein Licht angezündet, das eine hellere Zukunft hoffen ließ. Angeflammt von dem einfachen evangelischen Geiste, welcher sich aus denselbigen ergoß, hatte im Laufe des 14. Jahrhunderts, der fromme Wiclef, um das immer lauter werdende Bedürfniß seiner Volksgenossen zu befriedigen, in England den ersten Versuch gemacht, die ganze Bibel, Alten und Neuen Testamentes in die englische Sprache zu übersetzen; und Gott hatte es ihm gelingen lassen, seine Bibelübersetzung im Jahr 1380 zu vollenden. Das helle Licht, das aus dieser neu eröffneten Quelle der göttlichen Wahrheit dem staunenden Volke entgegen strahlte, war bald das gesegnete Mittel geworden, den tiefen Abgrund des Irrthumes und Menschenwahnes zu beleuchten, in welchen die Kirche jener Tage hinabgesunken war, und den eifrigen Streiter Christi zu veranlassen, in einer Reihe von Schriften den Abfall der Kirche von der göttlichen Wahrheit vor den Augen des Volkes zu entfalten. Auch nach Böhmen wurden frühzeitig Wiclefs Schriften gebracht, und fanden hier bald große Schaaren gleichgestimmter Seelen, welche mit dem edlen Manne das Verderben der Christenheit beweinten. Die Gemahlin des damaligen englischen Königs Richard II., war die fromme böhmische Prinzessin Anna, welche von einer Anzahl böhmischer Ritter nach England begleitet worden war, von denen einige bei ihrer Rückkehr Wiclefs Schriften mit sich ins Vaterland zurückbrachten. Unter diesen zeichnete sich besonders ein gewisser Edelmann, Namens Faulfisch aus, welcher in dem Lesen der Wiclefitischen Schriften ein neues Leben aus Gott gefunden hatte, und der es sich nun zur wichtigsten Angelegenheit seines Lebens machte, dieselben überall in seinem Vaterlande zu verbreiten. Bald wurden sie von

vielen Lehrern der berühmten Universität Prag und der zahlreichen studirenden Jugend daselbst gelesen, und unwiderstehlich war der Eindruck, den sie über die Gemüther verbreiteten. Am lebhaftesten wurde ein talentvoller Lehrer der Universität, Johannes Huß, nebst seinem Freunde Hieronymus Faulfisch, von dem Inhalte derselben ergriffen, und er machte sich's zum besondern Geschäft, die lautern evangelischen Grundsätze derselben unter seinen zahlreichen Zuhörern auf der Universität Prag auszubreiten. Johannes Huß war (im J. 1400) zugleich zu der großen Bethlehemskirche in Prag als Prediger ernannt worden, welche von einem reichen Bürger der Stadt mit der ausdrücklichen Bestimmung aufgerichtet worden war, daß in ihr nicht blos an den Sonn-, sondern auch an den Werktagen, das lautere Wort Gottes in der Muttersprache verkündigt werden sollte. Tausende heilsbegieriger Seelen strömten nun zur Predigt des Wortes herbei, und die Macht der Wahrheit wirkte in kurzer Zeit so gewaltig, daß große Schaaren der Einwohner mit einem heiligen Feuer der Liebe dieselbige umfaßten.

Die Sache machte bald großes Aufsehen, und der Erzbischof des Landes, Subinco, ein unwissender Mann, welcher kaum lesen gelernt hatte, ließ kein Mittel unversucht, um die Flamme zu erdrücken, welche sich mitten im Schooße seiner Kirche entzündet hatte, und alle Herzen zu ergreifen drohte. Wiclef's Schriften wurden öffentlich verbrannt, und Johannes Huß aus Prag vertrieben. Huß benutzte nun die stillen Stunden seiner Einsamkeit, um einzelne alt- und neu-testamentliche Schriften in die böhmische Vulgairsprache, welche im Laufe der Jahrhunderte von der alten slavischen Bibelsprache vielfältig abwich, zu übersetzen, und mit erläuternden Anmerkungen zu begleiten, um seine heilsbegierigen Volksgenossen in Stand zu setzen, die gute Sache des Evangeliums gegen die eiteln Menschensatzungen zu vertheidigen, und durch Verbreitung richtiger Schrift-

kenntniß der neuen Gemeinde Gottes aufzuhelfen. Auf diesen Felsengrund wurde von nun an, mitten unter blutigen Verfolgungen eine Kirche Christi aufgebaut; aber auch die Freunde der Finsterniß zauderten nicht, jedes Mittel der Gewalt und Lüge dem gesegneten Fortgange der evangelischen Wahrheit entgegenzustellen. Nach vielen schweren Kämpfen wurde Huß von der Kirchenversammlung zu Konstanz zum Scheiterhaufen verurtheilt, auf dem er auch den 6. Juli 1415 voll Glaubensmuth sein Leben endigte, und sein Freund Hieronymus folgte ihm nicht lange hernach im gleichen Tode nach.

Wir sind mit unserer Erzählung dem Entwickelungsgange unserer Missionsgeschichte um mehrere Jahrhunhunderte vorgeeilt, weil es uns schwer fiel, auf ihren Blättern die Namen der Edlen stillschweigend vorüberziehen zu lassen, welche im aufopferungsvollen Dienste Christi gekämpft, und geblutet haben. Dankbar eingedenk des glücklichen Looses, welches uns als Mitgliedern der protestantischen Kirche zugefallen ist, daß wir heute noch die süßen Früchte ihrer Werke genießen dürfen, muß auch das noch weiter zu ihrem Gedächtnisse gesagt werden, daß aus den Gebieten ihrer blutigen Thränensaat große Schaaren treuer Streiter Christi aus der Gemeinde der böhmisch-mährischen Brüder hervorgegangen sind, welche auf weite Strecken hin den Boden der Heidenwelt angebaut, und auf denselben den guten Saamen ausgestreut haben, der heute noch Früchte trägt zum ewigen Leben.

§. 64.

Indeß vermochte die Konstanzer Kirchenversammlung mit ihren Blutedikten auf dem lodernden Scheiterhaufen dieser beiden ehrwürdigen Märtyrer, nicht zugleich die Saat der evangelischen Wahrheit zu verbrennen, welche sie mit reicher Hand auf den Acker des böhmischen Volks ausgestreut hatten. Ihre zahlreichen Anhänger, nach dem Namen ihres unvergeßlichen Lehrers, Hussiten genannt, mehrten sich mit jedem Tage; und je hitziger der

Verfolgungseifer war, der gegen sie wüthete, desto mächtiger loderte das Feuer der Sehnsucht nach der Verbesserung der Kirche in ihren Herzen auf. Wahrscheinlich hätte auch ein volles Jahrhundert vor Luther eine allgemeine Kirchenreformation von Böhmen aus in den Abendländern begonnen, hätten nicht unselige Spaltungen, die unter den Schaaren der Hussiten selbst nach kurzer Zeit ausbrachen, die geistigen Kräfte geschwächt, welche sie in der Schule evangelischer Erkenntniß empfangen hatten. Es dauerte nicht lange, so trennten sich die Hussiten in zwei feindselig gegen einander über stehende Partheien, welche Calixtiner und Taboriten genannt wurden. Erstere söhnten sich nach und nach, als ihnen der Kelch im heiligen Abendmahle frei gegeben wurde, mit der römisch-katholischen Kirche aus, und behielten nach einem blutigen Siege, den sie im Jahr 1434 gegen ihre Brüder, die Taboriten, unweit Prag davon trugen, die Oberhand im Lande. Allein bald sonderten sich alle die, welche nach ihrer biblischen und reinern Erkenntniß leben wollten, und eine der Verfassung der Waldenser ähnliche Kirchenzucht in ihren Gemeinden verlangten, von dem großen Haufen der Hussiten ab, und bauten sich im Jahr 1453 in den schlesischen Gebirgen zu Litiz an, wo sie wenige Jahre hernach eine selbstständige Kirchengemeinschaft unter sich aufrichteten. Sie nannten sich anfänglich „Brüder vom Gesetz Christi," späterhin schlechtweg „Brüder," und nachdem sich mehrere Gleichgesinnte in Böhmen und Mähren an sie angeschlossen hatten, „Brüderunität", welche von einigen Aeltesten (Senioren) oder Bischöfen geleitet wurde, und aus deren Mitte seit dem Jahr 1727 die evangelische Brüdergemeinde hervorging, um ein gutes Salz für die Verbreitung der Erkenntniß Jesu Christi unter den Völkern der Erde zu werden.

Schon die ersten böhmischen Brüder machten es sich mitten unter allen Verfolgungen, die sie zu erdulden hatten, zur wichtigsten Angelegenheit ihres kirchlichen Bestandes, die lautere Erkenntniß der heiligen Schriften

unter den Gliedern ihrer wachsenden Gemeinden zu verbreiten; und man findet bereits am Ende des 15. Jahrhunderts in ihrer Mitte eine Bibelübersetzung, die von unbekannten Verfassern in die böhmische Sprache gemacht worden war. Die erste Auflage dieser böhmischen Bibel wurde zu Venedig, und nicht lange hernach zwei andere Auflagen derselben zu Nürnberg gedruckt. Später richteten sie zu Prag und Bunzlau in Böhmen, und zu Gralitz in Mähren Buchdruckerpressen auf, welche ausschließend mit dem Druck der böhmischen Bibel beschäftigt waren, die bald eine allgemeinere Verbreitung unter den wahrheitssuchenden Seelen fand, und begierig verschlungen wurde.

Einer ihrer Bischöfe, Johannes Blahoslow, durch die segensreichen Bibelarbeiten des Mannes Gottes, Luther ermuntert, fing an, das neue Testament aus dem griechischen Grundtexte in die böhmische Sprache zu übersetzen, und seine Uebersetzung erschien im Jahr 1564 im Druck. Um eine richtige Uebertragung auch der alttestamentlichen Schriften aus dem hebräischen Grundtexte in die böhmische Sprache zu erhalten, wurden von der Brüderunität nicht lange hernach fromme böhmische Studenten nach Wittenberg und Basel, die berühmtesten Universitäten des 16. Jahrhunderts in Deutschland, gesendet, um eine gründliche Kenntniß des biblischen Grundtextes zu gewinnen, und sich zu brauchbaren Uebersetzern der heiligen Schriften in ihre Muttersprache auszubilden. Als sie hiezu die erforderlichen Kenntnisse eingesammelt hatten, wieß ihnen, um dieses wichtige Unternehmen zu fördern, ein frommer Edelmann, Baron von Scherodin, sein Schloß in Mähren, Gralitz an, wo auf seine Kosten das Werk begonnen wurde. Derselbe ließ sodann noch weiter eine Druckerei in diesem Schlosse aufrichten, in welcher nach einer unermüdeten Arbeit von 14 Jahren, die im Jahr 1579 begonnen hatte, diese neue Bibelübersetzung im Jahr 1593 in 6 Quartbänden mit Anmerkungen im Druck erschien. So unwiderstehlich wirkte

die Macht der Wahrheit, um im fortgesetzten Kampfe mit gewaltigen Hindernissen allmählig eine Periode des Reiches Christi anzubahnen, in welcher die seligmachende Erkenntniß des Herrn in allen Sprachen der Völker der Erde verkündigt werden soll.

Fünftes Kapitel.

Bekehrung der Ungarn. *)

§. 65.

Sehnlich blickt unsere Missionsgeschichte nach den glücklichen Tagen vorwärts, in welchen sie den Geist der ersten Zeugen aufs neue erwachen sieht, um der erstorbenen Kirche neue Lebenskräfte zu bereiten. Aber

---

*) Die Quellen für die Ungarische Missionsgeschichte sind uns sehr sparsam zugemessen, und die von S. G. Schwandtner veranstaltete Sammlung der frühesten, die ungarische Geschichte betreffenden Schriftsteller (Scriptores rerum Hungaricarum veteres Vol. I — III. Vindob. 1746 fol.) dürfte wohl alles in sich fassen, was uns das Mittelalter für sie darbietet. Namentlich findet sich in derselben, sowie in den Actis sanctorum (ad 2 Sept.) eine vita S. Stephani, welche ein Bischof Carthuitus (Carthuitius) um das Jahr 1100 geschrieben hat, und welche die erste Pflanzungsgeschichte des Christenthums in Ungarn umfaßt. Die von Gabr. de Juxta Hornas geschriebene Initia Rel. Christ. inter Hungaros Ecclesiae Orientali adserta. Francof. 1740 konnte der Verfasser nicht zu Gesicht bekommen. Des Jesuiten Georg Pray Annales veteres Hunnorum et Hungarorum (Vindob. 1761 fol.) sind für den Forscher der ungarischen Missionsgeschichte noch immer des Nachschlagens werth. Aber das Brauchbarste für dieselbe hat der gelehrte Joseph Assemanni in seinen Kalendarien (Vol. III. p. 213 sq. und besonders Vol. IV. p. 99 sq.) aus griechischen und fränkischen Chroniken des Mittelalters gesammelt, womit Schröckh's Kirchengeschichte Bd. XXI S. 525—553 zu vergleichen ist.

noch liegt eine grauenvolle Wildniß von fünf Jahrhunderten des europäischen Völkerlebens vor uns, welche ein mitternächtliches Dunkel bedeckt, aus dem kaum noch der matte Lichtstrahl der Hoffnung für die bessern Zeiten der Kirche Christi durchzuschimmern vermag.

Weder gemeinschaftliche Abstammung, noch Verwandtschaft der Sprache und Volkssitte, sondern nur die Grenznachbarschaft führt uns aus Mähren und Böhmen in die Gebiete der Ungarn hinüber, welche, nach einer Reihe glücklicher Siege, sich mit ihren Bewohnern, als Nachbarn, in den väterlichen Boden getheilt haben. Die Ungarn, welche sich selbst Magyaren zu nennen pflegen, und von den griechischen Geschichtschreibern des Mittelalters mit dem Namen der Türken bezeichnet werden, sind ein finnisch-mongolischer Volksstamm, den die große Völkerfluth des fünften und sechsten Jahrhunderts aus den völkerreichen Steppen des alten Scythiens, auf dem gewohnten Hordenwege zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, nach dem europäischen Sarmatien herüberschleuderte. Ihr altes Vaterland am Fuße des Uralgebirges hin, in welchem die Ungarn, gleich den Beduinen unserer Tage, auf ihren leichten Rossen umherschwärmten, hat der alte Metzer Annaliste (zum Jahr 889.) in folgenden Worten gezeichnet: „Im Jahr 889. ist das Volk der Ungarn, das wilder und grausamer ist, als die wilden Thiere des Waldes, und von dem man in den früheren Jahrhunderten nichts wußte, aus Scythien und den ungeheuren Sümpfen der Dniepr-Mündung herausgezogen. Alle Völkerstämme, welche dieses Scythien bewohnen, sind durch keine Grenzen von einander geschieden. Nur selten wird dort das Feld angebaut; auch wohnen sie nicht in Häusern, indem sie mit ihren Viehheerden unaufhörlich auf den weiten Steppen des Landes umherziehen. Weiber und Kinder führen sie auf Karren mit sich, die mit einem Dach gegen den Regen geschützt sind, und die ihnen als Wohnung dienen. Diebstahl wird von ihnen für das größte Verbrechen gehalten;

und was würde ihnen auch, da keine Mauer ihr Eigenthum schützt, weiter übrig bleiben, als der nackte Boden, auf dem sie stehen, wenn Stehlen erlaubt wäre? Nach Gold und Silber haschen sie nicht, wie andere Sterbliche; die Jagd gilt ihnen Alles; und Milch und Honig sind ihre Nahrung. Mit dem Gebrauch der Wolle und der Kleider sind sie unbekannt, und obgleich beständiger Kälte ausgesetzt, decken sie sich doch nur mit den Häuten wilder Thiere oder Zobelpelzen zu. Dreimal suchten sie die Herrschaft Asiens; sie selbst aber hat fremdes Joch nie berührt, indem die Weiber nicht minder als die Männer durch Tapferkeit sich auszeichnen. Von den Waffen der Römer hörten sie nur, aber sie fühlten dieselben nicht. An harte Arbeit und Krieg sind sie gewohnt, und ungeheuer sind ihre Leibeskräfte. Auch sind der Volksstämme des Landes so viele, daß der väterliche Boden für ihre Erhaltung nicht zureicht. Je kälter nämlich ein Himmelsstrich ist, desto gesünder ist er für den Körper, und desto tauglicher für die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes; daher kommt es, daß so große Völkermassen im nördlichen Himmelsstriche erzeugt werden, welche sich, gleich einem Waldstrome, über unsere westlichen Gegenden ausgießen".

Derselbe alte Chroniste macht uns umständlicher mit der Art und Weise bekannt, wie das wilde Ungarnvolk von dem Sumpfboden der möotischen See hinweg, nach und nach bis in das Herz von Pannonien vorgedrungen ist. „Aus den obengenannten Gegenden, erzählt derselbe, wurden sie von einem benachbarten Völkerstamme, den Petzenegen, aus ihren alten Wohnsitzen vertrieben; da der Boden nicht mehr zureichen wollte, um die wachsende Volksmenge zu nähren. Nun sahen sie sich genöthigt, irgendwo andere Wohnsitze aufzusuchen; und drangen zuerst in die unbewohnten Gaue von Pannonien und Avarien ein, wo sie auf der Jagd ihre tägliche Nahrung zu erwerben suchten. Von nun an war das Land der Kärnthner, der Mähren und Bulgaren ihren räuberischen

Ueberfällen ausgesetzt. Die Ungarn sind nicht gewohnt, mit dem Schwert, sondern mit Pfeilen zu kämpfen, die sie aus hornenen Bögen mit solcher Kunst abschießen, daß man ihrem Schuß nicht leicht zu entgehen vermag. Sie verstehen sich nicht darauf, in geschlossenen Reihen ein Treffen zu liefern, oder feste Städte zu erobern. Ihre Art zu streiten besteht darin, daß sie mit unglaublicher Schnelligkeit auf ihren Rossen vorwärts und rückwärts eilen. Sie sind am gefährlichsten, wenn sie zu fliehen scheinen; und ihr Angriff würde unüberwindlich seyn, wenn er ebenso ausdauernd wäre, als er heftig ist. Die Ungarn leben nicht nach der Weise der Menschen, sondern nach Art der wilden Thiere. Das Fleisch verzehren sie roh, und trinken das Blut; auch sollen sie, wie man sagt, den Gefangenen das Herz ausreißen, und dasselbe als ein besonderes Heilmittel gebrauchen. Weder Mitleiden, noch Familienliebe vermag ihr hartes Herz zu erweichen. Das Haar schneiden sie mit einem Eisen bis zu dem Wirbel ab. Mit großem Fleiß lehren sie die kleinen Knaben auf den wilden Rossen zu reiten, und Pfeile zu schießen. Sie sind ein übermüthiges, aufrührisches, trügerisches, reizbares Geschlecht; und die Weiber sind nicht weniger wild, als die Männer. Sie sind von Natur verschlossen, und fertiger zum Handeln, als zum Reden. Nicht nur Pannonien und Mähren, auch der größte Theil von Italien ist von diesem furchtbaren Geschlechte von Grund aus verheert worden".

§. 66.

Die alten Stamm- und Heldensagen der Ungarn gestatten uns nur sehr sparsame Blicke in das Wesen ihrer heidnischen Religionsweise. Nach ihnen theilten sich die Ungarn bei ihrer Wanderung in sieben Heerschaaren, jede von 30,000 Kriegsleuten; und die ganze bewaffnete Volksmenge belief sich auf 260,000 Menschen, nachdem aus jedem der 108 seythischen Geschlechter 2000 ausgehoben worden waren. Sieben Herzoge standen an ihrer

Spitze, welche sieben Burgen im Lande bauten, darum das Land noch jetzt Siebenbürgen heißt. Arpat, der Vornehmste dieser Herzoge, schickte an den mährischen Fürsten Swatopluk einen Boten, mit zwölf weißen Rossen mit vergoldeten Sätteln und Zäumen; und bat um Erde, Gras und Wasser, wofür der mährische Fürst dem Boten zwei Gefäße mit Donauwasser, und einen Sack voll Gras mitgab. Nun erklärte Arpat, mit diesem Zeichen hätte ihm der Mährenfürst sein Land bis an die Gegend, wo das Wasser und Gras genommen wurde, abgetreten; und begann seine Eroberung des Landes, das er sich bis an die Flüße Gran und Waag unterwarf.

Die Ungarn scheinen, wie die übrigen Finnen, ihre Götter nicht in Höhlen, sondern an Flüßen, und auf Bergen verehrt zu haben. So wurde auf den Donauinseln, den sieben Burgen, und an den sieben Flüßen, wo sich die Ankömmlinge ansiedelten, ihr Gottesdienst verrichtet. Als hundert Jahre, nach ihres Einwanderung in die Donaugegenden, von ihrem ersten Könige, Stephan, das Christenthum allgemein im Ungarnlande eingeführt wurde, und nach seinem Tode der Nachfolger desselben das verhaßte Christenthum wieder auszurotten, und dem alten Heidenthum wieder aufzuhelfen sich bemühte, so war ein Mann, Namens Vatha, der erste, der auf heidnische Weise sein Haupt schor, und nur auf drei Seiten Locken herab hängen ließ. (S. Mone. Geschichte des Heidenthums: Theil I. S. 109). Sein Sohn Janus versammelte eine Menge Zauberinnen, durch deren Zauberlieder er den alten Götterglauben wieder unter dem Volke beliebt zu machen suchte. Diese Zauberinnen wurden für Göttinnen gehalten. Die Anhänger des Janus verschrieben sich, wie die alte Geschichte erzählt, den Teufeln, aßen Pferdefleisch, und sangen Lieder gegen das Christenthum. Magie, wie wir sie unter den finnischen Volksstämmen antreffen, scheint demnach der Hauptcharakter des ungarischen Heidenthums gewesen zu seyn; und ihr Bund gegen das Christenthum wurde wahrscheinlich

durch Zusammengießen und Trinken des eigenen Blutes geschlossen, auf dieselbe Weise, wie von der Vereinigung ihrer sieben Herzoge erzählt wird, welche zur Unterjochung des Landes in ein Bündniß zusammentraten. Zauberlieder werden auch unter den finnischen Volksstämmen angetroffen, und sie waren das Hauptmittel, durch welches ihre Religionsweise im Ganzen erhalten wurde.

Nachdem die ungarischen Horden die Donauländer mit ihren fliegenden Reiterschaaren ausgekundschaftet, und durch ihre Streifereien überall unter den Einwohnern Schrecken verbreitet hatten, fingen sie jetzt (J. 907) ihre geregelten Kriegszüge an. Sie schlugen den Herzog von Baiern, überschwemmten mit unwiderstehlicher Gewalt Schwaben und Franken, plünderten Thüringen aus, und ergossen sich über Sachsen. Es ist ein schauerliches Bild, welches uns die alte Geschichte von ihren wilden Verheerungen aus dieser Zeit aufbewahrt hat. Kaum hatte der rathlose Kaiser Arnulph, in seinem Kriege gegen den aufrührerischen Mährenherzog Swatopluck (im J. 892), die wilden Ungarn zu Hülfe gerufen, so war keine Menschenmacht weiter im Stande, ihre bleibende Ansiedlung im mährischen Pannonien zu verhindern, und dem reißenden Strome ihrer Eroberungen einen festen Damm entgegen zu stellen. Das unglückliche Land wurde jetzt innerhalb kurzer Zeit unter ihren Füßen zertreten; und bald wurden die Länder Deutschlands und Italiens der gleiche Schauplatz ihrer Zerstörung. „Kaum hatten die Ungarn über die Donau gesetzt“, so erzählt der alte Aventin (in seiner Historia Boyorum L. IV. p. 256 sq.), so überfielen sie die unvorbereiteten Baiern. Alles wurde von ihnen niedergetreten und ermordet, und weit und breit das ganze Land verheert. Die Gebäude wurden in Brand gesteckt, das wehrlose Volk grausam niedergemacht; der Adel mit Weibern und Kindern in die Sclaverei geführt, die Priester und Mönche in ihren Kirchen verbrannt, und im östlichen Baiern, so wie in Pannonien, wo bisher vier bischöffliche Sprengel gewesen waren, blieb

auch nicht eine Kirche übrig. Ganz Ostbaiern (das heutige Oestreich) war so gänzlich verwüstet, daß bis zur Regierungszeit Otto des Großen herab, kein christlicher Einwohner weiter im Lande anzutreffen war". Die Wuth der wilden Ungarn war vor allem auf die gänzliche Ausrottung des Christenthums gerichtet, weil es die Religion der Deutschen war, und sie ebenso, wie hundert Jahre zuvor die heidnischen Sachsen, in dieser Religion das eiserne Joch hassen zu müssen glaubten, das die Herrschaft der deutschen Fürsten den heidnischen Völkern um den Hals warf, um sie durch dasselbe an den Siegeswagen ihrer Herrschaft anzufesseln.

§. 67.

Nach Arnulphs Tode (im J. 899) hatten die wilden Ungarn nur um so freieres Spiel, da der unmündige König von Deutschland, Ludwig, der im sechsten Lebensjahr auf den Thron erhoben wurde, ihren fortgesetzten Ueberfällen keinen Widerstand entgegen zu setzen vermochte. Ludwig mußte nach einer schrecklichen Niederlage, welche sein Heer auf dem Lechfelde bei Augsburg erlitten hatte, den kärglichen Frieden mit der Entrichtung eines jährlichen Tributs von den siegreichen Ungarn erkaufen, und ließ bei seinem frühen Tode, (J. 911) die deutschen Länder ihrem grausamen Uebermuthe zurück. Dem tapfern Frankenherzog, Conrad I., dem jetzt (J. 912) die deutsche Königskrone aufs Haupt gesetzt wurde, ging es nicht besser. Die Ungarn verwüsteten, ohne den geringsten Widerstand, Böhmen und Sachsen, drangen bis Bremen und Hamburg vor, wo sie mit den plündernden Normannen zusammentrafen; und zogen siegreich über den Rhein, um Elsaß, Lothringen und Burgund auszuplündern. Auch Italien zitterte unter dem Hufschlag ihrer Rosse, bis es dem tapfern König Berengar gelang, die Ungarn zu seinen Freunden zu machen. Aber kaum hatte derselbe unter den Dolchstichen seiner Mörder das Leben eingebüßt, so eilten die Ungarn über

die Alpen; Pavia wurde verbrannt, und banges Entsetzen bemächtigte sich der Bewohner Italiens. Das christliche Abendland schien in diesen stürmischen Tagen rettungslos seinem Untergange entgegen zu eilen, und die ermattete Kirche alle Lebenskräfte eingebüßt zu haben, um dem Andrang eines wilden Heidenthums weitern Widerstand entgegenzusetzen. Während auf Deutschlands nördlichen Küsten die heidnischen Normannen am Elbe- und Oderstrome herauf sich bleibend niederzulassen gedachten, trugen die wilden Ungarn ihre blutigen Siege von der Donau bis zum Rhein, und vom Rhein bis zum Fuß der Pyrenäen hin, um auf den Trümmern der christlichen Kirche die Herrschaft eines rohen Heidenthums wieder aufzubauen, und, was das Evangelium in den Abendländern seit sechs Jahrhunderten gepflanzt hatte, für immer auszurotten. Kein Wunder, wenn die Christen dieser Jammertage in diesen wilden Zerstörern den Gog und Magog erblickten, denen der Gott der Heerschaaren die Gewalt gegeben hatte, über die Völker des Abendlandes vor dem Anbruch des jüngsten Tages, Gericht zu halten.

Heinrich der Vogler wurde (im J. 919) zum deutschen König erkohren, und der Anfang seiner Regierung schien dem deutschen Volke kein besseres Schicksal zu verkündigen. Sein Heer ward geschlagen, er selbst fand in einer Burg seine Rettung, und die Ungarn breiteten sich aufs Neue verheerend von der Enns bis zum Elbestrome aus. Endlich ward Waffenstillstand auf neun Jahre geschlossen, und Heinrichs Völker zahlten in dieser Zeit ihren heidnischen Siegern den Tribut der Vasallenschaft. Indeß wurde diese Zwischenzeit eines kümmerlichen Friedens vom deutschen Könige weislich benützt, um den wiederkehrenden Ungarn kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Bis dahin hatte Deutschland, von der alten Römerzeit her, nur am Rhein und an der Donau Städte, indeß die Vorliebe des Volkes für das freiere Landleben im Innern des Landes, an den Aufbau derselben noch

nicht gedacht hatte. Heinrich ließ jetzt die Flecken, in denen eine Kirche sich befand, mit Mauern umziehen, und vom wehrhaften Landvolke mußte sich immer der neunte Mann in denselben niederlassen, um diese befestigten Plätze zu vertheidigen. So entstanden nach und nach die deutschen Städte, welche nicht nur auf die Rettung des deutschen Volkes vom gänzlichen Hinabsinken in die Sclaverei der heidnischen Nachbarn, sondern auch auf die Geistesbildung desselben, und auf die Erhaltung der Kirche Christi in seiner Mitte einen so wichtigen Einfluß ausgeübt haben.

Als der Waffenstillstand zu Ende ging, versammelte der König Heinrich sein Volk, und legte ihm die Frage vor, ob sie fortfahren wollten, ihr Eigenthum und die Schätze der Kirche den Feinden Gottes auszuliefern, oder ob sie nicht lieber durch tapfern Widerstand der Gnade Gottes sich werth machen wollten, um für immer ihre Feinde sich vom Halse zu schaffen? Alle gelobten dem Könige unverbrüchliche Treue gegen den Feind; und Heinrich wies jetzt die ungarischen Gesandten, welche eben den Tribut einzufordern gekommen waren, mit Schimpf von sich. Erbittert rückten (im J. 933) die Ungarn mit zwei mächtigen Heeren in Deutschland ein; das erste wurde von den Franken bei Sondershausen geschlagen, dem andern zog Heinrich selbst, in fest geschlossenen Reihen, mit seinen Kriegern entgegen. Von dem ganzen deutschen Heere ward jetzt das Kyrie Eleyson angestimmt, und nun brach Heinrich mit dem Hauptbanner des Engels Michael in die feindlichen Heere ein. Bald wurden sie geschlagen, und die Flucht der Ungarn war so eilig, daß ihr ganzes Lager, mit einer großen Anzahl christlicher Gefangener, den Siegern in die Hände fiel.

§. 68.

Noch immer konnte von einem Bekehrungsversuche unter den wilden Ungarn kein Wort geredet werden, obgleich schon mehr als fünfzig Jahre vorübergeflossen waren,

seitdem das christliche Abendland vor dem Namen dieser heidnischen Barbaren erbebte. Die Sache kann uns auch nicht unerwartet seyn, denn die rohe Wildheit dieses Volkes, und ihr Haß gegen Alles, was christlich hieß, war so groß und so allgemein, daß kein deutscher Missionar es wagen mochte, den ersten Versuch, das Evangelium diesen wilden Horden zu verkündigen, mit dem Leben zu bezahlen. Zwar hatten die Ungarn innerhalb dieser Zeit große Haufen christlicher Gefangenen in ihre verheerten Gaue eingebracht, und dieselben dort als Sclaven angesiedelt, um für den Unterhalt der freien Krieger den Boden zu bauen. Wohl dürfen wir uns auch die Vermuthung gestatten, daß es da und dort einem christlichen Sclaven gelingen mochte, das Herz seines rohen Gebieters zu erweichen, und für die Werthschätzung des Christenthums empfänglicher zu machen. Schon der Umstand rechtfertigt diese Vermuthung, daß vierzig Jahre später, als Stephanus das Ungarnvolk zu beherrschen anfing, seine Bekehrungsversuche mit dem ausgezeichnetsten Erfolg begleitet waren, der sich nur dann gehörig deuten läßt, wenn wir annehmen, daß von der großen Menge christlicher Gefangenen dieses wilde Barbarenvolk nach und nach im Stillen für eine so durchgreifende Veränderung vorbereitet wurde.

Von den Deutschen auf's Haupt geschlagen, richteten nun die Ungarn ihre raubgierigen Blicke dem unglücklichen Morgenlande zu, das, in seinen innersten Eingeweiden zerrissen, seiner Auflösung unaufhaltsam entgegen eilte. Constantinopel ward von allen Seiten geängstigt; das Land weit umher in fortgesetzten Ueberfällen neun Jahre lang (vom Jahr 934—943) mit Feuer und Schwerdt verheert, und rathlos war der Zustand des griechischen Reiches, bis die geheimnißvolle Kraft des Christenthums demselben eine letzte Rettung aus den Räuberhänden bereitete. Die griechischen Annalisten Scylizes Curopalata (Hausmarschall), Cedren und Zonaras erzählen uns in kurzen Zügen den Hergang der

Dinge folgendermaaßen: „Die Türken (Ungarn) hörten nicht auf, in das oströmische Gebiet räuberische Ueberfälle zu machen, und dasselbe zu verheeren, bis ihr Anführer Bologudes den Entschluß faßte, den christlichen Glauben anzunehmen, und deßhalb nach Constantinopel kam. Wirklich wurde er auch unter des Kaiser Constantins Regierung daselbst getauft, und zur Würde eines Patriziers erhoben, und kehrte, mit großen Reichthümern beladen, in seine Heimath zurück. Nicht lange hernach kam auch ein zweiter Anführer der Türken, Gylas, nach Constantinopel, empfing dort die Christentaufe, und zog, mit denselben Ehren und Reichthümern geschmückt, in sein Land zurück. Letzterer nahm dorthin einen gewissen Mönch Namens Hierotheus mit sich, der für einen frommen und eifrigen Mann galt; und daher von dem Patriarchen zu Constantinopel, Theophylakt zum Bischof von Turcien (Ungarn) geweiht wurde. Diesem ließ es Gott gelingen, Viele der heidnischen Barbaren daselbst vom Irrthum ihrer heidnischen Wege zurückzuführen, und für das Christenthum zu gewinnen. Der Anführer Gylas blieb dem Christenglauben getreu, und hörte von dieser Zeit an auf, in das oströmische Gebiet feindliche Ueberfälle zu machen; nahm sich der gefangenen Christen an, kaufte sie aus der Selaverei los, und schenkte ihnen die Freiheit. Bologudes (Bolesodes) hingegen brach das göttliche Bündniß, und führte häufig sein Heer gegen die Römer aus. Als er aber auch mit den Franken sich in Krieg verwickelte, wurde er von Otto, dem Könige derselben, gefangen, und ans Kreuz geschlagen".

Dieß sind die ersten Spuren von der Aussaat des Christenthums unter dem Ungarnvolke, welche wir in der Geschichte antreffen. Es waren griechische Missionarien, welche Gott als seine Werkzeuge gebrauchte, um auf diesem wilden Brachacker die ersten Furchen zu ziehen. Unmöglich kann uns bei diesem bemerkenswerthen Umstande an der albernen Frage etwas gelegen seyn, über welche, mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit, lange

Zeit gestritten wurde, ob das ungarische Volk, um dieser ersten Bekehrungsversuche willen, der morgenländischen, oder ob dasselbe der abendländischen Kirche zugehörte. Fragen dieser Art können den ächt evangelischen Missionsgeist nimmermehr berühren, für welchen die Erweiterungen der äußerlichen Kirche nur so weit eine Anziehungskraft haben können, als durch sie die königliche Herrschaft Jesu Christi auf der Erde einen bleibenden Gewinn davon getragen hat. Unendlich wichtiger ist ihm die Frage, ob die Neubekehrten unter den Heiden wahre Schaafe Christi geworden sind? Ob Er sie als die Seinigen erkennt, und ob sie seiner Stimme folgen? Findet diese Frage irgendwo in der Heidenwelt ihre freudige Bejahung, so ist die weitere Frage: welcher äußerlichen Kirchengemeinschaft die Neubekehrten angehören? von gar untergeordnetem Werthe, und dieß um so mehr in jenen Tagen, in welchen die morgenländische, sowie die abendländische Kirche in dem gleichen Gerichte der Verdammniß lagen.

Noch scheint freilich, durch die ersten Anfänge dieser Bekehrungen, unter dem wilden und ungebeugten Ungarnvolke gar wenig ausgerichtet worden zu seyn; und jede Spur der Missionsarbeit verschwindet unter dem tobenden Waffengeräusche im Dunkel der Geschichte. Aber dennoch ist ein Faden angeknüpft, den wir in der Missionsgeschichte des Ungarnvolkes nicht wieder aus der Hand verlieren dürfen; und wir freuen uns desselben um so mehr, da wir bei diesem Anlasse aufs Neue auf die unglücklichen Haufen christlicher Gefangenen gestoßen sind, für welche diese ersten Bekehrungsversuche wenigstens den willkommenen Erfolg hatten, daß sie ihrer Freiheit wieder zurückgegeben wurden.

§. 69.

Noch bedurfte es einer blutigen Zuchtruthe Gottes, wenn der harte Sinn der heidnischen Ungarn unter das sanfte Joch Christi gebeugt werden sollte; und früher

ward der starke Arm des Ewigen über sie ausgestreckt, als ihr Uebermuth, nach den glücklichen Siegen gegen das oströmische Reich, erwartet hatte. Der König Heinrich war indeß (im Jahr 936) gestorben, und seinem Sohne, Otto, wurde jetzt zu Aachen die deutsche Königskrone aufgesetzt. Mit fester und gewaltiger Hand führte König Otto sechs und dreißig Jahre lang das Regiment, und erhöhte Deutschlands Macht und Glanz über alle andern Völker. Noch war in seinen Tagen die trotzige Kampflust der heidnischen Ungarn nicht gedämpft, wie glücklich auch der König Heinrich auf dem Schlachtfelde bei Merseburg (J. 933) gegen sie gefochten hatte. Plündernd durchzogen sie aufs Neue das ganze südliche Deutschland, drangen bis in das Herz von Sachsen, und bis in die Gegend von Braunschweig vor, und die Lage Deutschlands wurde um so gefährlicher, als die Herzoge von Schwaben, Lothringen und Baiern, unzufrieden, von einem Sachsen beherrscht zu werden, gegen den König Otto aufstanden, und die Ungarn mit großen Geschenken zum Einfall in Deutschland einluden. Mit einem gewaltigen Heere rückten nun diese Barbaren (Jahr 955) in Baiern ein. Von Entsetzen ergriffen, floh alles Volk in die festen Städte, und in die Burgen, oder in Wälder, und auf hohe Gebirge. Die Klöster wurden erbrochen, die Mönche mit Pfeilen erschossen, oder in die Flammen gestürzt; und die trotzigen Ungarn rühmten sich, nimmermehr besiegt werden zu können, so lange nicht die Erde unter dem Hufschlag ihrer Rosse sich aufthue, oder der Himmel über sie zusammenstürze. Augsburg, dessen Mauern mit Flüchtlingen angefüllt waren, wurde berennt, und nur der furchtlosen Tapferkeit des frommen Bischofs Ulrich gelang es, die Stadt eine Zeitlang zu vertheidigen, und das wilde Ungarnheer auf den weiten Ebenen des Lechfeldes zurückzuhalten.

Indessen war der König Otto mit seinen abtrünnigen Herzogen fertig geworden; und gemeinschaftliche Gefahr des Untergangs nöthigte zum erstenmal die deutschen

Völker zu einem vereinten Feldzuge gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Otto zog jetzt mit seinen tapfern Bannern, die in sieben Heereshaufen getheilt waren, gegen denselben aus, und (am 10. August 955) wurde auf dem breiten Lechfelde eine der blutigsten Feldschlachten geliefert, welche über das Schicksal Deutschlands und der Kirche Christi im Abendlande entscheiden sollte. Die deutschen Krieger hatten sich durch Fasten und Beten auf dieselbe vorbereitet, in ihren Feldlägern das heilige Abendmahl genommen, und einander jede Beleidigung verziehen. Der König, nachdem er laut und kräftig an der Spitze des Heeres sein Gebet gesprochen, und mit kurzen Worten die Seinigen ermahnt hatte, ergriff Schild, Schwert und die heilige Lanze, welche ihm bei seiner Königsweihe zum Schrecken gegen die Feinde Gottes anvertraut worden war, und drang mit den Sachsen und Baiern in das heißeste Getümmel des Treffens. Die Schlacht wurde hart, viele deutsche Helden fielen, auch die Bischöfe von Aichstädt und Regensburg wurden schwer verwundet vom Kampfplatze weggetragen; allein der Sieg entschied sich für die Deutschen, und die Ungarn wurden mit stürmender Gewalt gegen die Ufer des Lechflußes zurückgedrängt. Die Niederlage wurde schrecklich; Tausende, die sich durch den Fluß retten wollten, ertranken; anderen Tausenden wurden von den gewaltigen Schlachtschwertern der Deutschen die glattgeschornen Schädel zerschmettert, und am Ende der Feldschlacht drei gefangene Oberfeldherrn, Bolugudes, Toxus, und Leel, vor dem Thore der Stadt Regensburg aufgehängt. Von 60,000 Ungarn sollen, wie die Sage lautet, nur sieben nach Hause entkommen, und dort zu ewigem Schimpf gebrandmarkt worden seyn. Unter den Ungarn, welche zu Hause geblieben waren, wurde nun die Angst vor den Deutschen so groß, daß sie sich an sumpfigten Orten, hinter Aufwürfen, verschanzten, und von jetzt an nicht mehr wagten, ihren wilden Trotz an dem deutschen Volke auszuüben.

§. 70.

Mit diesem Zeitpunkte beginnt die sichere Spur unserer Missionsgeschichte unter den heidnischen Ungarn, welche nunmehr durch keine weitere Unfälle unterbrochen wird. Wie oft war nicht die blutige Geißel des Krieges in der Hand der Vorsehung das Mittel, dessen sie sich nach Jahrhunderten der Langmuth bediente, um den harten Nacken eines halsstarrigen Volkes zu brechen, und der verschmähten Lehre des Heiles die verschlossene Bahn zu ihren Herzen aufzuschließen? Auch für die gedemüthigten Ungarn war nun kein anderes Mittel der Rettung, als die Zuflucht zur Kirche Christi übrig geblieben. Schon waren sie im Lande ihrer Eroberung auf allen Seiten von derselben umschlossen; und sie hatten keine andere Wahl, als entweder im blutigen Kriege die christliche Kirche unter das Joch des Heidenthums zu beugen, oder den freundlichen Einladungen derselben Gehör zu geben, und ihrer höhern Macht unterthan zu werden. Noch lebte in den mährischen und pannonischen Gebieten, welche sie als Eigenthum in Besitz genommen hatten, ein heiliger Christensaame, welcher in diesen kummervollen Tagen als Sauerteig in der rohen Masse der heidnischen Einwohner seine fruchtbringende Kraft zu entfalten begann. Ihre nächsten Gränznachbarn, die Bulgaren und Böhmen, hatten bereits in diesen Tagen dem Christenglauben gehuldigt, und diesen neubekehrten Völkern konnte es nicht gleichgültig seyn, ein wildes Heidenvolk zu Nachbarn zu haben, und ihre innere Ruhe durch dasselbe so lange gestört zu sehen, bis die Kraft des Christenglaubens seine heidnische Rohheit besiegt hatte.

Dabei war es freilich ein tief beklagenswerther Umstand, daß gerade von der Seite her, von welcher mit Recht für die Bekehrung der heidnischen Nachbarn am meisten erwartet werden konnte, bisher am wenigsten geleistet worden war. Mitten unter den schwersten Heimsuchungen Gottes, durch welche die Donauländer entvöl-

kert und zu Grund gerichtet wurden, setzten die ehrgeizigen Prälaten der bairischen und mährischen Kirchensprengel ihre alten Streitigkeiten um die Erweiterung ihrer Diözesangränzen fort, und vergeudeten ihre letzten Kräfte in unchristlicher Zänkerei, statt dieselben im heiligen Dienste Christi unter den heidnischen Ungarn wetteifernd zu verzehren. Um dem unseligen Streite ein Ende zu machen, hatte der Pabst Agapet II. schon im Jahr 946 verordnet: „daß dem Erzbischof Gerold zu Salzburg die geistliche Pflege des westlichen Pannoniens zufallen, so wie dem Erzbischofe Gerard von Lorch und Passau, in Erwägung des ehrwürdigen Alterthumes dieses bischöflichen Sitzes, das östliche Pannonien sammt den Ländergebieten der Mähren, Avaren und Slaven als Wirkungskreis übertragen seyn solle, indem die Einwohner derselben erst kürzlich Christen geworden seyen, oder jetzt erst durch die Taufe für Christum gewonnen werden müßten. Ihm werde daher der apostolische Auftrag ertheilt, in diesen Gegenden das Evangelium zu verkündigen, wo es Noth thue, Bischöfe einzusetzen, und alles Erforderliche zur Förderung der Kirche daselbst anzuordnen." (Conc. Labb. Tom. IX. p. 618.).

Der Erzbischof Gerard schied noch am Ende desselben Jahres (946) aus der Zeit, und sein Amtsnachfolger Adalbert, welcher bis zum Jahre 970 die erzbischöfliche Würde zu Lorch und Passau begleitete, ließ in der Geschichte das eben nicht rühmliche Zeugniß zurück, daß er sich um die Seelenernte in dem benachbarten Ungarn, welche bereits weiß zu werden anfing, nichts bekümmert habe. Nach seinem Tod wußte der ehrgeitzige Erzbischof Friederich zu Salzburg den erledigten mährischen Kirchensprengel, welcher tief in das Gebiet der Ungarn eingriff, wieder an sich zu ziehen, und von dem Pabst Benedikt VI. (im Jahr 972) ein Breve herauszulocken, nach welchem ihm die Diözese von ganz Noricum und Pannonien nebst dem ausschließlichen Vorrechte, Bischöfe in demselben zu ernennen, übertragen wurde.

§. 71.

Auf dieſe Weiſe ging die entſcheidungsvolle Zeit vom Jahr 955 bis 972 für die Bekehrung der heidniſchen Ungarn unbenützt vorüber, wie ſehr ſie auch ſeit ihrer blutigen Niederlage auf dem Lechfelde für die friedlichen Einladungen des Evangeliums zugänglich geworden waren. Aber die Vorſehung hatte auf anderm Wege dafür geſorgt, daß das begonnene Werk nicht ganz ſtille ſtehen durfte.

Noch lebte der Ungarnherzog Gylas, welcher zwölf Jahre zuvor die Chriſtentaufe zu Conſtantinopel empfangen hatte, und wahrſcheinlich um dieſes Grundes willen dem ſchmählichen Schickſale, das ſeine Mitanführer zu Regensburg traf, entgangen war. Was der Mönch Hierotheus, den er aus dieſer Hauptſtadt mit ſich nach Ungarn brachte, innerhalb dieſer Zeit für die Pflanzung der Kirche Chriſti ausgerichtet habe, und ausrichten konnte, ſagt uns die Geſchichte nicht, und eben ſo wenig, ob derſelbe noch am Leben war, als eine neue Morgenröthe des evangeliſchen Lichts über dem heidniſchen Ungarnlande aufzudämmern begann. An des hingerichteten Toxus Stelle ward ſein Sohn Geyſa (im Jahr 972) als Herzog erwählt, welcher mit Sarolta, wahrſcheinlich einer Tochter des Gylas, vermählt war. Von ihm meldet der ungariſche Biſchof Chartuitius (in vita S. Stephani), er habe, obgleich ſtreng und grauſam gegen ſein Volk, ſich dennoch menſchenfreundlich und gütig gegen die Chriſten betragen. Obgleich noch ein Heide, habe er doch ſeinem Volke befohlen, allen Chriſten, welche in ſein Gebiet zu kommen verlangen, vollkommene Sicherheit und Gaſtfreundſchaft angedeihen zu laſſen. Den Geiſtlichen und Mönchen habe er geſtattet, ſo oft ſie verlangten, an ſeinen Hof zu kommen. Auch habe er dieſelben mit Geneigtheit angehört. So ſey es gekommen, daß der Saame des chriſtlichen Glaubens auf ſein Herz ausgeſtreut worden ſey, welcher liebliche Früchte zu tragen begonnen habe.

Am meisten aber scheint seine Gemahlin Sarolta, welche der Chronisté Ditmar (Chronicon L. VIII. 420.) Beloknegini (die schöne Frau) nennt, zu dieser menschenfreundlichen Gesinnung ihres Gemahles das Ihrige beigetragen zu haben. Von ihr erzählt derselbe Verfasser: „Als sie noch Heidin war, sey sie im Trinken und Reiten gleich stark gewesen, und habe sogar, in der Wuth ihres Zorns, einen Mann umgebracht. Diese rohen Sitten habe sie indeß in der Schule des Christenthums gänzlich abgelegt, und zur Verbreitung desselben unter ihren Unterthanen nur desto größern Eifer bewiesen. Um dieselbe Zeit (im Jahr 971) wurde Piligrin zur bischöflichen Würde zu Passau erhoben, ein Mann, dem das Bekehrungswerk mehr als seinen bisherigen Vorgängern, am Herzen lag. Wie sehr er sich auch in seinem bischöflichen Beruf in der freiern Missionsthätigkeit unter den heidnischen Einwohnern seines Kirchsprengels durch den Umstand gehemmt fühlte, daß der Erzbischof zu Salzburg seit 25 Jahren das Pallium seines Bisthums, und mit demselben zugleich auch das Ernennungsrecht der Bischöfe in demselben an sich gezogen hatte, so benützte er doch mit Freuden jede Gelegenheit, welche sich ihm darbot, ein Segen für die heidnischen Ungarn zu werden, welche dem größern Theile nach seinem Kirchensprengel zugehörten. Und diese Gelegenheit kam ihm früher, als er erwartet hatte. Kaum hatte nämlich der deutsche Kaiser Otto I. vernommen, daß der ungarische Herzog Geysa mit allen seinen Nachbarn umher im Frieden zu leben verlange, so sendete er den Bischof Bruno an denselbigen ab, um mit ihm ein Friedensbündniß abzuschließen. Bruno nahm seinen Weg über Passau, wo er dem Bischof Piligrin zur freundlichen Aufnahme und Weiterförderung auf dem Wege empfohlen war. Bruno wurde von dem Herzog mit großer Auszeichnung empfangen; und bald wurde ein Friedensbündniß abgeschlossen, in welchem die freie Verbreitung des Christenthums im Lande eine der wichtigsten Be-

dingungen gewesen zu seyn scheint, welche dem Kaiser Otto am Herzen lagen. Seit Carls des Großen Zeiten hatte in allen Verhandlungen, welche die deutschen Könige mit heidnischen Fürsten abschloßen, diese Bedingung immer oben angestanden; und namentlich hatte sichs der deutsche Kaiser Otto zum Grundsatze gemacht, dieselbe bei jeder Gelegenheit in seinen Verhältnißen mit den heidnischen Fürsten des Nordens und des Ostens geltend zu machen. Geysa war über diese entgegenkommende Freundlichkeit des deutschen Kaisers von Herzen froh, und von nun an war den deutschen Missionarien der sichere Zutritt in allen Grenzen des Ungarnlandes aufgeschlossen. Geysa scheint soggr von dem Bischof Bruno die Christentaufe empfangen zu haben, obgleich es die Geschichte zweifelhaft läßt, ob er von diesem, oder später von dem Erzbischofe zu Prag, Adalbert, getauft wurde.

Diese glückliche Veränderung machte dem Herzen Piligrin's große Freude; denn nun war ein weiter Wirkungskreis vor ihm aufgeschlossen, welcher nur der eifrigen Arbeiter bedurfte, um seinen ganzen Kirchensprengel in eine Gemeinde Christi umgewandelt zu sehen. Gerade zur rechten Stunde kam ein frommer Mönch, Wolfgang, aus dem schwäbischen Schwarzwalde bei ihm an, welchen das heiße Verlangen aus seiner einsamen Klosterzelle getrieben hatte, den heidnischen Einwohnern in Pannonien das Evangelium zu verkündigen. Ungesäumt schickte ihn Piligrin dem Ungarnlande zu, und schon fing derselbe an, sein schwieriges Tagewerk daselbst zu beginnen, als er (im Jahr 972) nach Baiern zurückgerufen wurde, um den erledigten Bischofssitz zu Regensburg einzunehmen.

§. 72.

Der Bischof Piligrin sah sich durch diesen unerwarteten Umstand in seinen lieblichen Hoffnungen aufs Neue getäuscht; aber nur um so mehr wurde sein Eifer entzündet, das begonnene Werk in der Kraft Gottes mit

allem Fleiße fortzusetzen. Ungesäumt machte er sich selbst, von einer Schaar frommer Mitarbeiter begleitet, (im Jahr 973) auf den Weg nach Ungarn, um mit eigener Hand das vorbereitete Saatfeld dieses heidnischen Volkes zu bestellen, und weithin den Samen des Wortes auf demselben auszustreuen. Dem Herzoge Geysa schien es auch wirklich in diesen Tagen ein Ernst mit der Pflanzung des Christenthums unter seinem Volke gewesen zu seyn, denn nicht nur hatte er den Bischof Piligrin aufs freundlichste an seinen Hof eingeladen, sondern auch noch in demselben Jahre einige Abgeordnete an den Kaiser Otto nach Quedlinburg abgesendet, um zwischen seinem Volke und der deutschen Nation feste und bleibende Friedensverhältnisse herzustellen.

Mit ausgezeichnetem Segen durfte der eifrige Piligrin innerhalb kurzer Zeit sein Bekehrungswerk unter den Ungarn gekrönt sehen. Wir wollen den Bischof selbst die freudigen Empfindungen seines Herzens über den glücklichen Erfolg seiner Arbeit in einem Schreiben ausdrücken lassen, welches er im Jahr 974 an den damaligen Pabst Benedikt VII. erließ, und das er durch eigene Abgeordnete nach Rom übersandte, um bei dieser Gelegenheit seinem alten erzbischöflichen Sitze Lorch-Passau das seit vierzig Jahren eingebüßte Pallium, und mit demselben die apostolische Vollmacht wieder zu erwerben, nach Gutbefinden und Bedürfniß in seinem mächtigen Kirchensprengel neue Bisthümer aufzurichten, und dieselben mit Geistlichen zu besetzen.

„Längst schon, so schreibt er, war es die freudige Sehnsucht meines Herzens, mich selbst zu dem Fuße des apostolischen Stuhles zu nahen; und von Angesicht zu Angesicht Euerm väterlichen Herzen mitzutheilen, was ich jetzt dem Schreiben, und den mündlichen Mittheilungen meiner Abgeordneten anvertrauen muß. Aber das neubekehrte Ungarnvolk hat mich bis jetzt in seiner Mitte zurückgehalten; und da dieses ein feierliches Bündniß abgeschlossen hat, so glaubte ich um so mehr die will-

kommene Gelegenheit benutzen zu müssen, um demselben das Evangelium zu verkündigen. Lange Zeit hatte der Schrecken dieses Volkes den Geistlichen meiner Diöcese, so wie den Missionarien anderer Provinzen, den Zutritt zu demselben verschlossen; und nur erst seit kurzer Zeit hat sich mir die Gelegenheit dargeboten, persönlich mich unter demselben einzufinden. Der allmächtige Gott, welcher, nach seiner großen Barmherzigkeit, überall die verlorenen Schaafe zu sammeln pflegt, hat, nach seiner überschwenglichen Gnade, die lange verschlossene Thüre ihrer Herzen aufgethan, und ihre Härtigkeit erweicht; so daß sie die thierische Rohheit ablegten, und dem sanften Joche des Herrn ihren Nacken nunmehr beugen wollen.

„Ich selbst bin von dem Ungarnvolke aufs dringendste eingeladen worden, zu ihnen zu kommen, oder doch meine Boten zur Arbeit des Evangeliums ihnen zuzuweisen. Ich habe ihnen daher aus den Klöstern, so wie aus den verschiedenen Klassen der Geistlichkeit, Männer zugesendet, welche durch ihren christlichen Wandel sich auszeichnen, und das ganze Missionswerk so angeordnet, wie ich es aus der frühern Missionsgeschichte der Engländer gelernt habe. Auch hat die göttliche Gnade alsobald ihre Arbeit mit solchem Segen gekrönt, daß bereits bei 5000 Seelen beiderlei Geschlechts im christlichen Glauben unterrichtet, und durch die heilige Taufe für Christum gewonnen worden sind. Auch die unter ihnen wohnenden Christen, welche den größern Theil der Bevölkerung ausmachen, und aus allen Gegenden der Welt, als Gefangene, hier zusammen gebracht worden sind, und denen es ebendarum nur heimlicher Weise gestattet war, ihre Kinder durch die Taufe dem Herrn zu weihen, treten jetzt furchtlos und wetteifernd hervor, und bringen dieselben zur Taufe herbei; auch freuen sie sich, wie Leute, welche nach langer Fremdlingschaft ein neues Vaterland gewonnen haben, daß wir es nunmehr wagen dürfen, nach der Christen Weise, Bethäuser aufzurichten, in welchen sie ihre Zunge, die bisher gebunden war, zum Lobe

ihres Erlösers erheben dürfen. Selbst die Barbaren, obgleich noch durch den Götterglauben zurückgehalten, haben durch eine huldreiche Fügung des allmächtigen Gottes aufgehört, ihren Untergebenen die Taufe zu verbieten, auch gestatten sie unsern Priestern, überall im ganzen Lande umherzureisen. Diese Heiden leben jetzt in so friedlichem Verhältniße mit einander, daß die Weissagung des Jesaias hier in Erfüllung zu gehen scheint: „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Löwen und Ochsen neben einander weiden, und Stroh essen" (Jes. 11, 6.).

„So ist es nun gekommen, daß beinahe die ganze ungarische Nation geneigt ist, den heiligen Glauben anzunehmen. Auch die übrigen Provinzen der Slaven stehen zum Glauben an das Christenthum bereit. Hier ist demnach die Erndte groß, aber der Arbeiter sind noch wenige. Eben darum wird es nach meinem Ermessen nöthig sein, daß Eure Heiligkeit für dieses Land einige Bischöfe ordiniren lasse. Hat ja doch schon zu der alten Römer und Gepiden Zeiten das östliche Pannonien und Mösien sieben eigene Bischöfssitze gehabt, welche früher zu dem Lorchersprengel gehörten, dem ich als unwürdiger Diener vorstehe. Von diesen sind, wie man heute noch weiß, vier bischöfliche Diözesen in Mähren so lang übrig geblieben, bis die Ungarn das Baiernreich überwältigt haben. Mir fällt es allzuschwer und lästig, in den Parochien meines Erzbisthumes allein mit der Predigt des Evangeliums umherzuwandern, auch darf ich meiner eigenen Heerde die persönliche Pflege nicht allzulange entziehen. Schon längst hätte ich es gewagt, für die Bekehrung dieses Volkes vor dem heiligen Stuhle meine demüthigen Bitten vorzutragen, wäre ich nicht durch viel Arbeit daran verhindert worden. Nun aber haben meine Abgeordneten den Auftrag, Eure Heiligkeit zu bitten, mir das Pallium, dieses gewohnte Ehrenzeichen der erzbischöflichen Würde, das auch meine Vorgänger zu tragen gewohnt waren, huldreich durch dieselbe zu-

zusenden. Ebenso erbitte ich mir, mit demselben die frühere Vollmacht zu bestätigen, daß ich die nöthigen kirchlichen Einrichtungen unter dem mir anvertrauten Volke machen darf, damit am Tage des Gerichts auch Euere Heiligkeit Antheil nehmen möge an dem Lohne, in diesen Ländern aus den Heiden eine neue Gemeinde dem Herrn gesammelt zu haben."

§. 73.

Mit Freuden nahm der Pabst diese Botschaft auf. „Unser Mund fließt über von Lobpreisungen Gottes, schreibt ihm Benedikt VII. noch in demselben Jahr (974), daß nicht nur der Kirchensprengel von Lorch Frieden und Ruhe genießt, indem der Schrecken seiner Feinde aufgehört hat, sondern daß auch die Feinde selbst den Herrn anerkennen, welchen sie bisher nach heidnischer Weise verfolgt haben, sich auf den Namen Christi taufen lassen, und Geistliche begehren, um sie in ihrer Unwissenheit zu unterrichten; auch da und dort wieder die Kirchen aufzubauen beginnen, welche ihre Väter in einen Aschenhaufen verwandelt haben." Der Pabst verordnet nun in seiner Bulle, daß ganz Ungarn, (Avarien) Pannonien, Mösien, Mähren, und alle slavischen Länder, die Piligrin bekehren lassen würde, seinem Metropolitansitze untergeben seyn sollten, wie dieß schon dreißig Jahre früher der Pabst Agapet II. verordnet hatte, auch schickte er ihm zu diesem Zweck das erzbischöfliche Pallium zu.

Es dauerte nicht lange, so wurde Piligrins Freude über das Bekehrungswerk in Ungarn, und die neuen Hülfsmittel seiner Förderung, auf eine schmerzliche Weise getrübt. Otto II. war nämlich innerhalb dieser Zeit (Jahr 973) auf den deutschen Kaiserthron erhoben worden, und nun erwachte in dem bairischen Herzog Heinrich die alte Eifersucht, die es ihm unerträglich machte, einen sächsischen Herzog an der Spitze der deutschen Völker zu erblicken. Er empörte sich gegen den Kaiser, und

bald schlossen sich die Herzoge von Böhmen und Polen an ihn an; und die Kriegsflamme schien aufs Neue von allen Seiten aufzulodern. Auch in den Ungarn erwachte die alte Kriegslust, welche durch das Verlangen verstärkt wurde, ihre schmachvolle Niederlage auf dem Lechfelde durch neue Siege vergessen zu machen. Sie fielen in Noricum und dem deutschen Pannonien ein; der Regensburger-Kirchensprengel, der noch nicht lange zuvor mit eingewanderten Kolonisten bevölkert worden war, wurde von ihnen verheert; und auch Piligrin, der es mit dem Kaiser Otto II. hielt, sah in wenigen Jahren sein weites Bisthum nach allen Richtungen hin verwüstet. Bei kurzen Unterbrechungen wüthete die Flamme des Krieges in den Donauländern zehn Jahre fort, und der unmündige Kaiser Otto III. welcher im Jahr 983 die deutsche Regierung antrat, vermochte nicht, dem Jammer zu steuern, welchen der Krieg über jene Gegenden verbreitet hatte. Noch im Jahr 985 fand der gekränkte Bischof Piligrin Ursache, vor dem kaiserlichen Throne laute Klage über die allgemeine Verheerung zu führen, welche die Einfälle der benachbarten Ungarn in seinem ganzen Kirchensprengel zur Folge hatten. „Es sey jedermann kund gethan, heißt es in einem Manifeste des Kaisers Otto III. in diesem Jahre, wie der ehrwürdige Bischof Piligrin der Passauer Diözese, laute Klage vor unserm Throne führt, daß sein an der östlichen Grenze gelegener Kirchensprengel häufig durch feindliche Ueberfälle der Barbaren verheert werde. Auch in der neuesten Zeit sah sich derselbe genöthigt, seine bittern Klagen über diesen Unfug der Barbaren zu wiederholen, indem er behauptet, sein Kirchensprengel sey von denselben ganz zu Grunde gerichtet worden, indem die Einwohner desselben theils ermordet, theils gänzlich ausgeplündert und zerstreut, und ihre Wohnungen niedergebrannt wurden, so daß sein menschenleeres Bisthum in Gefahr stehe, in eine völlige Wildniß verwandelt zu werden."

Es war zu erwarten, daß die schwachen Anfänge der Kirche Christi im Ungarnlande unter diesen unglücklichen Umständen unausbleiblichen Schaden leiden mußten. Noch befand sich in diesen Tagen der größte Theil der Einwohner in den Fesseln eines rohen Götterglaubens; und das Christenthum hatte in den Gemüthern der Einwohner noch nicht Licht und Kraft genug gewonnen, um die Rohheit eines abgöttischen Volkes zu bändigen, das in Räuberei und Kriegsgetümmel das höchste Ziel seines Lebens, und die Ehre seines Namens suchte. Indeß war der heilige Funken des Christenglaubens unter den Stürmen der Zeit nicht gar ausgelöscht, und es bedurfte nur der Wiederkehr des Friedens, und wiederholter Missionsversuche, um denselben zu einer hellen Flamme anzublasen, und die aufgewachten Gemüther durch die Bildungsmittel des Christenthums für immer den Finsterniſſen ihres Götterglaubens zu entreiſſen.

Dem alternden Geysa wurde (um das Jahr 983) ein Sohn, Namens Waik, später Stephanus genannt, geboren, welchen die Vorsehung als Werkzeug erkohren hatte, um den Christenglauben unter dem Ungarnvolke herrschend zu machen. Noch hatte Geysa seine Vorliebe zum Christenthum nicht eingebüßt. Nur scheint er bei seiner mangelhaften Erkenntniß desselben die geeigneten Mittel nicht gefunden zu haben, um ihn den rohen Gemüthern seiner Unterthanen wünschenswerth zu machen. Er selbst war, während seiner langen Regierung, um der barbarischen Strenge willen, allgemein gefürchtet, mit welcher er sein Volk regierte, und im übermüthigen Herrscherwahne, glaubte er, mit Gewalt ertrotzen zu können, was nur in der freien Liebe des Herzens bleibend zu wurzeln vermochte. „Viele, so erzählt die alte Geschichte, folgten seinem Beispiele nach, und nahmen die Christentaufe an; aber der größere Theil der Ungarn weigerte sich, seinen Vorschlägen Gehör zu geben, und weil sie den Werth dessen noch gar nicht kannten, was ihnen das Christenthum darbot, so zogen sie es vor,

dem alten Götzendienste getreu zu bleiben. Da sie nun, seiner Ermahnungen ungeachtet, doch nicht aufhörten, ihrem finstern Aberglauben zu huldigen, so glaubte der Fürst nur mit Waffengewalt ihre trotzige Wildheit bezähmen zu können. Weil ihm aber zur Ausführung seines Werkes nicht so viele Soldaten zu Gebote standen, als die Sache erforderte, so schrieb er heimlich Briefe an einige christliche Fürsten, denen er sein löbliches Vorhaben eröffnete, und die er bat, ihm für die Ausführung desselben die erforderlichen Hülfstruppen zuzusenden. Wirklich wurden ihm auch dieselben von den christlichen Fürsten zugesendet. Nun ließ er durch einen Herold der ganzen ungarischen Nation bekannt machen, wie es sein Wille sey, daß sie den Irrthum ihrer Wege verlassen, und die Verehrung des wahren Gottes annehmen sollen, wie er selbst durch göttlichen Antrieb gethan habe. Er werde in Zukunft nicht länger dulden, daß sie den Teufeln dienen, und sich selbst zu Grunde richten. Sollten sie seinen Befehlen nicht gehorchen, so habe er die erforderlichen Mittel zur Hand, um sie alle zu solchem Schritte zu nöthigen. Hierauf soll ein großer Theil des Volkes, von Furcht überwältigt, die Christentaufe angenommen haben.

So erzählt Ranzanus in seiner Geschichte. Die Sache ist an sich keineswegs unwahrscheinlich, obgleich zugegeben werden muß, daß der Erfolg dieser gewaltsamen Bekehrungsweise der Anwurzelung der Kirche Christi im Lande keineswegs förderlich war, und daß es erst dem mildern Sinne seines Sohnes gelang, auf dem Wege menschenfreundlicher Maaßregeln das Ziel zu erreichen, das sein Vater vergeblich mit Gewalt zu ertrotzen versuchte.

§. 74.

Das einstimmige Zeugniß der Geschichte führt auch Adalberten in diesen Tagen dem Ungarnlande zu, welchen wir bereits als Bischof zu Prag kennen gelernt

haben; nur läßt sie uns über den bestimmten Zeitpunkt, wann dieß geschah, im Dunkeln. Da Adalbert im Jahr 983 zum Bischof von Prag geweiht wurde, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er vor dieser Zeit an der Bekehrung der Ungarn gearbeitet hat, und dieß um so mehr, da in jenen Tagen die kriegerischen Bewegungen des Volkes seine Missionsarbeit daselbst nicht wohl gestattet haben würden. Mit viel größerer Wahrscheinlichkeit fällt sein Aufenthalt in Ungarn, wenn Adalbert je dorthin kam, in eines seiner spätern Lebensjahre, als er sich auf seiner zweiten Reise nach Rom befand. Der böhmische Erzbischof wurde, wie die alte Geschichte meldet, von dem bejahrten Greisen, dem Herzog Geysa, mit großen Freuden aufgenommen. Dieser soll, wie die Legende erzählt, durch ein Traumbild bei Nacht von seiner Ankunft benachrichtigt worden seyn, was ihn bereitwillig machte, diesem Diener Christi nebst seinen Mitarbeitern mit großer Auszeichnung zu bewillkommen. Der Bischof Adalbert nahm nun den jungen Prinzen Waik durch die Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche auf, welchem bei derselben der Name Stephanus beigelegt wurde. Was Adalbert zur Bekehrung des ungarischen Volkes noch weiter ausgerichtet habe, nennt uns die Geschichte nicht. Noch war der alte Götterglaube in den Gemüthern der Einwohner vorherrschend; und da es überall an Unterrichtsanstalten im Christenthum gebrach, so war es kein Wunder, wenn auch die schwache christliche Erkenntniß des Einzelnen durch heidnischen Aberglauben entstellt, und ihr heilsamer Einfluß auf das Leben unwirksam gemacht wurde. Selbst von Geysa erzählt uns der Bischof Ditmar, ein Zeitgenosse desselben, in seiner Chronik (Lib. VII.): „Er habe dem allmächtigen Gott und seinen Götzenbildern zugleich seine Opfer dargebracht; und als er deßhalb von dem Bischofe zur Rede gestellt wurde, so habe er darauf geantwortet: er sey ein reicher Mann, und könne es in der Sache halten, wie er wolle.“ Auch Adalbertens Biograph, Cos-

mas, versichert uns: „der christliche Glaube sey in diesen Tagen vom heidnischen Aberglauben noch so sehr entstellt worden, daß er alberner und kraftloser als das Heidenthum selbst gewesen sey.“

Adalbert ließ bei seiner Abreise seinen Freund und Schüler Pappates (Radla wird er in Adalberts Lebensgeschichte genannt) im Lande zurück, welcher ein Bruder des böhmischen Herzogs Boleslav gewesen seyn soll, und der nun im Stillen der Gelegenheit wahrnahm, um dem Evangelio Ehristi den Weg zu den Herzen der heidnischen Ungarn zu bahnen. Pappates scheint nicht vergeblich unter diesem Volke gearbeitet zu haben, obgleich Adalbert bald hernach Alles versuchte, um ihn aus dem Lande herauszulocken, und zu sich zurückzuführen. „Wenn du es“, schreibt er ihm, „mit der Gestattung des Herzogs thun kannst, so ist es gut, wo nicht, so suche durch die Flucht zu mir zu kommen, denn dein Adalbert trägt ein großes Verlangen nach dir.“ Glücklicherweise fiel das Schreiben der Gemahlin des Herzogs in die Hände; und diese wußte den Pappates zu bewegen, länger am Hofe zu bleiben, und die Erziehung des jungen Prinzen Stephanus über sich zu nehmen. Wirklich setzte er auch sein Geschäft bis zum Jahr 997 in Ungarn fort, wo er sodann mit seinem geliebten Adalbert unter die heidnischen Preussen zog, und wahrscheinlich mit demselben unter den Händen der Mörder das Leben einbüßte.

Der Herzog Geysa starb im Jahr 997, und ihm folgte sein junger Sohn Stephanus in der Regierung nach. Mit seinem Regierungs-Antritt fängt auch für das christliche Bekehrungwerk unter dem Ungarnvolke eine neue, glückliche Periode an; denn die Vorsehung Gottes hatte ihn nach manchen stillen Anbahnungen zu ihrem Werkzeuge erkohren, um die Kirche Christi im Ungarnlande bleibend zu begründen. Stephan wurde mit Gisela, einer Tochter des bairischen Herzogs Heinrich, und Schwester Heinrichs II. vermählt, welcher (im Jahr 1002) zur deutschen Königswürde erhoben wurde. Stephan sowohl, als

seine fromme Gemahlin, machten es sich nun zur wichtigsten Aufgabe ihres Lebens, ihren fürstlichen Einfluß im Lande, so wie ihre Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern, für den heiligen Endzweck zu verwenden, das alte Heidenthum in Ungarn, das bereits in seinen Grundfesten erschüttert war, für immer zu zerstören, und der Kirche Christi die bleibende Herrschaft in demselben zu gewinnen. Der menschenfreundliche Charakter des Fürsten, sowie seine 41jährige Regierungszeit, und der fromme Eifer für das Werk Christi, den er bei jeder Gelegenheit erprobte, waren auch völlig dazu geeignet, das schwierige Werk auszuführen und innerhalb weniger Jahre eine neue Schöpfung Gottes in einem Lande hervorzurufen, dessen wilde Bewohner nicht lange zuvor der Schrecken für alle Völker Europa's gewesen waren.

§. 75.

Stephan war weise genug, einzusehen, wie sehr sein Volk vor Allem der äußern und der innern Ruhe bedurfte, wenn die Kirche Christi feste Wurzeln unter demselben schlagen sollte. Hatten doch die anhaltenden Kriege, in welche sein Vater viele Jahre hindurch die Nation verwickelt hatte, die hoffnungsreichen Saaten beinahe gänzlich wieder zerstört, welche die Hand der Boten Christi, seit dreißig Jahren, in ihrer Mitte gepflanzt hatte, und die rohe Wildheit aufs Neue angeregt, welche dem Wachsthum der Erkenntniß Christi sich allenthalben in den Weg stellte. Durch seine Vermählung mit der bairischen Prinzessin Gysela gelang es ihm, friedliche Verhältniße mit allen Fürsten der Nachbarländer anzuknüpfen, und auf diese Weise den ununterbrochenen Verkehr mit dem christlichen Auslande zu sichern, welcher für die Bildung seines Volkes von so hoher Wichtigkeit war. Nun strömten bald von allen Seiten Schaaren von Geistlichen und Mönchen in sein Land, um am Bekehrungswerk der Ungarn thätigen

Antheil zu nehmen. Stephan verordnete, daß immer zehn Dörfer seines Landes eine Kirche in ihrer Mitte erbauen, und einen Kirchensprengel bilden sollten, dem ein Geistlicher des Auslandes vorgesetzt wurde. Er selbst sparte weder Mühe noch Kosten, um dem Aufbau der erforderlichen Kirchen und Klöster im Lande kräftige Handreichung zu thun. Häufig reiste er in Begleitung der Missionarien in seinem Lande umher, und ermahnte durch Wort und Beispiel sein Volk, dem alten Götzendienste den Abschied zu geben, und den Belehrungen der Diener Christi zu gehorchen. Gott segnete auch, innerhalb kurzer Zeit, seine frommen Bemühungen auf eine so ausgezeichnete Weise, daß zu Gran, (Strigonium), der Hauptstadt des Landes, ein Erzbisthum aufgerichtet, und in verschiedenen Städten zehn bischöfliche Sitze ins Leben gerufen werden konnten, von welchen aus die Erkenntniß des Heiles in allen Theilen des Landes allmählig verbreitet wurde. Die Geschichte nennt die Bisthümer zu Weszprim, zu Fünfkirchen, zu Osanad, zu Raab, und andere mehr, welche ihre erste Stiftung in diesen segensreichen Tagen gefunden haben. Aus der großen Anzahl neuerrichteter Bisthümer in Ungarn läßt sich nun freilich eben nicht auf eine allgemeine Verbreitung christlicher Erkenntniß im Lande schließen, indem sie nur als die ersten Anfänge von Missionsstationen betrachtet werden können, von welchen aus das alte Heidenthum unter den Einwohnern nach und nach vertilgt, und dem Lichte des Christenglaubens die bisher verriegelten Wege aufgeschlossen werden sollten.

Auch Klöster wurden da und dort im Lande umher, zur Erbauung heilsbegieriger Seelen, so wie zur Bildung von National-Geistlichen aufgerichtet, unter welchen die Abtei des heiligen Martin bald die berühmteste Klosterschule im ganzen Lande wurde, welche diesen Namen darum erhielt, weil nach der alten Legende, der heilige Martin auf seinen Missions-Wanderungen eine Zeitlang in dieser Einsamkeit sich aufgehalten haben sollte. Wie

mangelhaft auch immer die christliche Erkenntniß war, welche in jenen Tagen, von diesen Pflanzstätten aus, unter dem heidnischen Volke verbreitet werden konnte, so waren sie doch die gesegneten Stützpunkte, auf welchen die äußerliche Kirche ruhte, deren stille Wirksamkeit in jedem Falle die heilsame Wirkung hervorbrachte, daß die Rohheit des heidnischen Sinnes durch dieselbe nach und nach gemildert, und einer bessern Volksbildung der Weg bereitet wurde. Einer der thätigsten Gehülfen und Rathgeber, welche in diesem umfassenden Bekehrungswerke dem ungarischen Herzoge zur Seite standen, war Astrich (Anastasius), welcher Abt des St. Martins Klosters war, und da er das besondere Zutrauen der fürstlichen Familie und des Volkes genoß, auch am kräftigsten dazu mitwirkte, daß der Kirche allmählig die Bahn nach allen Richtungen des Landes gebrochen wurde. Besonders erfreulich ist in der Geschichte dieser frommen Geschäftigkeit der Umstand, welcher hier herausgehoben zu werden verdient, daß der pannonische Bischof zu Lorch, welchem Ungarn als Theil seines Missionssprengels zugewiesen war, sich von Herzen dieser Erweiterung der Kirche Christi freute, und ohne Widerrede zur Begründung eines selbstständigen Metropolitan-Sprengels in diesem Lande seine Einwilligung gab, weil ihm an dem Gedeihen der Kirche Christi mehr als an der eiteln Ehre gelegen war, Bischof von Ungarn genannt zu werden.

§. 76.

Immer bleibt es ein schmerzhaftes Gefühl, das durch so manche Wahrnehmung der Missionsgeschichte in dem Herzen des Freundes Christi angeregt wird, daß auch das Heiligste in den Händen der Menschen verfälscht, und zur Erreichung irdischer Zwecke mißbraucht wird, welche dem lautern Geiste des Evangeliums fremde sind. In der großen Freude über das glückliche Gelingen des begonnenen Bekehrungswerkes schickte der Herzog Stephan, im vierten Jahr seiner Regierung, auf göttlichen Antrieb,

wie die Geschichte versichert, den Abt Astrich nach Rom, um den Nachfolger des Apostels Petri, den Pabst Sylvester II. daselbst zu bitten, dem neubekehrten Pannonien seinen Segen zu ertheilen, die Kirche zu Gran in eine erzbischöfliche zu erheben, die neuerrichteten Bisthümer zu bestätigen, und den Herzog selbst mit der Königskrone zu beehren, damit er mit desto gewisserm Erfolg das angefangene Bekehrungswerk unter seinem Volke vollenden möge. Der Pabst nahm den Abgeordneten des ungarischen Fürsten mit Wohlgefallen auf, und als er aus dem Munde desselben erfuhr, wie viele Ungläubige Stephanus bereits durch seinen frommen Eifer zu Christo bekehrt habe, so genehmigte er nicht nur den ganzen Inhalt seiner Bitte, sondern fügte noch zum Zeichen seines Wohlgefallens die besondere Auszeichnung hinzu, daß vor dem Könige das Kreutz, als Insignie seines Apostelberufes, hergetragen werden soll. Denn ich, so erklärte der Pabst, bin zwar der apostolische Bischof, er aber heißt mit Recht der Apostel Christi, durch welchen sich Christus ein so großes Volk erworben hat. Stephanus wurde nun in der Versammlung seiner Bischöfe und Grafen feierlich zum Könige gesalbt, und ihm die Krone aufgesetzt, welche bis heute noch die heilige und apostolische genannt wird.

Immerhin mochte es anlockend seyn, und einen glänzenden Schimmer über das gefahrvolle Bekehrungsgeschäft verbreiten, wenn in jenen Tagen der Missionsberuf mit bischöflichen Pallien und mit Königskronen belohnt wurde. Aber solche Antriebe hat das Evangelium Christi seinen Boten unter den Völkern der Erde nirgends angeboten. „Die weltlichen Könige herrschen,“ sagt Christus, “und die Gewaltigen heisset man gnädige Herrn; ihr aber nicht also.“ — „Denn, fügt er im Kreise seiner ersten Sendboten hinzu, “will Mir jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge Mir nach. — Und wer Mir dienen wird, dieß ist das Ziel, das seine Gnade bietet,

den wird mein Vater ehren.“ — Aber dahin war es bereits in diesen Tagen mit der Kirche Christi gekommen, daß ihr Oberhaupt, gleich dem Versucher von Anfang, mit den Reichen der Welt und ihrer Herrlichkeit spielte, und im blendenden Gefühle seiner irdischen Machtvollkommenheit seinen Auserkohrnen zurief: Dieß Alles will ich dir geben, so du niederfällest, und mich anbetest.

Wirklich erreichte auch Sylvester II. mit diesen Ehrenbezeugungen seine Absicht vollkommen. Denn so oft bei dem öffentlichen Vorlesen der Bulle der Name des Pabstes genannt wurde, fiel der König Stephan zur Erde nieder, und betete an; auch ward von dieser Zeit an dem römischen Stuhle ein so durchgreifender Einfluß auf die Bildung der ungarischen Kirche gestattet, daß ihr der überschwängliche Gewinn, die heiligen Schriften in der Muttersprache des Volkes zum allgemeinen Gebrauche zu besitzen, nie zu Theil wurde, und ihr eben damit der lebendige Quell der himmlischen Wahrheit verschlossen blieb.

§. 77.

Stephan hatte nunmehr freie Hand gewonnen, für die Einführung eines in das Gewand der römischen Hierarchie eingekleideten Christenthums nach Herzenslust unter seinem Volke thätig zu seyn. An deutschen und italienischen Priestern fehlte es ihm nicht, welche ihn als Gehülfen im Bekehrungswerk kräftig unterstützten. Aber gerade diese Fremdlinge waren ein Dorn in den Augen des größten Theils seiner Ungarn, und wenn sie eben nicht gerade Bedenken trugen, ihren alten Götterglauben gegen die neue Religion umzutauschen, so waren ihnen die Werkzeuge verhaßt, durch welche dieser Umtausch geschehen sollte. Wirklich war auch in dem benachbarten Böhmen das christliche Bekehrungswerk viel nationaler, und wurde meist durch Menschen und Mittel betrieben, welche aus dem Volke selbst und seiner Volksthümlichkeit hergenommen waren, was bei der Einfüh-

rung der Ungarn in die Kirche Christi nicht der Fall war. Diese mußten alles neu und fremdartig finden, was ihnen mit diesem neuen Glauben ins Land herein gebracht wurde; und daher kam es, daß derselbe nur langsam die innersten Fugen ihrer Volkseigenthümlichkeit durchdringen konnte, und lange Zeit von den Ungarn als eine ausländische Pflanze betrachtet wurde, die sie auf ihrem Boden dulden mußten, so lange dieß der Wille ihres Königes für angemessen hielt. *)

---

*) Der um die freiere Geschichtforschung hochverdiente Spittler ging (in seinem Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten Thl. 2 S. 255.) gerade von der entgegengesetzten Ansicht aus, indem er in der angeführten Stelle über des alten Geysas ersten Versuch, aus dem südöstlichen Deutschland Missionarien kommen zu lassen, bemerkt: "Dieser geographische Umstand (nämlich die Anhäufung deutscher Sendlinge) hat entschieden, daß die ungarische Kirche eine Tochter der lateinischen und nicht der griechischen wurde, und dieß gewiß zu ihrem großen Vortheil. Denn die geringere Kultur, welche damals die lateinische Kirche und besonders die des südöstlichen Deutschlands hatte, entsprach weit mehr dem ganzen gesellschaftlichen und intellektuellen Zustande, in welchem sich die Magyaren befanden, als die höhere ausgeartete Aufklärung der griechischen Kirche. Jene konnte also weit mehr auf die Magyaren wirken als diese; und der Proselytenеifer, der von Rom aus ging, hatte sich auch von jeher viel thätiger bewiesen, als der von Constantinopel. Kaum hatten sich auch einige tausend Magyaren taufen lassen, kaum hatte sich endlich Geysa selbst zur Taufe entschlossen, so theilte schon der Pabst das ganze Land vorläufig zwischen den deutschen Bischöfen von Lorch und Salzburg, als ob es bereits sicher erobertes Christenland wäre."

Allein diese Bemerkung wird durch die mährische, böhmische, so wie durch die russische Missionsgeschichte hinlänglich widerlegt. Schon ist an sich der Umstand, daß die Missionarien einer Kirche in ihrer Geisteshildung höher als Andere stehen, keineswegs ein Grund ihrer geringern Brauchbarkeit für die Missionsarbeit unter rohen Heidenvölkern, indem sich vielmehr gerade das Gegentheil mit Recht erwarten läßt, und nach

Diese Unzufriedenheit mit einer neuen Priesterschaft brach auch frühe schon unter dem Volke aus, und drohte, die glücklichen Fortschritte auf einmal wieder zu zernichten, welche unter Stephans kräftiger Begünstigung die christliche Kirche im Lande gemacht hatte. Stephans Oheim Gyla, welcher das Land zwischen der Theiß und Donau, das heutige Siebenbürgen, und einen Theil der Wallachei (das schwarze Ungarn damals genannt) beherrschte, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, um die eingedrungenen Priester aus dem Lande zu ver-

---

dem Zeugniß der Geschichte wirklich erwartet werden darf. Zudem finden wir eben nicht, daß die griechischen Missionarien, den Cyrill und Methodius etwa ausgenommen, sich in der Regel, durch höhere Geistesbildung vor den lateinischen in den Jahrhunderten des Mittelalters ausgezeichnet hätten, vielmehr treffen wir bei denselben dieselbe Verfinsterung des Aberglaubens an, wie wir sie damals an den römischen Missionarien wahrzunehmen gewohnt sind. Aber ein Umstand tritt überall bei griechischen Missionarien hervor, der ihnen einen entschiedenen Vorzug vor den lateinischen ertheilte. Sie trugen es auf frühe Verbreitung der heil. Schrift in der Sprache des Volkes an, unter welchem sie arbeiteten; sie führten frühzeitig die gottesdienstliche Feyer in der jeweiligen Volkssprache ein, ohne dem Wahne zu huldigen, daß die öffentlichen Gottesdienste nur in der griechischen Sprache gehalten werden können; auch mußte es auf die selbstständige Entwicklung des kirchlichen Volksgeistes ungleich heilsamer, als dieß bei der Arbeit der römischen Missionarien der Fall war, zurückwirken, daß sie, minder eifersüchtig auf die Vergrößerung ihrer eigenen Kirche, es wenigstens nicht hinderten, wenn eine neubekehrte Kirche es darauf antrug, durch Bildung von Nationalgeistlichen die Arbeit fremder Missionarien entbehrlich zu machen. Wenn der Pabst Stephanus schon im ersten Anfang der Mission, das Ungarnland zwischen den deutschen Bischöfen theilte, so geschah dieß wohl mehr darum, die eifersüchtigen Prälaten von Salzburg und Lorch zu befriedigen und die päbstliche Herrschaft zu erweitern, als die Erleuchtung der neuentstehenden Kirche auf diesem Wege desto kräftiger zu fördern.

jagen, und dem väterlichen Götterglauben wieder aufzuhelfen. Stephan rückte den Rebellen mit einem Kriegsheere (im Jahr 1003) entgegen, jagte sie auseinander, nahm den Gyla mit seinen Söhnen gefangen, und vereinigte nun Siebenbürgen, und die Wallachei mit seinem Staate. Bald bewirkte die Furcht vor der Macht des Königs, was beim gänzlichen Mangel an Unterricht, Ueberzeugung und Liebe zum Christenthum nicht zu bewirken vermochte, daß die Einwohner von Schwarzungarn es vorzogen, sich nach dem Willen des Königs öffentlich zur christlichen Gottesverehrung zu bekennen, als beim beharrlichen Festhalten des alten Götterglaubens die Gefahr des Unterganges sich zuzuziehen.

So hatten sich nun vor Stephans Bekehrungseifer neue Wirkungskreise aufgeschloßen, um die Grenzen der Kirche nach allen Richtungen hin zu erweitern, und ihre Herrschaft über sein Volk wirksam und bleibend zu machen. Dazu gab ihm der Christenglaube selbst, so wie der heilsame Verkehr, in welchen er durch ihn mit den christlichen Völkern des Abendlandes gekommen war, die kräftigsten Mittel an die Hand, die er auch zur Bildung seines Volkes nicht unbenützt lassen wollte. Dieß ist eben einer der großen und preiswürdigen Vorzüge des Christenglaubens, daß er nicht nur den Menschen mit seinen Verhältnißen zur unsichtbaren Welt bekannt macht, sondern auch diese Bekanntschaft mit dem Unsichtbaren in das fruchtbarste Mittel verwandelt, die äußere Welt und alle Fugen des Menschenlebens zu ordnen, und dieselben für die sittliche Bildung, und die Wohlfahrt des Menschen wirksam zu machen. Selbst ein durch Unwissenheit und Aberglauben vielfach entstelltes, und innerlich verfälschtes Christenthum bewahrt doch noch immer so viel bildende Lebenskraft, daß ein Volk, das sich einmal äußerlich zu demselben bekennt, nicht bleibt, und nicht bleiben kann, wie es in seinem wilden Naturzustande, unter der Herrschaft des Götterglaubens, seit Jahrtausenden war, sondern daß seine Denkart, seine Gesittung,

sein Familienleben, seine bürgerlichen Verhältniße, sein Boden, sein Kunstfleiß so wie sein Verkehr mit andern Völkern schon durch dieses blos äußerliche Bekenntniß zum Christenthum eine durchgreifende Veränderung erfährt, welche, nach dem Verlauf weniger Jahre, einer neuen Schöpfung Gottes ähnlich erscheint.

Stephan wurde nun Gesetzgeber seines Volkes; und erwarb sich auch auf diesem Wege unsterbliche Verdienste um sein Vaterland, das seinen Namen heute noch dankbar, als den Namen eines Schutzheiligen, verehrt. Nach Art der fränkisch-deutschen Verfassung theilte er sein Reich in Gespannschaften (Grafschaften) ab, deren jeder ein königlicher Beamter vorgesetzt wurde. Statt der bisherigen rohen Volksgebräuche, welche dem Zustand barbarischer Wildheit entwachsen waren, entwarf Stephan (im Jahr 1016), gemeinschaftlich mit seinen Ständen, eine Gesetzessammlung für sein Volk, welche heute noch die ehrwürdige Grundlage der ungarischen Landesverfassung ist. Ihm war dabei vor allem darum zu thun, die zügellose Neigung des Volkes zu Gewaltthätigkeiten zu mildern, der Vorliebe desselben zum Krieg eine friedliche Richtung zu geben, und seinen Sinn für Ackerbau und Kunstfleiß zu gewinnen. Die Sammlung selbst ist an seinen Sohn Emerich gerichtet, auf welchem damals die Hoffnung des Landes ruhte. Diesen ermahnt er zu aufrichtiger Demuth, welche er wahre Erhöhung eines Königs nennt, zur Geduld, zur Sanftmuth, zum innbrünstigen Gebet, zum Mitleiden gegen die Armen, zum Schutz gegen die Verlassenen, und erinnert ihn an die heilige Verpflichtung, als christliches Vorbild seinem Volke vorzuleuchten. Auch vielfache kirchliche Verordnungen sind in diese Gesetzessammlung aufgenommen, die Heiligung des Sonntags, das Fasten, die Kirchenzucht u. s. w. betreffend, um die Kirche mit dem Staate und das bürgerliche mit dem kirchlichen Leben aufs innigste zu verknüpfen.

Natürlich war um diese Zeit nicht daran zu denken, daß der König, oder die Großen der Nation, schreiben, oder auch nur Geschriebenes lesen konnten. Die finnischen Völkerstämme, denen das Ungarnvolk zugehörte, standen in dieser Beziehung hinter den germanischen und slavischen, und selbst hinter den normanischen Völkerstämmen weit zurück, indem thierische Kriegslust, unbegränzte Raubgier, und zügellose Sinnenlust Alles verschlang, was dem Volke als Mittel dienen konnte, auf die ersten Stufen der Volksbildung sich emporzuschwingen. Noch mehrere Jahrhunderte nach Stephans Tod war es gewöhnliche Sitte unter den Ungarn, daß, was im Rathe des Königs als Gesetz ausgemacht worden war, durch ausgesendete Herolde den Grafen mündlich gemeldet, und durch diese wieder an großen Märkten oder bei der Messe dem Volke mündlich verkündigt wurde. Wie langsam aber auch unter dem hemmenden Einfluße der römischen Hierarchie die Volksbildung voranschritt, so hatte es doch das Gängelband einer kirchlichen und bürgerlichen Ordnung gewonnen, an welchem dasselbe zur Tauglichkeit für die Kirche und für die Welt erzogen werden konnte.

§. 78.

Der herrschende Aberglaube hatte in jenen Tagen in den Abendländern die Gewohnheit aufgebracht, daß große Schaaren von Deutschen, Franzosen und Spaniern, sowie aus England, und dem tiefen Norden her, sich zu einer Wallfahrt nach Jerusalem entschlossen, um dort am Grabe des Erlösers anzubeten, und sich durch diese fromme Uebung ein besseres Loos in der unsichtbaren Welt zu erwerben. Diese Fremdlinge hatten bisher meist ihren Weg durch Oberitalien, nach den Ufern des adriatischen Meeres, und sodann zu Wasser nach Constantinopel genommen, um von dort aus zu Fuß ihre Wallfahrt nach Jerusalem fortzusetzen. Aber seitdem das ungarische Volk zum Christenthum bekehrt, und das Land

durch bürgerliche Ordnung gesichert war, nahm nun der Zug der Wallfahrer eine andere Richtung. Ein alter Chroniste bemerkt nämlich: „Damals fingen fast Alle an, welche aus Deutschland und Gallien, sowie aus Irland und Schottland die Reise nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem zu machen wünschten, die bisher gewohnte Straße zu verlassen, welche sie über den Meerbusen führte, und ihren Weg durch das Land des frommen Königs der Ungarn zu nehmen. Dieser nahm sie, wo sie nur immer über seine Gränzen kamen, als christliche Brüder auf, überhäufte sie mit Geschenken, und gab ihnen ein sicheres Geleit durch sein ganzes Land hindurch. Durch diesen Umstand wurden zahlreiche Schaaren vom Adel und vom Volke gereizt, die Reise nach Jerusalem anzutreten, welche einträglich zu werden anfing. Ja der König ging in seiner Frömmigkeit noch weiter; er baute nämlich zu Rom, zu Constantinopel, zu Jerusalem und an andern Orten große Gasthöfe auf, um die andächtigen Wanderer aufzunehmen, und zu beherbergen; indem er demüthig zu Gott flehte daß doch das ganze ungarische Volk, ehe er die Augen für diese Welt schlöße, der allgemeinen Kirche Christi angehören möge.“ Wie sehr auch diese Wanderungen zum heiligen Grabe, als Ausartung des blinden Aberglaubens, getadelt werden müßen, so hatten sie doch die heilsame Wirkung, daß durch den vielfachen Verkehr der verschiedenartigsten Völker Europas, welcher auf diesem Weg veranlaßt wurde, die rohen Volkssitten gemildert, die Tugend der Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit geübt, eine allgemeinere Welt- und Menschenkenntniß vorbereitet, und den Völkern auf diesem Wege vielfache Gelegenheiten nahe gebracht wurden, die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes gegen einander auszuwechseln und das Bessere, das sie an Andern wahrnahmen, nachzuahmen.

Stephan ging, nach einem frommen und thatenvollen Leben, im Jahr 1038 aus dieser Welt. Seine letzten Lebensjahre waren eine Zeit vielfachen Ungemachs, das

ihn lebhaft an die Ungewißheit aller irdischen Dinge erinnern mußte. Die Nothwendigkeit, die neue Ordnung der Dinge mit fester Hand zu handhaben, hatte vielfaches Mißvergnügen besonders unter den Großen seines Reiches angeregt, und vier der angesehensten Grafen hatten sich gegen sein Leben verschworen. Einer derselben schlich sich bei Nacht mit einem Dolch in das Gemach, wo der König krank lag; aber die Frage desselben: wer da sey? versetzte ihn in solchen Schrecken, daß er den Dolch aus der Hand fallen ließ. Als er sich nun auf diese Weise verrathen sah, warf er sich dem Könige zu den Füßen, und flehte um Gnade. Wirklich wurde der Verbrecher von der Strafe freigesprochen, aber seine Mitverschworenen hingerichtet. In Stephans langer Regierungszeit hatten sich, durch eine gnadenreiche Fügung der Vorsehung, alle Umstände vereinigt, um den alten Götterglauben des Volkes zu stürzen, und die Kirche Christi auf den Trümmern desselben bleibend zu begründen. Stephan war ein menschenfreundlicher, kluger und kräftiger Regent gewesen, welcher unter einem wilden Barbarenvolke ernste Strenge mit Mäßigung, und königliche Würde mit weiser Herablassung zu den Bedürfnißen des Volkes zu vereinigen wußte; und er hatte auf diesem Wege die Anhänglichkeit desselben an seine Person gewonnen. Nur diese Vorliebe des Volkes für seinen Fürsten machte es ihm möglich, den alten Haß gegen die deutschen Fremdlinge zu unterdrücken, und sich selbst die Einführung einer neuen Religion gefallen zu lassen, welche die Religion der Deutschen war, und schon darum ein Gegenstand ihrer entschiedenen Abneigung seyn mußte. Aber der allgemeine Ausbruch dieser Abneigung war während Stephans ein und vierzigjähriger Regierungszeit, theils durch den Eindruck, den seine Regententugenden hervorbrachten, theils durch den Umstand in Schranken gehalten worden, daß sich die ungarische Nation von der Uebermacht der deutschen Fürsten bedroht, und von einer zahlreichen auswärtigen Geistlich-

keit festgebunden sah, welche alle Mittel der Macht und des Ansehens in den Händen hatte, um den natürlichen Hang des wilden Volksgeistes in Fesseln zu halten. Und so konnte der fromme König Stephan mit dem frohen Bewußtseyn sein Auge im Tode schließen, unter Gottes sichtbarem Beistand die Kirche unter seinem Volke so tief und bleibend begründet zu haben, daß selbst wiederholte Angriffe des zerspaltenen Heidenthums ihren Untergang nicht weiter zu bewirken im Stande waren.

§. 79.

Noch in den letzten Lebensjahren des Königs Stephan war ihm ein Mann nahe gekommen, welcher zur Förderung des Missionswerkes in Ungarn vorzugsweise geeignet zu seyn schien. Es war Gerard, ein Venetianer, welcher im Anfang des eilften Jahrhunderts geboren worden war.*) Den zeitlichen Ergötzlichkeiten entsagend, hatte er sich frühe in ein Kloster seines Vaterlandes zurückgezogen, um sich für den Predigerberuf vorzubereiten; und nach seinen Studienjahren faßte er nach der frommen Sitte seines Zeitalters den Entschluß, eine Reise zu dem heiligen Grabe nach Jerusalem zu machen. Der Weg führte ihn durch Ungarn; und so wurde er dem Könige Stephan bekannt, den das Talent und die Frömmigkeit des Wanderers mächtig anzog; und der nun ihn zu überzeugen sich bemühte, Gott habe ihm nur darum den Gedanken an eine Pilgerreise nach Jerusalem eingegeben, um ihn einen Wirkungskreis in einem Lande finden zu lassen, wo Tausende von Seelen in der Finsterniß des Unglaubens dem Verderben entgegen eilen.

Gerard konnte sich nicht sobald entschließen, auf seinen Lieblingswunsch, am Grabe des Erlösers anzubeten, zu verzichten; indeß baute er sich doch zu Beel eine

*) Man sehe seine kurze Lebensgeschichte in den Actis Sanctorum des Surius, die 23. Septembr. so wie in Bonfinius Hist. Hung. L. I. C. 2.

Einsiedlerhütte, um, unter Fasten und Gebet, den Willen Gottes an ihn kennen zu lernen. Mittlerweile war die Empörung des Herzoges in Siebenbürgen ausgebrochen, und vom Könige Stephan mit kräftiger Hand gedämpft worden; und nun ließ ihm der siegreiche Fürst keine Ruhe mehr, bis er sich entschloß, im Lande umher zu ziehen, um den unwissenden Einwohnern das Evangelium zu verkündigen. Ein großer Segen begleitete seine Arbeit, und es währte nicht lange, so wurde Gerard auf den bischöflichen Stuhl zu Ozanad erhoben, einer Stadt, welche acht Meilen von Temeswar jenseits der Theiß liegt. Der fromme Gerard konnte nur Arbeit und Trübsal, und vielleicht am Ende den Blutzeugentod in diesem Wirkungskreise erwarten. Der größere Theil von den Einwohnern dieser Gespannschaft bestand damals noch aus wilden Heiden, und diejenigen, welche den Christennamen trugen, waren noch rohe und unwissende Menschen, welche die bildende Kraft der Wahrheit noch nicht zu einer neuen Creatur umgeschaffen hatte. Selbst der größere Theil der Stadtbewohner hieng noch einem albernen Götzendienste an; auch war ihnen jeder Fremdling zum Voraus verhaßt, der aus Italien oder Deutschland kam, um sich in ihrer Mitte niederzulassen.

Gerard ließ sich durch diese Hindernisse nicht zurückschrecken, muthig einen wilden Brachacker anzubauen, der mit Dornen und Disteln überwachsen war. Er wanderte immer zu Fuß in seiner großen Diözese umher, und sparte keine Mühe, um durch Menschenfreundlichkeit und Ernst die unwissenden Einwohner der Kirche Christi zuzuführen. Allein nach Stephans Tode war nun, vierzig Jahre lang, weder Ruhe noch Ordnung im Lande anzutreffen. Da sein Sohn Emerich, ein hoffnungsvoller Jüngling, den die Nachwelt zu einem Heiligen machte, vor ihm gestorben war, so entstand nun unter seinen nächsten Anverwandten, ein langwieriger Kampf um die Königskrone. Diese waren dem größern Theile nach noch dem Heidenthum ergeben; und unter ihren Händen war für die

Kirche, welche Stephan ihnen zurückließ, das Schlimmste zu befürchten. Stephan hatte seiner Schwester Sohn, Peter, zu seinem Nachfolger erklärt, weil er unter seiner Regierung die christliche Religion noch am meisten gesichert glaubte. Allein die Nation fand bald Peters Vorliebe zu den Deutschen noch unerträglicher, als Stephans Bekehrungs-Entwürfe. Ein Graf Aba stieß ihn vom Throne, und ließ sich zum Könige krönen. Nach wenigen Jahren wurde indeß König Peter von dem deutschen Könige, Heinrich III. wieder in die Regierung eingesetzt (Jahr 1044), und Aba hingerichtet. Allein bald entstand ein neuer Aufruhr, und Andreas I. wurde von der Nation auf den königlichen Thron erhoben, welcher vierzehn Jahre lang (bis zum Jahr 1060), mit eisernem Scepter das Regiment führte. Der neue König kannte keine wichtigere Angelegenheit, als alle Fremdlinge aus dem Lande zu jagen, oder zu ermorden, das Christenthum unter seinem Volke zu unterdrücken, und mit der alten Sitte auch den alten Götterglauben wieder herzustellen.

Gerard fühlte sich unter diesen schmerzhaften Umständen in seinem Wirkungskreise von allen Seiten gedrückt. Mit drei seiner Mitbischöfe machte er sich nach der königlichen Residenz Alba auf den Weg, um, es koste, was es wolle, den feindseligen Regenten zu milderem Sinne zu bewegen. Schon waren sie an die Ufer der Donau gekommen, und eben im Begriffe, über dieselbe zu setzen, als sie sich von einer feindlichen Parthei überfallen sahen. Von Steinwürfen bedeckt, kniete Gerard nieder, und flehte mit Stephanus, dem ersten Blutzeugen des Christenthums: „Herr behalte ihnen diese Sünde nicht;“ und starb mit zwei seiner Mitarbeiter (im Jahr 1046) den Heldentod im Dienste Christi.

Indessen vermochten diese rohen Feindseligkeiten nicht, die bereits tief im Lande eingewurzelte Kirche Christi zu erschüttern. Zwar langsam, aber doch mit unwiderstehlicher Gewalt, breitete sich das Bekenntniß zum Chri-

stenthum allgemein unter dem ungarischen Volke aus, und der alte Götterglaube mußte, gleich den Schatten der Nacht, vor dem Morgenstrahle seiner Wahrheit fliehen. Freilich ist es wahr, was Schröckh (Kirchengeschichte Thl. XXI. S. 551) am Schluße seiner Missionsgeschichte dieser Periode bemerkt, „daß in diesem Zeitalter jeder Religionstausch der Heiden Bekehrung genannt wurde, mochte er nun durch schnelle Ueberredung, Reize zur Nachahmung, versprochene Vortheile, scheinbare Wunder, und wirklichen Unterricht, oder durch Befehle, Zwangsmittel, Lebensstrafen und Kriege bewirkt worden seyn. Auch brachten diese Bekehrungen in dem Sinne und Leben der Menschen nur selten jene veredlenden Wirkungen hervor, durch welche sich die Kraft des Evangeliums von jeher vor allen andern Religionen der Welt ausgezeichnet hat.“ Aber eben so wahr ist es, was dieser kenntnißreiche Forscher der Welt- und Kirchengeschichte hinzufügt: „Wenn eine so ausgeartete Religion, wie die christliche damals war, dennoch so wohlthätige und dauerhafte Wirkungen, auch durch sehr unvollkommene Begriffe von ihren eigenthümlichen Lehren, hervorbringen konnte: so müßte sie in einem Jahrhunderte, da man glaubt, daß sie mehr, als jemals, vereinfacht und gereinigt sey, die herrlichsten Wirkungen erzeugen, wenn ihr allgemein erkannter sittlicher Werth nicht unmerklich in ein Gewebe unendlicher Spekulationen aufgelöst worden wäre.“

Sechstes Kapitel.

Erster Anbau der christlichen Kirche unter dem russischen Volke. *)

§. 80.

Fast um dieselbe Zeit, wie den Mähren und Böhmen, ging auch den kleinen russischen Völkerstämmen am Dnieper das erste Morgenroth christlicher Erkenntniß am finstern Himmel ihres Lebens auf. Die Russen bildeten ursprünglich einen Theil des großen slavischen Völkerstammes, welcher in unbekannter Zeit in vielfachen Ver-

---

*) Die frühere Geschichte des russischen Volkes besitzt einen großen Reichthum historischer Quellen, welche indeß erst in der neuesten Zeit einer kritischen Bearbeitung unterworfen zu werden beginnen. Auch die Missionsgeschichte dieses Volkes findet in denselben ihre willkommenen Beiträge, welche jedoch in vielen, häufig unzugänglichen Geschichtsquellen zerstreut umher liegen. Als Vater der russischen Volks- und Kirchengeschichte wird der ehrwürdige Mönch Nestor im Kiew'schen Höhlenkloster mit Recht genannt, welcher im Jahr 1056 geboren wurde, und Annalen der frühesten russischen Geschichte zurück ließ, welche bis zum Jahr 1116 reichen, und nach ihm von andern gelehrten Mönchen fortgesetzt wurden. Die älteste bis jetzt bekannte Abschrift seiner Chronik ist der sogenannte Laurentische Codex, so wie auch Schlözers kritische und historische Bearbeitung dieser Schrift (5 Bd. Göttingen 1802—1809), viel Licht über die früheste Missionsgeschichte Rußlands verbreitet. Noch verdanken wir dem alten Nestor eine Sammlung von Lebensbeschreibungen gottesfürchtiger Männer des Kiew'schen Höhlenklosters, Paterikon genannt, welche nachgeschlagen zu werden verdient. Auch das sogenannte Stufenbuch, das mit dem ersten russischen Fürsten Rurik beginnt, und bis zum Jahr 1559 hinab die Genealogie der Regentenlinie Rußlands verfolgt, so wie die zahlreichen Monologien Rußlands, bieten dem Forscher der Missionsgeschichte da und dort, selbst unter großen Schutthaufen des Aberglaubens eine erfreuliche Ausbeute geschichtlicher That-

zweigungen auf den großen Ebenen zwischen dem baltischen und adriatischen Meere sich niedergelassen hatte. Auch sie spalteten sich wieder in zahlreiche kleine Völkerstämme, deren Namen uns die Chronik des alten Nestors genannt hat. Einige hießen Derewier, weil sie in Waldungen wohnten. Andere ließen sich zwischen dem Pripät und der Dwina nieder, und hießen Dregowitschen. Noch Andere legten sich den Namen der Polotzker bei, von der Polota, einem Flüßchen also genannt, das in die Dwina fließt. Andere slavische Einwanderer, welche von der Donau herkamen, lagerten sich

---

sachen dar. Selbst an brauchbaren Vorarbeiten für diese Geschichte mangelt es ihm nicht. Schon in dem großen Werke der antwerpischen Jesuiten, der Legenden-Sammlung der Heiligen, ist im zweiten Bande eine Abhandlung über die Bekehrung des russischen Volkes anzutreffen, so wie auch der fleißige J. F. Assemani in seinen Kalendariis ecclesiæ universæ (Tom. IV. S. 1. sq.) eine sachreiche Zusammenstellung der merkwürdigsten Thatsachen dieser frühesten Missionsgeschichte versuchte, welche jedoch nicht von einseitiger Partheilichkeit sich frei erhalten hat. Noch brauchbarer ist J. S. Semlers Dissertatio de primis initiis Christianæ inter Russos Religionis, Halle 1742, in welcher der gelehrte Verfasser mit seinem gewohnten Scharfblick manche Dunkelheiten dieser alten Geschichte aufhellt. Das größte Verdienst um die russische Kirchengeschichte hat sich indeß ein Gelehrter der neuesten Zeit, Dr. Philipp Strahl erworben, welcher in seiner Geschichte der russischen Kirche (1 Theil, Halle 1830), die ersten Anfänge des Christenthums in Rußland lichtvoll und gründlich darstellt, und in seinen schon früher (1827) erschienenen Beiträgen zur russischen Kirchengeschichte dem Forscher derselben weitere Bahnen öffnet. Nicht minder verdienstlich ist die Schrift desselben Verfassers: „Geschichte der Gründung und Ausbreitung der christlichen Lehre im russischen Reiche," worin er die Hauptergebnisse seiner Forschungen über den Ursprung der russischen Kirche zusammenstellt. Als klassisches Werk ist Karamsins Geschichte des russischen Reiches allgemein bekannt, das auch in einer deutschen Uebersetzung in einer Reihe von Bänden seit dem Jahr 1820 zu Riga erschienen ist.

an dem Ilmensee, und erbauten dort eine Stadt, welcher sie den Namen Nowgorod, (Neustadt) ertheilten. Noch Andere, welche mit den an der Weichsel wohnenden Lächen eines Stammes waren, siedelten sich am Dnieper an, und wurden von ihren weiten Gefilden, Poländen (Polen, Feldbewohner) genannt. Am Ufer dieses Flußes wurde von denselben in unbekannter Zeit das berühmte Kiew aufgebaut, das zu den ältesten Städten Europas gehört, und schon um das Jahr 882 zur Haupt- und Residenzstadt des neuen russischen Staates erhoben wurde.

Die Ansiedler dieser weiten Steppenländer waren schon in den frühern Jahrhunderten nicht ganz ohne Verbindung mit den Bewohnern des griechischen Reiches, indem sich, wie Nestor erzählt, frühe schon ein Reiseweg von dem baltischen Meere aus bis ins schwarze Meer zog, welcher von den reiselustigen Warägern (Bewohnern der nordöstlichen Reiche) so wie von den Griechen nicht selten benützt wurde. Den Dnieper hinauf ging nämlich ein Fahrzeug bis zur Lowat, auf dieser kam man in den großen Ilmensee, aus welchem der Wolchov strömt, welcher in einen andern großen See, Newo (Ladoga) genannt, sich ergießt, und dieser See fließt in das Waräger-Meer aus. Auf diesem Meere, fügt Nestor hinzu, kann man nach Konstontinopel und Rom, so wie in den Pontus gelangen. Diese alten Straßenverbindungen sind für die Ausbreitungsgeschichte des Christenthums von großer Wichtigkeit, indem sie die frühesten Wege bezeichnen, auf welchen das Licht des Evangeliums aus christlichen Ländern in die Finsterniße des Heidenthums hineingetragen wurde. Wirklich treffen wir auch auf dieser Wasserstraße, die sich durch Rußland hindurch zieht, und den Norden mit dem Süden verbindet, die frühesten Spuren des Christenthums an, das von Missionarien der griechischen Kirche auf diesen wilden Steppen angepflanzt wurde.

§. 81.

Die russischen Slaven theilten mit ihrem Mutterstamme dieselbe Art des heidnischen Aberglaubens, wie wir sie bereits in andern Slavenländern angetroffen haben; und obgleich sie ihren Schutzgöttern eigenthümliche Benennungen beizulegen pflegten, so hatten sie doch dieselben Darstellungen der Naturvergötterung mit andern slavischen Volksstämmen gemein. Auch unter ihnen treffen wir wieder den gleichen Dualismus des alten Heidenthums an, welcher die Welt unter die Regierung eines guten und eines bösen Gottes stellte. Ersterer war der Swätowit (Swantowit, das Weltauge, welches das Land durchblickt); Letzterer der Tschernobog, der schwarze Gott, welcher das Arge verbreitet. Neben und mit ihnen hatten die russischen Slaven ihre zahlreichen Ober- und Untergottheiten, welche den Elementen oder einzelnen Naturerscheinungen vorstanden. Was den Römern ihr Jupiter, und den Deutschen und Normannen ihr Thor war, das war ihnen ihr Perun, der Schöpfer des Donners und des Blitzes, dessen colossales Bild auf Kiews heiligen Hügeln und in den andern Städten des alten Rußlands aufgestellt war. In seinen Händen hielt er einen Donnerkeil, der von Rubinen funkelte. Ein ewiges Feuer brannte auf seinem Altare, auf welchem ihm nicht allein Thiere und Kriegsgefangene zum Opfer gebracht wurden, sondern selbst Mütter ihre Kinder ihm weihten, um durch das Blut der Unschuldigen seinen vermeintlichen Zorn zu besänftigen. Wälder und Haine waren sein Heiligthum, und unausbleiblicher Tod traf jeden, der es wagte, mit der Axt einen Baum, der ihm geheiligt war, zu berühren. Zahlreiche Viehheerden machten den vorzüglichsten Reichthum der Slaven aus, welche unter den Schutz eines höhern Wesens gestellt wurden; und so finden wir unter ihnen die Verehrung eines Viehgottes, dem sie den Namen Wolоss beilegten. Bei ihm und Perun beschwuren die Slaven ihre Friedens-

schlüße, denen die Clausel beigefügt zu werden pflegte: „Wenn ich den Vertrag nicht halte, so treffe mich der Fluch von dem Gotte, an den wir glauben, von Perun, und Woloss, dem Viehgotte.“ Auch ein Stribog und ein Daschdbog ward von ihnen verehrt. Der erstere wurde für den Gott der Winde gehalten; der andere für den Regengott, welcher die Erde fruchtbar macht.

Außer diesen wurden auch, wie Procopius (de bello gothico L. III. c. 14) meldet, Fluß- Wald- Haus- und Quellengötter von den Slaven verehrt, und aus den Opfern, die man ihnen brachte, geweissagt. Wahrscheinlich ist es, daß die russischen Slaven diese Götter nicht in eigenen Tempeln, sondern in Wäldern und auf Anhöhen verehrten, da der alte Nestor keiner Götzentempel erwähnt, welche bei der ersten Einführung des Christenthums zerstört oder in christliche Kirchen verwandelt worden wären; sondern nur von Hainen und Altären spricht, auf denen ihnen die Opfer dargebracht zu werden pflegten; auch sind bis jetzt, was diese Vermuthung bestätigt, keine Spuren alter Götzentempel in Rußland angetroffen worden. Ebenso wird keiner eigenen Priesterkaste in seiner Chronik gedacht, vielmehr erscheinen immer nur die Aeltesten des Volkes und die Bojaren, wenn in der Volksversammlung von einem Todtenopfer die Rede ist. Um so häufiger traten die Zauberer und Weissager in der frühesten Geschichte dieses Volkes auf, und scheinen die Lücke auszufüllen, welche der Mangel einer eigenen Priesterschaft unter ihnen gelassen hatte. Wohl ist es diesem Umstande hauptsächlich zuzuschreiben, daß außer roher Dämonenfurcht, keine weitere Spur von Religionsbegriffen und selbst nicht der Glaube an Unsterblichkeit unter ihnen angetroffen wird; indeß bei heidnischen Priesterreligionen immer einige Glaubensdogmen sich finden, deren Erforschung der Priesterkaste oblag, und welche als heiliges Gemeingut von derselben bewahrt wurden.

Bei ihrem ersten Eintreten in die Geschichte erscheinen die russischen Slaven zwar als ein gastfreundliches und tapferes, aber zugleich als ein höchst rohes und wildes Volk; und die Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts wissen nicht Worte genug zu finden, um ihre Grausamkeit im Kriege mit den schwärzesten Farben zu schildern. (Cf. Stritter memoriæ populorum II. 37). Die Polänen waren, wie Nestor bemerkt, gebildeter als die andern Slaven, und von friedlichen, sanften Sitten; dagegen werden die Derevier und andere Stämme als wilde Thiere geschildert, welche im Dikicht der Wälder wohnten, und in beständigem Hader sich untereinander und ihre Nachbarn erschlugen, die ihnen in den Weg kamen. So fand sie das Christenthum, als es seine ersten Morgenstrahlen in der Wildniß ihres Lebens zu verbreiten begann, um auch sie zum Himmelreich einzuladen.

§. 82.

Wenn auch die russische Kirche von apostolischer Hand gepflanzt zu seyn behauptet, und namentlich den Apostel Andreas als ihren ersten Stifter nennt, so hat sie sich damit einen Vorzug beigelegt, welchen alle Gemeinden des Morgenlandes sich zuzueignen pflegen. Mit sicherem historischem Takte hat indeß schon der alte Nestor die Nachricht als eine bloße Sage angeführt, welche zu seiner Zeit im Umlaufe gewesen sey, „daß der Apostel Andreas (im Jahr Christi 33) von Synope nach Cherson gekommen, den Dnieper aufwärts gestiegen sey, die Gegend von Kiew gesegnet, allda ein Kreuz aufgerichtet, und seinen Jüngern prophezeit habe, daß hier viele Kirchen aufblühen, und eine große Stadt entstehen würde; daß er hierauf nach Nowgorod gekommen, die russischen Bäder kennen gelernt, und durch die Erzählung des Gesehenen bei seiner Rückreise nach Rom daselbst allgemeines Erstaunen erregt habe.“ Bekanntlich wird schon im zweiten Jahrhundert von Hippolytus Por-

tuensis, einem Schüler des Irenäus, und später von Origines bei Eusebius erzählt, (Schlözers Nestor I. 7. 97), daß der Apostel Andreas in Thrazien und sodann in Scythien das Christenthum gepredigt habe. In der alten Geographie war nun der Name Scythien so unbestimmt und gränzenlos, daß man fast alle Länder des nordöstlichen Europas und Asiens damit bezeichnete, welche außerhalb der Gränzen des griechischen Reiches lagen. Immerhin läßt sich als geschichtliche Thatsache annehmen, daß Andreas die Länder des schwarzen Meeres besuchte; wenn nun ein späterer Legendenschreiber ihn bis in den Norden Rußlands hinaufführt, ihn die Schweißbäder der Rußen daselbst bewundern, und seinen Bischofsstab in die Erde stecken läßt, so vergißt er dabei, daß er sich mit dieser Angabe gegen die Zeit und den apostolischen Charakter verfehlt habe.

Dabei behält immer die Annahme eine große Wahrscheinlichkeit, daß schon in den frühern Jahrhunderten in den südlichen Ländern, welche nunmehr zu Rußland gehören, die Ausbreitung des Christenthums ansehnliche Fortschritte gemacht haben müße. Schon Tertullian (adversus Judæos C. 10, 7) zählt unter den vielen Völkern, welche in seinen Tagen Christo unterthan seyen, die Sarmaten auf, welche jene Gegenden bewohnten. Als im dritten Jahrhundert die Gothen ebendaselbst ein mächtiges Reich zu stiften begannen, das sich bald von der taurischen Halbinsel und dem schwarzen Meere bis an die Gestade des baltischen Meeres ausdehnte, wurden sie frühe durch Kriegsgefangene mit dem Christenthum bekannt, und durch ihren eifrigen Bischof Ulphilas (um das Jahr 376) dem größern Theile nach bewogen, sich öffentlich zu demselben zu bekennen. Von den von Osten her auf Europa einstürmenden Völkern bis nach Italien vorwärts gedrängt, waren einzelne Gothenstämme in jenen Gegenden zurückgeblieben, welche sich unter dem Namen der Tetraxiten am schwarzen Meer und auf der Halbinsel Krimm ansiedelten, und die ersten Anfänge

einer Kirche Christi unter sich bildeten. Schon früher war auf dieser Halbinsel das Christenthum herrschende Religion geworden, wenn wir einem alten Verzeichniße Glauben beimessen dürfen, das uns aus dem kurzen Zeitraume vom Jahr Christi 250—288 in Cherson nicht weniger als die Namen von sieben Bischöfen und einen Haufen von Blutzeugen nennt, welche unter der blutigen Verfolgung des Licinius Valerianus ihr Leben eingebüßt haben.

Zur allmähligen Verbreitung des Christenthums in jenen südlichen Ländern des russischen Reiches trug wohl auch der lebhafte Handelsverkehr nicht wenig bei, den Constantinopel und die christlichen Bewohner des Pontus auf dem schwarzen Meere und auf den Hauptflüßen Rußlands führten, welche sich in jenes ergießen. Und als bald darauf die Völker von Armenien und Georgien an den Segnungen des Christenthums Antheil nahmen, und später nestorianische Missionarien jene Länder durchwanderten, treffen wir in der Geschichte jener Tage da und dort einzelne zerstreute Spuren an, welche die geschichtliche Annahme bestätigen, daß lange zuvor, ehe die Kirche Christi in den nördlichen Provinzen Rußlands gepflanzt wurde, die Boten Christi an den südlichen Ufern der Wolga und des Dniepers, Häuflein von Gläubigen gesammelt hatten, welche der Erkenntniß des Evangeliums sich erfreuen durften.

§. 83.

Freilich brachten die Jahrhunderte der Völkerwanderung in diesen südlichen Ländern einen gewaltigen Wechsel der Dinge hervor, weil sich gerade durch sie die große Heerstraße hindurchzog, auf welcher die wilden Horden des nordöstlichen Asiens nach dem Süden und Westen Europas einzuwandern pflegten. Hier war bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts keine Ruhe zu finden, und was in einem Zeitraume gebaut war, wurde schon in dem nächsten wieder gänzlich niedergerissen. Hiezu kamen noch die anhaltenden blutigen Kriege, welche

bis zum Ende des neunten Jahrhunderts zwischen den slavischen Völkern des europäischen Nordens und dem griechischen Kaiserthum geführt wurden, und letzteres allmählig seinem Untergange nahe brachten. Man kann nicht ohne Entsetzen die Schilderungen lesen, welche uns byzantinische Geschichtschreiber dieser Jahrhunderte von der unerhörten Grausamkeit und rohen Barbarenwuth hinterlassen haben, womit diese Kriege geführt wurden. Sie hatten die unausbleibliche Folge, daß einerseits der bürgerliche und sittliche Entwicklungsgang dieser wilden Horden durch dieselben vielfach gehemmt, und andererseits den einzelnen Christen des griechischen Reichs die Gelegenheiten entrissen oder doch in hohem Grade gefährlich gemacht wurden, sich in ihre Wildnisse hineinzuwagen, und die Botschaft des Friedens unter denselben auszubreiten. Die Noth der Zeit wurde noch größer, als die unter sich selbst vielfach zerrissenen Slavenstämme, welche sich von den Mündungen des Dniepers und der Wolga an bis zum Ladogasee und der Weichselmündung hin im Lande angesiedelt hatten, vom Nordosten her, von Haufen normannischer Seeräuber, den gefürchteten Warägern jener Tage, feindlich überfallen wurden, welche auf ihren leichten Kahnen durch die Mündungen des Flußes bis in das Herz des Landes eindrangen, und Alles, was ihnen in die Hände fiel, zu Grunde richteten; während vom Süden her das mächtige Chazarenvolk sich immer weiter am Wolgastrome ausbreitete, und die slavischen Kolonisten in das Innere des Landes zurückdrängte.

Unter solchen Umständen war lange Zeit an christliche Bekehrungsversuche unter den slavischen Russen nicht zu denken, und das siebente und achte Jahrhundert zog vorüber, ohne daß uns die alte Geschichte auch nur einen Versuch, das Christenthum unter denselben auszubreiten, genannt hätte. Immerhin läßt sich dabei annehmen, daß theils von frühern christlichen Ansiedlern, welche unter diesen Stürmen der Zeit noch im Lande

übrig geblieben waren, theils von griechischen Kriegsgefangenen, welche das harte Loos in das Innere Rußlands führte, da und dort stille Versuche gemacht wurden, die Herzen der Landeseinwohner für den Glauben an Christum zu gewinnen. Aber diese schwachen Lichtfunken gingen bald wieder in der grauenvollen Finsterniß des Volkes unter; und es bedurfte einer gewaltigen Veränderung der Dinge, um die Wege aufzuschließen, auf denen von christlichen Ländern her ein kräftiger Anfang zur Umgestaltung dieser Wildniß durch den Einfluß des Christenthums gemacht werden konnte.

§. 84.

Nach der Mitte des neunten Jahrhunderts wachte zu Constantinopel ein neuer Funke des schlummernden Missionsgeistes auf, welcher, wie wir oben gesehen haben, durch den frommen Eifer des Cyrills und Methodius vom griechischen Patriarchenstuhle angefacht worden war; und die glücklichen Versuche zur Ausbreitung des christlichen Glaubens, welche bald darauf von diesen beiden Knechten Gottes unter den benachbarten Bulgaren gemacht wurden, waren das Mittel, die Aufmerksamkeit des griechischen Patriarchen auch auf die slavischen Völkerstämme Rußlands hinzulenken. Wie in der großen Haushaltung Gottes Alles im engen Verbande miteinander steht, und Alles dazu dienen muß, die Verbreitung des Himmelreiches unter den Völkern der Erde auf ungekanntem Wege anzubahnen und zu fördern: so trat auch gerade um diese Zeit in den Wildnissen der slavischen Russen eine Veränderung ein, welche das Mittel in der Hand der Vorsehung wurde, nicht nur die vereinzelten Völkerstämme durch einen gemeinschaftlichen Staatsverband zu Einem Volke zu vereinigen, sondern auch der Kirche Christi allmählig die sichern Wege zu bereiten, um sich bleibend unter diesem Volke anzusiedeln.

Schon seit des schwedischen Königs Ynguar des Großen Zeit (Jahr 700) hatten sich auswanderungslustige

Normannen an den östlichen Gestaden des baltischen Meeres festgesetzt, und unter den Slavenstämmen daselbst sich ein Reich erobert, das sie Holmgärd zu nennen pflegten, und von wo aus sie von Zeit zu Zeit ihre gefürchtesten Warägerzüge mit unglaublicher Kühnheit bis vor die Thore von Constantinopel zu machen pflegten. Ynguars Sohn, der tapfere Prinz Skira (der Getaufte) erhob Nowgorod (um das Jahr 720) zu seiner Residenz, und da er zum Christenthum sich bekannte, so mochte es schon damals im östlichen Rußland nicht an Versuchen gefehlt haben, unter den wilden Slavenstämmen das Christenthum zu verbreiten. Allein das unstäte Leben der Waräger und die häufigen Kriege, in welche sie mit den Slaven sich verwickelt sahen, legten dem Missionswerke zu große Hindernisse in den Weg, als daß es gedeihen konnte. Zuweilen wurden die herrschsüchtigen Waräger aus dem Lande hinausgejagt, oder sie vermochten ihre wechselnde Herrschaft nur durch einen jährlichen Tribut geltend zu machen, welchen die Slaven an ihre Seekönige bezahlen mußten. Aber unter der Herrschaft seiner grausamen Bojaren ging es dem armen Volke nicht besser, und endlich schickten die nowgorodschen Slaven, Kriwitschen und Andere (um das Jahr 862) eine Gesandtschaft übers Meer zu den Warägern, um ihnen sagen zu lassen: „Unser Land ist groß und gesegnet, nur Ordnung mangelt darin; kommt denn, seyd unsere Fürsten, und herrschet über uns.“ (Schlözers Nestor II. 177). Drei Brüder aus der Familie Ross oder Russ, mit Namen Rurik, Snio und Truwor willigten darein, die Herrschaft über Leute anzunehmen, welche wohl für die Freiheit zu kämpfen bereit waren, aber dieselbe nicht zu gebrauchen wußten. Von Haufen normannischer Waffengenossen begleitet, verließen diese ruhmdurstigen Brüder ihr Vaterland auf immer. Rurik setzte sich in Nowgorod; Snio am weißen See im Gebiete der Wessen, und Truwor in Isborsk, einer Stadt der Kriwitschen. Aber bald wurden die beiden letzten Brüder vom Tode weg-

gerafft, und nach zwei Jahren (Jahr 864) Rurik zum Alleinherrscher über das neue Russien erwählt, das von nun an zu einer bleibenden Monarchie gegründet wurde. Von diesem Zeitpunkte an beginnt die Geschichte des russischen Reiches, und mit ihr die Ausbreitungsgeschichte der Kirche Christi in demselben, welche indeß noch ein volles Jahrhundert lang ihre zum Theil blutigen Kämpfe zu bestehen hatte, bis sie ihre heilbringende Herrschaft über das ganze Land auszubreiten vermochte.

§. 85.

Ruriks rüstige Streitgenossen fanden es indeß unerträglich, ihre glänzenden Eroberungen in Ruhe zu genießen; denn kaum waren zwei Jahre dahingeflossen, als sich (um das Jahr 866) zwei derselben, Askold und Dir an die Spitze ihrer Waräger stellten, um in dem freundlichern Süden ihr Glück aufzusuchen. Am hohen Ufer des Dniepers sahen sie eine kleine Stadt und fragten: wem sie gehöre? Ihre Erbauer sind längst gestorben, war die Antwort, und ihre friedliebenden Einwohner zahlen an die benachbarten Chazaren Tribut. Dieses Städchen war Kiew; die beiden Abentheurer bemächtigten sich desselben, zogen aus Nowgorod verstärkte Haufen von Warägern an sich, und bald war der Gedanke zur That gereift, ihre neue Herrschaft bis nach Constantinopel auszudehnen. Auf 200 bewaffneten Kähnen bahnten sich diese nordischen Krieger den schiffbaren Dnieper hinab den Weg zum schwarzen Meere; verwüsteten mit Feuer und Schwert die benachbarten Küsten, und erschienen völlig unerwartet vor den Thoren von Constantinopel. Die Hauptstadt zitterte beim Anblick dieser kühnen Abentheurer, und zum Erstenmal ertönte auf ihren Straßen der furchtbare Name der Russen. Damals saß Michael III., der Nero des griechischen Kaiserthums, auf dem Throne, welcher von seiner Hauptstadt abwesend, mit den Arabern an den Ufern des schwarzen Meeres gerade im Kampfe lag.

Nur ein Wunder, so erzählen die byzantinischen Schriftsteller, konnte in dieser Noth die Hauptstadt des griechischen Kaiserthums aus den Händen der Barbaren retten. Der berüchtigte Photius, welcher wenige Jahre zuvor durch Arglist sich auf den Patriarchenstuhl geschwungen hatte, wußte kein Rettungsmittel mehr, als die Zuflucht zu der Mutter Gottes, welche als Schutz-Patronin über die Bewahrung ihrer Lieblingsstadt wachte. Unter feierlichem Gepränge wurde jetzt ihr Gewand, das in alter Zeit, wie die Sage lautet, aus dem Hause einer alten galiläischen Jüdin von zwei Brüdern gestohlen, und nach Constantinopel gebracht worden war, aus dem Pallast Blacharnä an das Gestade getragen; und unter den Seufzern und Thränen von Tausenden ins Meer getaucht. Augenblicklich wuchs die Fluth, ein Sturm erhob sich, es thürmte sich Welle auf Welle, und die leichten Kähne der Barbaren wurden vom Meere verschlungen. Nur mit wenigen Ueberresten kehrten Askold und Dir beschämt nach Kiew zurück, und, gemartert von Gewissensbissen, schickten sie alsobald Gesandte nach Constantinopel, um den Frieden, und mit ihm die heilige Taufe und christliche Priester sich zu erbitten (Schlözers Nestor II. 233.).

Die historische Kritik hat häufig diese Nachricht verdächtig gefunden, obgleich sie vielfache Zeugniße byzantinischer Schriftsteller für sich hat, und auch von den ältesten russischen Chronisten bestätigt wird. Allein der Hergang selbst enthält nichts Unglaubliches in sich, und auch das vermeintliche Wunder läßt sich leicht aus natürlichen Gründen deuten. Ritterzüge dieser Art waren in der alten Waräger Zeit nicht ungewöhnlich, und auch die damalige Zeitgeschichte Englands weiß ähnliche Auftritte abentheuerlicher Kühnheit von den normannischen Seekönigen zu erzählen. Den glaubwürdigsten Beleg zu dieser Nachricht treffen wir in dem vom Patriarchen Photius (im J. 866) an die orientalischen Bischöfe gerichteten Hirtenbriefe an, (S. Photii Epist. Cond. fol. 58.)

worin es heißt: „Die Russen, bekannt durch ihre Grausamkeit, die Besieger der benachbarten Völker, die in ihrem Hochmuthe es wagten, das römische Reich zu bekriegen, haben ihren Aberglauben abgelegt; bekennen sich zum Christenthum, und sind jetzt unsere Freunde, nachdem sie noch vor Kurzem unsere ärgsten Feinde waren. Sie haben bereits von uns einen Bischof und einen Priester erhalten, und zeigen einen regen Eifer für den christlichen Gottesdienst.“

§. 86.

Allerdings ist in diesem Hirtenbriefe die Nachricht von der Bekehrung der Russen sichtbar mit allzustarken Farben aufgetragen; denn kaum der erste ungewisse Anfang wurde in diesen Tagen mit derselben gemacht. Es dauerte indeß nicht lange, so wurde der Kaiser Michael III. (den 23. Sept. 867) von seinem Nachfolger Basilius, dem Macedonier, ermordet, und wenige Tage darauf Photius vom Patriarchenstuhle gestürzt, und der fromme Ignatius, den er früher von demselben vertrieben hatte, wieder zum Patriarchen der griechischen Kirche erhoben. Kaum saß derselbe auf dem Stuhle, als er es eine seiner ersten Patriarchensorgen seyn ließ, den schwachen Faden fest zu halten, welcher zwischen Kiew und Constantinopel kurz zuvor zur Bekehrung des russischen Volkes angeknüpft worden war. Constantin Porphyrogenetes erzählt nämlich in dem Leben seines Großvaters, des Basilius von Macedonien (vita Basilii in Historia Byzant. script. p. 157) von diesen ersten Bekehrungsversuchen seines Großvaters und des Patriarchen Ignatius folgendes: „Basilius hat die so schwer zu bezwingende und gegen alle Gottesverehrung äußerst abgeneigte russische Nation (Nestor selbst nennt sie bei dieser Gelegenheit „gottlos“) durch die reichlichsten Geschenke von Gold, Silber und seidenen Kleidern zu einem Bündnisse bewogen; und nachdem er Frieden mit ihr geschlossen hatte, sie auch überredet, den Erzbischof,

welchen der Patriarch Ignatius geweiht hatte, und mit ihm die Taufe anzunehmen. Als dieser Bischof zu den Russen nach Kiew kam, hielt ihr König eine Versammlung des Volks, welcher auch diejenigen Räthe und Großen beiwohnten, die am eifrigsten ihrem Aberglauben zugethan waren. Man berathschlagte nun über ihren bisherigen und den neuen christlichen Glauben; ließ den Erzbischof in die Versammlung treten und fragte ihn, was er denn eigentlich sie lehren wolle? Dieser schlug nun das Evangelienbuch vor ihnen auf, und erzählte ihnen einige Wunder Christi, so wie einige Wundergeschichten aus dem alten Testamente. Wenn wir nicht auch etwas dergleichen sehen, versetzten die russischen Großen, was du uns von den drei Jünglingen im glühenden Ofen erzählt hast, so glauben wir dir nicht, und achten nicht auf deine Reden. Der fromme Bischof, welcher der Verheissung vertraute: Wenn ihr etwas bitten werdet in meinem Namen, so sollt ihr es nehmen, glaubte besonders in dem Falle, wenn man nicht zur Schau, sondern zum Heil der Seelen etwas Ausserordentliches verrichten will, diesen Ausspruch Christi sich zueignen zu dürfen, und gab zur Antwort: Es sey zwar nicht erlaubt, Gott zu versuchen, sollten sie aber redlich entschlossen seyn, zu Gott zu kommen, so möchten sie nur bitten, was sie wollen, und Gott werde es ihrem Glauben nicht versagen. Die Russen verlangten demnach, er möchte das Evangelienbuch auf einen von ihnen angezündeten Scheiterhaufen legen, und würde dasselbe unverletzt heraus genommen werden, so wollten sie seine Religion annehmen. Dieß that der Bischof wirklich, nachdem er zuvor zu Christo gebetet hatte, daß er seinen Namen vor den Heiden verherrlichen möchte; und nach etlichen Stunden zog man das Buch unbeschädigt aus der Asche hervor. Darüber erstaunten die Russen, und Viele wurden durch dieses Wunder bewogen, sich taufen zu lassen."

Wir haben diese Geschichte dem Enkel des Basilius nacherzählt. Wahr ist es, daß uns derselbe in seiner Geschichte gar Manches berichtet, das ohne Bedenken in das Reich der Fabeln gewiesen werden mag; und darum getrauen wir uns nicht, das Wort für diese Wundergeschichte zu reden, und dieß um so mehr, da wir keinen andern Zeugen als den Bischof vor uns haben. Aber der Hergang der Sache selbst, wie uns derselbe erzählt wird, schließt nichts in sich, was Gottes unwürdig wäre, oder mit dem Glauben an das Evangelium nicht in Einklang gebracht werden könnte. Denn warum sollte die eben angeführte Verheissung des Herrn dem demüthigen Glauben an Christus und dem Ausbreitungsgeschäfte seines Reiches auf der Erde nicht auch heute noch gelten, wenn es darauf ankommt, seinen Namen unter den Heiden zu verherrlichen. Aus innern Gründen ist nichts gegen diese Erzählung einzuwenden, und wäre der Erzähler ein durchaus glaubwürdiger Mann und Augenzeuge der Geschichte gewesen, so dürfte es ihr auch nicht an äußern Gründen ihrer Glaubwürdigkeit gebrechen.

§. 87.

Auf diese Weise war wenigstens der erste Grundstein gelegt zu dem heiligen Tempel, welcher von Gottes Hand auf den Trümmern des russischen Heidenthumes aufgerichtet werden sollte, und die erste christliche Kirche Rußlands ward (J. 868) zu Kiew erbaut, welche dem heil. Elias geweiht wurde. Die Zahl der Gläubigen kann damals schon unmöglich groß gewesen seyn, denn die Geschichte sagt uns nicht, daß einer der Fürsten Kiews oder einer ihrer Bojaren den Glauben an Christum angenommen habe. Diese scheinen vielmehr das griechische Missionswerk im Lande bloß als freundliche Gestattung und natürliche Folge des Friedenstraktates angesehen zu haben, den sie so eben mit dem griechischen Kaiser abgeschlossen hatten. Als Waräger, welche wahrscheinlich in ihrem Vaterlande Schweden von dem Christenthum,

das gerade in jenen Tagen dort kräftig verbreitet wurde, mehr Kenntniſſe eingeſammelt hatten, als dieſe damals bei den ruſſiſchen Slaven zu erwarten waren, mochten ſie auch zu ſolcher Duldung der chriſtlichen Miſſion um ſo geneigter geweſen ſeyn, ſo lange ſie für ihre Perſon dem Perun getreu bleiben durften.

Die kleinen Anfänge dieſes Werkes waren indeß um ſo hoffnungsreicher, da gerade in dieſen Tagen unter dem benachbarten Volke der Bulgaren die Kirche Chriſti die herrlichſten Siege davon trug, und die beiden Herolde derſelben, Cyrill und Methodius, die Ueberſetzung der heil. Schriften in die ſlavoniſche Sprache begonnen hatten, welche auch für die Ausbreitung des Chriſtenthums in Rußland ein mächtiges Förderungsmittel werden ſollte. Um ſo zuverſichtlicher ließ ſich jetzt erwarten, daß das kaum begonnene Werk nie wieder untergehen würde, und ſelbſt alsdann nicht, wenn auch die griechiſche Kirche ihre Hand von demſelben abziehen ſollte; da in dem Nachbarlande, das ihre Sprache redete, aus ihren eigenen Stammgenoſſen Diener der Kirche auferzogen wurden, welche früher oder ſpäter die Verpflichtung in ſich gewahren mußten, auch ihren Nachbarn das koſtbare Kleinod umſonſt mitzutheilen, das ſie ſelbſt umſonſt empfangen hatten. Auch zeigt wirklich die ſpätere Miſſionsgeſchichte auf eine erfreuliche Weiſe, wie gerade dieſe cyrilliſche Bibelüberſetzung das heilige Panier wurde, um welches ſich die zahlreichen ſlaviſchen Völkerſtämme in Bulgarien, an der Donau, in Mähren, Böhmen und Rußland, und bald darauf auch in Polen zu einer Kirche Chriſti vereinigten, und durch welche ſie vor dem Rückfall in die heidniſche Finſterniß ſelbſt in den gefahrvollſten Verſuchungsſtunden bewahrt wurden.

Der tapfere Rurik, der Stifter der ruſſiſchen Monarchie, ſtarb im Jahr 879, nachdem er zu Nowgorod ſein kleines Reich fünfzehn Jahre lang allein regiert, und während der Vormundſchaft ſeines jungen Sohnes Igor ſeinem Verwandten Oleg die Regierung übergeben

hatte. Oleg war ein Mann, welcher durch seine Weisheit sowohl, als durch kühnen Muth und glänzende Siege sich bald das Zutrauen seiner Unterthanen zu gewinnen wußte. Er sammelte innerhalb weniger Jahre die zerstreuten kleinen Slavenstämme unter seinen Scepter, und als immer neue Warägerhaufen von Schweden her sein tapferes Heer verstärkten, glaubte er (J. 882) stark genug zu seyn, auf neue Eroberungen auszugehen. Smolensk, die Stadt der freien Kriwitschen, ergab sich ihm ohne Widerstand. Auch die alte Stadt Ljubetsch am Dnieper fiel in seine Hände, und nun zog er unaufhaltsam stromabwärts nach Kiew, wo der tapfere Askold und Dir regierten, um auch diese Stadt und ihr Gebiet seinem Scepter zu unterwerfen. Nach kurzer Belagerung wurde sie von seinen Kriegern überrumpelt, ihre beiden Fürsten Askold und Dir durch Hinterlist ermordet, und jetzt das alte Kiew von dem Eroberer zur Hauptstadt Rußlands erhoben. Die beiden unglücklichen Fürsten scheinen innerhalb der jüngst verflossenen Zeit wirklich durch die Taufe mit der Kirche Christi sich öffentlich verbunden zu haben; denn bald hernach wurden sie als die ersten russischen Märtyrer verehrt, und auf Askolds Grabhügel die Kirche des heiligen Nikolaus aufgerichtet, deren Trümmer heute noch dem Wanderer gezeigt werden.

§. 88.

Obgleich uns die Geschichte kein bestimmtes Zeugniß über den Fortgang des griechischen Missionswerkes an den Ufern des Dniepers in jenen Tagen zurückgelassen hat, so scheint doch die stille Arbeit der Knechte Christi daselbst keineswegs unfruchtbar gewesen zu seyn; denn wir erfahren aus byzantinischen Schriftstellern jener Tage (s. Stritters memoriae L. II. pg. 1035), daß gegen das Ende des neunten Jahrhunderts die Christengemeinden in Rußland, als das sechszigste Erzbisthum, im Verzeichniße der vom Patriarchate zu Constantinopel abhängigen Eparchien aufge-

führt werden. Immerhin mag der Name eines Erzbisthumes zunächst darin seinen Grund gehabt haben, daß etwa dreißig Jahre früher der Patriarch Ignatius einen von ihm zum Erzbischofe geweihten Priester nach Kiew gesendet hatte, welcher sein Erzbisthum in den Heidenländern erst aufsuchen mußte; aber dennoch mag die Zahl der Neubekehrten in jenen Tagen nicht gering gewesen seyn, weil im entgegengesetzten Falle die Frage über die Rangordnung dieser Diöceſe im Eparchienverzeichniße nicht zu einer Streitfrage erhoben worden wäre, wie dieß wirklich der Fall war. Die beiden frommen Männer, Cyrill und Methodius, hatten indeß ihr Auge im Tode geschlossen; und die herrlichen Früchte, welche ihr nunmehr vollbrachtes Tagewerk in Bulgarien und Mähren getragen hatte, mußten um so ermunternder auf das Patriarchat zu Constantinopel zurückwirken, da es bis jetzt der römischen Kirche trotz aller Bemühungen dennoch nicht gelungen war, diese neubekehrten Völker von ihrem Verbande mit der griechischen Kirche loszureißen. Auch die Spaltung, welche während dieser Zeit zwischen dem Patriarchate zu Constantinopel und dem römischen Stuhle eingetreten war, konnte Ersterm als neuer Beweggrund dienen, seine kirchlichen Gebiete um so eifriger nach dem Norden hin auszudehnen, je größer die Gefahr war, die südwestlichen Theile seiner bisherigen Besitzungen einzubüßen.

Der siegreiche Oleg hatte sich indeß als Fürst zu Kiew festgesetzt, und seine Eroberungen nach allen Richtungen hin ausgebreitet. Das Land der Severier am Dnieper und ihrer Nachbarn, der Radimitschen, wurde von ihm erobert, um dadurch seine Verbindung mit Nowgorod zu sichern. Auch die Chazarischen Chane, welche in den Statthalterschaften Witebsk und Tschernikow auf dem linken Ufer des Dniepers die Herrschaft über die Slaven führten, wurden von ihm unterjocht, und seine siegreichen Waffen vom Dniester bis an die Ufer des Bugs getragen, um diese Völker unter seine Botmäßigkeit zu zwin-

gen. Eroberungen dieser Art gehen freilich die Missionsgeschichte nichts an; aber sie waren doch in der Hand der Vorsehung das Mittel, diese besiegten Völkerstämme zur Bekanntschaft und zur Theilnahme an der Kirche Christi herbei zu führen, sobald nur einmal der Fürst, welcher an ihrer Spitze stand, dem Glauben an Christum öffentlich gehuldigt hatte.

Der junge Igor war nun herangewachsen, und Oleg führte ihm (im Jahr 903) eine junge heidnische Waräger-Tochter aus Pskov, Namens Olga, als Gemahlin zu, welche nicht nur, wie der alte Nestor bemerkt, sehr schön und klug war, sondern welche auch in ihren spätern Jahren unter dem Namen der Helena, den sie in der Taufe erhielt, durch ihren kräftigen Einfluß auf den Staat und die Kirche Rußlands ihr Andenken in den Jahrbüchern dieses Volkes unvergeßlich gemacht hat. Nach so glänzenden Eroberungen hatten jetzt Olegs Krieger eine Ruhezeit gefunden; und um derselben los zu werden, zogen Hunderte dieser heidnischen Waräger nach Constantinopel, um unter dem Heere, oder auf der Flotte der Griechen Dienste zu thun. Schon früher hatten die griechischen Kaiser Schaaren derselben in Sold genommen; und dieser Umstand hatte die gedoppelte Folge, daß viele derselben nicht nur mit dem Golde, das sie erworben hatten, sondern auch mit besserer Erkenntniß und mildern Sitten bereichert, nach ihren Dienstjahren in ihr neues Vaterland zurückkehrten; und daß wohl auch Einzelne derselben ihres rohen Götterglaubens im Lichte der christlichen Kirche sich schämen gelernt, oder wohl gar denselben gegen den Glauben an das Christenthum vertauscht hatten. Auch eine gefallene und ausgeartete Kirche, wie schon damals die griechische war, behält doch immer bei ihrem Festhalten der äußern Symbole des Christenthums und dem Besitze der heil. Schriften, eine so mächtige Ueberlegenheit über die häßlichen Gestalten des Heidenthums, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn schon die äußerliche Würde und Pracht, mit welcher der

Gottesdienst in den Kirchen Constantinopels gefeiert wurde, einen so tiefen Eindruck in den Gemüthern dieser rohen Krieger zurückließ, daß er sie auch nach ihrem heidnischen Vaterlande begleitete, und als ein lebendiges Fünkchen leicht zur Flamme angefacht werden konnte.

§. 89.

Freilich erzeugte dieser Eindruck auch nicht selten die gierige Lust, der Gegenstände habhaft zu werden, die ihr Auge bewundern mußte. Längst schon hatten den kriegserfahrnen Oleg Constantinopels Schätze angelockt, und er glaubte nun den rechten Augenblick gefunden zu haben, sich in den Besitz derselben zu setzen. Er entschloß sich daher (J. 907) den Krieg mit dem griechischen Reiche zu beginnen. Zahllose Haufen seiner unterjochten Völker vereinigten sich unter den Fahnen seiner Waräger, um gegen die große Kaiserstadt in den Kampf zu ziehen. Auf 2000 leichten Kähnen schifften nun zum zweitenmal diese wilden Horden den Dnieper hinab ins schwarze Meer, und auf den Gestaden des Bosphorus wurden jetzt mit barbarischer Wuth Dörfer und Kirchen und Alles zu Grunde gerichtet, was ihre Hand erreichen konnte. Nestor selbst erzählt von seinen Landsleuten (Schlözers Nestor II. 258): „Sie fingen an, um Zargard (Kaiserstadt, Constantinopel) herum Alles zu verheeren; sie mordeten viele Griechen, zerstörten eine Menge Palläste, und verbrannten die Kirchen. Von den Gefangenen, die sie machten, hieben sie einige nieder, andere marterten sie, erschossen sie mit Pfeilen, oder warfen sie ins Meer, und viel anderes Böse thaten die Russen den Griechen an, wie Krieger zu thun pflegen.“

Der schwache Kaiser Leo, der Philosoph, der sich auf astrologische Berechnungen besser verstand, als auf die Kriegskunst, wußte nichts weiter zu thun, als den Hafen mit einer Kette zu sperren, und die Hauptstadt ihrem Schicksal zu überlassen. Bald kam indeß ein Friedenstraktat zu Stande, dessen Unterschrift deutlich beweist,

daß damals das Christenthum wenigstens unter den vornehmen Klassen der Russen noch keine Verehrer hatte. Denn Oleg und seine Krieger beschworen die Aufrechthaltung dieses Vertrages bei Perun, ihrem Donnergotte und Wolosß, der ihre Heerden bewachte. Wie roh indeß auch noch immer die Grundzüge dieses ersten Friedensvertrages der Russen mit dem griechischen Kaiserthume lauten, so tragen sie doch den deutlichen Beweis in sich, daß die Erstern auf dem Punkte sich befanden, aus den Fesseln der rohen Barbarei in den Zustand bürgerlicher und völkerrechtlicher Gesittung überzutreten, und Bande zu knüpfen, welche für die Ausbreitung des Christenthums nicht anders als heilsam seyn konnten.

Oleg starb (J. 912) in hohem Alter nach einer 33jährigen Regierung. Er blieb heiter bis zu seinem Tod, und die Geschichte weiß nur Kriegsthaten von ihm aufzuzählen; ihm bleibt jedoch das Verdienst, die vereinzelten zahlreichen Slavenstämme Rußlands zu einem gemeinschaflichen Staatskörper verbunden, und dieselben einer vielseitigen Berührung mit christlich civilisirten Völkern nahe gebracht zu haben; und wenn auch unter seiner langen Regierung das christliche Missionswerk blos einer kärglichen Duldung sich erfreuen durfte, so wurden doch die Pforten immer weiter, durch welche die Erkenntniß Christi und die Bildungskräfte des Evangeliums unter die rohe Volksmasse einzuziehen vermochten.

Der Prinz Igor bestieg nun den russischen Thron, auf welchem er 33 weitere Jahre (vom J. 912—945) regierte. Dieser lange Zeitraum seiner Regierung enthält nichts, was des Aufzeichnens in unserer Missionsgeschichte werth wäre. Der Annaliste Nestor und mit ihm die byzantinischen Geschichtschreiber erzählen fast nur von Kriegen und wilden Verheerungen der Völker, welche sich von Zeit zu Zeit um das verhaßte Constantinopel sammelten, um dasselbe zu Grunde zu richten. Auch Igor nahm an diesen blutigen Völkerbewegungen Theil, unter welchen dem harrenden Missionswerke kein anderer

Rath übrig blieb, als sich in der Stille zu verbergen, und in abgelegenen Hütten die Licht bedürftigen Gemüther aufzusuchen, welche des Himmelreiches werth waren. Es ist immer ein grauenerregender Umstand, welchen die Geschichte aller Jahrhunderte bestätigt, daß die erste Wurzel eines jeden jungen Völkerstaates im Menschenblute gepflanzt, und mit Blut getränkt wurde; und daß die Uebergänge der Völker aus der Zügellosigkeit zur Ordnung, und aus der Finsterniß zum Licht, nur auf den Leichenhügeln der Erschlagenen ihre Geburtsstätten zu finden scheinen. Ganz anders lautet der Gnadenrath der göttlichen Weltregierung, welchen uns das Evangelium verkündigt, der im Elemente des Wohlthuns, des Friedens und der Liebe die gefallene Menschheit zur Tüchtigkeit für das Himmelreich erziehen will.

§. 90.

Wie gering indeß der äußerliche Antheil ist, welchen die Missionsgeschichte an den Kriegsgeschichten jener blutigen Tage findet, so scheint sie doch innerhalb dieses Zeitraumes von drei und dreißig Jahren ihr stilles Tagewerk nicht umsonst getrieben zu haben. Igor wurde (im J. 941) in einen schweren Krieg mit dem griechischen Kaiserthume verwickelt, welcher mehrere Jahre mit wechselndem Glück und steigender Erbitterung geführt wurde, und der am Ende (im J. 945) mit einem neuen Friedensvertrage sich endigte, welcher den klaren Beweis in sich enthält, daß der verborgene Sauerteig des Christenthums unter der großen Volksmasse der Russen sich weiter verbreitet hatte, als die äußere Geschichte erwarten ließ. Dieß läßt schon die Art und Weise schließen, wie der erste Artikel dieses Friedensvertrages gefaßt ist. Hier heißt es wörtlich: „Wir, vom russischen Großfürsten Igor, von allen Knäsen und allen Leuten des russischen Landes Abgesandten, erneuern mit den großen griechischen Kaisern den alten Frieden, dem Streit liebenden, das Gute hassenden Teufel zum Trotze auf alle Jahre, solange die

Sonne scheint, und die ganze Welt bestehet. Und es wage es kein Russe, getauft oder ungetauft, den Bund mit den Griechen zu brechen, oder es möge die Erstern der allmächtige Gott zu zeitlicher und ewiger Verdammniß verurtheilen, und den Andern soll des Gottes Peruns Hülfe ermangeln; sie sollen durch ihre eigenen Schwerter fallen, und Knechte seyn in diesem und im zukünftigen Leben." (Schlözers Nestor IV. 56 fg.). Die Zahl der getauften Russen muß demnach schon beträchtlich gewesen seyn, weil ihrer der Friedensvertrag jetzt namentlich gedenkt, was früher in Olegs Vertrag noch nicht der Fall war; und das ganze russische Volk in Getaufte und Ungetaufte eingetheilt wird.

Dasselbe geht auch aus dem dritten Artikel dieses Vertrages hervor, indem es hier heißt: „Wird der entlaufene Sclave nicht aufgefunden, so beschwören es christliche und heidnische Russen, jeder nach ihrem Glauben." (S. 69). Noch deutlicher spricht sich der Schlußartikel desselben hierüber aus, wo es heißt: „Wir haben diese ganze Uebereinkunft auf zwei Papiere niedergeschrieben; das eine davon ist bei unserm Zar-Reiche mit beigefügtem Kreuz und unserm Namen; auf dem andern stehen die Namen eurer Gesandten. Die Urkunde soll dem russischen Großfürsten und seinen Leuten übergeben werden, welche die Aufrechthaltung derselben beschwören sollen, und zwar die Christen in der Hauptkirche des heil. Elias bei vorliegendem ehrwürdigem Kreuze; die nicht Getauften aber sollen dabei ihre Schilde, Ringe und entblößte Schwerter auf die Erde legen." Hieraus geht deutlich hervor, daß es schon im Jahr 945 in Kiew vornehme christliche Russen, und mehrere christliche Kirchen gab, unter welchen die Eliaskirche die Hauptkirche war; auch fügt Nestor selbst den Nachsatz hinzu: „Denn viele Waräger waren Christen." (S. 94 und 99).

Der Großfürst Igor lebte nach diesem Friedensschluße nicht mehr lange; denn er wurde noch in demselben Jahr von den Dreviern, unter welchen er, von seiner

Leibgarde begleitet, mit unmäßiger Strenge die Abgaben einforderte, auf dem Wege angefallen, und grausam ermordet.

§. 91.

Die staatskluge Olga bestieg jetzt während der Minjährigkeit ihres Sohnes Swätoslav den russischen Thron, und bald brach für den Aufbau der Kirche Christi in Rußland eine neue und bessere Zeit an. Schon Vieles war für sie während der langen Regierungszeit Olegs und Igors vorbereitet worden, und schon hatten sich, obgleich von heidnischen Fürsten blos geduldet, Christengemeinden mit eigenen Kirchen unter den Augen der Regierung, und wohl auch an andern Orten des Landes gebildet, welche von ihrem eigenen Bischofe geleitet wurden; aber noch war die Kirche Christi dem kleinen Senftkorne ähnlich, das erst nach und nach zum Baume emporwachsen sollte, denn solange nach dem Geiste jener Zeiten die allgemeine Verbreitung des Christenthums nicht durch das eigene Beispiel und die Vorschrift des Regenten geboten war, solange konnte sie auch nur auf verborgenem aber vielleicht desto fruchtbarerem Wege den Zutritt zu den Herzen der Eingebornen aufsuchen.

Die ersten Anfänge der neuen Regierung ließen für das Werk Christi im Lande nichts Gutes hoffen, denn Olga übte eine listige und grausame Rache an den Dreviern, welche die Ermordung ihres Gemahls verschuldet hatten; und kein Mittel war ihr zu schlecht, um sich auf dem Throne zu befestigen. Doch bald wandte sich ihr Herz dem Bessern zu, und ein Bedürfniß, welches die Macht der Regierung und der schimmernde Glanz der Krone nicht zu befriedigen vermochte, wachte in ihrem Innern auf, das sie zu dem ernsten Schritte vorbereitete, sich dem Glauben an den Gekreuzigten zu weihen. Längst schon war der Name des allein wahren Gottes in Kiew neben ihrem Pallaste gepriesen worden; sie konnte die Feier

des christlichen Gottesdienstes sehen; sie konnte sich wißbegierig mit dem Hirten der Kirche besprechen. Auch stand ihrem hochbegabten Sinne, der sich über das Gewöhnliche erhob, der Weg zu dem Worte Gottes selbst offen, das in ihre Muttersprache übertragen worden war, und den damaligen Vorstehern der russischen Kirche nicht fremd geblieben seyn konnte. Bald keimte in ihrem Herzen der Wunsch auf, ihrem heidnischen Glauben zu entsagen, eine Christin zu werden, und zu diesem Zweke nach dem Hauptsitze des griechischen Glaubens zu reisen, und diesen dort unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen.

Wirklich reiste die Czarin Olga (im Jahr 955) nach Constantinopel, wo sie von dem griechischen Kaiser Constantin, wie derselbe selbst ausführlich beschreibt (de cerem. byzant. L. II. C. 15.), aufs feierlichste empfangen und kaiserlich bewirthet wurde. Nach kurzem Unterricht im Christenthum empfing sie nun vom Patriarchen die heilige Taufe, wobei der Kaiser selbst die Pathenstelle vertrat, und sie den Namen Helena empfing, unter welchem sie als Stifterin der russischen Kirche bekannt ist.

Mit ihrem Uebertritt zum Christenthum beginnt eine neue Periode in der Missionsgeschichte Rußlands. Bisher war es den Boten des Heiles zwar immer gestattet gewesen, unter dem russischen Volke Freunde für den Glauben an Christum aufzusuchen, und ihre Bemühungen waren auch nicht fruchtlos geblieben; aber am Hofe hatte bis jetzt das Christenthum keinen Zutritt gefunden, vielmehr scheinen heftige Widersacher daselbst mit Entschlossenheit seiner weitern Verbreitung am Hofe Widerstand geleistet zu haben; und so hing es blos von einem Verfolgungsbefehle des Großfürsten ab, um die aufkeimende Kirche in ihren zarten Wurzeln zu erdrücken. Die hochherzige Olga wagte jetzt den ersten Schritt vor den Augen ihrer Nation, dem väterlichen Heidenthume zu entsagen, und sich durch die Taufe öffentlich zu dem neuen Glauben der Christen zu bekennen. Bei

dem Widerstande, den sie zum voraus nicht nur von Seiten ihres Sohnes und der Großen des Hofes, sondern auch von der Mehrheit ihres Volkes gewärtigen mußte, konnten es nicht Triebfedern des Stolzes und der Selbstsucht gewesen seyn, welche sie zu diesem Schritte bewogen; vielmehr scheint in ihrem Herzen die Ueberzeugung von der höhern Vortrefflichkeit des Christenthums und dem heilsamen Einfluße desselben auf die Wohlfahrt ihres Volkes, vielleicht auch ein schmerzhaftes Bußgefühl über die Grausamkeiten, welche sie über die Mörder ihres Gemahls in reicher Fülle ausgegoßen hatte, sie bei einem Schritte geleitet zu haben, welcher in seinen Folgen für ihr eigenes Schikſal, sowie für das Glück ihrer Völker entscheidungsvoll werden sollte. Daß die staatskluge Rücksicht, auf den kaiserlichen Hof zu Constantinopel einen größern Einfluß zu gewinnen, auf ihren Entschluß wenigstens keinen vorherrschenden Einfluß gehabt haben konnte, beweist der einfache Umstand, daß die getaufte Czarin nach ihrer Rückkehr in ihre Residenzstadt am Dnieper dem griechischen Kaiser durch seine Gesandten, welche dorthin gekommen waren, um als Wiedervergeltung für empfangene Ehrenbezeugungen Hülfstruppen von ihr zu verlangen, zurücksagen ließ: „So bald Euer Kaiser sich entschließen kann, solange vor mir in der Potschajna (ein kleines Flüßchen bei Kiew) zu stehen, als ich in der Suda (dem Hafen von Constantinopel) gestanden bin: dann will ich ihm Geschenke und Hülfstruppen schicken.“ Immerhin hatte nunmehr die Stunde geschlagen, von welcher an das Missionswerk in Rußland eine allgemeinere Verbreitung gewinnen sollte, nachdem zuvor eine Blut- und Feuertaufe über dasselbe ergangen war.

§. 92.

Olga, voll Eifer für ihren neuen Glauben, ließ kein Mittel unversucht, ihren Sohn, den künftigen Erben des Reichs für den Glauben der Christen zu gewinnen; doch

der stolze Swätoslav wollte die Ermahnungen der frommen Mutter nicht zu Herzen fassen. Vergeblich sprach sie ihm von dem Glück, ein Christ zu seyn, und dem hohen Frieden, der ihre Seele erfüllte, seitdem sie den allein wahren Gott zu erkennen die Gnade hatte. Unwillig hörte der Sohn ihre andringlichen Bitten an, und antwortete: „Soll ich allein den neuen Glauben annehmen, damit mein Gefolge mich verlache?„ (Laur. Nestor S. 34). Der hartnäckige Jüngling blieb, wie Nestor bemerkt, dem Glauben seiner Väter treu; wer sich taufen lassen wollte, den hinderte er zwar nicht, doch verlachte er ihn, und zeigte Verachtung gegen das Christenthum. So blieb der frommen Mutter nichts übrig, als das Schicksal ihres Sohnes und des russischen Volkes Gott anheim zu stellen.

Es war zu erwarten, daß der kräftige Widerstand von Seiten Swätoslav's auf die schnellere Verbreitung des Christenthums in Rußland um so mehr nachtheilig einwirken mußte, da der junge Großfürst im Lager der kriegslustigen Waräger als Held gepriesen war. Dort härtete er seinen Körper durch strenge Lebensart zu den Beschwerden des Krieges ab; er hatte weder Lager noch Wagen, denn der Sattel diente ihm statt des Kissens, auf welchem er unter freiem Himmel auf dem Boden ruhte; er nährte sich mit seinen rohen Kriegern vom Fleisch der Pferde und der wilden Thiere, das er selbst auf Kohlen brühte; und ertrug alle Beschwerden eines nördlichen Himmels. Die Ufer der Oka, des Dons, der Wolga waren der erste Schauplatz seiner glücklichen Kriegsthaten. Von hier zog er auf neue Eroberungen gegen Peter, den Herrscher der Bulgaren aus, und die Städte Bulgariens ergaben sich ihm als Sieger. Auch die wilden Petschenegen, welche während der weiten Entfernung des tapfern Fürsten zum erstenmal in Rußland einfielen, und Kiew mit seiner Mutter und seinen Kindern belagerten, wurden unversehens von ihm überfallen und zurückgetrieben. Glorreich zog er als Sieger in

seine Hauptstadt ein, aber das lärmende Freudengewühl des Volkes übertäubte nicht in ihm die zarten Gefühle des Sohnes und des Vaters; denn Nestor erzählt, daß er Mutter und Kinder, hoch erfreut über ihre Rettung, feurig geküßt habe.

Die fromme Olga hatte während seiner Abwesenheit das Land friedlich regiert, und der Ruf ihres Namens und ihres Uebertritts zum Christenthum war bis an die Ufer des Rheins gedrungen. Russische Gesandte kamen (um das Jahr 960) zu dem deutschen Kaiser, Otto dem Großen, um Rußlands Namen vielleicht zum erstenmal in den Gauen Deutschlands bekannt zu machen. Sie sollen, wie deutsche Chroniker jener Tage umständlich erzählen (Pistorii script. rer. Germanie T. I. p. 101) mit dem Auftrage von Olga an den Kaiser Otto geschickt worden seyn, denselben um einen Bischof und Geistliche zu bitten, damit diese das russische Volk im Christenthum unterrichten könnten. Die Sache hat etwas Räthselhaftes, das sich nicht vollständig enthüllen läßt; und die Verwirrung wird durch den Umstand vergrößert, daß die deutschen Chronisten dieses Ansuchen der Großfürstin Olga mit den Missionen vermischen, welche um dieselbe Zeit zu den rugischen Slaven am baltischen Meere gesendet worden waren. Die Thatsache selbst scheint zweifellos in der Geschichte da zu stehen, und ruht auf einer Mannigfaltigkeit von Zeugnissen, welche für ihre Wahrheit sprechen. Wohl mag dabei die staatskluge Fürstin den Zweck gehabt haben, freundschaftliche Verhältnisse mit dem Kaiser Otto, dem gefeierten Helden seines Zeitalters, anzuknüpfen, um durch diesen auf das Herz ihres heidnischen Sohnes zu wirken, und denselben für die Annahme des Christenthums geneigter zu machen. Ein Kriegsheld, wie Otto war, durfte bereitwilligeres Gehör bei dem tapfern Swätoslav erwarten, als dieß von Konstantinopel her geschehen konnte, wo ein schwacher und weichlicher Regent auf dem kaiserlichen Stuhle saß. Jedoch blieb Olga's Wunsch unerfüllt; und dem feurigen Prinzen, der nun

die Welt gesehen hatte, wurde es bald in den Mauern Kiews zu enge. Im schönern Bulgarenlande wollte er wohnen, so erklärte er seiner Mutter in Gegenwart seiner Bojaren; denn im Hauptsitze desselben, der jetzt Mittelpunkt eines Landes geworden ist, fließt alles Köstliche der Kunst und Natur zusammen. Die betrübte Mutter antwortete ihm: Alter und Krankheit würden nicht säumen, ihrem Leben ein Ende zu machen. „Begrabe mich," sagte sie, „dann ziehe hin, wohin du willst." Wirklich endigte Olga nur vier Tage hernach (im J. 969) ihr Leben, und wurde auf christliche Weise zu Kiew begraben. Sie war, wie Nestor sagt, die Vorläuferin des christlichen Landes, dem Morgensterne gleich, welcher der Sonne vorhergeht; gleich der Morgenröthe, welche den Anfang des hellen Gestirnes verkündigt; sie leuchtete wie der helle Mond in der Nacht, und glänzte wie die Perle aus dem Schlamme (Laur. Nestor S. 38).

§. 93.

Die Großfürstin Helena war nun gestorben, ohne den Lieblingswunsch ihres Herzens, die Bekehrung ihres Sohnes, des Großfürsten Swätoslav, erlebt zu haben; vielmehr schien die Zahl der Widersacher des Christenthums am russischen Hofe gewachsen zu seyn, indem ihr Hofkaplan es nur heimlich wagte, ihrem Verlangen gemäß nach der Christenweise ihre Beerdigung zu bestellen. Jedoch dauerte es nur noch wenige Jahre, daß ihr Leichnam unter der nachfolgenden Regierung ihres Enkels Wladimir auf's Feierlichste in der Hauptkirche beigesetzt, sie von dem Kiew'schen Metropoliten Leontias heilig gesprochen, und ihr im Kalender der Russen ein jährlicher Gedenktag, zum Andenken an ihre Verdienste um das Vaterland, ausgesetzt wurde. Der kriegslustige Swätoslav, welcher jetzt allein regierte, konnte nun seinen Plan, die Hauptstadt Bulgariens zu seinem Wohnsitze zu erwählen, ungehindert ausführen. Um dieß mit Sicherheit zu thun, setzte er seinen Sohn Jaropolk als Fürst

von Kiew ein; und seinem zweiten Sohne gab er das Land der Drevier, welche früher von ihren eigenen Fürsten beherrscht wurden. Auch die Nowgoroder verlangten jetzt einen eigenen Fürstensohn, und ihnen wurde sein dritter Sohn Wladimir, den er mit einer Beischläferin erzeugt hatte, zum Regenten gegeben. Nun hatte der Großfürst freie Hände, und mit einer kleinen Schaar seiner Tapfern zog Swätoslav nach Bulgarien, wo er jedoch, statt friedlich die Hauptstadt in Besitz zu nehmen, von einem mächtigen Heere erwartet wurde. Von diesem Augenblicke an bot ein blutiger Kampf dem andern die Hand; nur kurze Zeit gelang es ihm, die Hauptstadt der Bulgaren zu beherrschen; denn er wurde bald mit seinem kleinen Heere aus derselben vertrieben. Auch mit dem tapfern Zimisces, dem damaligen Helden des griechischen Kaiserthums, gerieth er in Krieg; dieser lieferte ihm eine mörderische Feldschlacht, und er sah sich am Ende genöthigt, mit dem kleinen Ueberreste seiner Krieger sich nach Kiew zurückzuziehen. Seine gehäuften Unfälle hatten den Großfürsten nicht weiser gemacht; denn in dem Friedenstraktate, den er mit dem griechischen Kaiser (J. 971) abschloß, unterzeichnete er noch seinen Namen mit dem Eidschwure: „Daß ihn, sollte er die Verabredung nicht halten, der Fluch treffe von den Göttern, an welche er glaube, von Perun, und Wolosß dem Viehgotte, und daß er gelb, wie Gold, und von seinen eigenen Waffen in Stücke gehauen werden möge.“

Unter solchen Umständen war nun freilich für die ungestörte Ausbreitung der Kirche Christi in Rußland nicht viel Gutes zu hoffen; indem die persönliche Abneigung des Großfürsten Swätoslav gegen das Christenthum, sowie sein Krieg mit den Griechen, durch welchen die Verbindung zwischen Constantinopel und Kiew gänzlich gehemmt wurde, das begonnene Werk vielfältig stören, und den Widerwillen steigern mußte, der sich schon bei Olga's Tode unter den Großen am russischen Hofe kund gethan hatte. Zwar sagt uns die Geschichte nicht,

daß die Christen im Lande, deren Zahl doch noch immer groß seyn mußte, vom Großfürsten verfolgt, oder in der Ausübung ihres Gottesdienstes gestört worden wären; aber dennoch gerieth in diesen leidensvollen Tagen die Christengemeinde im Lande in solchen Zerfall, daß wenige Jahre hernach der Großfürst Wladimir, der zur Annahme des Christenthums bereit war, die Frage machen mußte: Wo ist eine Kirche, um mich taufen zu lassen?

§. 94.

Swätoslav fiel (J. 972) in einem Treffen mit den wilden Petschenegen, welche die Wasserfälle am Dnieper besetzt und ihm den Rückweg nach Kiew versperrt hatten; und bald nach seinem Tode entstand unter seinen drei hinterlassenen Söhnen Jaropolk, Oleg und Wladimir, ein Kampf um die Alleinherrschaft in Rußland, welcher acht Jahre dauerte, bis sich Wladimir durch Verrath und Brudermord den Weg zum Throne zu bahnen wußte. Obgleich von der frommen Olga erzogen, schien Wladimir dennoch alle Ermahnungen seiner Großmutter vergeßen zu haben; denn kaum hatte er den Thron bestiegen, so riß ihn in den ersten Jahren seiner Regierung ein blinder Eifer für die heidnischen Götter hin. Peruns Götzenbild ward neu geschaffen, mit einem silbernen Kopfe geziert, und nebst andern Götzenbildern auf dem heiligen Hügel zu Kiew aufgestellt. Dort prangte ein neuer Götterſaal, wie ihn Rußland nie zuvor gesehen hatte. Das verblendete Volk strömte in großen Haufen zu demselben hin; und, gleich als wollten sie den eingerissenen Abfall von den Göttern durch doppelten Eifer versöhnen, rauchte, wie Nestor erzählt (S. 47), die Erde vom Blute der vielen hier geschlachteten Menschenopfer. Auch in Nowgorod an den Ufern des Wolchow glänzte Peruns Götzenbild. Wirklich schien Wladimir Allem aufzubieten, um durch die äußere Pracht des Götzendienstes dem verfallenen Heidenthum wieder im Lande aufzuhelfen; und

seine Bemühungen mußten in hohem Grade nachtheilig auf die neue Kirche der Christen zurückwirken, welche kaum erst die ersten Wurzeln im Lande geschlagen hatte. Zwar erzählt uns die Geschichte jener Tage von einer wirklichen Verfolgung der Christen nicht; aber ihre Lage war dennoch so gefährlich, daß viele der Neubekehrten entweder nach dem griechischen Reiche und Bulgarien sich flüchteten, wo das Christenthum sich bereits fest angewurzelt hatte, oder ihren Glauben verheimlichten, oder in das Heidenthum ihrer Väter wieder zurückfielen. Als nun Wladimir von einem Feldzuge gegen die polnischen Slaven (Lächen), welche um diese Zeit unter der Regierung ihres Königs Miecislav das Christenthum angenommen hatten, siegreich zurückkehrte: so wurde ihre Lage desto mißlicher, indem (J. 983) Wladimir freudetrunken mit ausgewählten Menschenopfern den Göttern seinen Dank für die erhaltenen Siege zollen wollte. Auf den Rath seiner Bojaren ward das Loos geworfen, welcher aus den Kiew'schen Knaben den Göttern ein wohlgefälliges Opfer seyn würde, und das Loos traf einen jungen Waräger, schön von Angesicht und Seele, dessen Vater ein Christ war. Diesem ward die Trauerbotschaft verkündigt; und entflammt durch die Liebe zu seinem Sohne, sowie durch den Abscheu vor einem so schrecklichen Aberglauben, begann er nun öffentlich vor dem Volke von der Thorheit des Heidenthumes zu reden, und sie aufzufordern, statt eines hölzernen Bildes den allein wahren Gott, den Schöpfer und Herrn des Himmels und der Erde, anzubeten. Ueber solche Kühnheit gerieth die ganze Stadt in Aufruhr; das Volk bewaffnete sich, und mit wildem Ungestüm ward das durch das Götterloos bestimmte Opfer von dem Vater herausgefordert. Dieser erklärte nun, seinen Sohn in die Arme fassend, dem erhitzten Volke: „Wenn eure Götzen wirklich Götter sind, so mögen sie selbst ihn aus meinen Armen reißen.“ In schwärmerischer Wuth tödtete das Volk Vater und Sohn, welche auf diese Weise die ersten

und auch die letzten Blutzeugen im heidnischen Kiew wurden, und nicht lange hernach, unter den Namen Theodor und Iwan, die Zahl der Heiligen in Rußland vermehrten.

§. 95.

Zum Glück hatten in dieser zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Lichtstrahlen der evangelischen Wahrheit die Finsterniße der europäischen Völkerwelt bereits so weit durchdrungen, daß Menschenopfer allgemein für heidnische Gräuel gehalten und als solcher verabscheut wurden. Schon hatte sich die Kirche Christi unter allen benachbarten Slavenvölkern, den Bulgaren, Galiziern, Mähren, Böhmen und Polen angesiedelt, und das Missionswerk wurde mit glücklichem Erfolg unter denselben fortgesetzt. Die Fürsten dieser Völker hatten dem Glauben an Christum gehuldigt, und selbst unter den wilden Ungarn hatte um diese Zeit der eifrige Adalbert einen segensreichen Anfang mit dem Bekehrungswerke gemacht. Wladimirs roher Eifer für das alte Heidenthum konnte diesen neubekehrten Fürsten der Slavenvölker um so weniger gleichgültig bleiben, da seine siegreichen Waffen ihre Ruhe jeden Augenblick zu stören drohten, und derselbe erst vor kurzer Zeit die mächtigen Bulgaren an der Kama, welche zum muhamedanischen Glauben sich bekannten, unterjocht hatte. Die Besiegten versuchten, ihn durch ihren Glauben zu besiegen; sie sandten, (J. 986) wie der alte Nestor erzählt (L. Nestor S. 52), einige Abgeordnete an Wladimirn, um ihm sagen zu lassen: Wir glauben an Einen Gott, und halten Mahomeds Gesetz, welches die Beschneidung befiehlt, und den Trunk des Weines verbietet; bekenne dich mit deinem Volke zum Glauben Mahomeds. Wladimir verwarf ihren Antrag, wie reizend ihm auch das Paradies der Moslemiten erscheinen mochte, indem er erklärte: Der Wein ist des Russen Freude, darum kann er ihn nicht missen.

Wohl mochte diese Bekehrungslust der muhamedanischen Bulgaren die Eifersucht der Christen rege gemacht haben; denn es erschienen bald darauf deutsche Missionarien, welche von Rom her gesandt worden seyn sollen. Wahrscheinlich waren es Böhmen, welche dem deutschen Kaiserthum anheim gefallen waren, und die um so leichter einen Zutritt an Wladimirs Hofe erwarten durften, da eine seiner Gemahlinnen eine Böhmin war. Sie sprachen zum russischen Gesandten: Dein Land ist wie das Unsrige, doch dein Glaube ist von dem Unsrigen weit verschieden. Der unsrige ist eine Leuchte, und unser Gott ist der Schöpfer des Himmels, der Erde und aller Gestirne, aber der Deinige ist nur von Holz. Ziehet heim, erklärte ihnen der Fürst, unsere Vorältern nahmen nicht vom Pabst den Glauben an. Auch jüdische Bekehrer wurden von den benachbarten Chazaren ins Land gesendet. Die Chazaren, welche noch immer einen großen Theil von Taurien bewohnten, hatten nämlich, wie ein arabischer Schriftsteller des zehnten Jahrhunderts, Massudi, erzählt, unter ihrem Herrscher Bula dem Götzendienste entsagt und das Judenthum angenommen, welches von Juden, die gegen das Ende des achten Jahrhunderts aus dem römischen Reiche vertrieben worden waren, unter denselben verbreitet worden war. Die Abgeordneten der Chazaren schilderten dem Großfürsten ihren Glauben mit den glänzendsten Farben; als sie jedoch auf seine Frage, wo ihr Vaterland sey? antworteten: „In Jerusalem, von wo sie aber Gottes Zorn verjagt und ihrer Sünden wegen in fremde Länder zerstreut habe“; da sprach Wladimir: „Und ihr von Gott Verworfene wagt es Andere zu lehren? Hätte Gott euch und euren Glauben geliebt, so würde er euch nicht in alle Welt verstoßen haben; wir wollen nicht so, wie ihr, unser Vaterland verlieren!“

Dieser Auftritt in der Missionsgeschichte Rußlands hat etwas Auffallendes, und die historische Kritik fühlt sich nicht ungeneigt, ein Kunstwerk späterer Zeit in dem-

selben zu argwöhnen. Wirklich mag auch in der Zusammensetzung der Umstände viel Erdichtetes liegen, ohne daß deßhalb das Wesentliche der Thatsachen zu bezweifeln wäre.

Unstreitig zeigt sich in der Geschichte jener Tage ein merkwürdiger Bekehrungseifer unter den Völkern des südöstlichen Europas, welchen die beiden Slavenapostel Cyrill und Methodius angezündet hatten, und zu dessen Vermehrung die aufgeregte Eifersucht viel beitragen mochte, welche zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche Statt fand, von denen jede durch Missionare in der Heidenwelt sich zu vergrößern, und den Schaden zu ersetzen suchte, welchen die Trennung beider von einander angerichtet hatte.

§. 96.

Mehr als 120 Jahre waren bereits dahin geflossen, seitdem der erste Versuch gemacht worden war, das Evangelium in Rußland bekannt zu machen. Diese Versuche waren von der griechischen Kirche her zuerst geschehen, und diese glaubte mit Recht den nächsten Zutritt zu diesem großen Saatfelde Rußlands zu haben. Als die Griechen demnach von diesen Gesandtschaften Kunde bekamen, schickten sie, wie Nestor erzählt, (S. 52.) einen Philosophen, welcher wie es scheint, der slavonischen Sprache mächtig war, und viel Kenntnisse besaß, um den russischen Großfürsten für ihre Kirche zu gewinnen. Dieser wiederlegte mit wenig Worten die Behauptungen der andern Religionsbekehrer; setzte den ganzen Inhalt der heiligen Schrift Wladimirn auseinander; sprach von der Erschaffung der Welt, dem Paradiese, dem Sündenfall der ersten Menschen, der Sündfluth, dem auserwählten Volke Gottes; von der Sendung des Erlösers und der göttlichen Lehre, die er der Welt zurückließ, so wie von der ewigen Freude im Himmelreiche, welche die Gerechten genießen, und der

schrecklichen Höllenqual, welche die Sünder treffen werde. Um einen desto lebhaftern Eindruck auf Wladimirs Herz zu machen, zeigte er ihm auf einem Gemälde das jüngste Gericht, worauf Wladimir mächtig ergriffen ausrief: Wohl dem Gerechten und wehe dem Verruchten! Der griechische Misionär benutzte diesen Augenblick, um den gerührten Großfürsten zu fragen: Willst du nun auch zu der Zahl der Auserwählten gelangen, welche in das Himmelreich eingehen, so lasse dich taufen. Wladimir, die Hand auf sein Herz legend, gab zur Antwort: Noch will ich ein wenig warten, und sämmtliche Religionen erst näher prüfen; und nun wurde der griechische Philosoph, mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft, in sein Vaterland zurückgesendet.

Dieser Auftritt hat eine große Aehnlichkeit mit dem, was uns hundert Jahre früher griechische Geschichtschreiber im Leben Methodius am Hofe des Bulgarenkönigs Bogoris erzählt haben; aber wir finden darum keinen zureichenden Grund darin, die Aechtheit dieser Erzählung zu verdächtigen. Immerhin konnte es Gewohnheit der griechischen Missionarien seyn, auch durch lebhafte Bilder auf die Gemüther roher Barbaren zu wirken; und welches Bild war wohl geeigneter hiezu, als die Vorstellung von dem zukünftigen Gericht? Daß der Geschichtschreiber den griechischen Missionar einen Philosophen nennt, hat gleichfalls nichts Ungewöhnliches, indem ja auch Cyrill früher als Philosoph in seine Missionslaufbahn eingeführt wurde. Wladimirs Wunsch, noch länger zu warten, und die Sache noch genauer zu prüfen, scheint hauptsächlich in dem Umstande seinen Grund gehabt zu haben, daß er von Seiten seiner mächtigen Bojaren einen bedeutenden Widerstand gegen die Einführung des Christenthums erwartete, und eben darum ihre Gemüther noch weiter auf diese Veränderung vorbereiten wollte.

§. 97.

Jetzt ließ der Großfürst (J. 987) die Bojaren und die Stadthäupter zusammenrufen, um ihren guten Rath in dieser Sache zu vernehmen. „Wisse Fürst!“ sprachen sie zu ihm: „Niemand tadelt seinen Glauben, sondern pflegt ihn Andern anzupreisen. Willst du dich aber des Nähern überzeugen, und das Beste erwählen, so sende verständige Männer in verschiedene Länder, und laß sie erkunden, welches Volk die Gottheit am würdigsten verehrt.“ Dieser Rath wurde, wie Nestor erzählt, (S. 73.) von Fürst und Volk wohlgefällig aufgenommen. Dieser Umstand kann uns nicht befremden, da die christliche Kirche in Kiew bereits tiefe Wurzeln unter dem Volke gefaßt hatte, und das Beispiel der frommen Helena noch immer in gesegnetem Andenken seyn mochte. Jetzt wurden zehn verständige Männer ausgesandt, um in den verschiedenen Nachbarländern umher die Religionen genauer zu untersuchen. Die Gesandten kamen zuerst in das Land der Bulgaren; aber dort fanden sie, wie der Bericht erzählt, ärmliche Tempel, einen traurigen Gottesdienst, und gräuliche Gesichter; und darum kehrten sie bald nach Kiew zurück, um dem Fürsten abzurathen, mit der Religion Muhameds etwas zu thun zu haben. Hierauf befahl ihnen Wladimir, zu den katholischen Deutschen zu gehen, und von da sich zu den Griechen zu verfügen. Bei den Deutschen fanden sie den Gottesdienst weder erhaben noch schön. Zu welchen Deutschen die Gesandten gekommen waren, sagt uns die Geschichte nicht. Wohl war es ein benachbartes Slavenland, das im Verbande mit dem deutschen Kaiser stand, und in welchem der römische Ritus nach und nach eingeführt zu werden begann. In diesen Ländern umher hatte sich das Christenthum erst seit einem halben Jahrhundert fester angewurzelt; und daher kam es, daß der äußerliche Gottesdienst noch mit großer Dürftigkeit umgeben war, und es daselbst an prachtvollen Tempeln und reichem Kirchenschmuck noch sehr gebrechen mochte.

Jetzt eilten die Gesandten nach Constantinopel, wo Basilius II. auf dem Throne saß. Als sie vor dem Kaiser ihre Aufträge eröffneten, sagte dieser: „Sie mögen unsers Gottes Herrlichkeit schauen!“; und da er wußte, daß der Sinn roher Barbaren mehr von äußerlichem Glanze als vom Vortrag übersinnlicher Wahrheiten ergriffen wird, hieß er die Gesandten in die durch ihren majestätischen Bau das Auge in Staunen setzende Sophienkirche einführen, eben als der Patriarch im festlichen Prachtgewande die Liturgie verrichtete. Die Pracht des Tempels, über welchem ein hohes und herrliches Gewölbe ruhte, die auf Marmorsäulen ruhende große Kuppel, die prachtvolle Bilderwand mit dem Reichthum ihrer Darstellungen, das Aufschließen der Königsthüre, das Rauschen des reichen Vorhangs vor dem Chor, der bald auf, bald zugezogen wurde, wobei sich das Volk zur Erde warf, und ein „Herr erbarme dich“ ausrief, der Glanz der Lichter, die prachtvollen Kleider der Geistlichen, die Wolken von Weihrauch, welcher süße Wohlgerüche im Tempel verbreitete, der harmonische Gesang verborgener Chöre, die tiefe Stille und Andacht der gedrängten Volksmenge und so vieles Andere, was die Aufmerksamkeit der Russen fesseln mußte, setzten ihr Gemüth in so großes Erstaunen, daß sie sich nicht enthalten konnten, laut auszurufen: „Entlaßt uns in unser Vaterland, damit wir unserm Fürsten verkünden, was wir hier gesehen und gehört haben; denn in diesem Tempel wohnt der Allerhöchste, und eure Religion muß die wahre seyn.“

Nach Kiew zurückgekehrt, sprachen die Gesandten mit Entzücken von dem Gottesdienste der Griechen, und beschloßen ihre Rede mit den Worten: „Ein jeglicher Mensch, wenn er etwas Süßes kostet, hat hernach Widerwillen gegen das Bittere; so verlangt auch uns, nachdem wir den Glauben der Griechen kennen gelernt haben, nach keinem andern, und wir bitten, nach Constantinopel reisen zu dürfen, um uns dort taufen zu lassen.“ (Laur.

Nestor S. 74). Der Fürst wollte nun auch die Meinung der Bojaren und Aeltesten vernehmen, und diese, nachdem sie den Bericht der Gesandten mit Aufmerksamkeit gehört hatten, gaben zur Antwort: „Deine Großmutter Olga, welche die Weiseste unter allen Menschen war, hätte gewiß nicht den griechischen Glauben angenommen, wäre derselbe nicht besser, als alle übrigen Religionen.“ Hierauf erwiederte Wladimir: „Nun so wollen wir uns taufen lassen; aber wo sollen wir dieß thun?“ Wo es dir wohlgefällt, antworteten die versammelten Großen; und somit ward beschloßen, das Christenthum in Rußland auf den Thron zu setzen, und es zur allgemeinen Landesreligion zu machen.

§. 98.

Gar mancherlei Umstände mochten zusammenwirken, um diesen Entschluß in Wladimirs Seele zur Reife zu bringen. War auch die Ueberzeugung von der höhern Vortrefflichkeit des Christenthums vor dem Götterglauben seiner Väter noch nicht stark genug in ihm geworden, um ihn zu bewegen, dem Heidenthum den Abschied zu geben: so forderte schon die Staatsklugheit von ihm, einen Schritt zu wagen, der ihn hoffen ließ, die Wohlfahrt seines Volkes und mit derselben seine eigene Herrschaft tiefer zu begründen. Wladimir war klug genug, um einzusehen, daß alle benachbarten Slavenvölker an gesellschaftlichen Einrichtungen und Cultur seine Nation bereits weit überflügelt hatten, und daß ein neues Leben durch die christliche Kirche unter sie hineingebracht worden war, durch welches das Band eines allgemeinen Völkerverkehres vielfach begünstigt, und den Bereicherungsmitteln der civilisirten, morgenländischen und abendländischen Völker der Zutritt zu denselben aufgeschlossen worden war. Auch an rührenden Erinnerungen an die Beispiele einer höhern Tugend, die sein Auge im Kreise der christlichen Kirche bereits gesehen hatte, mochte es ihm nicht fehlen; und das Andenken an seine fromme

Großmutter durfte noch immer etwas dazu beitragen, sein Herz für das Christenthum geneigt zu machen. Vor Allem aber scheint der Wunsch, mit dem kaiserlichen Hofe zu Constantinopel in nähere Verbindung zu treten, am kräftigsten dazu mitgewirkt zu haben, diesen Entschluß auszuführen, sobald er nur einmal der Zustimmung der Bojaren und seines Volkes gewiß geworden war.

Dieser Augenblik war jetzt gekommen, und Wladimir zauderte nicht länger, seinen Entschluß, durch die Taufe der Kirche Christi zu huldigen, ins Werk zu setzen. Diese feierliche Handlung konnte nun nicht in seiner Hauptstadt Kiew geschehen, da der Zweck, zugleich mit dem griechischen Kaiserhofe in nähere Verbindung zu treten, auf diesem Wege nicht erreicht werden konnte. In Kiew scheint seit dem Tode der Großfürstin Olga der christliche Gottesdienst in großen Zerfall gerathen zu seyn, indem die schwachen Häuflein der dortigen Christen sich in die Stille zurückziehen und ihren Glauben verbergen mußten, da der Fürst sie nicht länger schützte, und die Großen des Reichs mit entschiedener Abneigung die eingedrungene Religion der Griechen zu betrachten pflegten. Nur Constantinopel mußte ihm als die passendste Stelle, und der griechische Kaiser und Patriarch als die würdigsten Männer erscheinen, die festliche Handlung seiner Taufe auf eine geziemende Weise zu vollziehen. Allein sich vor den Griechen zu beugen, die so oft vor dem russischen Namen gezittert hatten; vor ihnen demüthig seinem Götterglauben, als einem finstern Irrthum zu entsagen, und sie friedlich um die Taufe zu bitten: dieß schien seinen Stolz zu beleidigen, und ihn in den Augen seines Volkes zu erniedrigen. Seine Taufe sollte ein Siegerpreis, und sein Uebertritt zum Christenthum ein Triumph werden. Und darum hielt er es für den geeignetsten Weg, mit den Waffen in der Hand den Christenglauben zu erobern, um nicht genöthigt zu seyn, denselben als Geschenk annehmen zu müßen.

§. 99.

Nachdem Wladimir (im Jahr 988) ein zahlreiches Heer gesammelt hatte, zog er auf Booten nach dem griechischen Cherson, dessen Ruinen noch jetzt in Taurien unweit Sebastopol vorhanden sind. Die Bewohner dieser großen, durch Handel mächtigen, Stadt waren Christen, und durften im Falle eines feindlichen Angriffes, als Verbündete, von dem griechischen Kaiser Hülfe erwarten. Diese Stadt überzog nun Wladimir mit Krieg, und belagerte sie von allen Seiten. Die Chersoner, für ihre Freiheit begeistert, leisteten tapfern Widerstand, und nur durch Verrath eines gewißen Anastasius gelang es dem russischen Großfürsten, sich der Stadt zu bemächtigen. Jetzt ließ er dem Kaiser Basilius II. und seinem Bruder Constantin durch Gesandte kund thun: „Er habe ihre Stadt genommen und gehört, daß sie eine unverheirathete Schwester hätten; er biete ihnen einen ewigen Frieden an; doch verlange er die Hand ihrer Schwester, der Prinzessin Anna. So sie sich weigerten, seine Forderung zu erfüllen, werde er vor Constantinopel erscheinen, und dasselbe zerstören.“

Das griechische Reich befand sich damals in der traurigsten Lage; der Kriegsheld Zimisces war gefallen; im Reiche herrschte der Aufruhr, und der Staat ging unaufhaltsam seiner Zersplitterung entgegen. Die beiden Kaiser wagten es daher nicht, die stolze Forderung des tapfern Wladimir von sich abzuweisen; und dieß um so mehr, da sie hoffen durften, durch russische Hülfe ihr Reich und ihre Krone retten zu können. Nun ließen sie ihm sagen: „Es geziemt sich einer Christin nicht, das Weib eines Ungetauften zu werden; willst du dich aber zum Christenthum bekennen, so soll dir die Hand der Prinzessin werden; dann wirst du das Himmelreich erlangen, und mit uns durch Blut und Glauben vereinigt seyn. Kannst du dich nicht hiezu entschließen, so sollst du auch unsere Schwester nicht zur Gemahlin haben.“ (Nestor S. 75.)

Wladimir erwiederte: „Er sey zur Taufe bereit, denn er habe das Christenthum auf die Berichte seiner Gesandten hin liebgewonnen; jedoch verlange er als Pfand des Zutrauens und der Freundschaft von den griechischen Kaisern, daß sie ihm ihre Schwester zuerst zuschicken sollten.“ Die Prinzessin Anna willigte erschrocken in dieß Begehren, und nur der Eifer, den russischen Fürsten und sein Volk für das Christenthum zu gewinnen, vermochte ihr Muth zu diesem Schritte einzuflößen. Von einigen Geistlichen begleitet, segelte sie traurig nach Cherson (Nestor S. 76), wo sie das Volk mit Freude empfing, und unter lautem Jubel zu ihrer Wohnung begleitete. Nestor erzählt nun: „Um dieselbe Zeit habe Wladimir sehr an den Augen gelitten, und sey fast ganz blind gewesen; daher die Prinzessin Anna ihm habe sagen lassen: wenn er genesen wolle, so müße er sich schnell taufen lassen; wo nicht, so werde er Zeitlebens blind bleiben. Wladimir soll hierauf erwiedert haben: ist dem wirklich so, so ist der Gott der Christen wahrhaft groß. Er ließ sich taufen; und der Bischof von Cherson und die mit Anna gekommenen Priester verrichteten diese feierliche Handlung. Wladimir erhielt den Namen Basilius (Wassilii), und weil, wie Nestor erzählt, seine Blindheit alsobald verschwand, so rief er aus: jetzt sehe ich den wahren Gott! Die Bojaren im Gefolge des Großfürsten sahen mit Erstaunen dieses Wunder, und Viele ließen sich taufen.*)“ Bald darauf fand auch die Vermählung mit der Prinzessin Anna statt. Wladimir reiste nun, nachdem er zuvor die Kosten zum Bau einer Kirche dem Bischofe eingehändigt, und die Stadt dem Kaiser übergeben hatte, mit seiner Gemahlin Anna nach Kiew ab, und nahm viele christliche Priester und auch jenen Anastasius mit sich, der ihm bei der

*) Der russische Metropolite Platon, der eine russische Kirchengeschichte schrieb, ist (I. 27) der Meinung, daß Wladimir's Sehendwerden ein geistiges war.

Einnahme von Cherson so gute Dienste geleistet hatte. Auch mit zahlreichen Kirchengefäßen, kirchlichen Reliquien und Heiligenbildern stattete er seine Rückkehr reichlich aus, um die erforderlichen Mittel in der Nähe zu haben, das Bekehrungswerk in Rußland ungesäumt im Großen zu betreiben. (Nestor S. 81. Cedrenus p. 699).

§. 100.

Kaum war der neubekehrte Fürst mit seiner Gemahlin nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, so folgte ihm der allgemeine Umsturz des väterlichen Heidenthums auf dem Fuße nach. Auf seinen Befehl wurden die Götzenbilder umgeworfen, zerhackt und verbrannt; der Hauptgötze Perun aber an den Schweif eines Pferdes gebunden, von zwölf Männern mit Keulen geschlagen und von einer Höhe herab in den Dnieper gestürzt. Wehklagend lief ihm das abergläubische Volk nach, und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Schwimm heraus!“ Doch erst unterhalb der Wasserfälle, welche der Fluß bildet, ward er von den Wellen ans Land geworfen. Ueberall im Lande herrschte Trauer über den Sturz der Landesgötter; aber Widerstand gegen den Willen des Fürsten zu zeigen, wagte Keiner, da die Götter selbst ihre Sache nicht zu vertheidigen vermochten.

Nachdem die Götzenbilder gestürzt, und ihre blutigen Altäre umgeworfen waren, sollte nun das ganze Land durch die Taufe dem Gott der Christen geweiht werden, zu welchem Wladimir sich jetzt bekannte. Die großfürstlichen Kinder nebst den Bojaren des Hofs sollten mit ihrem Beispiele dem Volke vorangehen, und durch die Taufe dem wahren und lebendigen Gott, der in Christo der Welt erschienen ist, ewige Treue schwören. Sie wurden in den Quellen über dem Dnieper getauft, welche von dieser Zeit an die Taufquellen genannt werden. Schon vor seiner Rückkehr aus Cherson hatte Wladimir alle seine Weiber entlassen, um als Christ in einfacher Ehe mit Anna zu leben; und seiner Lieblingsgemahlin Rogneda ließ er sagen: Sie solle sich irgend einen Großen zum Gatten

wählen. „Da ich Fürstin gewesen bin, ließ sie ihm antworten, wie könnte ich jetzt die Sclavin irgend eines deiner Diener werden? ich will keinen andern Gatten, aber mich verlanget nach der Taufe.“

Nachdem nun an seinem Hofe Alles auf christliche Weise geordnet war, wurde auf seinen Befehl in der Hauptstadt durch Herolde verkündet: „Es erscheine Morgen mit Anbruch des Tages am Fuße des Dniepers Jedermann, reich und arm, Herr und Knecht, das ganze Volk, und lasse sich taufen, wenn er nicht von mir als Feind angesehen seyn will. (L. Nestor S. 82). Noch waren die zahlreichen Einwohner Kiew's weder durch Unterricht im Christenthum, noch durch eigene Ueberzeugung auf die Taufe vorbereitet, obgleich sie seit mehr als hundert Jahren mannigfaltige Gelegenheit gehabt hatten, die Gottesdienste der Christen anzuschauen, und sich von christlichen Priestern in ihrem Glauben unterrichten zu lassen. Wohl dürfen wir annehmen, daß auch Viele von ihnen innerhalb dieser Zeit einen gewissen Grad christlicher Erkenntniß sich erworben hatten; aber die große Masse befand sich noch in den Finsternissen des Heidenthums, und nur das Beispiel ihres Fürsten war die Richtschnur, nach welcher sich ihr Glaube bewegte: „Wohl muß der neue Glaube weise und heilig seyn, dachten sie, sonst würden Fürst und Bojaren denselben nicht angenommen, und Peruns Dienste vorgezogen haben.“ Beraubt ihrer alten Götter, genöthigt vom Befehle ihres Fürsten, und wohl auch vom Reiz der Neuheit ergriffen, strömten sie in dichten Haufen an das Ufer, und erwarteten dort ihre Gebieter.

Da erschien Wladimir im glänzenden Gefolge der christlichen Priester, welche theils seine griechische Gemahlin mit sich gebracht hatte, theils ihm von Constantinopel aus nachgesendet worden waren; und auf ein gegebenes Zeichen ging eine unzählige Volksmenge in den Fluß, und wurde getauft. Die Großen standen, wie Nestor malerisch schön erzählt, bis an den Hals, Andere bis an die Brust, die

Knaben nahe am Ufer im Dnieperfluſſe; Väter und Mütter hielten ihre Kinder auf den Armen empor; die Prieſter ſtanden auf Flößen im Fluſſe, und laſen die Taufgebete ab; der entzückte Großfürſt aber lag mit ſeiner Gemahlin am Ufer auf den Knieen, betete und dankte Gott, indem er ſprach: „Großer Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, ſiehe auf dein Volk, ſegne deine neuen Kinder, verleihe ihnen, daß ſie dich erkennen, dich den allein wahren Gott, wie ihn die Chriſten anbeten; befeſtige in ihnen den wahren Glauben, und ſtehe mir bei gegen die Verſuchungen des Böſen, ſo will ich auf dich vertrauen, und mit deiner Hülfe ſeine Ränke zu Schanden machen.“ (Neſtor S. 82). Ein großes Volk ward an dieſem Tag getauft, und allgemeine Freude erfüllte die Herzen der Einwohner; denn wie Neſtor bemerkt: „an dieſem Tage feierten die Himmel und die Erde ein Jubelfeſt.“

§ 101.

Freilich ſtimmte dieſer in den Jahrbüchern der Geſchichte Rußlands ewig merkwürdige und höchſt folgenreiche Auftritt eben nicht wörtlich mit der Anordnung des großen Oberhauptes der Kirche zuſammen, welcher geſagt hat: „Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und taufet ſie u. ſ. w.; wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig.“ Es war wohl mehr ein religiöſes Volksfeſt, als der feierliche Tauftag einer Nation, und eben darum war auch der augenblickliche Gewinn, den dieſe Handlung einbrachte, für die unſichtbare Kirche Chriſti keineswegs hoch anzuſchlagen, ſo wenig wir die geſegneten Eindrücke zu berechnen vermögen, welche dieſe majeſtätiſche Feier im Gemüthe des Einzelnen zurücklaſſen mochte. Aber der Gewinn für die Kirche Chriſti war doch in jedem Fall an dieſem Tage eben ſo beträchtlich, als der Gewinn unſerer Kindertaufe für dieſelbe zu ſeyn pflegt. Der Grundſtein der Kirche Chriſti ward an dieſem feſtlichen Tage feierlich gelegt; die Götzenbilder Rußlands wurden zernichtet; der Widerſtand gegen

die Pflanzung der christlichen Kirche war gehoben; Anstalten zur Verbreitung christlicher Erkenntnisse wurden von jetzt an auf Kosten des Staates aufgerichtet, und Jedem, der nur wollte, ward das geeignete Mittel in die Hände gelegt, zum lebendigen Glauben an Christum zu gelangen, und eine neue Creatur in ihm zu werden, soweit dieses Mittel überhaupt in dem damaligen Zustand der christlichen Kirche angetroffen werden konnte.

Der glückliche Großfürst, welcher nun seinen Wunsch vollkommen erreicht sah, zauderte nicht, das so hoffnungsreich begonnene Werk aus allen Kräften fortzusetzen. Auf den Trümmern des Heidenthums, da wo sonst die kolossalen Götzenbilder hoch empor ragten, und ihre Opferaltäre rauchten, sollte jetzt auf den Thürmen der Kirche das Kreuz Christi aufgerichtet werden. Wladimir erbaute in Kiew dem heiligen Basilius eine hölzerne Kirche auf dem Hügel, auf welchem kurz zuvor Peruns Götzenbild gestanden hatte, und berief geschickte Baumeister aus Constantinopel, um dem Namen der Mutter Gottes eine steinerne Kirche dort zu errichten, wo einst der redliche Waräger mit seinem Sohne den Märtyrertod für den Glauben an Christum erduldet hatte. Jetzt verkündigten die eifrigen Diener des Altars die Lehre Christi in den verschiedenen Gebieten des russischen Reichs. Der Großfürst selbst ging mit einigen Priestern ins Susdalsche, wo viele sich taufen ließen; und überall wurden nun Städte gegründet, und in ihnen christliche Kirchen erbaut, und Schaaren von Geistlichen weit und breit ausgesendet, um die Bewohner der Städte und Dörfer zu bekehren und zu taufen. Große Haufen ergaben sich freiwillig dem neuen Glauben; Andere blieben dem väterlichen Götzendienst getreu, und so blieb bis tief in das zwölfte Jahrhundert hinein noch viel Heidenthum in Rußland übrig. Wladimir wollte, wie aus der Geschichte erhellt, sich keinen Bekehrungszwang erlauben, wie gerne er es auch sah, wenn das Volk gutwillig seinem Beispiele folgte; vielmehr wurde es ihm klar, daß nur auf dem

Wege des Unterrichts und der Ueberzeugung ein wahrer Gewinn für die neue Kirche zu finden sey, zu deren Begründung in Rußland ihn die Hand der Vorsehung als Werkzeug ausersehen hatte; und es lag ihm eben darum am Herzen, dem Volke die nöthigen Unterrichtsmittel zu verschaffen, deren es bedurfte, um aus eigener Ueberzeugung den rohen Aberglauben der Väter gegen die unendlich bessere Wahrheit des Christenthums freiwillig umzutauschen.

§. 102.

Es war unstreitig ein glücklicher Umstand, welcher die schnelle und einflußreiche Verbreitung des Christenthums in Rußland vielfach begünstigen mußte, daß mehr als hundert Jahre zuvor die cyrillische Bibelübersetzung in die slavonische Sprache vollendet worden war, welche nun zum Behufe des christlichen Volksunterrichtes durch Wladimirs Vorsorge leicht in vielen Exemplaren durch Abschreiber vervielfältigt werden konnte. Mit Recht läßt sich freilich voraussetzen, daß unter den zahlreichen slavischen Völkerstämmen, welche vom baltischen bis zum adriatischen Meere, und von der Wolga bis zur Oder ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, schon um diese Zeit eine Verschiedenheit der Mundarten dieser Sprache Statt gefunden haben müße, welche nach wenigen Jahrhunderten so weit auseinander liefen, daß nicht nur zwischen ihnen und dieser alten Bibelübersetzung, sondern auch unter diesen Mundarten selbst kaum noch ein gemeinsames Band des Verständnißes anzutreffen war. So schwer es nun in Ermanglung slavisch-literarischer Hülfsmittel aus jenen Tagen geworden ist, den Entwicklungsgang dieser Mundarten und ihr Verhältniß zu einander nachzuweisen, um die Frage zu beantworten: welcher dieser Mundarten die cyrillische Bibelübersetzung in jener Zeit am nächsten kam, so geht doch aus der Natur der Sache hervor, daß der Bibelübersetzer Cyrill, welcher die Kenntniß der slavischen Sprache in seiner

Vaterstadt Thessalonich einsammelte, und diese mit sich nach Mähren brachte, diejenige Mundart gelernt haben wird, welche von den Slaven am schwarzen Meere gesprochen wurde, und zu der orientalischen Abtheilung dieser Dialekte gehört, welche die russische, bulgarisch-mährische, serbische und croatische Mundarten in sich begreift; während die westliche Abtheilung derselben, zu welcher der böhmische, polnische und serbisch-wendische Dialekt gehört, beträchtlich von der erstern abweichen. Daß übrigens damals und noch lange hernach die cyrillische Bibelübersetzung von dem Volke in Rußland wohl verstanden wurde, geht aus dem Umstande hervor, daß des alten Nestors Annalen, welche ungefähr um das Jahr 1108 verfaßt wurden, in derselben Mundart geschrieben sind, wie sie sich in dieser Uebersetzung findet, und daß letztere demnach so wie sie war, damals dem Volke zum Unterricht in die Hände gegeben werden konnte; auch versichert uns Nestor ausdrücklich, daß dieselbe Bibelübersetzung, wie sie Cyrill und Methodius ausgefertigt hatten, in die Kirche Rußlands eingeführt worden sey, und in seinen Tagen gebraucht wurde.

Damit nun der christliche Glaube in seiner Reinheit erhalten, und dem Volke die Kenntniß der heil. Schrift möglich gemacht werden möge, errichtete Wladimir für die Kinder jederlei Standes, der Vornehmen sowohl, als der Geringen und Armen, sogenannte Volksschulen, und nöthigte sie Alle dahin zum Unterrichte. Diese Wohlthat wurde jedoch damals noch als eine so fürchterliche Neuerung betrachtet, daß die Mütter, deren Söhne zur Schule gezwungen wurden, dieselben für todt beweinten, weil sie das Lesen der Buchstabenschrift für gefährliche Zauberei hielten. (Nestor S. 83). Die Errichtung dieser Schulen trug nicht nur zur schnellern Verbreitung des Christenthums wesentlich bei, sondern in der Vermehrung dieser Schulen lag zugleich die heilsame Nöthigung, auf Vermehrung von Abschriften der heil. Bücher das Augenmerk zu richten; und so wurden sie die Werkstätte,

aus welcher das Wort Gottes und die richtige Kenntniß desselben hervorging, und nach und nach im ganzen Lande umher ausgebreitet wurde.

Es dauerte nicht lange, so theilte der Großfürst Wladimir das Reich unter seine zwölf Söhne, welche während seines Lebens als Statthalter unter ihm die ihnen überwiesenen Ländergebiete beherrschten, und viele neue Städte in Rußland gründeten, welche mit den meist noch unstät umherstreifenden Einwohnern bevölkert wurden. Auch dieser Umstand, wie unselig er auch in späterer Zeit auf die Ruhe des Reiches zurückwirkte, und zu blutigen Bürgerkriegen Veranlassung gab, mußte dennoch in der Hand der Vorsehung dazu mitwirken, die Ausbreitung des Christenthums im Lande zu beschleunigen, und seine tiefere Anwurzlung zu befördern. Da die Theilfürsten in ihren besondern Ländergebieten, und besonders in den Hauptstädten derselben, den neuen Gottesdienst einführten, welchem sie selbst gehuldigt hatten, so mußte innerhalb kurzer Zeit der alte Götzendienst von seiner Stelle weichen, und die christliche Religion konnte ungehindert ihre neuen Eroberungen weit umher im Lande fortsetzen. Wladimirs väterliches Auge wachte über das Ganze, und er scheint diese Theilung des Reiches hauptsächlich darum vorgenommen zu haben, um sich die drückenden Regierungsgeschäfte zu erleichtern, und desto größere Sorgfalt auf die Anpflanzung und Pflege der Kirche Christi in seinem Lande verwenden zu können. Wirklich scheint der Glaube an Christum nicht blos äußerlicher Ceremoniendienst bei ihm gewesen zu seyn, sondern tiefere Wurzeln in seinem Herzen und Leben geschlagen zu haben. Wenn wir uns von der alten Geschichte erzählen lassen, wie er sich als Götzendiener im Dienste der Wollust einen Namen gemacht hatte, und neben seinen vielen Gemahlinen noch 300 Beischläferinnen in seinem Harem hielt, so können wir es nur der Kraft des Christenglaubens zuschreiben, wenn er als Schüler des Christenthums diese Ketten des Lasters zer-

riß, und jetzt mit seiner Gemahlin Anna in rechtmäßiger und treuer Ehe zu leben sich entschloß. Solche Kraft der Selbstüberwindung konnte, wie an seinem Leben, so auch an seiner Regierung nicht verloren gehen, und was der Fürst sich selbst versagte, das konnte er auch desto nachdrücklicher von seinen Unterthanen fordern. (S. Nestor S. 89.)

§. 103.

Spätere Annalisten, wie z. B. das Stufenbych und die niconische Chronik, nennen uns einen gewissen Priester Michael, einen gebornen Syrer, welcher als erster russischer Metropolite schon im Jahr 988 vom Patriarchen zu Constantinopel geweiht, und dem Großfürsten Wladimir nebst vier andern Bischöfen zugesendet worden sey, um ihm das große Bekehrungswerk in Rußland betreiben zu helfen. Von Michael wird erzählt, daß er überall im Lande umher gereist sey, die Einwohner getauft, Kirchen und Schulen errichtet, Geistliche angestellt, weise und fromm gelebt, zuweilen aber auch große Strenge ausgeübt habe. Nach seinem Tode, welcher im Jahre 992 erfolgte, wurde ein Grieche Leontias zum Metropoliten von Rußland geweiht, welcher bis zum Jahr 1008 der neu entstandenen Kirche mit viel Eifer und Klugheit vorgestanden haben soll. Das Erndtefeld war nach allen Richtungen hin groß und einladend, aber desto geringer die Anzahl der Arbeiter, welche sich für dasselbe dingen ließen. Noch mußte sich in diesen ersten Zeiten der fromme Großfürst mit Priestern des Auslandes behelfen, bis aus seinem eigenen Volke taugliche Jünglinge zum Werke des Amtes tüchtig gemacht worden waren; und es war wohl keine geringe Verleugnung für sein Herz, mit einem Werke, dessen Vollendung er so gerne noch erlebt hätte, von Priestern abzuhängen, welche die griechische Kirche ihm zusendete.

Leider ermangeln wir in den alten Chroniken der genauern Nachrichten darüber, wann, wie und durch wen? in dieser oder jener Stadt und Gegend die Kirche Christi angepflanzt worden sey. In Groß-Nowgorod, wo der Götze Perun allein verehrt wurde, scheint das Christenthum mit Gewalt eingeführt worden zu seyn, wie sich dieß nach Karamsins Bemerkung (russische Geschichte Th. I. S. 367) aus folgendem alten Sprichworte zu ergeben scheint: „Putschaeta (Wladimirs Wojewode) tauft mit dem Schwert, und Dobryna (Wladimirs Oheim) mit dem Feuer.“ Letzterer soll, wie eine spätere Chronik erzählt, die Nowgoroder mit Brand und Verwüstung heimgesucht haben. Um das Jahr 992 ward ein gewisser Bischof Joachim nach Nowgorod geschickt, um dort das Christenthum auszubreiten. Er soll daselbst mit glücklichem Erfolg gearbeitet, drei hölzerne Kirchen erbaut, den Götzendienst gänzlich zerstört und eine Schule aufgerichtet haben, worin sein Schüler, ein gewißer Ephraim, die Jugend in den christlichen Lehren und in der griechischen Sprache unterrichtete, und endlich nach einer segensvollen Arbeit von acht und dreißig Jahren (J. 1030) zu Nowgorod seinen Lauf vollendet habe. Wahrscheinlich mangelte es Manchem dieser ersten Missionarien an der Kenntniß der slawonischen Sprache; und um nützlich zu seyn, blieb ihm nichts übrig als die Jugend in seiner Muttersprache, der griechischen, zu unterrichten. Dieß brachte dem rohen Volke, das kaum erst aus der Wildheit herausgetreten war, den wichtigen Vortheil, welcher in der russischen Kirchengeschichte sich sichtbar darstellt, daß die reichen Schätze mannigfaltiger Erkenntniß, in deren Besitz die griechische Kirche seit mehr als fünf Jahrhunderten sich befand, dem russischen Volke aufgeschlossen, und auf diesem Wege die geistige Bildung desselben mannigfaltig befördert wurde.

In Rostow, der Hauptstadt im susdalschen Lande, wo Wladimir frühe schon persönlichen Antheil am Bekehrungswerke genommen hatte, wurde (J. 991) von

einem gewissen griechischen Priester, Theodor, der erste Grund zu einem Bischofsitze gelegt, und eine Kirche von Eichenholz erbaut, welche, wie es scheint, die größte war, die bisher auf russischem Boden aufgerichtet wurde; denn die alten Chroniken sagen: ihresgleichen habe es nie gegeben und werde es nie geben. Theodor war indeß seiner Arbeit bald müde, und räumte diesen neuen Bischofssitz einem andern Griechen, Namens Hilarion ein, welcher jedoch nicht länger aushielt als er selbst, und nach wenigen Jahren wieder nach Griechenland zurückkehrte. Dieß kann uns nicht wundern, indem die verweichlichten Griechen jener Tage es schwer finden mußten, in dem kältern Klima Rußlands, und bei der rohen Lebensweise der Einwohner ihre Tage zuzubringen; und nur Wenige scheinen sich gefunden zu haben, welche im Drange der Liebe Christi sich entschließen konnten, sich selbst zu verläugnen, um Ihm im heidnischen Gebiet das Kreuz nachzutragen. Ihnen folgte ein gewisser Leon im Missionsberufe nach, welcher, wie es scheint, segensreicher als seine Vorgänger zu Rostow wirkte, indem er nach seinem Tode in die Reihe der Heiligen versetzt, und der Segen seines Andenkens in der Feier eines eigenen jährlichen Gedenktages in dieser Gemeinde aufbewahrt wurde.

§. 104.

Noch sollen unter Wladimirs Regierung in andern Städten, die zum Theil neu aufgerichtet wurden, wie z. B. zu Tschernigow, Bjelgerod am Dnieper, und zu Wladimir in Wolhynien, ähnliche Bischofssitze aufgerichtet worden seyn, auf welchen die mit Michael gekommenen griechischen Priester ihre erste Arbeitstätte fanden. Der alte Nestor sagt uns hievon nichts in seiner Chronik, die, obgleich in den sparsamsten Ausdrücken, dennoch die wichtigsten Ereignisse jener Tage zu nennen pflegt. Die Theilung des Reichs unter Wladimirs zwölf Söhne läßt uns indeß mit Recht annehmen, daß es jedem Einzelnen darum zu thun seyn mußte, einen eigenen, wenn

auch kleinen Missionssprengel in seinem Landestheile aufzurichten, da sie selbst sich zum Christenthum öffentlich bekannten, und der eifrige Vater, der die Oberherrschaft über das Reich behielt, Gefahr laufen mußte, sich in blutige Bürgerkriege verwickelt zu sehen, wenn nicht jeder seiner Söhne ernstlich darauf bedacht war, in Uebereinstimmung mit ihm die Einführung der neuen Religion zu betreiben.

Wladimirs Freude war groß, als er nach siebenjähriger Arbeit (J. 996) eine steinerne Metropolitankirche in seiner Hauptstadt errichtet sah, welche von griechischen Künstlern reichlich geschmückt, der Jungfrau Maria geweiht wurde. Durchdrungen von warmer Liebe für sein Volk, begab er sich in den neuen Tempel, und flehte, wie Nestor berichtet (S. 88), zu dem Allerhöchsten: „Herr blick aus der Himmelshöhe auf uns herab, und pflege diesen Weinberg; leite unsere Herzen zur Einsicht, auf daß wir dich, den wahren Gott erkennen. Segne diese Kirche, die dein unwürdiger Knecht erbaut hat, und erhöre das Gebet dessen, der in diesem Gotteshause dich anruft!“ Um diese Kirche gebührend auszustatten, überließ er ihr den Zehnten von seinen fürstlichen Einkünften und Städten, welche daher die Zehntkirche genannt wurde. Aus der Urkunde, welche über diese Stiftung noch verhanden ist, geht ferner hervor, daß der Großfürst um diese Zeit zugleich den ersten Grund zu der hierarchischen Verfassung legte, welche von Mehreren seiner Nachfolger weiter ausgebildet und zum Grundgesetze des Reichs erhoben wurde. „Ich habe im Gesetzbuche der Griechen nachgesehen, heißt es hier, und darin gefunden, daß es dem Fürsten nicht gestattet ist, kirchliche Angelegenheiten zu schlichten, und über die Diener derselben Gericht zu halten. Nach geschehener Berathung mit meinen Söhnen, Herzogen und Edlen, haben wir dem Metropoliten und den Bischöfen in ganz Rußland die Vollmacht ertheilt, die kirchlichen Angelegenheiten zu richten, und auch die weltlichen Diener

derselben, sowie die Geistlichen ihrer Gerichtsbarkeit zu unterordnen.“ So wenig sich aus den allgemeinen Ausdrücken dieser Urkunde ein sicherer Schluß auf den damaligen Umfang des Missionswerkes in Rußland machen läßt, so geht doch so viel aus derselben hervor, daß die Anzahl der Neubekehrten bereits sehr groß gewesen seyn muß, und daß Wladimir sich die Hoffnung gestatten durfte, innerhalb kurzer Zeit die christliche Kirche allgemein in Rußland ausgebreitet, und bleibend begründet zu sehen. Auch aus Rom kamen Gesandte an ihn, um ihm zu seinem Uebertritt zum Christenthume, sowie zu seinem folgereichen Bekehrungswerke Glück zu wünschen. Wohl mochte Wladimir sich durch diese Botschaft geschmeichelt fühlen, und eben nicht ungeneigt gewesen seyn, auch mit dem kirchlichen Abendlande eine Verbindung anzuknüpfen. Allein der griechische Patriarch zeigte sich bald über Wladimirs Verkehr mit dem römischen Pabste unzufrieden, und rieth dem Großfürsten, von seinem Briefwechsel mit dem Haupte der lateinischen Kirche abzustehen.

Freilich würde der fromme Wladimir von dort her für die Begründung der Kirche Christi in seinem Lande eben nicht viel Besseres in Empfang genommen haben, als ihm der Patriarch der griechischen Kirche reichen konnte. Beide Kirchengemeinschaften befanden sich in so tiefem Verfalle, daß von ihren Hülfleistungen nicht viel mehr als die Fesseln einer weltlichen Hierarchie zu erwarten waren. Die Wahl zwischen Beiden war unbedeutend, und wenn je ein kirchlicher Verband mit dem Auslande für die neue Kirche Rußlands nöthig war, so war die Vereinigung mit dem griechischen Patriarchate wenigstens natürlicher, und durch die Dankbarkeit geboten. Damit war nun eben nicht jeder Geistliche dieser neuen Kirche zufrieden, was sich aus einem Umstande ergibt, den das Stufenbuch (I. S. 166) erzählt. Ein gewisser Mönch, Andreas, äußerte nämlich (J. 1003) öffentlich gegen die eingeführte Hierarchie seine Unzufrie-

denheit, und fing an, gegen die Verehrung der Heiligenbilder und andere Kirchensatzungen laut aufzutreten, und solche als irrig zu verwerfen. Dieser Mönch scheint wirklich eine bessere Einsicht in das wahre Wesen des Christenglaubens gehabt zu haben, und sein Muth, diese bessere Ueberzeugung furchtlos zu bekennen, macht ihn ehrwürdig. Allein er fand wenig Gehör unter seinen Glaubensgenossen; man fürchtete für das kaum aufkeimende Christenthum große Gefahr von dieser Neuerung, und der Metropolite Leontias hatte keine Ruhe, bis der verirrte Andreas in den Schoos der griechisch-russischen Kirche wieder zurück geführt war.

§. 105.

Wladimirs Bekehrungsversuche breiteten sich selbst über die Grenzen seines großen Landes hinaus, und ihm ward die Freude zu Theil, durch seinen mächtigen Einfluß, da und dort der Kirche Christi aufzuhelfen. Ein gewisser Markus aus Macedonien wurde zu den Bulgaren gesendet, welche an den Ufern der Wolga sich niedergelassen hatten, um denselben das Evangelium zu predigen. Es gelang ihm, ein offenes Ohr unter diesem Stamme zu finden, und vier ihrer Fürsten begaben sich nach Kiew, um sich dort unter den Augen des Großfürsten taufen zu lassen. Auch der Fürst der wilden Petschenegen, Kutschuch, kam dorthin, betrachtete die schönen Gottesdienste des Herrn, bat um die Taufe, und trat in Wladimirs Dienste, um ungehindert seinem neuen Glauben zu leben. Man fing allmählig in Rußland an, Klöster für fromme Einsiedler zu bauen, wie man sie in der griechischen Kirche jener Tage, die als Vorbild für die russische diente, häufig antraf. Zu Nowgorod wurde (schon im Jahre 990) das erste Kloster dieser Art von dem Bischof Joachim errichtet. Ihm folgte (Jahr 1010) der Bischof zu Rostow, Abraham nach, welcher zu dem dortigen Abrahams-Kloster den ersten Grund legte. Auch der durch seine mönchische Heilig-

keit berühmt gewordene Hilarion, ein Presbyter in Bereſtow, grub ſich auf den Anhöhen von Kiew eine kleine Höhle, worin er ſein Gebet verrichtete, und einen großen Theil ſeiner Lebenstage zubrachte. Der Großfürſt mochte mit Wohlgefallen dieſe Erzeugniſſe einer krankhaften Frömmigkeit betrachtet haben, da er ſelbſt Gefahr lief, in die Schlingen derſelben verwickelt zu werden, hätte ihn nicht ſein umfaſſendes Gemüth und der Rath ſeiner Freunde auf beſſere Wege hingeleitet. Die Geſchichte ehrt ihn als einen Vater der Nothleidenden, die zu jeder Zeit ins fürſtliche Schloß kommen durften, um ihren Hunger zu ſtillen. Doch dieß war nicht genug; den Kranken, ſagte Wladimir, fehlt es ja an Kraft in meinen Pallaſt zu kommen; und er befahl auf den Straßen Kiew's Brod, Fleiſch, Fiſche, Gemüſe und Meth herum zu führen, um die Hülfsbedürftigen und Kranken mit allem Nothwendigen zu verſehen. Dieſe Tugenden des Fürſten ſchreibt Neſtor mit Recht den Lehren des Chriſtenthums zu. Die Worte des Evangeliums: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen“, erweckten in ſeinem Herzen eine ſeltene Neigung zum Wohlthun, und eine ſolche Milde des Sinnes, welche ſelbſt die Grenzen der Klugheit überſchritt. Auch der Mörder Leben ſchonte er, und beſtrafte ſie blos mit einer Geldbuße. So vermehrte ſich die Zahl der Verbrecher, und ihre Kühnheit ſetzte die friedlichen Dörfer in Schrecken. „Warum rotteſt du das Laſter nicht aus?“ fragten ihn ſeine Biſchöfe. Ich fürchte den Zorn des Himmels! antwortete Wladimir. Nein, ſagten ſie, Gott hat dich beſtellt, die Böſen zu beſtrafen; die Guten aber zu belohnen. Der Verbrecher muß gerichtet werden, doch nur nach reifer Unterſuchung. Der Großfürſt befolgte ihren Rath, und die Todesſtrafe wurde unter mildernden Beſtimmungen wieder eingeſetzt.

Wladimirs Todesſtunde rückte (J. 1015) heran, nachdem ihm noch vor ſeinem Ende der Schmerz zu

Theil geworden war, die Söhne gegen den Vater, und den Bruder gegen den Bruder im Kampfe der Herrschsucht bewaffnet zu sehen.

§. 106.

Wladimir war es werth, daß er als einer der größten Wohlthäter von seinem dankbaren Vaterlande durch einen eigenen Gedenktag geehrt wurde. Unter seiner acht und vierzig jährigen Regierung war der Grund zu Rußlands bleibender Größe und Wohlfahrt gelegt worden, und es war eine gnadenreiche Fügung der Vorsehung, daß die in seinen Grenzen neu gepflanzte Kirche acht und zwanzig Jahre lang seiner väterlichen Pflege sich erfreuen durfte. Durch seine Eroberungen hatte sich der Umfang des Reiches im Westen bis zum baltischen Meere, zu der Düna, dem Bug und den Karpathen; im Süden bis gegen das kaspische Meer, und gegen Norden und Osten bis nach Finnland ausgebreitet. Seine Verbindung mit dem griechischen Kaiserstaate hatte den Handel Rußlands ansehnlich emporgehoben, und der Wohlstand des Landes nahm mit jedem Jahre sichtbar zu. Zahlreiche und große Städte blühten in den Wildnissen des Landes auf, und wenn es auch übertrieben seyn mag, was ein deutscher Chroniste jener Tage, Dithmar, behauptet: daß in Kiew, der großen Stadt, sich damals durch den Eifer der neubekehrten Christen vierhundert Kirchen und acht große Marktplätze befanden; und ein anderer, Adam von Bremen, Kiew die vorzüglichste Zierde Rußlands, und das zweite Konstantinopel nennt, (Hist. eccl. L. II. C. 13.), so scheint doch unter Wladimirs Regierung diese erste Hauptstadt Rußlands zu einem Glanz und zu einer Höhe sich emporgeschwungen zu haben, welche die Bewunderung des Auslandes auf sich zog.

Wladimir starb, ohne über die Thronfolge etwas bestimmt zu haben, und dieß veranlaßte blutige Händel zwischen seinen Söhnen, welche einen vielfachen Brudermord zur Folge hatten. Sein undankbarer Neffe

Swätopolk, welcher mit des Polenkönigs Boleslavs Tochter vermählt war, benützte den günstigen Augenblick, in Abwesenheit von Wladimirs Söhnen, von den Einwohnern der Residenz zum Großfürsten sich ausrufen zu lassen. Einer dieser Söhne, Boris, lag mit Wladimirs Kriegern gerade im Kampf mit den wilden Petschenegen, die das Reich beunruhigten. Im Feldlager traf ihn die Kunde vom Tode seines Vaters, und alsobald ließ sein Heer ihn wissen: Fürst! deines Vaters Krieger sind mit dir, ziehe gegen Kiew, und sey Rußlands Herr! Der edle Boris trug Bedenken, seinem ältern Bruder Jaroslav den Thron wegzunehmen, und jetzt sandte der grausame Swätopolk Meuchelmörder ins Lager, um ihm das Leben zu nehmen. Die Mörder näherten sich des Nachts seinem Zelte, und da sie diesen gottesfürchtigen Jüngling beten hörten, so scheuten sie sich, ihn zu überfallen. Boris, von ihrem bösen Vorhaben unterrichtet, ergoß vor dem Allmächtigen sein Herz in Davids Psalmen, und betete mit erhöhter Inbrunst für seine Widersacher. Jetzt legte er sich ruhig aufs Bett nieder, um den Todesstoß zu erwarten; die Mörder drangen ins Zelt, und stießen ihm ihre Lanzen ins Herz.

Noch hatte der elende Swätopolk seine Mordlust nicht befriedigt. An einen andern von Wladimirs frommen Söhnen Gljeb, Fürsten von Murom, sandte er einen Eilboten, um ihm seines Vaters Krankheit zu melden. Durch diese falsche Nachricht getäuscht, eilte Gljeb mit einer kleinen Schaar seiner Krieger nach Kiew. Unterwegs ward er durch seinen ältern Bruder, Jaroslaw von Nowgorod, vom Tode seines Vaters unterrichtet, und als er eben den Thränen seines Schmerzes freien Lauf ließ, trat ein Mörder zu ihm herein, und schnitt ihm die Kehle ab. Swätoslav, der Drevierfürst, ein anderer von Wladimirs Söhnen, versuchte nach Ungarn zu entfliehen, um sein Leben zu retten, aber auf dem Wege ereilten ihn Swätopolks Diener, und tödteten ihn unweit der Karpathen.

Aber es währte nicht lange, so fand dieses Ungeheuer seinen Rächer. Jaroslav, Fürst von Nowgorod, zog mit seinen beherzten Kriegern gegen ihn aus, und stellte sich mit den Worten des Psalmisten: „Auf! daß der Bosheit des Verbrechers ein Ende werde!“ an ihre Spitze. Swätopolk ward mit seinem Heere an den Ufern des Dniepers (J. 1017) geschlagen, und suchte nun bei seinem Schwiegervater, dem Polenkönig Boleslav Hülfe. Wirklich eilte ihm dieser mit einem Heere zu, und die Stadt Kiew ward von Boleslav erobert, in die er nun mit seinem Schwiegersohne Swätopolk feierlich einzog. Schon dachte der bekümmerte Jaroslav darauf, mit seinen Warägern über das Meer zu fliehen, als die braven Nowgoroder ihm sagen ließen: „Herr! wir können und wollen Boleslav noch widerstehen. Du hast keinen Schatz, so nimm denn Alles, was wir haben.“ Ermuthigt zog nun an ihrer Spitze Jaroslav gegen seine Feinde aus. Der Polenkönig floh, der schändliche Swätopolk sammelte ein Heer am Ufer der Alta, und hier traf ihn Jaroslav mit seinen Kriegern gerade an der Stelle, die vom Blut des frommen Boris getränkt war. Hier kniete er im Angesicht der kleinen Schaar seiner muthigen Krieger nieder, betete und sprach: „das Blut meines unschuldigen Bruders schreiet gen Himmel!“ und gab das Zeichen zur Schlacht. Dreimal erneute sich der fürchterliche Kampf; endlich ward Swätopolk, den die Geschichte den Ruchlosen nennt, aufs Haupt geschlagen; er floh, und endete sein Leben in Böhmens Wildnissen, indeß (i. J. 1019) der fromme Jaroslav den väterlichen Thron bestieg.

§. 107.

Selbst unter diesen Stürmen zeigte sichs, daß das Bekehrungswerk in Rußland seine Früchte getragen hatte; denn wer so, wie Gljeb und Boris sterben kann, der hat nicht umsonst gelebt. Während beide von der neubekehrten Kirche unter die auserwählte Zahl der heil. Märtyrer erhoben wurden, und ihr Andenken durch das

berühmte Kloster bei Torschok sich segensreich fortpflanzte, das der Kirche eine Schaar von Geistlichen erzog; ließ es sich Jaroslav mitten im Strome seiner fortgesetzten Kriege ernstlich angelegen seyn, der Pflanzung der Kirche Christi in seinem Reiche sorgfältig zu pflegen, und die rohen Sitten seiner Völker durch weise Gesetze zu mildern. Dieser Fürst liebte, nach Nestors eigenem Ausdruck, kirchliche Anordnungen; war ein Freund der Geistlichkeit, las gerne die theologischen Schriften der Griechen; ließ viele derselben ins Slavische übersetzen, schrieb selbst manche derselben ab, und machte sie den Klöstern zum Geschenk. Auf seinen Antrieb wurde zu Nowgorod eine eigene Gesellschaft gestiftet, welche sich mit dem Uebersetzen der alten griechischen Kirchenväter in die slavische Sprache beschäftigte; auch stiftete er daselbst eine Volksschule, worin über 300 Kinder der Geistlichen und Staatsbeamten freien Unterricht erhielten, und zu Priestern und Staatsdienern gebildet wurden. Bei diesem Geschäfte bot ihm der fromme Ephraim daselbst hülfreiche Hand, der sich durch seine rastlose Thätigkeit und die sittlich religiöse Bildung der Völker Rußlands bleibende Verdienste erwarb, und namentlich durch Uebersetzungsarbeiten dieser Art die Wohlfahrt der russischen Kirche beförderte.

Jaroslav hatte während seiner langen und thatenreichen Regierung (J. 1019—1054) die Freude, mit jedem Jahre die Zahl der Neubekehrten unter seinen Völkern sich vermehren zu sehen, und dieß führte die Nothwendigkeit herbei, auf Erweiterung kirchlicher und anderer Bildungsanstalten ernstlichen Bedacht zu nehmen. Die Chroniken rühmen von ihm, daß er viele Kirchen in Städten und Dörfern baute, Priester bei denselben anstellte, diesen aus seinem eigenen Schatze einen hinlänglichen Unterhalt anwies, und Vorschriften gab, wie sie das Volk im Christenthum unterrichten und Sittlichkeit unter demselben zu verbreiten suchen sollten. Dem ungeachtet aber war das Heidenthum noch lange nicht

ganz im Lande ausgerottet, denn noch zu Nestors Zeiten (in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts) waren die Wätitschen und Kriwitschen, und im dreizehnten Jahrhundert die Bewohner von Murom noch rohe Götzendiener. Dieß kann uns keineswegs befremden, wenn wir den großen Umfang des russischen Reiches, wie es schon damals war, auf der einen, und die Armuth zweckmäßiger Volksmittel auf der andern Seite ins Auge fassen, welche dem eifrigen Jaroslav bei seinem Bekehrungswerke zu Gebote standen. Er that, was er konnte, und Gott ließ es ihm gelingen, nicht nur die neuentstandene Kirche tiefer zu begründen, sondern auch der Gesetzgeber seiner Völker zu werden, indem er die älteste Sammlung russischer Reichsgesetze veranlaßte, welche unter dem Namen „des russischen Rechtes“ heute noch bekannt ist, und, wie jene zwölf Gesetztafeln der Römer, in einem treuen Spiegel das Bild des damaligen bürgerlichen Zustandes des russischen Volkes darstellen.

§. 108.

Noch zeichnet sich des Großfürsten Jaroslavs kräftige Regierung dadurch aus, daß er es sich angelegen seyn ließ, die wachsende Kirche Rußlands von der Vormundschaft zu befreien, in welcher sie bisher unter dem Patriarchate der griechischen Mutterkirche gestanden hatte. Seinem regen Unabhängigkeitssinne scheint es unangenehm gewesen zu seyn, daß die griechische Kirche eine geistliche Oberherrschaft über die russische übte, und den Grundsatz geltend zu machen suchte, daß letztere als ihre geistliche Tochter angesehen werden müße, und ihrer Oberleitung unterworfen sey, weil sie den Glauben zuerst von ihr empfangen habe. Um die Freiheit seiner Kirche geltend zu machen, ernannte er, als (J. 1036) sein Sohn Wladimir mit Nowgorod belehnt wurde, einen gewissen Lucas Schidäta aus eigener Machtvollkommenheit zum Bischofe daselbst, ohne dabei den Patriarchen zu Constantinopel zu Rathe zu ziehen, und als (Jahr

1051) der Metropolitenstuhl von Kiew und ganz Rußland wieder besetzt werden sollte, rief er die russischen Bischöfe dorthin zusammen, welche auf sein Geheiß den alten Hilarion zum Metropoliten einsetzen mußten. Letzterer war von Geburt ein Russe, und nach Nestors Worten ein tugendhafter und gelehrter Mann (S.108). Dieser hatte sich, wie wir oben erzählten, auf einem Felsenhügel nahe bei Kiew im Dickicht des Waldes eine Höhle gegraben, wo er sein Gebet im Stillen zu verrichten pflegte, und von wo aus er durch Verläugnungskraft und frommen Sinn in Wort und Wandel der üppigen Hauptstadt vorleuchtete. Jaroslav lernte ihn kennen, und Hilarions frommer und tugendhafter Lebenswandel gefiel ihm so wohl, daß er ihn zum Metropoliten über ganz Rußland ernennen ließ. Dieser merkwürdige Mann gab durch jene Höhle den ersten Anlaß zu der Errichtung des Kiew'schen Höhlenklosters, dessen Bewohner einen ausgebreiteten Einfluß auf die Bildungsgeschichte der russischen Kirche geübt haben.

Lange blieb Hilarions einsame Felsenhöhle unbesetzt, bis ein frommer Wanderer, Anton genannt, welcher viele Jahre als Mönch auf dem Berge Athos zugebracht hatte, nach Kiew kam, und dort am hohen Dnieperufer die Höhle fand, welche Hilarion mit eigenen Händen ausgegraben, und wo er viele Nächte im Gebet zu Gott zugebracht hatte. Der fromme Anton, von der Schönheit dieser einsamen Stelle entzückt, wählte diese Höhle zu seinem Aufenthalt, und weihte seine Tage religiösen Selbstbetrachtungen. Das Gerücht von diesem merkwürdigen Einsiedler verbreitete sich in der Nachbarschaft, und bald gruben zwölf Mönche neben ihm eine unterirdische Kirche und Zellen in den Felsen aus. Ihre Anzahl ward immer größer, und in wenigen Jahren der ganze Berg mit Einsiedler-Höhlen besetzt. In späterer Zeit ward ein großes Felsenkloster auf dem Berge angelegt, in welchem Tausende von Mönchen für den Dienst der Kirche gebildet wurden. Viele von ihnen zogen auch

unter heidnische Völkerstämme aus, und fanden, wie Leontias in Rostow, und Kukscha im Lande der Wätitschen, die Märtyrerkrone. Auch die Wissenschaft fand in diesen finstern Zellen ihre Freunde; die klassischen Schriften der Alten wurden abgeschrieben oder ins Slavische übersetzt, Juristen und Aerzte in großer Anzahl für das Reich gebildet, und der Kirche die ausgezeichnetsten Männer erzogen, welche in späterer Zeit durch ihren frommen Sinn, so wie durch den Reichthum ihrer Kenntnisse eine Leuchte derselben wurden.

Heute noch gehört dieser Felsenberg, der in ein unterirdisches Kloster umgewandelt wurde, zu den seltensten Merkwürdigkeiten Rußlands. Herr Henderson, welcher im Jahr 1821 auf seiner Reise durch Rußland denselben besuchte, gibt in seiner Beschreibung (Travels in Russia S. 182. London 1826.) folgende Erzählung von den letzten Ueberresten dieses berühmten Felsenklosters: „Mit brennenden Lampen versehen, stiegen wir die Felsentreppe hinab, welche zu den Katakomben führt, die den Namen Antons, des Stifters dieses Klosters tragen, dessen Gebeine noch in einer dieser unterrirdischen Grüfte ruhen. Der Zugang war ausnehmend enge, so daß kaum zwei Menschen neben einander weggehen können; die Oeffnung ist in den Felsenhügel eingegraben, der aus einer Mischung von Sand und Lehm besteht, die sehr dicht ist, aber nicht Stein genannt werden kann. Die Seitenwände sind meist schwarz vom Rauch der Fackeln, welche unaufhörlich durch diesen Zugang getragen werden, und durch das Gedränge der Besuchenden ganz glatt gerieben. Wir waren nicht weit vorwärts gegangen, als wir in einer Nische den mumienartigen Leichnam eines dieser Heiligen wahrnahmen, der in einen Seidenmantel eingehüllt die Hand ausstreckte, um sie den Küssen der Andächtigen darzureichen. Dieß that unser Führer mit tiefster Ehrfurcht, so wie bei allen etwa achtzig Uebrigen, welche wir in dieser stillen Todtenkammer schlafend antrafen. Nach-

dem wir etwa zwanzig Klafter vorwärts gegangen waren, nahm die Höhle eine nördliche, dann schnell eine östliche und nach einem sehr engen Durchgang abermals eine nördliche Richtung, indem wir auf beiden Seiten des Weges zahlreiche Nischen in den Felsenboden eingegraben fanden, in welchen die Leichname derer lagen, welche vor etwa achthundert Jahren durch ihre strenge Lebensweise den Ruf der Heiligkeit sich erworben haben. Auch kleine Felsenkammern wurden wir in dieser unterirdischen Welt gewahr, welche die einzelnen Bewohner sich gegraben hatten, und in denen durch ein kleines Fensterchen vermittelst einer Lampe ihr Leichnam noch zu sehen ist. In einer dieser kleinen Kammern zeigte man uns die Ueberbleibsel eines Büssenden, Namens Johannes, der, nachdem er sich dort sein Grab gescharrt hatte, sich selbst lebendig bis um den Leib begrub, und so seine Andacht verrichtete, bis der Tod sein Auge schloß. Auch des alten Nestors Grabstätte wird hier angetroffen, welcher hier als Mönch seine Tage verlebte, und der Vater der russischen Geschichte geworden ist. Allmählig führte uns der Weg in dieser Todtenkammer bis zum Ufer des Dniepers hinab, wo wir zwei unterirdische Kapellen antrafen, deren eine dem heil. Anton geweiht ist, dessen Leichnam hier in einem silbernen Sarge liegt, und welcher heute noch in diesen finstern Hallen den Reigen dieser Klosterheiligen anzuführen scheint."

Wir vermögen nicht, einer finstern Frömmigkeit das Wort zu reden, welche mit dem heitern Sinn und Geist des Evangeliums im Widerstreite liegt; aber dennoch liegt hier eine Kraft, wie sie unserm verzärtelten Zeitalter fremd ist, und welche immer noch den Dank der Nachwelt darum verdient, weil sie den wilden Geist ihres Zeitalters überwunden hat.

§. 109.

Der Großfürst Jaroslav starb (J. 1054), und sein Sohn Isäslav, ein großer Freund der Geistlichkeit,

bestieg den Thron. Immer allgemeiner entwickelten sich die heilsamen Wirkungen, welche der fromme Eifer für die Beförderung des Christenthums über Rußland verbreitete. Die Sitten des Volkes verfeinerten sich; die Zahl der Volksschulen nahm mit jedem Jahre zu; nützliche Kenntnisse wurden unter allen Klassen desselben verbreitet; auch der äußere Gottesdienst gewann an Glanz und Feyer, und die Städte fingen an, mit einander zu wetteifern, welche von ihnen die schönste und größte Kirche erbauen würde. Auch das musikalische Talent der Russen wurde angeregt, indem griechische Sänger von Constantinopel berufen wurden, welche den harmonischen Kirchengesang einführen und die Russen in demselben unterrichten sollten. Zu diesen heilsamen Veränderungen trugen unstreitig die thätigen Bewohner des Kiew'schen Höhlenklosters das Meiste bei; welche bei aller übertriebenen Strenge ihrer eigenen Lebensweise durch die reichen Vergabungen, womit sie die Großmuth der Fürsten und die Andacht des Volkes beschenkte, in Stand gesetzt wurden, nützliche Anstalten der Volksbildung überall im Lande auszubreiten.

Wir können von diesem Zeitpunkte an der Kirchengeschichte das Geschäft überlassen, den fernern Entwicklungsgang des Werkes Christi in Rußland zu erzählen. Um die Mitte des eilften Jahrhunderts hatte die Mission ihre segensreiche Arbeit vollendet, und konnte nun den Vorstehern der neugepflanzten Kirche die Pflege und Vollendung desselben getrost anheim stellen, da die Kirche bei zunehmender Bekanntschaft mit dem Worte Gottes sattsam erstarkt war, um das noch übrig gebliebene Heidenthum im Lande aus seinen letzten Schlupfwinkeln zu vertreiben. Noch fand (um das Jahr 1159) der eifrige Abraham in den entferntern Gegenden Rußlands der Heiden viele, denen das Wort vom Kreuze Christi noch nicht verkündigt worden war; und selbst noch im Jahr 1192 wanderten Missionarien nach Murom, um die heidnischen Einwohner daselbst der Kirche Christi zuzu-

führen. Aber nicht selten fand auch hier der Ausspruch unseres Herrn seine Anwendung: „daß die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten werden;“ indem der Eifer der Neubekehrten dazu beitrug, die ermattete Flamme des Christenglaubens im Schooße der Kirche aufs Neue anzufachen, und die Blicke der Christenliebe auf die heidnischen Nachbarländer hinzulenken, welchen der Glanz der göttlichen Wahrheit noch nicht aufgegangen war. Noch blieb in jenen Tagen, im kalten Norden, dem Eifer der Christen ein großes Saatfeld anzupflanzen übrig, und die Stunde war gekommen, in welcher in allen Ländern Europas die letzten Ueberreste des Götzendienstes durch die Macht des Evangeliums vertilgt werden sollten.

Siebentes Kapitel.

Einführung des Christenthums in Polen.

§. 110.

Die Bekehrungsgeschichte des polnischen Volkes führt uns einem pfadlosen Irrgarten entgegen, in welchem wir mit Schmerz einen Führer vermissen, welcher uns, wie Nestor auf dem russischen Missionsboden, freundlich die Hand bietet, um uns sicher aus dem dunklen Gewirre alter Sagen herauszuführen. Zwar fehlt es der frühesten Geschichte des polnischen Volkes eben nicht an alten Chronisten, welche uns die ersten Tage ihrer Väter erzählt haben; aber sie sind meist bei aller Eitelkeit der Rede so verworren und in Widersprüche gegen einander verwickelt, daß es schon der bürgerlichen und noch mehr der Missionsgeschichte dieses Volkes schwer werden will, einen sichern Boden auf ihren Gebieten zu gewinnen. *)

---

*) Für den ältesten Chronisten Polens wird gewöhnlich Martinus Gallus gehalten, welcher, wie der gelehrte J. S. Semler in seinem Specimine animadversionum rerum Po-

Die polnische Nation, welche durch Herkommen, Sprache und Volkssitte dem ostslavischen Mutterstamme

---

lonicarum, zu beweisen sucht, ein Deutscher gewesen seyn soll, welcher im Jahr 1060 geboren wurde, und im Jahr 1118 gestorben ist, und eine Chronik seiner Zeit zurückgelassen hat, welche mit dem Jahr 1109 endigt. Sie enthält bei manchen Unrichtigkeiten und grundlosen Sagen wohl noch das Brauchbarste, was wir für die früheste Geschichte Polens besitzen. Hundert Jahre später schrieb ein gewisser Vincentius Kadlubko (Kadlubek), welcher im Jahr 1209 Erzbischof von Krakau wurde, in vier Büchern eine Geschichte seiner Nation (Historia polonica mit Dlugossi Historia Polon. gedruckt. Gedani 1749 fol.), welche von den ältesten Zeiten bis J. 1202 fortgeht. Fast zu gleicher Zeit mit Kadlubek wurde ein gewisser Boguphalus, ein wissenschaftlich gebildeter Pole, welcher seit dem Jahr 1242 Bischof von Posen war, und im Jahr 1253 starb, der Verfasser einer Geschichte der polnischen Nation, welche von der ältesten Zeit dieses Volkes bis J. 1252 reicht, und von Glodzlaus Basko, einem Domcustos zu Posen bis Jahr 1271 fortgesetzt wurde. (Chronicon Poloniae ed. E. W. de Sommersberg in scriptor. rer. Silesiacar. T. II, Lips. 1730. fol.). Am vollständigsten ist indeß die Historia Polonica, welche ein gewisser Johannes mit dem Zunamen Dlugossus (der lange), der als Bischof von Lemberg im J. 1480 starb, in zwölf Büchern herausgegeben hat (ed. H. ab Huyssen, Lips. 1711), und welche die Geschichte der polnischen Nation von den ältesten Zeiten an bis 1480 in sich begreift. Ihm folgt berichtigend der berühmte Martin Cromer in seinem noch immer brauchbaren Werke de origine et rebus gestis Polonorum Colon. 1589 fol. nach. Am meisten hat indeß Ch. G. von Friese in seiner Kirchengeschichte des Königreichs Polen. (Th. III. Breslau 1786. 8°.) unserer Missionsgeschichte vorgearbeitet, welcher mit viel kritischem Fleiß die rohen Schutthaufen wegzuräumen versucht, die in der frühesten Geschichte Polens sich finden, und mit viel Glück die vielfachen Widersprüche löst, in welcher die polnischen Chronisten mit den deutschen Annalisten jener Tage verwickelt sind. Der Verfasser muß bedauren, daß ihm Ossolinskis Werk über die Geschichte Polens nicht zugänglich war, in welcher von dem gelehrten Lelewel ein sachreicher Aufsatz über die Einführung des Christenthums in Polen beigefügt seyn soll.

angehört und zu jeder Zeit das Schicksal desselben theilte, ward bei der geographischen Lage ihres Landes frühe schon in den Strom des germanischen Völkerlebens hineingerissen, und mußte auf dieser Scheidelinie zwischen zwei Welten schon in ihrer frühesten Bildungsgeschichte die Gunst und Ungunst einer Lage tief empfinden, welche in zwei verschiedenartigen Richtungen gewaltsam mit sich fortzieht. Indeß ihre nächsten Nachbarn, die germanisirten Wenden, welche von Schlesien und der Lausitz an bis zu den Ufern der Ostsee hinauf, sich niedergelassen hatten, nach langem Kampfe vom Wellenschlage des deutschen Völkerlebens gänzlich überwältigt, und nach und nach in ein Volk deutscher Kultur und deutscher Gesittung umgewandelt wurden, blieb Polen auf der äußersten Vorhut seiner östlichen und südlichen Volksgenossen stehen, um die vertretene Heerstraße zu werden, auf welcher sich die Völker des Morgen- und des Abendlandes begegneten.

Schon auf ihre bürgerliche Entwicklungsgeschichte mußte eine solche eigenthümliche Stellung in der europäischen Völkerwelt auf die mannigfaltigste Weise zurückwirken, und im Laufe der Jahrhunderte immer neuen Zunder zu den fortgesetzten blutigen Kämpfen darbieten, aus dem am Ende vom alten Erbgut seiner Väter dem polnischen Volke nichts als seine Muttersprache herauszuretten übrig blieb. Aber auch in dem religiösen und kirchlichen Entwicklungsgange dieser Nation werden wir frühe schon dieselbe Unentschiedenheit gewahr, welche sie bald zu der morgenländischen und bald zu der abendländischen Kirche hinzog, und den frischen Aufwuchs eines kräftigen Lebens verhinderte, welches wir beim ersten Aufwachen der Völker im heiligen Vorhofe der Kirche Christi anzutreffen pflegen. Die früheste polnische Missionsgeschichte bietet uns eben darum keinen Reiz jener sittlichen Anregungskräfte dar, welche sich mit der Verbreitung des Christenthums über das Leben der Völker

ausgießen, und einem Sauerteige ähnlich, den ganzen Körper derselben durchdringen. In Polen hat die Nation selbst mit dem Umtausch ihres alten Götterglaubens gegen eine neue Religion nichts zu thun; sie hat nicht, wie dieß bei den nördlichen Völkern Europas um dieselbe Zeit der Fall war, in dieser allerwichtigsten Angelegenheit ihres geselligen Lebens in Volksversammlungen ihr Urtheil abzugeben; nicht einmal läßt sich hier, wie unter dem russischen Volke, Befremdung oder Widerstand erblicken. Die Einführung des Christenthums unter der Nation erscheint blos als Privatvertrag des Fürsten, welche in seinem wichtigern Heirathsvertrage einen Nebenartikel liefert, den die Nation ohne Widerwillen, so wie ohne Ausdruck freudiger Billigung sich so lange gefallen läßt, als es dem Fürsten wohlgefällt, der ihn auch nach Willkühr abändert, je nachdem Zeitumstände oder Rücksichten der Staatsklugheit seine Blicke dem Morgen- oder dem Abendlande zuwenden. Freilich mag Vieles von dieser sittlichen Reizlosigkeit der polnischen Missionsgeschichte auf die Rechnung der ältesten Chronikenschreiber Polens gesetzt werden dürfen, denen es nicht, wie dem gleichzeitigen Nestor, gegeben war, die Einführung dieses neuen Glaubens in seinen anziehenden oder abstoßenden Wirkungen, in seinen Kämpfen, Niederlagen und Siegen mit kurzen und kräftigen Zügen zu schildern. Aber immer bleibt es ein eigenthümlicher Charakter dieser polnischen Volksbekehrungsgeschichte, das Lebensprinzip zu verstecken, das sie zu Stande brachte; und der Grund dieser Erscheinung mag in dem Umstande liegen, daß die polnische Nation schon in ihren frühesten Zeiten auf der Scheidelinie der Völker lag, welche sich von Norden nach Süden durch Europa hinab zog, und eben darum weder dem Morgen- noch dem Abendlande, weder der orientalischen noch der occidentalischen Kirche als wesentlicher Bestandtheil zugehörte.

§. 111.

Als um die Mitte des sechsten Jahrhunderts eine große Horde von Slaven, welche an den Ufern der Donau sich niedergelassen hatte, sich genöthigt sah, den mörderischen Waffen des furchtbaren Chilbuds, jenes tapfern Generals des Kaisers Justinians, zu entfliehen, und auf den linken Ufergebieten der Donau ihre Wohnsitze aufzusuchen, so ward dem umherirrenden Slavenvolke der mächtige Stoß gegeben, nach den herrenlosen Ländern des Nordens zurück zu ziehen, welche die Vandalen und Gothen verlassen hatten, und sich zerstreut in denselben niederzulassen. Unter dem gemeinschaftlichen Namen der Lechen zogen sie nun am Fuße des karpathischen Gebürges, und an den Ufern des Dniepers schaarenweise hinauf, um sich bald in kleinern, bald in größern Haufen an einzelnen Stellen niederzulassen, oder ihre ruhigen Wohnsitze noch höher im Norden an den Ufern der Weichsel und auf den weiten Gestaden des baltischen Meeres aufzusuchen. Die einzelnen Haufen erhielten nun nach den Wohnsitzen, welche sie einnahmen, ihre besonderen Benennungen. So nannte sich bald ein Theil dieser Lechen Polanen; ein anderer Masovier; ein dritter, der in die Gebiete zwischen der Elbe und der Oder einrückte, Lutizier, und ein vierter, der bis an das Küstenland der Ostsee hinaufzog, wurde Pomeraner genannt.

Die Polanen oder Polen sind demnach ursprünglich ein lechischer Slavenzweig, aus den Donauländern um das Jahr 550 in die Weichselgegenden eingewandert, und bald wegen des Ackerlandes (Pole), in welchem sie sich niederließen, und des Ackerbaues, den sie trieben, von den andern Slaven durch den Namen Polen unterschieden, aber stammverwandt mit den benachbarten Massoviern und Pommern, welche sich auf dem linken Weichselufer niedergelassen hatten. Sie brachten bald, in friedlichen Verhältnissen, das verwilderte

wüste Land in bessern Anbau; Eigenthum erzeugte Recht und Gesetz unter dem Volke, und es begann die erste bürgerliche Bildung. Die Führer dieser Volksschaaren waren auch nach erfolgter Niederlassung als Häupter und Vorsteher über ihnen stehen geblieben, und ordneten und regierten nun das kleine Gemeinwesen in einzelnen Gebieten unter dem Namen von Kniasten, Panen, Woiwoden oder Zupanen, indeß jeder einzelne Haufen seine freie Beweglichkeit sich vorbehielt.

Dieß war wohl mehrere Jahrhunderte lang in den allgemeinsten Zügen die Gestalt des Landes, und das Bild des Lebens in jenen dunklen und sagenvollen Zeiten, welche bis zum achten Jahrhundert an Polen vorüber flossen. Allmählig vermehrten sich die einzelnen Haufen und erweiterten die Grenzen ihres Bodens, soweit ihre Zahl und ihr Muth die Behauptung derselben möglich machten. Auch unter den Familienhäuptern zeichnete sich der Einzelne durch Klugheit oder Tapferkeit vor Andern aus, und er ward von seinem Stamme zum Fürsten auserkohren. So tritt unter dem polnischen Volke der Fürstenstamm der Leschcks (Lesci) mehr und mehr im Laufe der Zeit aus dem Dunkel der Geschichte hervor. Schon des dritten Lescheks Sohn, Popiel, der erste Fürst von Gnesen, hatte über eine viel bedeutendere Macht zu gebieten, als des Landes übrige Fürsten neben ihm; denn außer Gnesen stand auch schon Cruschwitz unter seiner Herrschaft. Höher aber erhob sich nach ihm der Stamm Piasts, als sein Sohn, Semovit genannt, durch die Sitte der Haarbeschneidung zum Regenten des Landes erkohren, des alten Popiels Geschlecht vertilgte, und durch Blut und Greuel die Herrschaft der früher gebietenden Fürsten zu einer gemeinsamen Monarchie vereinigte. So viel vermögen wir in den Dämmerungen der frühesten Vorzeit des polnischen Volkes mit einiger Wahrscheinlichkeit zu lesen; aber die Urgeschichte desselben ist voll von unauflöslichen Räthseln, in welche sich die ältesten Chronisten Polens selbst

verwickelt haben. Erzählen sie uns auch, wie manche Fürsten jener dunklen Vorzeit, deren Namen sie uns nennen, um die erste Bildung ihres Volkes durch Gesetzgebung und Staatseinrichtungen sich große Verdienste erworben haben, so hat doch dabei die Fabel und Sage Alles in so tiefes Dunkel verhüllt, daß nur über wenige Thatsachen zu sicherer Gewißheit zu gelangen ist. Auch über die Grenzen der neuen Wohnsitze der Polen bleiben wir ganz ungewiß, indem ein zufälliger Streit mit den Nachbarn diese Grenzen bald bis zum Fuße der Karpathen und den Ufern der Ostsee ausdehnte, bald sie wieder auf ein kleines Gebiet zwischen der Oder und der Weichsel zusammendrängte. Erst in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, um dieselbe Zeit, als an den Ufern des Dniepers unter Ruriks gewaltiger Hand der neue Russenstaat aus dem Dunkel der Geschichte hervortritt, fängt es auch an in der Geschichte der Polen lichter zu werden; und an diesem Marksteine vermag auch unsere Missionsgeschichte ihren ersten Faden anzuknüpfen.

§. 112.

Die heidnischen Polen scheinen noch mehr als andere Slavenstämme einer unbegränzten Naturvergötterung ergeben gewesen zu seyn; denn die alte Geschichte nennt uns eine ungewöhnliche Menge von Götzennamen, welche von denselben verehrt wurden. Nicht nur die Planeten und die Gestirne des Himmels, sondern jeder Gegenstand der Natur, der mit irgend einem ihrer Lebensbedürfnisse in Verbindung stand, oder ihrer Aufmerksamkeit werth zu seyn schien, wurde zum Gegenstand der Vergötterung gemacht, sowie jedes Ereigniß ihres häuslichen Lebens einer eigenen Gottheit zugeschrieben zu werden pflegte. Sie hatten ihre Land- und Hausgötter, und die ganze Natur um sie her, die Wälder und Flüße, die Bäume, die Felder, die Schaafheerden und die übrigen Hausthiere, welche sie pflegten, durfte jedes seiner

eigenen Gottheit sich erfreuen. Alle standen zugleich unter der Leitung eines höchsten Gottes, der ihnen jedoch kein unsichtbarer war, sondern im kolossalen Bilde seinen Verehrern sich darstellte. Auch in der Götterlehre der heidnischen Polen tritt kein nationaler Charakter mit Bestimmtheit hervor, wie dieß bei den übrigen Slavenstämmen der gewöhnliche Fall ist; vielmehr scheinen ihre Götternamen nach eigener Lust geschaffen zu seyn, oder in einer bunten Sammlung von Götzenbildern zu bestehen, wie sie dieselben aus dem Norden und Süden zusammengetragen hatten. Von dem Unterscheidenden der slavischen Götterlehre kommt hier nur wenig zum Vorschein; den Unterschied von Weiß und Schwarz ausgenommen, welcher gleichfalls unter ihnen angetroffen wird.

Die Stadt Gnesen an der Warta war nebst Posen der älteste Wohnsitz des polnischen Heidenthums, zu welchem auch in späterer Zeit die Stadt Krakau erhoben wurde, welche einen ihrer frühern Fürsten Krakus zum Erbauer hatte. In Gnesen war der vielbesuchte Tempel des Gottes Nija, wohin die ganze Umgebung gehörte. Der Name der Stadt bezeichnet ein Nest; sie wird für die erste polnische Stadt gehalten, sowie Posen für den ältesten Sitz und Begräbnißort ihrer Herzoge ausgegeben wird. Auch Wilna war ein heiliger Ort, wo, wie zu Kiew auf Peruns Opferaltar, ein ewiges Feuer brannte, und noch jetzt wird die Stelle, wo nunmehr die Hauptkirche der Stadt steht, als diejenige bezeichnet, welche einst einen der berühmtesten Götzentempel Polens getragen haben soll.

Von dem Götterdienste der heidnischen Einwohner meldet der alte Dlugoß (Historia Polon. T. I. S. 26—39) folgendes: „Die Polen bauten ihren Göttern und Göttinnen kleine Kirchen, machten Bilder, ordneten jeder Gottheit Priester an, und setzten Opfer und Festtage ein. Diese wurden meist an volkreichen Orten begangen, wo sich immer heilige Haine befanden. Die Opfer bestan-

den in Vieh und zuweilen in kriegsgefangenen Menschen. Bei den Jahresfesten waren Spiele angeordnet, wozu beide Geschlechter sich in den Städten versammelten, für die Versöhnung der Götter Trankopfer brachten, und das Fest mit rohem Spiel, Trinkgelagen und Ausbrüchen zügelloser Wollust endigten."

Die übrigen Anordnungen des polnischen Heidenthums, soweit sie die alte Geschichte nur sparsam nennt, hatten nichts Eigenthümliches und Bezeichnendes; vielmehr tragen sie durchgängig die allgemeinen Merkmale eines rohen Fleischessinnes, welcher sich nach Willkühr seine Götter schafft, um mit Zustimmung des Gewissens in ihrem Dienste seine Lüste zu befriedigen. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern verstand sich der Götterglaube darauf, den rohsinnlichen Menschen dadurch in seine Netze zu ziehen, daß er sich ihm als Mittel darbot, die Befriedigung seiner zügellosen Leidenschaften mit den Anforderungen seines Gewissens scheinbar zu versöhnen, um das, was er sich zuvor nur mit störendem Widerspruch desselben gestatten konnte, nun unter den Augen der Götter und in ihrem Dienste als ein Werk der Frömmigkeit auszuüben. So kommts, daß die Götterdienste der alten und der neuen Heidenwelt denselben Charakter der Zügellosigkeit, der Grausamkeit und der Wollust tragen, und das Mittel wurden, den letzten Funken sittlicher Anregung in den Herzen der Menschen auszulöschen.

§. 113.

Bis zum Schluße des neunten Jahrhunderts reichen die finstern Zeiten des polnischen Heidenthums, in welchen wir keine sichere Spur zu entdecken vermögen, daß in seiner Mitte irgend ein Versuch für die Ausbreitung des Christenglaubens gemacht worden wäre. Mittlerweile hatte in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts die Kirche Christi in dem benachbarten Mähren durch Cyrills und Methodius Bemühungen tiefe Wurzeln geschla-

gen, und in mannigfaltiger Drangsal ihre weite Verbreitung unter dem Volke gefunden. Selbst nach dem benachbarten Böhmen war in diesen Tagen der heilige Funke des Christenglaubens getragen worden, und hatte bald am Hofe des böhmischen Herzogs eine Aufnahme gefunden. Das heidnische Polen, das längs ihrer Gränzen hin sich ausdehnte, und durch die wilde Tapferkeit seiner Herzoge sich immer mehr erweiterte, konnte nun den bekehrten Mähren nicht gleichgültig bleiben, und dieß um so mehr, da ein mannigfaltiger Verkehr zwischen beiden Völkern stattfand, und von den heidnischen Nachbarn für die neuentstandene Kirche große Gefahr zu befürchten war. Wenn wir einer alten Nachricht, welche Stredowsky in seiner mährischen Kirchengeschichte anführt, Glauben beimessen dürfen, so sollen schon zu den Zeiten dieser beiden mährischen Apostel Glaubensboten in die heidnischen Nachbarländer, und unter diesen, Witznog nach Polen, Naurok nach Rothpreußen und Ozlav nach Schlesien gesendet worden seyn. Aber ihre Namen so wie ihre Arbeiten verhallen im Dunkel der Geschichte, und noch viele Jahre gehen vorüber, ehe wir eine sichere Spur von der Pflanzung des Christenthums in Polen antreffen. Indeß breitete sich das Licht der Wahrheit von Mähren und Böhmen immer weiter an der westlichen Gränze Polens bis tief nach Oberschlesien aus, und die Einwohner sahen sich bald von allen Seiten von Nachbarn umschlossen, welche dem neuen Glauben gehuldigt hatten. Als nun nicht lange hernach die heidnischen Ungarn in Mähren einfielen und einen großen Theil dieses Landes verwüsteten, so sahen die christlichen Einwohner desselben sich häufig genöthiget, schaarenweise ihr Vaterland zu verlassen, um in dem benachbarten Polen eine Zufluchtsstätte aufzusuchen.

Der polnische Herzog, Semovit, sah diese christlichen Einwanderer nur ungern in seinem Lande, und fing bald an, dieselbigen zu verfolgen. Aufgehetzt durch die heidnischen Priester würde er sie wohl mit Gewalt aus

dem Lande gejagt haben, wäre ihm nicht bei der Theilung des mährischen Reiches ein großer Theil von Oberschlesien zugefallen, wo bereits viele Einwohner dem Christenthum gehuldigt hatten. Namentlich werden die Städte an der Oder, Teschen, Ratibor und Oppeln bis nach Breslau hinab und nach Krakau hinüber als Orte bezeichnet, in denen sich bereits am Ende des neunten Jahrhunderts ansehnliche Häuflein von Neubekehrten gesammelt hatten, welche jetzt dem polnischen Herzoge anheimfielen, und nach Gottes weisem Rathschluß die ersten Erndtefelder werden sollten, von welchen aus der Same des göttlichen Wortes sich allmählig über das heidnische Polen hin verbreitete. Zwar hörte unter Semovits Sohn, Lesco, die Christenverfolgung nicht auf, indem dieser Fürst von seiner heidnischen Priesterschaft zu blutigen Maßregeln gegen die Neubekehrten immer aufs Neue gereizt wurde, und die Drangsal der mährischen und böhmischen Christen stieg immer höher, als das mährische Reich von den wilden Ungarn in seinen Eingeweiden verwüstet, und am Ende (J. 908) gänzlich zertrümmert wurde. Es hatte den Anschein, als ob Alles wieder von den Heiden zu Grunde gerichtet werden sollte, was schon vierzig Jahre zuvor von den beiden Aposteln der Slaven in diesen Ländern aufgebaut worden war. Diese Wahrnehmungen konnten dem polnischen Herzog nicht fremd bleiben, und sie hatten so wenig Reiz für sein Gemüth, der Religion der Niedergedrückten seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, daß er leicht von der gereizten Eifersucht seiner heidnischen Priester sich bereden ließ, gemeinschaftliche Sache mit den Verfolgern zu machen, um den neuen Glauben unter den Slavenstämmen zu unterdrücken.

Aber so tief sollte die neugepflanzte Kirche Christi nicht wieder zurücksinken; vielmehr war diese schwere Trübsalszeit darauf berechnet, sie tüchtig zu machen, um als zündender Funke weit umher in der benachbarten Heidenwelt gestreut zu werden.

§. 114.

Der polnische Herzog Zymyslaw hatte indeß (§. 913) die Regierung angetreten, und die lange Dauer derselben war dazu geeignet, die Wege im Stillen vorzubereiten, auf denen die Kirche Christi im heidnischen Polen ihre bleibende Ansiedlung finden sollte. Zymyslaw selbst war den Christen mehr gewogen als seine Vorfahren; und da sich bei der Zertrümmerung des großen mährischen Reiches der Umfang seines Gebietes ansehnlich vergrößert, und in den neu erworbenen Provinzen Schaaren christlicher Einwohner gewonnen hatte, so rieth es ihm schon die Staatsklugheit, mit den Bekennern des neuen Glaubens um so gelinder zu verfahren, da ihm unter dem Wechsel der damaligen Umstände die Gefahr drohte, die eroberten Landesgebiete leicht wieder einzubüßen. Sein milderes Betragen gegen die Christen hatte zur Folge, daß viele der angesehensten mährischen Familien sich bleibend in dem benachbarten Polen ansiedelten, um aus dem Sturm der Zeit wenigstens ihren Glauben heraus zu retten. Diese brachten häufig Geistliche mit sich, denen es im niedergedrückten Vaterlande nicht mehr wohl seyn konnte, und welche jetzt im heidnischen Nachbarlande neue Wirkungskreise aufsuchten. Die Erweiterungen der orientalischen Kirche, welche eine Frucht ihrer Arbeit waren, machten selbst zu Konstantinopel Freude, obgleich uns die Geschichte nicht sagt, was von dort aus von der Christenliebe geschah, um den armen Flüchtlingen hülfreiche Hand zu bieten.

Die Kirche Konstantinopels hatte in jenen Tagen der Bekehrung des russischen Volkes ihre ganze Aufmerksamkeit zugewendet, und durfte sich dort mancher stillen Frucht erfreuen. Aber auch dieser Umstand kam dem verborgenen Bekehrungswerk in Polen zu gut; denn es knüpften sich frühzeitig mancherlei Verbindungen zwischen den polnischen und russischen Christen an, welche dazu beitrugen, die Sache Christi in Polen in eben dem

Maaße zu fördern, als sie unter dem russischen Volke immer größeren Einfluß zu gewinnen begann. Gerne wünschten wir über diese verborgenen Wege der göttlichen Vorsehung aus der Geschichte jener Tage ein helleres Licht schöpfen zu können, allein diese verläßt uns fast auf jedem Schritte, den wir auf diesem pfadlosen Gebiete thun; und uns bleibt nichts übrig, als Vermuthungen zu wagen, welchen der Zusammenhang der damaligen Zeitumstände einige Wahrscheinlichkeit verleiht, die aber durch das Licht der Geschichte immer mehr aufgehellt zu werden vermögen.

Kräftiger noch, als vom Süden her geschah, waren die Antriebe, welche dem geistigen Entwicklungsgange der polnischen Nation vom Norden und Westen her gerade zu rechter Stunde zu Hülfe kamen. Otto I., welchen die Geschichte mit Recht den Großen nennt, war nämlich um diese Zeit (im Jahr 937) zu Aachen als König der Deutschen gekrönt worden, und mit seinem Regierungsantritt fängt ein ganz neuer glücklicher Zeitraum des christlichen Bekehrungswerkes unter den slavischen Völkern des Ostens und des Nordens an. Otto war nicht nur ein sehr tapferer, sondern auch ein der Kirche Christi und ihrem Wohl mit aufrichtigem Herzen ergebener Fürst, der es sich nach dem Vorbilde Karls des Großen, den er sich zum Muster erwählt hatte, zum wichtigsten Geschäfte seines Lebens machte, nicht nur seine deutschen Staaten fromm und weise zu regieren, und durch verbesserte Einrichtungen der Kirchen und Volksbildungsanstalten die Wohlfahrt seiner Völker zu befördern, sondern auch unter den benachbarten slavischen Volksstämmen dem Christenthum einen freien Zutritt aufzuschließen. Der Arm des Herrn ließ es ihm gelingen, den Umfang seiner Herrschaft immer weiter nach dem Norden, Osten und Süden hin auszubreiten; und ein Slavenstamm um den andern, von der Elbe bis zur Oder und Weichsel, und bis zum baltischen Meere hin, mußte der siegreichen Macht seines Geistes und seiner Herrscher-

gewalt sich unterwerfen. Ihm war nach einer Reihe von Jahren die Freude und der Ruhm zu Theil geworden, ein Werk ins Leben zu rufen, das 130 Jahre zuvor Karl der Große in seinem Herzen getragen hatte; und was dieser unter den heidnischen Sachsen zwischen dem Rhein und der Elbe, zur bleibenden Begründung der Kirche Christi, auszurichten berufen war, das durfte Otto der Große unter den slavischen Völkerstämmen zwischen der Elbe und der Oder thun. Wir werden in dem nächsten Abschnitte unserer Missionsgeschichte Gelegenheit finden, die heilsamen Anstalten genauer kennen zu lernen, welche Otto I. unter den besiegten Sorben, den Gränznachbarn der Polen, anlegte, um der christlichen Kirche bleibende Wohnsitze unter denselben zu bereiten. Nicht nur die drei Bisthümer, Meissen an der Elbe, Merseburg an der Saale und Zeiz an der Elster, sondern auch das Erzbisthum Magdeburg, wurden in diesen Tagen von seiner Hand gegründet, um die Pflanzschulen zu werden, von welchen aus die Erkenntniß Christi über das ganze Sorben- und Wiltzenland sich verbreiten sollte. Auch der emporstrebende polnische Herzog mußte von Zeit zu Zeit die Uebermacht seiner Waffen auf eine demüthigende Weise erfahren; und dieses Alles sollte nach dem Rathe der göttlichen Weisheit dazu mitwirken, um unter dem polnischen Volke ein Werk zu Stande zu bringen, welches die Noth der Zeit im Stillen vorbereitet hatte, und das nun zu einem freien und öffentlichen Daseyn gerufen werden sollte.

§. 115.

Der polnische Herzog Zymysław starb (J. 963) und ihm folgte sein Sohn Mieciſlav (Mieszko) in der Regierung nach. Während der langen Regierungszeit seines Vaters scheint sich die Zahl von Christen im Lande ansehnlich gemehrt zu haben, indem die Unruhen der Zeit vielfache Veranlassung darboten, daß die Neubekehrten aus Mähren und Böhmen, wo die verfolgungssüchtige

Herzogin Drahomira lange den Christen den Untergang geschworen hatte, es vorzogen, selbst in dem heidnischen Polen und unter Zymyslavs friedlicher Herrschaft, eine Freistätte aufzusuchen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es um diese Zeit in Krakau, Posen, Gnesen und andern Städten des Landes bereits ansehnliche Christengemeinden gab, welche von mährischen und böhmischen Geistlichen gepflegt wurden. Da diese von Anfang an mit der orientalischen Kirche verbunden waren, und den Ritus derselben angenommen hatten, so lag es in der Natur der Sache, daß auch die jugendliche Kirche Polens sich als eine Tochter der orientalischen Mutterkirche betrachtete, und nach den litürgischen Vorschriften derselben im Stillen ihre kirchlichen Einrichtungen traf.

Kaum war der junge Miecislav zur Regierung gelangt, als ein Theil des mährischen Adels, der an seinem Hofe großen Einfluß gewonnen hatte, ihn zu bewegen versuchte, den Haufen seiner Kebsweiber zu entlassen, und sich am benachbarten böhmischen Hofe eine christliche Prinzessin aufzusuchen. Dort regierte um diese Zeit Boleslav I., der die berüchtigte Drahomira zur Mutter hatte, und unter ihren Aufreizungen sich lange als Werkzeug jedes Lasters und jeder Grausamkeit hatte gebrauchen lassen (S. § 49 ff.). Aber Gott hatte sein Herz geändert, und ihn zu einem Freund der Kirche Christi umgeschaffen, welcher um diese Zeit ernstlich damit umging, in seiner Hauptstadt Prag einen Bischofsitz aufzurichten, und sich den Mann hiezu von dem Pabste zu Rom zu erbitten. Boleslav's Tochter, die Prinzessin Dombrowka, hatte schon frühe die Ueberzeugung ihres Vaters getheilt und große Liebe zu dem Christenthum gewonnen; und sie hatte nun auch die Vorsehung zum Werkzeug auserkohren, um dem neugepflanzten Christenglauben in Polen zum Sieg über das veralterte Götzenthum aufzuhelfen.

Lange blieb der Herzog Miecislav in seiner Wahl unentschlossen, und nur ein Zusammenfluß äußerer Um-

stände vermochte ihn zu einem Schritte zu bewegen, welcher, wie er wohl voraussah, den gänzlichen Umsturz des Heidenthums im Lande mit sich führen mußte. Der mächtige deutsche Kaiser Otto I. hatte nicht lange zuvor den böhmischen Herzog gedemüthigt, und auch ihm stand von dem tapfern Markgrafen Gero, den der Kaiser Otto zum Gränzwächter der Lausitz bestimmt hatte, eine ähnliche Demüthigung bevor. Schon hatte er sich bequemen müßen, die neuen Eroberungen seines Vaters in Schlesien und Chrobatien als Reichslehen von dem Kaiser in Empfang zu nehmen, und eben damit in ein Vasallenverhältniß zu demselben zu treten. Wohl hatte des böhmischen Herzogs Boleslav veränderte Gesinnung gegen die Christen seines Landes demselben das Wohlwollen des mächtigen Kaisers aufs Neue zugewendet, und Miecislav durfte hoffen, durch eine Verbindung mit der Fürstenfamilie Böhmens, und die dadurch begründete Annäherung zum Christenthum, der Zufriedenheit Otto's nicht minder werth zu werden. Miecislav ließ nun durch seine Abgeordneten am Hofe zu Prag um die Hand der böhmischen Prinzessin werben; die Vermählung mit derselben kam im Merz 965 zu Stande, und die fromme Dombrowka zog, von einer Anzahl böhmischer Geistlichen begleitet, am Hofe des polnischen Herzogs ein.

§. 116.

Ihre erste Sorge war, das Herz ihres Gemahls zur Taufe zu bewegen, und durch ein weises Betragen ihm den Christenglauben werth zu machen. Noch konnte Miecislav dem väterlichen Götzendienste nicht entsagen, und auch die heidnischen Priester im Lande, denen seine Vermählung mit einer Christin in hohem Grade bedenklich erscheinen mußte, mochten das Ihrige dazu beitragen, ihm den Uebergang zum Christenthum auf jegliche Weise zu erschweren. Allein endlich siegte die bessere Ueberzeugung in seinem Herzen, und Miecislav entschloß sich (J. 966), sich durch die Taufe der Kirche Christi zu weihen.

Nicht lange zuvor hatte die russische Großfürstin Olga die Taufe in der Sophienkirche zu Constantinopel empfangen (S. §. 91), und war gerade um diese Zeit in voller Geschäftigkeit, in ihrer Residenzstadt zu Kiew die ersten Kirchen zu erbauen, und dem Christenglauben den Weg zu den Herzen ihrer Völker zu bereiten. Wohl mag diese Botschaft zu dem Entschluße des polnischen Herzogs das Ihrige beigetragen haben, da er sich nun von allen Seiten von slavischen Fürstenhöfen umgeben sah, an denen der Christenglaube den Sieg über das väterliche Heidenthum davon getragen hatte.

Die glückliche Dombrowka zauderte nun nicht, auch unter dem polnischen Volke der Kirche Christi einen freien Zutritt aufzuschließen, wobei ihr der neubekehrte Herzog treulich an die Hand ging. Schon befand sich eine große Anzahl böhmischer und mährischer Geistlichen im Lande, welche bisher im Stillen an der Bekehrung des Volkes gearbeitet hatten. Besonders zeichnete sich der Hofkaplan der Fürstin, Bohmwid durch seinen Eifer aus, dem Heidenthum in Polen ein Ende zu machen, und den Herzog, welchen er getauft hatte, zu ernstlichen Maaßregeln gegen dasselbe zu bewegen. Wirklich erließ Miecislav die ausdrückliche Verordnung: daß alle Adeligen und Unadeligen im Lande, den siebenten Merz 967 in ihren Städten sich versammeln, ihre Götzenbilder zerbrechen und in den Fluß werfen, und insgesammt von den hiezu verordneten Geistlichen die Taufe auf Christum empfangen sollten. Die Geschichte erzählt uns nicht, in welchem Umfang der fürstliche Befehl an diesem Tage vollzogen worden sey, und wir hören weder von Widerstand noch von Freude, womit dieses Gebot vom Volk aufgenommen wurde. Aber daß die Sache wirklich also geschehen sey, davon zeugt der Umstand, daß sich das Andenken an diesen merkwürdigen Auftritt dadurch erhielt, daß noch in der neuern Zeit in Polen und einem Theile von Schlesien, jedes Jahr am Sonntag Lätare, im feierlichen Aufzug ein Götzenbild ins Wasser

geworfen, und das, was einst ihre Voreltern thaten, von ihren Nachkommen jährlich wiederholt wird.

Es war unstreitig ein Glück für die neue Kirche in Polen, daß eine bedeutende Anzahl auswärtiger Geistlichen sich im Lande vorfand, um dem Unterrichtsbedürfnisse des Volkes im Christenthum hülfreich entgegen zu kommen. Die böhmischen und mährischen Geistlichen hatten um so mehr hiezu die erforderliche Tüchtigkeit, da die heiligen Schriften in derselben Volkssprache, die auch von den Polen gesprochen wurde, in ihren Händen lagen, und dem Unterrichte des Volkes zu Grunde gelegt werden konnten. Gerade waren hundert Jahre vorüber geflossen, seitdem das herrliche Werk der slavischen Bibelübersetzung begonnen, und der erste Grund der Kirche Christi in Mähren gelegt worden war. Und welche Verbreitung hatte nicht im Laufe eines Jahrhunderts diese Cyrillische Bibelübersetzung gefunden! Im Süden, Osten und Westen hatten sich die slavischen Völker um dieselbe, als einem gemeinschaftlichen Panière gesammelt, um durch das Licht, das aus ihr dem Auge entgegenstrahlte, die Finsternisse des alten Götzendienstes zu vertreiben, und dem Anbruch eines hellen Tages mit ihr entgegen zu ziehen.

§. 117.

Dem Herzen des frommen Kaisers Otto I. mußten diese heilsamen Veränderungen eine große Freude machen, da er sie zum Theil als eine liebliche Frucht der Anstalten betrachten konnte, welche er seit dreißig Jahren zur Bekehrung der slavischen Völker getroffen hatte. Sein Auge durfte sehen, was sein Herz nie zu sehen erwartet hatte, daß aus dem fernen Osten von einem Volke her, dessen Name gleich einer neuen Entdeckung in den Ohren der Deutschen klang, Abgeordnete eines slavischen Fürstenhofes, von der Großfürstin Olga, an ihn gesendet wurden, um ihm die Siege des Christenthums am Dnieper und der Wolga zu verkündigen, und

ihn um die Handreichung der Christenliebe anzusprechen. Auch seine erst seit wenigen Jahren an der Elbe, Saale und Elster zum Besten der slavischen Völker gestifteten Bisthümer fingen an ihre schönen Früchte zu tragen, und waren den Ringmauren einer Stadt Gottes ähnlich, die gleich einem Fels dem wogenden Meere des Heidenthums Widerstand leisten sollten. Von zwanzig Kantonen in welche die verschiedenen Slavenstämme im Süden und Osten getheilt wurden, waren bereits siebenzehn dem Hirtenstabe Christi unterthan geworden, und nur noch im Norden Deutschlands waren drei Kantone derselben übrig, welche mit beharrlichem Eifer das Götzenthum der Väter gegen den Andrang des neuen Lichts in Schutz zu nehmen versuchten.

Gerade um diese Zeit hatte Otto I. das Erzbisthum zu Magdeburg an der Elbe aufgerichtet, und sein frommer Eifer fühlte sich verpflichtet, auch der neuerwachten und durch Mieeislavs Taufe fester begründeten Kirche Polens seine väterliche Hand zu bieten. Noch war in diesem Lande kein Bisthum aufgerichtet, indem die Hindernisse, welche Mieeislavs Schwiegervater, der Herzog Boleslav I. in Böhmen mit seinem Wunsche gefunden hatte, die Kirche zu Prag zu einem Bisthum zu erheben, ihn abschrecken mochten, einen ähnlichen Versuch zu wagen. Die Schwierigkeit war um so größer, da die bedeutende Frage im Wege stand, ob die Kirche Polens dem Patriarchate zu Constantinopel, oder ob sie dem päbstlichen Stuhle zu Rom unterthan seyn solle. Unstreitig war bisher durch Geistliche der orientalischen Kirche das Christenthum in Polen angepflanzt worden, und auch die äußerlichen Einrichtungen des Gottesdienstes, sowie die Liturgie, die Bibelübersetzung und die Kirchensprache verkündigten diesen Ursprung. Selbst die ersten Landeskirchen waren nach orientalischer Weise aufgerichtet worden, denn ein alter Annaliste, Damalewicz, schreibt in dem Leben der Erzbischöfe von Gnesen (In Serie Archipiscopor. Gnesnensium p. 88), daß die alte Malerei

an der Decke des alten Chors in der Hauptkirche zu Gnesen der Russischen und Moskowitischen (d. h. der Griechischen) ähnlich gewesen sey. Auch zeigt das alte polnische Missale, welches im Jahr 1629 zu Venedig gedruckt wurde, daß in Polen zum Andenken an Cyrill und Methodius, diese merkwürdigen Stifter ihrer Kirche, der 10. Merz als Gedenktag gefeiert wurde.

Mit dieser schwierigen Streitfrage war indeß der mächtige Kaiser Otto bald fertig. Eben nicht um dem Pabst zu Rom, den er so oft auf die empfindlichste Weise gedemüthigt hatte, zu Gefallen zu leben, und sein Ansehen zu vergrößern, sondern um dem Einfluße der kaiserlichen Regierung auf den bürgerlichen und geistlichen Zustand Polens für immer jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, sah sich der Kaiser aus Gründen der Staatsklugheit veranlaßt, in eigener Machtvollkommenheit mitten in Polen, in der Stadt Potynani (Posen) ein Bisthum aufzurichten, und dasselbe dem Metropolitansprengel des neuen Erzbisthums zu Magdeburg beizuordnen.

§. 118.

Wohl konnte der Kaiser Otto I. nichts Besseres thun, wenn unter den fortgesetzten Streitigkeiten des hierarchischen Ehrgeizes die neu entstandene Kirche Polens keinen Schaden leiden sollte, sobald nur den Neubekehrten gestattet wurde, ihre bisherigen kirchlichen Einrichtungen, und vor Allem den Gebrauch der Muttersprache bei dem Gottesdienste beibehalten zu dürfen. Otto war zu menschenfreundlich und klug, als daß er eine gewaltsame Veränderung in diesem Stück veranlaßt oder auch nur geduldet hätte, wie sehr auch die neuen Prälaten des Sorbenlandes wünschen mochten, daß in ihren Kirchensprengeln eine durchgängige Gleichheit der liturgischen Form stattfinden möchte. Auf diese Weise konnte sich nun die Kirche Christi in Polen ungehindert entwickeln, und so wenig uns auch die Geschichtschreiber

jener Tage von einer freudigen Theilnahme erzählen, welche der christliche Glaube in den Herzen dieses Volkes gefunden hätte, so läßt sich doch mit Zuversicht erwarten, daß die neuen Einrichtungen, welche Miecislav und seine Gemahlin begünstigte, für das Wachsthum der Kirche förderlich gewesen seyn mögen. So lange die Herzogin Dombrowka lebte, war eine Störung in der bisherigen Kirchenweise nicht so leicht zu erwarten, da sie, wie ihr Vater Boleslav, eine Verehrerin der beiden Slavenapostel war, und die böhmischen Geistlichen in ihrem Bekehrungswerke von ihr mannigfaltig begünstigt wurden. Allein sie starb schon im Jahr 977, nachdem auch vier Jahre zuvor der Kaiser Otto der Große, diese Zuchtruthe der römischen Hierarchie, die Welt verlassen hatte. Seine beiden Nachfolger Otto II. und Otto III. theilten zwar den frommen Sinn und Bekehrungseifer, aber nicht die großen Regententugenden ihres Vaters und Großvaters; und die blinde Anhänglichkeit, mit welcher sie dem päbstlichen Stuhle und der römischen Geistlichkeit ergeben waren, ließ nun den hinterlistigen Bestrebungen der hierarchischen Herrschsucht freien Spielraum, und gestattete es gerne, wenn die römische Geistlichkeit das bisherige Bekehrungswerk der morgenländischen Priester mit ihren Netzen zu umgarnen versuchte.

Bald vermählte sich der Herzog Miecislav mit Oda, des Markgrafen Dietrichs Tochter, welche in dem Kloster zu Calau in der niedern Lausitz erzogen worden war. Diese Prinzessin brachte eine entschiedene Vorliebe für den abendländischen Ritus mit sich, und wußte ihren Gemahl und die Vornehmsten am Hofe, bald dahin zu bewegen, diese Vorliebe mit ihr zu theilen. Um indeß mit der Veränderung der gottesdienstlichen Verrichtungen nicht allzu rasch zu verfahren, und dem Volk Zeit zu lassen, sich allmählig an die abendländischen Kirchengebräuche zu gewöhnen, wurde für gut gefunden, daß zwar der Gottesdienst in der Volkssprache gehalten,

aber das Evangelium in der lateinischen Sprache dabei vorgelesen werden sollte. Diese Veränderung mußte indeß, wie zu erwarten war, vom Volke mit großer Unzufriedenheit aufgenommen worden seyn; denn es ward von nun an für nöthig gefunden, daß der polnische Adel, so oft das Evangelium in der Kirche gelesen wurde, das Schwert aus der Scheide zog, und nicht eher wieder einsteckte, bis die Lesung desselben vorüber war, um dem niedergedrückten Volk seine Bereitwilligkeit kund zu thun, die Gebräuche der abendländischen Kirche mit Leib und Leben zu vertheidigen.

§. 119.

So war nun dem päbstlichen Stuhle der Weg gebahnt, nach und nach von der Kirche Polens völligen Besitz zu nehmen. Freilich war das Bekehrungswerk unter dem Volke bisher eben nicht rasch vorwärts geschritten; denn Dlugoss gesteht selbst in seiner polnischen Geschichte, daß im Jahr 990, und demnach vierzehn Jahre nach Mieeislavs Taufe, die meisten Einwohner in Polen noch Heiden gewesen seyen, welche bisher die Christentaufe verschmäht hatten. Um das Bekehrungswerk im Lande zu beschleunigen, wurden jetzt (ob vor oder erst nach Mieeislavs Tode, bleibt ungewiß) Geistliche von Rom gesendet, welche sich in die verschiedenen Gegenden des Landes theilten. Sie waren mit großen Hoffnungen gekommen, da mit der Einführung der abendländischen Kirchengebräuche bereits ein so schöner Anfang gemacht worden war; allein sie fanden bald größere Schwierigkeiten in ihrer Bekehrungsarbeit, als sie erwartet hatten. Das Volk staunte die Fremdlinge an, deren Sprache ihnen unbekannt war, und da die römischen Missionarien gleichfalls die slavonische Sprache nicht reden konnten, und das Volk gegen den ungewohnten Gottesdienst aufgeregt sahen, so blieb ihnen nichts übrig, als sich der mährischen und böhmischen Geistlichen zu bedienen, welche sie im Lande fanden, um durch diese nach und nach

mit der Kenntniß der polnischen Sprache zugleich den Zutritt zu den Herzen der Einwohner zu gewinnen. Diese wußten sie durch Geschenke und Versprechungen ansehnlicher Kirchenämter dahin zu bringen, wo es sich immer thun ließ, die Gottesdienste nicht länger nach den Gebräuchen der morgenländischen, sondern nach dem Ritus der abendländischen Kirche zu verrichten, und dem Volke die lateinische Kirchensprache beliebt zu machen. Manche derselben scheinen auch wirklich ihren Lockungen Gehör gegeben, und sich des Entschlusses nicht geschämt zu haben, auf ihre schöne Muttersprache im Gottesdienste zu verzichten, und sich als Vikarien der fremden Priester für die selbstsüchtigen Zwecke des römischen Stuhles gebrauchen zu lassen. Es war natürlich zu erwarten, daß auf diese Weise vielfache Hemmungen im Bekehrungswerke der Polen entstehen mußten, und daß die Plane der eingedrungenen Priester nur langsam zur Reife kamen.

Der Fürst Miecislav hatte indeß seinen Lauf vollendet, nachdem er über 36 Jahre lang Polen mit viel Weisheit und Mäßigung regiert hatte. Mit Recht betrachtet ihn die Geschichte als den ersten Begründer der Kirche Christi in Polen, der nach dem Grade seiner Erkenntniß kräftig dazu einwirkte, das Heidenthum unter seinem Volke zu zerstören und dem Glauben der Christen einen ungehinderten Zutritt zu demselben aufzuschließen. Und war auch die Aussaat seiner Tage noch gar mangelhaft geblieben, so darf ihm doch das immerhin zum Lobe nachgerühmt werden, daß er für die Verbreitung der Kirche Christi nicht vergeblich gelebt hat.

Ihm folgte noch in demselben Jahre sein Sohn Boleslav mit dem Zunamen Chrobri in der Regierung nach. Boleslav war ein tapferer und in hohem Grade ehrgeiziger Fürst, dem es zunächst nur um die Erweiterung seiner Herrschaft und vor allem um die Erwerbung der Königskrone zu thun war, und der sich jedes Mittel gefallen lassen konnte, um zu diesem Ziele zu ge-

langen. Hiezu waren ihm die Zeitumstände günstig, indem sich sichtbar für die Länder des Nordens und Ostens eine neue Ordnung der Dinge vorbereitete, welche die Einführung des Christenthums unter den slavischen Völkern herbeigeführt hatte. War es Leichtsinn oder bessere Erkenntniß, er konnte sich dem Glauben nicht hingeben, welcher in jenen Tagen die Abendländer bewog, daß in 8 Jahren (J. 1000) das Ende der Welt zu erwarten sey. Er hoffte länger die Freuden der Herrscherwürde genießen zu dürfen, und durch siegreiche Eroberungen wieder zu ersetzen, was sein Vater in den letzten Jahren an Ländergebieten verloren hatte. Auch Krakau und Klein-Polen war an Böhmen wieder zurückgefallen, und die Parthei der Götzendiener hatte dort aufs Neue ihr Haupt empor gehoben. Das Bekehrungswerk in Polen hatte seit 20 Jahren einen sichtbaren Stillstand gemacht, und es war zu wünschen, daß eine neue Anregung von Außen kommen möchte, um den Sieg desselben zu vollenden.

§. 120.

In solcher Lage der Dinge kam (J. 996) der ehrwürdige Bischof von Prag, Adalbert mit seinem Freunde Gaudentius an den herzoglichen Hof nach Gnesen. Wir haben die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes schon oben (§. 54 fg.) in der Missionsgeschichte Böhmens erzählt und Gelegenheit gefunden, die eifrige Beharrlichkeit desselben im Dienste Christi zu bewundern, so wenig wir seiner kirchlichen Unduldsamkeit das Wort reden konnten. Zum dritten Mal war er in seinen Missionssprengel nach Böhmen zurückgekehrt, und immer wieder sah er dort seine schönsten Hoffnungen vereitelt. In Krakau, wo er zuletzt seine Arbeitsstätte aufgeschlagen hatte, waren noch der Götzendiener viele, welche seine Einladungen zur Kirche Christi feindselig von sich stießen. Voll Unmuths über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen eilte nun Adalbert mit sei-

nem treuen Mitstreiter Gaudentius von einem Volke hinweg, unter welchem er lange vergeblich gearbeitet zu haben schien, um entweder in dem benachbarten Polen seine letzten Kräfte im Dienste des Herrn zu verzehren, oder was ihm das Liebste war, unter den wilden Preußen eine Märtyrerkrone aufzusuchen.

Beide wurden an Boleslavs Hofe mit großer Auszeichnung empfangen, und Adalbert verweilte hier eine Zeitlang bei dem Herzoge von Polen, um diesen für das große Werk der Heidenbekehrung zu gewinnen. Jemehr Boleslav den Mann kennen lernte, bemerkt der alte Chronisté Martin Gallus (Chron. S. 60.), desto höher stieg seine Achtung und Liebe gegen ihn. Unentschlossen, zu welchem Volke er sich als Apostel des Glaubens wenden sollte, arbeitete Adalbert eine Zeitlang an der Bekehrung des Volkes in Polen, oder suchte die Neubekehrten im Glauben weiter zu befestigen. Indeß ward es seinem Gemüthe klar, daß er berufen sey unter einem heidnischen Volke seine letzten Lebenstage zuzubringen, und so griff er zum Letztenmal nach .em Wanderstab, und fuhr von seinem Freunde Gaudentius und einer Schaar bewaffneter Soldaten begleitet, welche der polnische Herzog ihm zum Schutz mitgegeben hatte, die Weichsel bis nach Danzig hinab, um dort zum erstenmal das Panier des Kreuzes aufzurichten.

Wir werden später in der Bekehrungsgeschichte der Preußen Gelegenheit finden, den wackern Adalbert in seiner Arbeit unter einem rohen Heidenvolke auf dem Wege anzutreffen. Seine Streiterbahn dauerte indeß nicht lange, denn schon im Laufe des Jahres 997 ward er von fanatischen Götzendienern auf eine grausame Weise ermordet. Seine beiden Freunde, Gaudentius und Benedict, retteten sich indeß glücklich nach dem benachbarten Polen, um dem Herzoge Boleslav den traurigen Tod ihres Lehrers und Freundes zu verkündigen.

Kaum hatte der Herzog von Polen das unglückliche Schicksal des edlen Adalbert erfahren, als er beschloß,

die vergängliche Hülle seines entseelten Freundes als einen theuren Schatz um jeglichen Preis von den heidnischen Preußen zu erkaufen. Diese verlangten aber als Lösegeld soviel an Silber, als der Körper schwer sey. Dem freundlichen Herzog war der Preis nicht zu theuer; er entsandte seine Boten nach Preußen; der Leichnam ward gewogen, aber wunderbar leicht gefunden und nach Polen in ein Kloster geführt. Um jedoch das Andenken des standhaften Kämpfers in der Sache Gottes noch mehr zu verherrlichen, verordnete Boleslav, daß der Leichnam in einem feierlichen Zuge nach Gnesen gebracht, und dort in die Hauptkirche beigesetzt werden sollte.

§. 121.

Es dauerte nicht lange, so geschahen, wie die Geschichte erzählt, an Adalberts Grabe große Zeichen und Wunder; und der Ruf dieser außerordentlichen Wunderthaten erscholl bald durch Böhmen und ganz Deutschland und bis nach Italien. Dort vernahm sie auch Kaiser Otto III., dessen Seele an den frommen Uebungen des Klosters schon längst größere Freude als am Prachtgewühl des kaiserlichen Hofes fand, und der vor wenigen Jahren erst an seinem Hofe Adalberten als Muster der Gottseligkeit kindlich verehren gelernt hatte. Der Kaiser beschloß nun, das wunderthätige Grab seines Lehrers und Freundes in Gnesen zu besuchen. Es war gerade das wunderbare Jahr 1000 nach unseres Herrn Geburt, dieses vermeintliche Schlußjahr der Weltgeschichte, als Otto die Pilgerreise antrat. Sein Empfang bei dem Herzoge von Polen war überaus glänzend und prachtvoll, denn Alles, was seine Schatzkammer darbot, war von diesem aufgeboten, um den kaiserlichen Gast würdig zu empfangen. Die Schaaren der Ritter, die große Menge der Edlen und Vornehmen, der glanzvolle Hof des Herzogs, Alles dieses war in den kostbarsten Prunkgewändern und goldreichen Kleidern auf einer weiten Ebene ver-

sammelt, und von Posen an die ganze Straße nach Gnesen hin mit den schönsten Tüchern bedeckt.

Als nun der Kaiser der ersehnten Stadt so nahe kam, daß er sie sehen konnte, stieg er von seinem Rosse, und ging barfuß bis an die Kirche, wo Adalberts Gebeine ruhten; dort fiel er am Grabe des Blutzeugen nieder, und bat in tiefer Andacht und in Thränen der Wehmuth um die Fürbitte seines entschlafenen Freundes bei dem Erlöser. Darauf folgten die Tage festlicher Mahle, an denen Herzog Boleslav seinen ganzen außerordentlichen Reichthum offenbarte. Verwundert über die Kostbarkeit der Schätze, soll nun der Kaiser die eigene Krone von seinem Haupte genommen, und sie dem Herzoge aufgesetzt haben, mit den Worten: „Eines solchen Fürsten ist es nicht würdig, daß er Herzog heiße; er muß durch den Schmuck der Krone auf den Königsthron erhoben werden.“ Dann beschenkte ihn der Kaiser zur königlichen Heerfahne mit der Lanze des h. Mauritius, und einem Nagel vom h. Kreuz; wogegen der dankbare Boleslav dem großmüthigen Kaiser einen Arm vom h. Adalbert verehrte.

Auch diese für unser Gefühl fremdartigen Bilder einer alten Zeit besitzen dennoch eine Geisteskraft und eine Würde, welche unserer Bewunderung werth sind. Die Welt im Großen wie im Kleinen, hat von jeher mit Aeußerlichkeiten getändelt, und tändelt heute noch mit denselben; aber dem kindischen Spiel der alten Väter lag doch immer ein frommer Sinn unter, der durch Aeußerungen der Kraft und Selbstverläugnung seine Opfer mit Freuden darbrachte, und die Fußpfade seiner oft abenteuerlichen Freuden durch heilsame Anstalten für die Wohlfahrt der künftigen Jahrhunderte zu verewigen verstand; indeß der tändelnde Geist unserer Tage, die Schätze der Väter vergeudet, mit der gegenwärtigen Ruhe und Wohlfahrt der Völker sein freches Spiel treibt, und der Jahrhunderte leichtsinnig vergißt, die da kommen, und das Weltgericht über unsere Tage halten sollen.

Es lag ein hoher und tiefer Ernst in dem Auftritte, welchen wir so eben erzählt haben; denn es wurde in diesen Tagen an Adalberts Grabe der bleibende Grundstein zu der Kirche Christi in Polen gelegt. Die versammelten Fürsten schieden nicht früher von einander, bis sie, um das Andenken des ehrwürdigen Blutzeugen zu ehren, den gemeinschaftlichen Beschluß gefaßt hatten, daß in der Residenzstadt Gnesen ein Erzbisthum, und in verschiedenen andern Städten Polens und Schlesiens Bisthümer aufgerichtet, die nöthigen Einrichtungen zur Erhaltung und Erweiterung der neuen Kirche im Lande getroffen, und diese Anstalten sämmtlich dem Metropolitansitze zu Gnesen untergeordnet werden sollten.

§. 122.

Unerwartet schnell sind wir an den Gränzen der polnischen Kirchengeschichte angekommen, und können dieser das Geschäft überlassen, den weitern Entwicklungsgang ihrer neu gestifteten kirchlichen Einrichtung zu erzählen. Seit dreißig Jahren hatten wir auf dem weiten Missionsgebiete Polens nur ein einziges Bisthum angetroffen, welches Otto I. (J. 966) in der Stadt Posen aufgerichtet hatte. Jordan soll, wie die alte Chronik erzählt, (apud Sommersberg p.359) der erste Bischof an dieser Stelle gewesen seyn, und mit viel Fleiß und Eifer an der Verbreitung des Christenthums gearbeitet haben. Indeß hatten sich in seinen Tagen theils von Mähren und Böhmen, theils aus dem benachbarten Deutschland, viele Arbeiter auf diesem weiten Brachfeld eingefunden, welche unter Miecislavs milder Regierung den Samen des göttlichen Wortes nach allen Richtungen hin auszubreiten versuchten. Aber während Miecislavs langer Regierung scheint man an Errichtung neuer Bisthümer, sowie an Bildungsschulen für die polnische Geistlichkeit und das Volk nicht gedacht zu haben, obgleich die polnischen Annalisten ihren Herzog innerhalb dieses Zeitraumes nicht weniger als sieben Bisthümer im Lande aufrichten lassen. Allein ihre Nachrichten liegen sowohl

mit sich selbst, als mit den geschichtlichen Zeugnißen deutscher Annalisten jener Tage im Widerspuch, indem Letztere, zum Theil als Augen- und Ohrenzeugen behaupten, daß erst bei dem feierlichen Besuche des Kaisers Otto III. an die Stiftung der nöthigen kirchlichen Einrichtungen im Lande gedacht worden sey.

Indeß nun (i. J. 1000) dem bisherigen Bisthum Posen sein selbstständiger Kirchensprengel angewiesen wurde, ward die bisherige Kirche zu Gnesen, als Kirche der Hauptstadt Polens zu einem Erzbisthume erhoben, welcher die drei neu errichteten Bisthümer zu Krakau, Colberg und Breslau untergeordnet wurden. Freilich gestattet uns die Geschichte jener Tage nicht, an eine allgemeine Verbreitung des Christenthums in Polen bereits denken zu dürfen; es waren nur eben so viele kirchlich beglaubigte Missionsstellen, welche unter dem Namen von Bisthümern das Bekehrungswerk im Lande fortzusetzen beauftragt waren. Selbst in der Hauptstadt Gnesen, sah es um diese Zeit noch sehr heidnisch aus, so daß eine alte Chronik die Klage führt, daß, während des Besuches Adalberts und seines Freundes Gaudentius daselbst (J. 997), die Einwohner nicht viel nach ihren Belehrungen fragten, und Letzterer sich genöthigt sah, die Stadt wegen ihrer Schandthaten in den Bann zu thun (Damalewicz L. c. p. 66). Gaudentius wurde jetzt vom Kaiser Otto III. zum Erzbischof von Gnesen erwählt, und arbeitete daselbst eine Zeitlang im Segen fort.

Auch in der Stadt Krakau, welche nunmehr ein Bischofssitz wurde, hatte schon seit langer Zeit eine christliche Gemeinde bestanden, welche von böhmischen Missionarien gepflanzt worden war. Der vielfache Wechsel des Kriegs hatte indeß das Bekehrungswerk daselbst gar häufig gestört, und erst wenige Jahre zuvor hatte der fromme Adalbert große Schaaren von Heiden in dieser Stadt angetroffen, welche das kleine Häuflein der Gläubigen zu erdrücken drohten. Mit der Aufrichtung ei-

nes bischöflichen Sitzes daselbst ward ein neuer Grund zur Pflanzung der Kirche Christi in dieser Stadt gelegt, und Popo, der erste Bischof derselben, fand jetzt der Arbeit genug, bis es ihm mit Gottes Hülfe gelang, dem Götzendienste die veralterten Wurzeln abzuschneiden, und die Kirche bleibend daselbst zu begründen.

§. 123.

Colberg an der Ostsee in Hinterpommern gelegen, und damals zu Polen gehörig, war schon in jenen Tagen ein berühmtes Städtchen, das wegen seiner ergiebigen Salzquellen großen Verkehr mit dem Lande hatte. Auch hier wurde von Kaiser Otto III. ein Bisthum aufgerichtet, und Reinbert als erster Bischof daselbst eingesetzt. Wohl war dieses Städtchen in jenen Tagen auf dem südlichen Ufer des baltischen Meeres die erste Stelle, auf welcher das Panier des Kreuzes aufgerichtet wurde, und wegen der Nachbarschaft der gefürchteten Seeräuberrepublik, Julin, der gefahrvollste Vorposten, welchen die Kirche Christi in jenen Gegenden eingenommen hatte. Der fromme Reinbert that sein Bestes, um den fanatischen Aberglauben der wilden Götzendiener in Hinterpommern mit der Kraft Gottes zu bekämpfen, und dem Lichte des Evangeliums die erste Bahn zu brechen; auch wurde er von dem Könige Boleslav kräftig in seinem Werke unterstützt. Als jedoch des russischen Großfürsten Wladimir an Kindesstatt angenommener Sohn Swätopolk, um die Hand der Tochter des Königs Boleslav anhielt, und dieselbe nach Kiew heimführte, so wurde ihr Reinbert als Hofgeistlicher mitgegeben, der aber bald in den blutigen Händeln, welche der Sohn mit dem Vater führte, im Gefängniße sein Leben einbüßte. In Colberg war indeß Benno als Bischof in seine Stelle eingetreten; allein dieser konnte sich auf diesem gefahrvollen Posten nicht lange halten, indem die erbitterten Götzendiener ihn bald aus dem Lande jagten, seine Kirche niederrissen, und dem Bisthum ein Ende machten, bis es in

den spätern Tagen in dem benachbarten Wollin, und bald darauf zu Camin wieder erstehen durfte.

In einem kleinen Dorfe Schlesiens, Smogra, hatte sich frühe schon ein deutscher Missionar, Gottfried genannt, niedergelassen, den der Bischof zu Posen wahrscheinlich dorthin gesendet hatte, um die christliche Religion daselbst auszubreiten. Gottfried soll, wie die Chronik erzählt, zuerst nur in einem Privathause das Volk unterrichtet haben, bis der Bischof von Posen (J. 970) sich veranlaßt sah, ein Kirchlein von Holz in diesem Dorfe aufzubauen, wo die Neubekehrten zum Gottesdienste sich versammelten. Gottfried machte sich's, wie die Chronik sagt, zum Geschäft, dem unwissenden Volke den Glauben, die zehn Gebote und das Vater Unser vorzusprechen, und sie allmählig vom heidnischen Aberglauben abzuziehen. Hin und wieder machte er eine Reise durch Schlesien, und hielt sich besonders an solchen Orten auf, wo an Markttagen viele Leute zusammen kamen, unter denen er, so gut er konnte, die heidnischen Götzenopfer abzuschaffen suchte. Allein er hatte viel Widerwärtigkeit bei seiner Arbeit auszustehen, indem nicht nur das Volk, das an den abgöttischen Gebräuchen fest hielt, sondern auch der Adel seine Lehren und Ermahnungen mit Verachtung von sich stieß. Zwar hatten schon böhmische Missionarien ein kleines Häuflein von Christen dort gesammelt; allein auch diese wollten von dem deutschen Missionar nichts hören, weil er die Gebräuche der abendländischen Kirche einzuführen versuchte. Dadurch fühlte sich der gute Mann so sehr gekränkt, daß er (J. 983) vor Gram starb, und Alles in der größten Verwirrung zurückließ.

Ihm folgte bald ein gewisser Urban nach, welcher sein Geschäft damit anfing, Schulen im Lande aufzurichten. Er selbst war, wie die Geschichte erzählt, ein frommer, gelehrter und gerechter Mann, welcher wohl einsah, daß die Religion ohne gelehrte Leute nicht wohl fortgepflanzt werden könne. Er hatte deßhalb einige

wohlunterrichtete Männer aus Italien, auch eine Anzahl guter Bücher mit sich gebracht und fing nun an, in seiner Schule zu Smogra, welche besonders von den Kindern des Adels besucht wurde, die christliche Religion, die lateinische Sprache und andere nützliche Wissenschaften zu lehren. Diesen Unterricht setzte er an andern Stellen des Landes bis zum Jahr 1005 segensreich fort, in welchem er seinen Lauf vollendete, nachdem wenige Jahre zuvor (J. 1000) zu Breslau ein Bischofssitz aufgerichtet, und von dem Könige Boleslav einer seiner Mitarbeiter, Namens Clemens, zum Bischof daselbst erwählt worden war.

Auf diese Weise waren die ersten Grundsteine gelegt, auf welchen die Kirche Christi in Polen und Schlesien allmählig aufgebaut werden konnte. Es folgten bald unter der langen Regierung des tapfern Königs Boleslav blutige Kriege, welche von ihm bis in das Herz von Deutschland hinein getragen wurden; und diese Zeiten waren für den friedlichen Aufbau der Kirche im Lande keineswegs günstig. Indeß war doch der väterliche Götzendienst in seinen Grundfesten so gewaltig erschüttert worden, daß er dem Anwuchs des neuen Glaubens im Lande keinen bedeutenden Widerstand entgegen zu setzen vermochte, wie sehr auch die benachbarten heidnischen Wenden, und besonders die kriegerischen Preußen noch ein volles Jahrhundert hindurch allen ihren Kräften aufboten, um nicht nur die herannahende Kirche Christi mit Gewalt von ihren Landesgränzen abzuhalten, sondern auch den noch immer zahlreichen Anhängern des alten Heidenthums in Polen ihre hülfreichen Hände darzubieten. Ihre Versuche schlugen fehl, weil nach Gottes weisem Rath auch für sie nunmehr die Stunde der Erlösung geschlagen hatte.

Achtes Kapitel.

Einführungsgeschichte des Christenthums unter den slavisch-wendischen Völkerstämmen des nördlichen Deutschlands.

Erster Abschnitt.

Erste Pflanzungen der christlichen Kirche unter den wendischen Völkern, von Karl dem Großen an bis auf den Kaiser Otto I. (Jahr 771 — 973.)

§. 124.

Nach langen Wanderungen unter den slavischen Völkerstämmen des südöstlichen Europas, unter welchen die morgenländische Kirche das Saatkorn der himmlischen Wahrheit auszustreuen begann, hat uns unsere Missionsgeschichte noch einmal zu den Gränzen unseres deutschen Vaterlandes, und zwar zu derselben Stelle zurückgeführt, wo wir dasselbe zur Zeit Karls des Großen verlassen haben. Wo immer jetzt von den Ufern des Elbestromes aus unser Auge in den weiten Länderstrecken Europas umherblickt, werden wir mit Bewunderung unter den Millionen ihrer Bewohner eine neue Schöpfung Gottes gewahr, welche einen tausendjährigen Götterglauben unter denselben für immer vertilgt, und auf seinen Trümmern die Kirche Christi als den Quell eines neuen Völkerlebens aufgerichtet hat. Die celtisch-germanischen Völker des Abendlandes haben insgesammt der Herrschaft des Christenthums gehuldigt; die brittischen Inseln sind nach langem und blutigem Kampfe der Kirche Christi unterthan geworden; von den Elbemündungen an, bis zu dem kalten Grönland hinauf ist der Schall des Evangeliums gedrungen, und die scandinavischen Völker haben dem Glauben an den Gekreuzigten eine bleibende Wohnstätte in ihrer Mitte eingeräumt. Auch der größte Theil der slavischen Völker im Süden und Osten Europa's

ist ein hoffnungsreiches Ackerfeld der Kirche Christi geworden, und die Slavenstämme am Donaustrome hinab, die Bulgaren, die Mähren, die Ungarn und Böhmen, die Russen und die Einwohner Polens haben ihr Auge dem Lichte des Evangeliums zugewendet.

Freilich hatte es volle vierhundert Jahre bedurft, bis auf diesen weiten Saatfeldern der Same des göttlichen Wortes einwurzeln, und seine neuen Lebenskräfte über die erstorbenen Völker Europas verbreiten konnte. In einigen Ländern Europas war der heiße Kampf des Lichtes mit der Finsterniß von längerer, in andern von kürzerer Dauer gewesen; in einigen konnte der Sieg der Kirche Christi nicht ohne die Stürme des Kriegs und nicht ohne blutige Opfer errungen werden, welche für die Sache Christi fielen, in andern ward das Evangelium des Friedens freundlich herbeigerufen, und mit großer Bereitwilligkeit vom Volke aufgenommen. Einen mächtigen Unterschied in der Bekehrungsweise der Völker haben wir besonders in der morgenländischen und der abendländischen Kirche seit dem achten Jahrhundert wahrgenommen. In ersterer war die Verbreitung des Christenthums fast durchgängig Privatangelegenheit einiger frommer Männer geblieben, welche von dem Patriarchate zu Constantinopel nur freundliche Genehmigung und Berathung erlangten. In den Abendländern hatte sich das Missionswerk frühe schon mit dem Interesse der Fürsten und Staaten verschlungen, und sich als Werkzeug ihrer bürgerlichen Zwecke den Händen derselben anvertraut. Dieß hatte zur natürlichen Folge, daß auf den verborgenen Fußpfaden der morgenländischen Missionarien sich die Pflanzungen der Kirche meist auf stille und unblutige Weise, und in den meisten Fällen viel schneller entfalteten, als in den Missionsgebieten der abendländischen Kirche, auf denen nicht selten Herrschergewalt und Schwert die ersten Furchen zog, in welche der Same des Wortes ausgestreut wurde.

§. 125.

Zu diesen Schauplätzen blutiger Kriege und gewaltsamer Unterjochung der Völker unter das Panier der Kirche hat uns die Missionsgeschichte noch einmal zurückgeführt, und fünf finstere Jahrhunderte liegen vor uns, (800—1300), in welchen verheerende Kreuzzüge das Bekehrungswerk der europäischen Völker vollenden sollten, welches die wehrlosen Friedensboten des Evangeliums auf eine so segensreiche Weise begonnen hatten.

Nachdem alle Völker des westlichen, südlichen und östlichen Europas den väterlichen Götzendienst verlassen, und dem bildenden Einfluß der Kirche Christi sich aufgeschlossen hatten, war im nördlichen Deutschland, soweit dasselbe einen Theil von Sachsen und die gegenwärtigen Ländergebiete Preußens in sich begreift, ein mächtiger Volksstamm übergeblieben, welcher mit seinen zahlreichen Verzweigungen von der Lausitz bis nach Hinterpommern sich verbreitet hatte, und mit starrer Unbeweglichkeit dem Götterglauben seiner Väter anhing. Dieß war der volkreiche Wendenstamm, welcher seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts auf den menschenleeren Räumen neben den Sachsen, von der Saale und Elbe an bis zum baltischen Meere und zu der Weichselmündung hin, seine zerstreuten Wohnsitze aufgeschlagen hatte. *)

*) Ein willkommener Vorrath gleichzeitiger historischer Quellen bietet sich der wendischen Missionsgeschichte zum Gebrauche an. Einer der ältesten Chronisten, welcher hier genannt zu werden verdient, ist Witikindus, ein Mönch des westphälischen Klosters Corvey und Lehrer desselben, welcher um das Jahr 980 als erster sächsischer Geschichtschreiber in drei Büchern Annalen seiner Zeit schrieb, worin er die Geschichte Heinrichs I. und Otto's des Großen erzählt, (Annalium libri III. Basil. 1532 fol.) und über die Verbreitung des Christenthums unter den von Otto besiegten Slavenvölkern da und dort umständliche Nachrichten mit-

In unbekannten Tagen der Vorzeit hatte sich ein seltsames Gemisch von Völkernamen in den Ländern

getheilt hat. An ihn schließt sich der berühmte Chronikenschreiber Dithmar, Bischof von Merseburg an, welcher um dieselbe Zeit lebte, und in acht Büchern die Thaten Heinrichs I., der drei Ottonen und Heinrichs II. bis auf seinen Tod (1018) beschrieben hat (Chronicon Martisburgense. Francof. 1600 fol.), mit Anmerkungen ins Deutsche übersetzt von J. F. Ursinus, Dresden 1790. Da Dithmar sich häufig am kaiserlichen Hofe aufhielt, und nicht selten die Reisen und Kriegszüge mit den Kaisern theilte, so ist die Chronik desselben für seine Zeitgeschichte von desto größerer Wichtigkeit. Nicht lange nach ihm wurde Adam, aus Meissen gebürtig, Vorsteher der erzbischöflichen Schule zu Bremen, und verfaßte (um das Jahr 1072) seine brauchbare Kirchengeschichte in vier Büchern, die mit dem Jahr 788 beginnt, und J. 1076 aufhört (Adami opera ed. I. I. Maderus Helmstad. 1670). Obgleich Adam in seiner Geschichte vorzugsweise die nordischen Völker im Auge hat, unter denen er selbst umher reiste, so hat er doch manche interessante Nachricht über seine Nachbarn, die Wenden, in seine Geschichte aufgenommen, welche gelesen zu werden verdient. Am wichtigsten aber für die wendische Missionsgeschichte und die Hauptquelle derselben bleiben die Chronica Slavorum von Helmold, einem Schüler des frommen Missionars und Bischofs Vicelinus von Altenburg, und Priester in dem wendischen Kloster Bosow bei Lübeck. Helmold, ein geborner Wende, machte selbst mit Bischof Gerold Missions-Wanderungen unter den heidnischen Slaven der Ostseeländer, sammelte auf denselben seine Nachrichten über die Sitten, Religion und Geschichte der Slaven, und schrieb seine vortreffliche Chronik, welche von Karl des Großen Zeit an bis zum Jahr 1170 die Bekehrungsgeschichte der wendischen Völker in sich faßt. Ein Benedictiner in Braunschweig, Namens Arnold, und seit dem Jahr 1175 Abt des Johanneskloſters zu Lübeck, setzte die von Helmold verfaßte Geschichte der Slaven durch einen wichtigen Anhang vom Jahr 1171—1209 fort (derelictor. Helmoldi supplem. als Anhang zu Helmolds Chronik). Sie ist unstreitig eine der interessantesten und reichhaltigsten Quellen, welche wir bis jetzt auf dem Wege unserer Missionsgeschichte angetroffen

zwischen der Elbe und der Weichsel angesiedelt, welche die früheste Geschichte unter der allgemeinen Benennung von Vandalen oder Sarmaten zusammenfaßt, und die im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts von der wilden Fluth der Völkerwanderung in die Abendländer fortgerissen wurden. Nur zerstreute Ueberbleibsel der ersten Einwohner waren im weiten Lande zurückgeblieben, welche das Erbgut ihrer Väter nicht an die Auswanderungslust ihrer Nachbaren vertauschen wollten, und die nun in vereinzelten Haufen unter dem Namen der Vandalen oder Wenden im Lande zurückblieben.

Wir haben oben in der frühesten Geschichte Polens bemerkt, wie um die Mitte des sechsten Jahrhunderts zahlreiche Horden slavischer Ansiedler von den untern Donaugegenden her sich den Ländern des Nordens zuzuwenden begannen, um dort ihre Niederlassungen aufzusuchen. Sie scheinen die letzten Nachzügler der Völkerwanderung gewesen zu seyn, welche den Gothen, Herulern, Hunnen und Vandalen auf dem Fuße folgten. Da aber ihre zahllosen Heerschaaren bereits Besitz von den Abendländern genommen hatten, und es unerfreulich fanden, von immer neuen Schaaren von Ankömmlingen in demselben gestört zu werden; so wurden die zuletzt Angekommenen, die Slaven, über die Donau zurückgedrängt, und dadurch genöthigt, diejenigen Gegenden des Nordens zu ihrem Wohnsitze zu erwählen, welche ihre Vorgänger früher verlassen hatten. In einzelnen Heereszügen sahen wir sie in die Länder von Mähren, Böhmen und Polen einziehen, und sich dort

---

haben. Unter den zahlreichen literarischen Hülfsmitteln der Bekehrungsgeschichte der Wenden verdienen vorzugsweise die gelehrten Arbeiten des seligen Albert Kranz, Professor der Theologie zu Rostock († 1517) genannt zu werden, nämlich seine Metropolis s. Hist. eccl. etc. libri XII. Basil. 1548, und vor Allem seine Historia vandalica libri XIV. Francof. 1601 fol., welche Schrift sehr benutzenswerthe Beiträge für unsere Missionsgeschichte in sich faßt.

bleibend niederlassen. Zwei andere Heereszüge dieser slavischen Auswanderer hatten in nördlicher und in westlicher Richtung ihre Wanderzüge weiter fortgesetzt, indem der eine derselben, die Luticier (Lausitzer) genannt, in die Gebiete zwischen der Elbe und der Oder einrückte, der andere aber, die Pomeraner genannt, in nördlicher Richtung bis an das Küstenland der Ostsee hinabzog, und sich so lange ausdehnte, bis er an den Mündungen der Oder mit seinen westlichen Stammgenossen zusammentraf. Wanderungen dieser Art waren in jenen Tagen nichts ungewöhnliches, und mit leichter Mühe auszuführen, da, wie schon Tacitus bemerkt, die Nomadenvölker scythischen Ursprungs überall auf kleinen Lastwagen ihre Weiber und Kinder mit sich zu führen pflegten, mit denselben selbst in den Krieg zogen, und auf diese Weise den ganzen Erdkreis zu ihrer Heimath zu machen pflegten.

In den menschenleeren Ländern des nördlichen Deutschlands, welche ihr langer Zug erreichte, konnte es ihnen nicht schwer werden, sich häuslich niederzulassen. Sie trafen zwar in denselben noch immer zerstreute Schaaren der frühern Einwohner an, welche die Ankunft dieser zahlreichen Fremdlinge eben nicht gerne sehen mochten; aber da des herrenlosen Bodens genug zu finden war, so ließen sie sich friedlich neben denselben nieder, und verschmolzen bald zu einem gemeinschaftlichen Volke mit den Ureinwohnern, mit denen sie nach kurzer Zeit unter dem gemeinschaftlichen Namen der Wenden in der Geschichte auftreten.

§. 126.

Unter jedem Barbarenvolke alter und neuer Zeit, das noch nicht in den Verband des allgemeinen Völkerverkehrs aufgenommen ist, und als hülfsloser Waise auf der Erde umherirrt, werden wir den Umstand gewahr, daß sich dasselbe in zahllose kleine Theile zerspaltet, von denen jeder einzelne mit seinem eigenen kleinen Häupt-

ling seinen eigenen Namen führt, und unabhängig von den andern seine eigenen Zwecke verfolgt. Diese kleinen Distrikts- oder Kantonsverbindungen können indeß in solcher Weise nicht lange fortdauern, indem die Bedürfnisse des Lebens, die Eifersucht der Nachbarn und die daraus entstehenden Feindseligkeiten die Vermehrung der Macht zum Widerstande nach Außen bald nothwendig machen; und so bilden sich nach kurzer Zeit Bündnisse der einzelnen Stämme zu einem Volke; es entstehen Eidsgenossenschaften, welche im Kriege gemeinschaftliche Sache machen, und ihrem gemeinschaftlichen Anführer oder Herzoge gehorchen. Dieselbe Erscheinung werden wir bald unter den slavischen Einwanderern des nördlichen Deutschlands gewahr, die, um gegen innern und äußern Widerstand ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu sichern, in fünf bemerkliche Eidsgenossenschaften zusammentraten, während jeder einzelne Kanton seinen ursprünglichen Stammnamen beizubehalten pflegte. Auf diese Weise finden wir schon im Laufe des siebenten Jahrhunderts in der Markgrafschaft Ober- und Niederlausitz die Lusitzer zwischen der Saale und Elbe; bis in das alte Meißenland wohnen die Serben oder Sorben; die brandenburgischen Marken zwischen der Saale und der Oder sind von den Wilzen bewohnt, zu welchen gewöhnlich die Hevelles an der Havel, die Rhedarier in der Priegnitz und im Lande Schwerin, so wie die Ukern (Gränzwenden) an den Mündungen der Oder gerechnet werden; in nördlicher Richtung werden im Mecklenburgischen die Obotriten angetroffen, und nach Osten hin dehnen sich auf den Gestaden der Ostsee von den Ausflüssen der Oder bis zu den Mündungen der Weichsel die Pommern aus.

Den einzelnen Eidsgenossenschaften stand gewöhnlich ein Großfürst oder Crole vor, welcher das Land regierte, und besonders in Kriegszeiten der Heerführer des Volks war. Bisweilen hatten zwei verbündete Eidsgenossenschaften einen gemeinsamen Crolen, besonders

dann, wenn sie von einem mächtigen Feind bedroht waren, dem sie sich mit vereinter Macht entgegen stellten. Sonst trieben gewöhnlich die einzelnen Völkerbünde ihre Sache frei und unabhängig von einander; auch war es nicht selten der Fall, daß sie wechselsweise mit einander im blutigen Kampfe lagen, und sich um die Oberherrschaft stritten. Nur gemeinschaftliche Gränzen brachten sie näher zusammen, weil das Interesse der Sicherheit ein gemeinschaftliches war; je weiter die einzelnen Eidsgenossenschaften aus einander lagen, desto seltener werden sie in der Geschichte vereinigt angetroffen. So finden wir z. B. daß die Sorben im Westen gewöhnlich ihre Sachen allein und unabhängig von den andern, oder gemeinschaftlich mit ihren Gränznachbarn, den Wilzen, trieben; und ebenso die pommerischen Wenden im Osten, welche mit den benachbarten Polen in vielfacher friedlicher oder feindlicher Berührung standen, während die Obotriten häufig mit ihren Nachbarn, den Wilzen, sich verbanden und einen gemeinschaftlichen Crolen hatten, um mit desto größerer Macht ihrem gemeinschaftlichen Feinde, den Sachsen, entgegen zu ziehen. Dieser Umstand war für das Bekehrungswerk unter den Wenden von großer Wichtigkeit, indem die vereinzelten Eidsgenossenschaften der Sorben und der Pommern auf viel leichterem Wege der Kirche Christi unterthan gemacht wurden, als dieß bei den kriegerischen Wilzen der Fall war, so lange sie im Bunde mit den Obotriten standen.

Einzelne kleinere Völkerschaften, besonders solche, die an der Ostsee wohnten, und einen großen Verkehr mit seefahrenden Völkern, z. B. den benachbarten Dänen trieben, bewahrten ihre völlige Kantonal-Unabhängigkeit, und nur selten finden wir sie auf kurze Zeit mit einem andern wendischen Volksstamme vereinigt. So bildeten z. B. die Ranen oder Rügier auf der Insel Rügen eine eigene kleine Republik, die sich Jahrhunderte lang ihren Nachbarn furchtbar zu machen wußte. Ebenso waren die Wagrier, welche im heutigen Ol-

denburg neben den Stormaren und Holsaten wohnten, ein freies und unabhängiges Völkchen, das zwar dem Obotritenbunde in Mecklenburg angehörte, aber in seinem Verkehr mehr mit den Sachsen, welche dort angesiedelt waren, und ihren Gränznachbarn, den Dänen zu thun hatte. In dieser äußerlichen Stellung befanden sich die wendischen Völker zu einander, als von den Sachsen und Deutschen die ersten Versuche gemacht wurden, sie mit der Kirche Christi zu vereinigen. Die Wahrnehmung dieses Verhältnisses der einzelnen wendischen Eidsgenossenschaften gegen einander, ist nöthig, wenn wir den Entwickelungsgang der Missionsgeschichte unter derselbigen verstehen wollen, welcher sich in tausendfachen Verwicklungen durch einen Zeitraum von beinahe 400 Jahren hindurch zieht.

§. 127.

In jedem einzelnen dieser wendischen Bundesstaaten treffen wir wieder eine größere oder kleinere Zahl von Bundesgauen, welche ihren eigenen Namen führen, und nicht selten allein und unabhängig von den Uebrigen eine bedeutende Rolle in der Geschichte spielen. So kommen z. B. bei den Sorben an der Spree und Saale die Dalemincier, zwischen der Havel und Elbe die Morziner vor, neben welchen viele andere Gaue z. B. der Costabauder (Cotbuser), der Füthrobogergau und andere genannt werden. Auch der Wilzer Staatenbund ist aus einer großen Zahl einzelner Kantone zusammengesetzt. Außer den obengenannten werden uns in demselben die Circipaner genannt, welche von Güstrow an bis zum Flusse Peene in Pommern sich angesiedelt hatten. Wir finden in demselben die Kyssiner in dem heutigen Rostock; die Tollenser am Tollensee, die Müritzer an dem See Müritz im Mecklenburgischen, und andere Distrikte, in welche ihr weites Land eingetheilt war. Im Obotritenbunde zeichneten sich besonders die Polaber bei Ratzeburg, die Lingonen bei Lüneburg, die Na-

nen auf der Insel Rügen, und die Wagrier aus, welche zwischen Lübeck und Oldenburg sich niedergelassen hatten.

So wild und kriegerisch auch noch in diesen Zeiten der Charakter dieser wendischen Völkerschaften war, so unterscheiden sie sich doch bei ihrem ersten Eintritt in das geschichtliche Völkerleben vor ihren germanischen Nachbarn durch den Umstand, daß sie frühe anfingen, Städte, Dörfer und Burgen in ihrem Lande anzulegen, und auf diesem Wege eine Summe von Kenntnissen und Kunstfertigkeiten unter sich ins Leben zu rufen, die wir unter andern Barbarenhaufen auf dergleichen Bildungsstufe nicht finden. So erzählt uns z. B. der alte Helmold in seiner Chronik (C. I. L. 2.) von einer großen und volkreichen Stadt, Wineta genannt, welche schon in früher Zeit an den Mündungen der Oder von den Wenden aufgebaut, und als Stapelplatz von den seefahrenden Völkern des Auslandes häufig besucht wurde. Sie war, wie er behauptet, in der damaligen Zeit die größte Stadt Europas, und von einem seltsamen Gemisch von Menschen, von Barbaren und Griechen, bewohnt. Auch die Sachsen würden in der spätern Zeit die Erlaubniß zur Niederlassung daselbst leicht erhalten haben, hätten sie es nur nicht bekannt werden lassen, daß sie sich zum Christenthum bekennen, indem die Einwohner derselben bis zur Zerstörung der Stadt hartnäckig dem Götterglauben anhingen. Uebrigens sey, fügt Helmold hinzu, in dieser Stadt, wie unter den Wenden überhaupt, die größte Gastfreundlichkeit geübt worden. Hier befanden sich die großen Waarenlager aller Völker, und alle Annehmlichkeiten des Lebens, nebst Allem, was selten ist, konnte dort gefunden werden. Diese Stadt wurde in späterer Zeit von den Dänen zerstört.

Eine andere der berühmten Wendenstädte war Rethre, im Gebiete der Rhedarier, am Tollenzer See im Meklenburg-Strelizischen Lande gelegen, welche wir später als den ausgezeichnetsten Wohnsitz des wendischen

Götzendienstes und das mächtigste Bollwerk desselben kennen lernen werden. Hier prangten ihre kolossalen Götzenbilder in reich geschmückten Tempeln, und hier war der Wohnsitz der Weissagung, zu welcher Tausende von Götzendienern hinzuströmten. Die Stadt hatte neun Thore, und war von allen Seiten von einem breiten Kanal eingeschlossen, eine hölzerne Brücke führte über denselben, und nur denen, welche den Göttern opfern oder die Weissager fragen wollten, wurde der Zutritt zu der Stadt gestattet. Eine ähnliche große Wendenstadt Arcona, auf der Insel Rügen, werden wir später im Laufe unserer Geschichte antreffen, deren Bewohner am längsten der Verbreitung des Christenthums sich gewaltsam widersetzten, und deren Fall am Ende das Feldzeichen zur allgemeinen Ausrottung des Heidenthums im nördlichen Wendenlande geworden ist.

§. 128.

Die Religion der wendischen Völker hatte noch einige Spuren des alten Patriarchenglaubens in sich aufbewahrt, obgleich dieselbe je mehr und mehr von roher Vielgötterei verdunkelt wurden. Sie erkannten einen allmächtigen Gott im Himmel, welcher über die andern gebietet, aber sich bloß um das Himmlische bekümmert. Die übrigen Götter stammten von ihm ab, jeglicher hatte sein angewiesenes Geschäft, und wurde um so mehr verehrt, je näher er mit dem Gott der Götter verwandt war.

Der große Gott des Himmels scheint Swantewit in Arcona auf der Insel Rügen gewesen zu seyn, dessen vier Häupter nach den vier Weltgegenden gerichtet waren. Ihn verehrte die Nation als den Geber des Lichts und aller Wohlthaten der Natur, daher er mit einem Füllhorn abgebildet wurde. Ihm huldigte nicht allein das ganze Wendenland, sondern auch benachbarte heidnische Fürsten schickten ihm Geschenke zu. Unter dem Swantewit regierten seine Söhne, die Götter der zweiten Ordnung, welche als gemischte, himmlische und irdi-

sche, Wesen dem Wechsel unterworfen waren. Der erste von ihnen war Radegast, der wendische Sonnengott, und, wie sein Name heißt, das Orakel des höchsten Gottes, dessen Tempel zu Rethre aufgerichtet war. Seine Doppelnatur war durch die weiße und schwarze Farbe als Rathgeber und Zauberer dargestellt. Ein anderer dieser höchsten Götter ist Triglav, ein Götzenbild mit drei Gesichtern, welches dem Himmel, der Erde und der Unterwelt angehört, und das zu Stettin, zu Brennaburg (Brandenburg), und in andern Städten des Landes seine prachtvollen Tempel hatte.

Noch nennt uns die wendische Götterlehre eine Menge untergeordneter Götter, welche das Land regierten. Die Anzahl ihrer Tempel war bedeutend, indem wenigstens einer, nicht selten drei und vier in jeder Stadt anzutreffen waren. In diesen Sprengeln dienten zahlreiche Priester, welche in der Schreibkunst erfahren waren, und die Götterspräche in Runen niederschrieben. Sie waren in ihrer Hierarchie enge mit einander verbunden, und standen auch mit den Priesterschaften des Auslandes im Verkehr. Jeder Unterbezirk hatte seine Priester, und diese einen höhern geistlichen Vorgesetzten der Provinz; und an der Spitze der ganzen wendischen Priesterschaft stand der Hohepriester zu Arcona auf Rügen, dessen Ansehen sogar der König anerkennen mußte. Diese streng geordnete Hierarchie bewies sich bald als das mächtigste Hinderniß, welches der Ausbreitung des Christenthums im Lande im Wege stand, und die Hauptursache war, warum dasselbe nur nach Jahrhunderten des Kampfes sich daselbst ansiedeln konnte. Die Macht der Priester über die Regenten und das Volk war ungemein groß, und Zauberei und Weissagung waren die Hauptmittel, durch welche sie dieselbe geltend zu machen wußten. Dabei waren sie im Besitze der Reichthümer des Landes, und Gold war in den Tempeln im größten Ueberfluße. Nicht nur die Opfergaben der Andächtigen fielen ihnen zu, sowie die eingeholten Götterspräche reichlich bezahlt

werden mußten; auch an der Kriegsbeute hatten sie ihren Theil, und zum Ueberfluß hielten sie noch Diebsbanden, welche das Uebrige einholen mußten, wornach das Herz der Priester gelüstete. So unterhielt z. B. der Hoheprieſter zu Arcona eine Schaar von 300 Reitern, welche den Beruf hatten, im Namen des Gottes, in deſſen Dienſt ſie ſtanden, das Volk und beſonders die Fremden auszuplündern, und als der däniſche König Waldemar I. dem Götzendienſt daſelbſt ein Ende machte, war der gefundene Tempelſchatz zureichend, um mit demſelben zwölf chriſtliche Kirchen im Lande aufzubauen.

§. 129.

Schon Bonifaz, dieſer ehrwürdige Apoſtel der Deutſchen, trug den Gedanken in ſeinem Herzen, unter den heidniſchen Wenden, welche das kaum begonnene Bekehrungswerk in Thüringen durch ihre feindlichen Einfälle wiederholt zu zerſtören drohten, den Verſuch zu machen, den erſten Grund zu Miſſionsarbeiten unter denſelben zu legen. Seit geraumer Zeit war ihre Nachbarſchaft den fränkiſchen Königen läſtig geworden, da ſie bald vereint mit den Sachſen, bald ohne dieſelben, bisweilen bis in das Herz von Thüringen eindrangen, und wilde Verheerung nach allen Seiten verbreiteten. Nicht blos die Bisthümer Thüringens, die Bonifaz errichtet hatte, ſelbſt ſein Kloſter Fulda, dieſe Pflanzung ſeiner Liebe, wo er einſt ſeine Gebeine niederlegen wollte, war nicht ſelten in Gefahr, eine Beute ſlaviſcher Räuberhorden zu werden, welche von der Saale her ins Land eindrangen. Es wachte nun in Bonifazens Seele der große Gedanke auf, welcher bis jetzt auf dem deutſchen Boden in der Miſſionsgeſchichte eine neue Erſcheinung war; durch Verpflanzung heidniſcher Wendenſtämme in chriſtliche Länder die erſten Wege aufzuſuchen, um dem Wendenvolke das Evangelium Chriſti nahe zu bringen. Der fränkiſche König Pipin bot ihm dabei gerne hülfreiche Hand, und nun wurden große Haufen von Wen-

den, wahrscheinlich aus dem Sorbenstamme, in die Gegend von Würzburg, nach Schwaben und an verschiedene Stellen des Rheines als Kolonien versetzt, und auf diesem Wege die ersten christlich-sorbischen Gemeinden gebildet.

Kaum hatte Karl der Große den deutschen Thron bestiegen (J. 771), so begann sein mehr als dreißigjähriger Krieg mit dem sächsischen Volke, welcher nicht nur über das Schicksal desselben entschied, sondern auch die verschiedenen Wendenstämme in neue Verhältnisse zu dem deutschen Volke versetzte, welche einen entscheidungsvollen Einfluß auf ihre Geschichte üben mußten. Schon im Anfang dieses Krieges geschah es, daß die wendischen Stämme zu ihrem eigenen Schaden sich von einander trennten. Während die Wilzen in Brandenburg auf die Seite der heidnischen Sachsen übertraten, um gegen die christlichen Nachbarn gemeinschaftliche Sache mit denselben zu machen, schloßen sich die Obotriten in Mecklenburg an Karls Partei an, um eine alte Rache an den Sachsen auszuüben. Die wilzischen Stämme hatten ihre eigenen Gründe, die Sachsen, ihre Nachbarn in einem Kriege zu unterstützen, der sie neben dem Untergang ihrer Freiheit zugleich mit dem Verlust der Religion ihrer Väter bedrohte. Sie selbst die Wilzen, waren im Besitze der größten Heiligthümer ihres Götterglaubens, denn die gefeiertsten Götter der Nation hatten in ihrer Mitte ihren Wohnsitz aufgeschlagen, indeß die Obotriten sie um diesen hohen Vorzug zu beneiden pflegten; und darum mußte es ihrer mächtigen Priesterschaft als heilige Pflicht erscheinen, einem Nachbarvolke zu Hülfe zu eilen, das in Gefahr stand, von dem Götterdienste ihres Bodens losgerissen zu werden. Der siegreiche Karl drang bis zu den Ufern der Elbe vor, schlug in zwei Hereshaufen die Sorben und Wilzen in einer blutigen Feldschlacht, und nahm ihre feste Stadt Brandenburg, den Wohnsitz des wilzischen Fürsten, im Sturme ein. Ein fränkischer Chronist erzählt uns,

daß nach dieser Eroberung mehrere tausend Wenden, die in Karls Gefangenschaft gerathen waren, sich entschlossen haben, den Glauben der Christen anzunehmen. Wie dem auch seyn mag, so sagt uns die Geschichte nicht, daß der siegreiche Karl den überwundenen Wilzen das Christenthum aufgedrungen habe. Da ihm indeß mit dem Besitze der Stadt Brandenburg der Schlüssel zu dem Herzen der wilzischen Lande in die Hände gefallen war, so nahm er darauf Bedacht, sich den Besitz desselben zu sichern, indem er den Ort einem berühmten Rittergeschlechte aus dem Breisgau, den Harlungern, übergab, und denselben mit deutschen Kolonisten besetzte. Auf diese Weise wurde der erste Grund zur Pflanzung des Christenthums im Brandenburgischen gelegt, und wir treffen hundert Jahre lang eine christliche Gemeinde an dieser Stelle an, welche jedoch unter den wilden Stürmen späterer Kriege noch mehreremale vom Heidenthum verschlungen wurde.

§. 130.

Indeß war es Karln gelungen, die zahlreichen sächsischen Bisthümer an der Weser und Aller anzulegen, und dieselben bis an die Mündungen der Elbe vorzuschieben. Obgleich die Pflanzung und allgemeine Verbreitung des Christenglaubens unter dem sächsischen Volke die nächste Aufgabe war, welche sie zu lösen versuchen sollten, so war doch auch das Bekehrungswerk der wendischen Völker ursprünglich zugleich in ihre Bestimmung aufgenommen worden. Aus dem Stiftungsbriefe des Bisthums zu Verden geht deutlich hervor, daß in demselben der Sprengel dieses Stiftes bis an die Peene und Ostsee ausgedehnt, und dem Bischofe die Pflicht auferlegt wurde, an der Bekehrung der Obotriten und nördlichen Wilzen zu arbeiten. Wahrscheinlich wurden dem halberstädtischen Bisthume die südlichen Wilzen und Sorben zugetheilt, und die neue Pflanzung zu Hammenburg (Hamburg) als Hauptstätte ausersehen, von

welcher aus das Licht des Evangeliums unter die nördlichen und östlichen Heidenvölker hingetragen werden sollte.

Nach einem so langen und blutigen Kriege, welcher das sächsische Volk mit dem gänzlichen Untergange bedrohte, hatte der Friede, den Karl mit demselben schloß, den Boten Christi eine weite Bahn zu den heidnischen Völkern aufgeschlossen, und sie säumten nicht, sich denselben zu Nutze zu machen. Seit Jahrhunderten hatte die Kirche Christi an den Ufern der Elbe, wie einst am Rheine, stille gestanden, und sie durfte es nicht wagen, auf dem jenseitigen Gestade die wilden Heidenvölker aufzusuchen. Nun war die verschlossene Bahn über diesen Fluß gebrochen, und von dem jenseitigen Ufer bis zur Oder und Weichsel hin ein weiter Wirkungskreis für das Werk Christi eröffnet. „Die deutschen Glaubensboten", so schreibt Helmold in seiner Chronik (Lib. I. C. 3), gingen nun, gleich schnellen Engeln, in den ganzen Norden aus. Und da zu gleicher Zeit auch die slavischen Völker sich den Franken unterwarfen, so soll Karl Hammenburg, eine Stadt in Nord-Albingien, nachdem er eine Kirche daselbst erbaut hatte, einem heiligen Manne, Heridag, den er dahin zum Bischof bestimmte, zu regieren anvertraut haben; und diese Kirche von Hammenburg sollte die Hauptkirche (Metropole) für alle Slaven und Dänen werden. Allein der Tod des Presbyters Heridag, und Karls Kriege hinderten ihn, diesen Entwurf auszuführen." Karl der Große starb (J. 814), ohne daß eben Bedeutendes für die Bekehrung der wendischen Völker geleistet worden war. Allein sie waren in eine ganz neue Stellung zu dem deutschen Volke gekommen, welche sie von nun an für christliche Missionsversuche zugänglich machte; das große Bollwerk, das heidnische Sachsenvolk, welches als tapfere Vorhut ihren Götzentempel bewachte, war aus dem Wege geräumt, und die zahlreichen Bekehrungsanstalten, welche unter ihren bekehrten Nachbarn aufblühten, sollten das Mittel werden, auch sie allmählig der christlichen Kirche zuzuführen.

§. 131.

Es war eine schwere Aufgabe, welche Ludwig der Fromme in die Hände nahm, als er (J. 814) den Thron seines Vaters bestieg, und zum Glück hatte er viel guten Muth und einen frommen Sinn zur treuen Lösung derselben mit sich auf den deutschen Thron gebracht. Zwar war der unglückselige Sachsenkrieg zu Ende gebracht, und der allgemeinen Verbreitung des Christenthums unter diesem Volke schienen nun keine weiteren Hindernisse im Wege zu stehen. Aber während an den nördlichen Gränzen seines großen Reiches die wilden Normanen von Zeit zu Zeit die weiten Küsten des Nordmeeres mit Feuer und Schwert verheerten, waren es auf der langen Strecke seiner östlichen und südlichen Gränze die zahlreichen Wendenstämme, welche aufgeschreckt durch die Gewalt, womit sein Vater Karl den benachbarten Sachsen den Christenglauben aufgezwungen hatte, jetzt mit erbittertem Argwohn jeden seiner Schritte belauschten, und keine Gelegenheit ungenützt vorüber gehen ließen, ihren verhöhnten Götterglauben an ihren verhaßten Nachbarn, den Deutschen zu rächen. Zwar waren die Obotriten an der nördlichen Gränze seines Reiches Bundesgenossen des deutschen Volks geworden, die wilzischen Stämme im Osten hatten die züchtigende Hand seines Vaters erfahren, und ihre Vasallenschaft unter seinem Scepter anerkannt, und nicht lange zuvor (J. 806.) war es demselben gelungen, auch die aufrührerischen Sorben im Süden seinem Scepter zu unterwerfen, und um sie im Zaume zu halten, die beiden Gränzfestungen Magadaborch (Magdeburg) an der Elbe, und Halle an der Saale, gegen sie aufzuwerfen.

Aber darum war dennoch den wendischen Völkerschaften keinen Augenblick zu trauen, und Pflicht und Staatsklugheit riethen dem Kaiser Ludwig das Bekehrungswerk unter den Wenden, das ihm nicht minder als seinem Vater am Herzen lag, mit schonender Milde zu betrei-

ben, und vor Allem unter dem sächsischen Volke, das so viel Unbill zu vergessen hatte, die geschlagenen Wunden zu heilen, und ihnen das erlittene Unrecht durch reiche Wohlthaten zu vergelten. Ludwig richtete daher vor Allem sein Augenmerk auf die sorgsame Pflege der zahlreichen Bisthümer, welche unter den Sachsen aufgerichtet worden waren, und die nun von ihm fürstlich begabt wurden. Auch das westphälische Kloster Neuecorvey, das die Bestimmung hatte, den Sachsen und Wenden brauchbare Lehrer zu erziehen, durfte seine Mildthätigkeit reichlich inne werden. Hamburg ward von ihm zum erzbischöflichen Sitze erhoben, und demselben ein Sprengel zugewiesen, welcher nicht nur den heidnischen Norden, sondern auch einen großen Theil des Wendenlandes in sich begriff. Der fromme Ansgar, welcher in Ludwigs Tagen den erzbischöflichen Stuhl daselbst mit Würde begleitete, ließ es nicht an eifrigen Bemühungen fehlen, die abgöttischen Völker umher zum Antheil am Himmelreiche einzuladen. Auch den heidnischen Slaven wurde, wie Helmold erzählt (L. I. C. 4.) durch ausgesendete Priester das Wort Gottes verkündigt. Freilich war, wie er bemerkt, die Finsterniß ihrer Irrthümer so groß, und ihre Anhänglichkeit an den Götterglauben so hartnäckig, daß sie nur langsam und schwer eines Bessern überzeugt werden konnten.

So lange indeß auch Ludwigs des Frommen Regierungszeit dauerte, (J. 814—840) so finden wir doch nicht, daß während derselben etwas Bedeutendes im Bekehrungswerke der Wenden geleistet worden wäre. Er selbst hatte zu viel mit der Pflege der sächsischen Bisthümer zu thun, und das Augenmerk der hamburgischen Erzbischöfe war zu sehr auf die heidnischen Bewohner des Nordens und ihre Bekehrung hingerichtet, als daß ihnen Kraft und Zeit übrig geblieben wäre, dem Anbau ihres wendischen Kirchensprengels, der sich bis an die Peene und die Stadt Demmin ausdehnte, einige Sorgfalt zu schenken.

§. 132.

Nicht viel besser ging es unter der Regierung seines Sohnes Ludwig II., der Deutsche genannt, welcher bis zum Jahr 875 die deutsche Königskrone trug. Helmold erzählt uns zwar (L. I. C. 6.) „daß in diesen Tagen eine Anzahl von Mönchen aus dem westphälischen Kloster Neucorvey, welche nach dem Heil der Slaven dürsteten, mit Dahingebung ihres Lebens sich freiwillig auf den Weg gemacht habe, um denselben die Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen. Nach langen Wanderungen durch die zahlreichen Gaue der Wenden seyen sie endlich zu einem Volke gekommen, die Ranen oder Rugier genannt, welche im Herzen des Meeres wohnen, und unter denen der Hauptsitz des Götzendienstes (Arcona) sich befunden habe. Dort hätten sie mit großer Freimüthigkeit das Evangelium gepredigt, und alle Einwohner der Insel für den Glauben an dasselbe gewonnen; auch zur Ehre unsers Erlösers, und zum Andenken an den h. Vitus, dem Schutzpatron ihres Klosters, eine Kirche aufgerichtet. In späterer Zeit seyen die Rugier (Einwohner der Insel Rügen) wieder vom Glauben abgefallen, hätten die christlichen Priester verjagt, das Götzenthum aufs Neue eingeführt, und jetzt das Bild des h. Vitus zu ihrem Götzen Swantewit gemacht.“ Allein diese Nachricht ist zu unwahrscheinlich, als daß ihr ein Vertrauen geschenkt werden könnte. Der Götze Swantewit wurde längst zuvor allgemein von den Wenden verehrt, noch ehe man auf Rügen etwas von dem h. Vitus gehört hatte; auch läßt sich nicht begreifen, warum diese Mönche nicht eher in dem benachbarten Mecklenburg unter den Obotriten ihre Arbeitsstätten aufsuchten, und es wagen konnten, ohne alle Vorbereitung in den Hauptsitz des wendischen Götzendienstes einzudringen.

Auch unter den nachfolgenden deutschen Königen, in der zweiten Hälfte des neunten und im Anfang des zehnten Jahrhunderts, bis auf Heinrich I. (J. 919.), machte

das Bekehrungswerk unter den Wenden keine bemerkbaren Fortschritte, vielmehr häuften sich die Schwierigkeiten desselben auf eine Weise, welche jeden Versuch, denselben mit der Predigt des Evangeliums nahe zu kommen, unmöglich zu machen schien. Die trübsalsvollen Zeiten waren eingetreten, welche das deutsche Vaterland in seinen innersten Eingeweiden zu erschüttern, und am Ende zu zernichten drohten. Die wilden Normanen hatten angefangen, vom Norden her das deutsche Reich von allen Seiten anzufallen, und bis zum kaiserlichen Wohnsitz Aachen hin, Brand und Verheerung nach allen Seiten auszubreiten. Die Städte an der Elbe und am Rhein wurden von ihren räuberischen Horden verheert, die Kirchen niedergerissen, die Bischöfe verjagt, und Tausende von Christen büßten jämmerlich das Leben ein.

Diese willkommene Gelegenheit benützten die wendischen Völker, sich nicht nur von der Oberherrschaft der Deutschen loszumachen, sondern auch im Bunde mit ihren erbittertsten Feinden die Niederlagen zu rächen, welche sie von denselben erfahren hatten. Bald bemächtigten sie sich des ganzen rechten Elbeufers, über das sich von nun an kein Christ weiter hinüber wagen durfte, der nicht ein Opfer ihrer Wuth werden wollte. Die heidnischen Priester ließen nun kein Mittel unbenützt, den Christenglauben dem Volke verhaßt zu machen, diesen als die Mutter der Sklaverei mit den gehässigsten Farben zu schildern, und eine Erbitterung gegen die vom Götterglauben abgefallenen Sachsen in ihren Gemüthern anzuzünden, welche sie zu den frechsten Wagnissen begeisterte. Die Götzentempel im Wendenlande wurden jetzt fleißiger als je vom Volke besucht, und an den Altären der Götter ewiger Haß dem Christenthum der Deutschen geschworen. So mußte beinahe 100 Jahre lang die Missionsarbeit unter den slavischen Völkerstämmen stille stehen, und die Bisthümer und Klöster im Sachsenlande

froh seyn, wenn sie durch den erbitterten Haß der Heiden nicht von ihrem eigenen Heerde weggetrieben wurden.

§. 133.

In diesen Jammertagen wurde Heinrich I., der Sachsen Herzog (im J. 919) auf den deutschen Königsthron erhoben, und er war während seiner siebenzehnjährigen Regierung (bis zum Jahr 936) von der Vorsehung als Werkzeug auserkohren, um das deutsche Vaterland vom Untergange zu erretten, und die verrammelten Wege in das benachbarte Heidenland für die Boten des Evangeliums wieder eben zu machen. Ein neuer Feind, furchtbarer noch als die Normanen, war seit kurzer Zeit in Deutschland eingedrungen, und drohte mit seinen leichten wilden Reiterhaufen, einem reißenden Waldstrom ähnlich, das ganze Land zu überschwemmen. Es waren die wilden Ungarn, welche durch Mähren und Böhmen von der Donau und der Elbe her einen Vertilgungskrieg bis in das Herz der deutschen Völker getragen hatten. Heinrich hatte Klugheit und tapfern Muth genug, an der Spitze des bereits verloren geglaubten Vaterlandes sich ihren räuberischen Ueberfällen entgegen zu stellen. Bisher hatte es demselben nicht nur an geübten Soldaten, sondern auch an festen Plätzen gefehlt, in welchen die blitzesschnellen Ueberfälle der leichten ungarischen Reiterei ruhig erwartet werden konnten. Die langen Ufer der Elbe und Saale wurden jetzt von Heinrich I. mit festen Burgen besetzt, und überall im Lande umher Städte mit hohen Mauern angelegt, deren Vertheidigung tapfern Wehrmännern anvertraut wurde. In dieser Stellung erwartete er den Feind, und bald wurde (J. 932) auf den Ebenen von Merseburg jene berühmte Völkerschlacht geliefert, welche dem trotzigen Uebermuthe der Ungarn für immer ein Ende machte. Auch die benachbarten Wenden jenseits der Elbe mußten bald Heinrichs Tapferkeit inne werden. Schon hatten sie sich der Festung Brandenburg aufs Neue bemächtigt,

um von hier aus in das Herz von Sachsen einzudringen. Der Kaiser Heinrich jagte sie in kurzer Zeit von der Havel hinweg, und, um für immer den Besitz dieses Schlüssels zum Wendenlande sich zu sichern, wurde Graf Bernhard I. als Mark- oder Gränz-Graf zu Brandenburg bestellt, welcher als Befehlshaber der wendischen Mark die Gränzen des deutschen Vaterlandes bewachen sollte. Nun ward der christliche Gottesdienst zu Brandenburg aufs Neue eingerichtet, und der Weg gebahnt, um in Friedenszeiten von hier aus das Licht des Evangeliums in das finstere Wendenland hinein zu tragen. Aber nicht blos die kriegerischen Wilzen und Obotriten im Norden, auch die Sorben an der Saale und Spree sollten Heinrichs gewaltige Hand fühlen. Er drang mit seinen Kriegern in ihr Land ein, und nahm ihnen die beiden Hauptfestungen Meissen und Genna an der Mulde hinweg.

Noch hatten die erbitterten Wenden keine Ruhe, denen das Aufblühen der sächsischen Herrschaft ein unerträglicher Gedanke war. Hundert Jahre zuvor hatten die heidnischen Sachsen gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht, um mit der alten Freiheit zugleich den alten Götterglauben der Väter gegen die Herrschaft der Deutschen zu vertheidigen; jetzt standen die abgefallenen Sachsen in der Vorhut christlicher Knechtschaft, wie sie die Herrschaft christlicher Fürsten nannten, und von den Sachsen zuerst hatten sie den Untergang ihrer Freiheit zu befürchten. Mit Ungestüm fielen die Obotriten in Holstein ein, und eroberten Hamburg, wo sie Alles niedermachten, was ihnen in die Hände fiel. Die Rhedarier, ein Wilzenstamm, gingen über die Elbe, drangen in den Bardengau (das Lüneburgische) ein, und Mord und Brand folgte allenthalben ihrem Fußtritte nach.

Graf Bernhard I. zauderte nicht, den Wenden entgegen zu ziehen. Er drang mit seinen Kriegern (J. 931) bis an die Ufer der Ostsee, wo er den Wenden siegreich eine Hauptschlacht lieferte. Von hier zog er rasch in

das Rhedarierland, und bald wurde ein Treffen bei Lunkini geliefert, in welcher die Masse der Wenden aufs Haupt geschlagen, und die übrig gebliebenen in einem nahen See ersäuft wurden. Jetzt kamen Abgeordnete der Wenden zu Kaiser Heinrich auf den Reichstag nach Tangermünde (J. 936), um sich mit ihrem Volke seiner Herrschaft zu unterwerfen, aber auch zugleich ihre Klagen über die Befehlshaber und Geistlichen vor seinem Throne auszuschütten, welche den Tribut und Zehnten mit harter Strenge einforderten. Heinrich versprach ihnen Abhülfe, und ließ sie schwören, daß sie von nun an das Christenthum annehmen und Treue gegen den Kaiser beweisen wollten. Nun wurden aufs Neue Geistliche ins Wendenland gesendet, um das abgöttische Volk zu unterrichten, und durch die Taufe mit der christlichen Kirche zu vereinigen. Aber ihre Arbeit dauerte nicht lange, denn kaum hatten sie dieselbe begonnen, als die Nachricht erscholl, daß ihr Beschützer, der Kaiser Heinrich I., vom Tode (J. 936) hinweggerafft worden sey.

§. 134.

Zum Glück wurde nun der tapfere Otto I., mit Recht der Große genannt, zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Königsthrone erwählt, den er 37 Jahre lang (J. 936—973) mit Ruhm inne hatte. Denn kaum hatte sich die Nachricht von Heinrichs Tode im Wendenlande verbreitet, so fiel das ganze Volk, wie Ein Mann, von deutscher Herrschaft und Kirche ab, und schmachvoll wurden die christlichen Priester abermals über die Havel und Elbe hinüber gejagt. Um das Unglück zu vermehren, machte sich auch der dänische König Harald auf, und trieb die zahlreichen sächsischen Kolonisten, die sich seit Ansgars Zeit im Lande angesiedelt hatten, aus Schleswig und Holstein hinaus. Um den abgefallenen Wenden die Spitze zu bieten, wurde vom neuen Könige Graf Gero zum Markgrafen von Brandenburg gemacht, mit

dem Auftrage, nicht nur die Oberherrschaft der Deutschen unter dem Wendenvolke, sondern auch die Kirche Christi daselbst wieder herzustellen. Zuerst jagte der tapfere Gero die Ungarn zurück, welche auf seinem Rücken ins Land gefallen waren, und nun kam die Reihe an die Wenden, welche mit gesteigerter Wuth ihre wankende Freiheit mit dem letzten Blutstropfen zu erkaufen sich entschlossen. Bei Werben seine tapfern Krieger über die Elbe führend, nahm Markgraf Gero in kurzer Zeit Havelberg und Brandenburg (Jahr 940) im Sturme weg, und die sorbischen Stämme mußten aufs Neue der deutschen Herrschaft huldigen, nachdem dreißig ihrer Kneesen vor ihren Augen schmählich hingerichtet worden waren. Nicht lange hernach (J. 946) wurde ein Bisthum in der festen Stadt Havelberg von Otto dem Großen aufgerichtet, und dasselbe dem Bischof Udo anvertraut, welcher seit geraumer Zeit als Missionar unter den heidnischen Wenden gearbeitet hatte. Ein mächtiger Arbeitssprengel ward dem Manne angewiesen, welcher gegen Morgen die Peene bis zu ihrem Ausflusse ins Meer, die Elde bis zu ihrem Eintritt in die Elbe, gegen Norden das Meer der Rugier zur Gränze hatte, und mithin einen Theil von Brandenburg, Mecklenburg und Pommern in sich faßte. Dieser große Sprengel war noch dem größten Theile nach ödes Haideland, dessen Anbau um so schwieriger war, je mehr die Gemüther der Einwohner gegen das aufgedrungene Christenthum und ihre Besieger sich erbittert fühlten. Um die christliche Kirche im eroberten Lande noch fester zu begründen, und das heidnische Götzenthum der Wilzen mit eben so vielen Bollwerken, wie den Elbestrom mit Burgen, zu umschließen, wurde von Otto I. auch zu Brandenburg, der Residenz des Markgrafen Gero, (etwa um das Jahr 948) ein Bisthum angelegt, und dasselbe einem thätigen Bischofe anvertraut. Schon König Heinrich hatte hier auf dem Harburgerberg eine christliche Kirche erbaut, oder vielmehr den alten heidnischen Tempel dieses Ortes

den Christen zum Gottesdienst übergeben. Wohl waren diese in der letzten Empörung wieder aus dem Besitze dieses alten Götterſitzes vertrieben worden, aber nun sollte die christliche Kirche tiefere Wurzeln an dieser wichtigen Pforte des heidnischen Wendenlandes fassen, und durch ansehnliche Anstalten in ihrer Wirksamkeit unterstützt werden. Auch dem Bischof von Brandenburg ward jetzt ein großer Arbeitssprengel zugetheilt, und der Stiftungsbrief des Bisthums nennt uns Namen von kleinen Distrikten, welche unsere Zeit dem größern Theile nach nicht mehr kennt. Es waren die Distrikte von Moraciani, Cervisti, Ploni, Zpriavani, Heveldun, Uweri, Riaciani und andere mehr, in welchen er den Leuchter des Evangeliums anzünden sollte. Seine Diöcese dehnte sich im Osten bis an die Oder, im Süden und Westen an die Elbe und im Norden bis in das Mecklenburgische aus. An Missionsarbeit konnte es ihm hier nicht gebrechen; die Ernte war groß, aber der Arbeiter nur eine kleine Zahl, und noch hatte das kaum erst begonnene Bekehrungswerk der Wenden mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche nur die allmächtige Hand Gottes zu heben vermochte.

§. 135.

Die Gemeinden der Neubekehrten im Lande befanden sich nämlich in diesen Tagen nur in einem gar schwankenden Zustande, und dem deutschen Könige, so wie den Dienern der Kirche gehorchte das Wendenvolk nur so lange, als die deutschen Soldaten in ihren Quartieren lagen. Zu dem Abscheu gegen den Christenglauben, welchen die heidnischen Priester ihren Gemüthern von Jugend an eingepflanzt hatten, kam noch ihre unüberwindliche Abneigung gegen die Entrichtung des Zehnten hinzu, welchen die christlichen Priester von ihnen einforderten. Zwar hatten sie von der alten Väter Zeiten her diesen Zehnten in ihre Göttertempel abgeliefert, und Rhetra, Arcona und andere heilige Städte der

Götter hatten unermeßliche Reichthümer eingesammelt. Wohl dauerte die Entrichtung desselben im Geheimen noch fort, und dieß um so mehr, da der Freiheitskrieg, den die heidnische Priesterschaft nährte, noch keineswegs zu Ende war. Wenn sie nun nebenbei auch den verhaßten christlichen Priestern noch dieselben Abgaben entrichten sollten, so waren der Klagen viele, und immer neuer Stoff zur Erbitterung vorhanden.

Der Markgraf Gero mußte bemerken, daß der Besitz des Wendenlandes noch keineswegs gesichert war. Von dem tapfern Generale Hermann, unter dem Zunamen Billung bekannt, auf einen neuen Feldzug begleitet, brach Gero gegen die Ukern auf, welche in der heutigen Ukermark ansäßig waren, und der deutschen Oberherrschaft sich hartnäckig widersetzten. Der Feldzug war schwierig, und jeder Schritt Landes mußte mit Blut erkauft werden. Der Kaiser Otto selbst sah sich genöthigt, seinen Generalen zu Hülfe zu eilen, und ihnen neue Streitkräfte zuzuführen. Die Wilzen hatten sich unter zwei tapfern Anführern in einem großen Feldlager verschanzt, das unüberwindlich zu seyn schien. Vergeblich versuchte Gero durch List und Beredsamkeit die Wenden aufs freie Feld zu locken. „Seyd ihr tapfere Leute, ließ er sie wissen, so kommt zu uns heraus, oder laßt uns zu euch hinein, daß jeder von uns auf dem gleichen Boden seine Tapferkeit erkennen möge.“ Allein der kluge Wende lachte dieser Rede und hielt sich ruhig. Otto machte nun einen scheinbaren Rückzug, indeß der tapfere Gero mit seinen Kriegern in einem Hinterhalte lauerte. Nun gingen die Wenden in die gelegte Falle, und wurden in einer Feldschlacht an der Doxa geschlagen. Der Kaiser Otto verfolgte jetzt seinen Sieg, überrumpelte die berühmte Götterstadt Rhetra, welche er mit dem alten Tempel des berühmten Götzen Radegast zerstörte. Diese weltberühmte Götterstadt haben wir schon oben genannt. Sie war ein Hauptsitz des wendischen Götzendienstes, wo, wie Helmold sich ausdrückt (L. I.

c. 2. Adam. Brem. H. eccl. L. II. c. 11.), den Teufeln ein prachtvoller Tempel aufgebaut war. Das vornehmste Götzenbild, der Radegast, war von lauterem Gold, und sein Bette von Purpur bereitet. Hier holten die Slaven ihre Götterspruche zum Kriege, und hier wurden die feierlichen Zusammenkünfte der wendischen Volksstämme gehalten. Später muß die Stadt mit ihrem Tempel wieder aufgebaut worden seyn, denn nicht lange hernach ward sie aufs Neue der Sammelplatz der abtrünnigen Wenden, und wurde erst im Jahr 1121 von Grund aus zerstört. Nach dem Fall ihres Häuptlings blieb den überwundenen Wenden nichts als unbedingte Unterwerfung übrig. Otto's Heer rückte unaufhaltsam bis an die entfernten Gestade der Ostsee vor, und das ganze Wagrierland fiel in seine Hände.

§. 136.

Nach einem kurzen glücklichen Feldzug gegen den dänischen König Harald Bhaatard, welcher das Jahr zuvor (948) Nord-Albingien unversehens zu überfallen, die zahlreichen Christengemeinden des Landes auseinander zu sprengen, und die aufrührerischen Obotriten gegen den deutschen Kaiser zu unterstützen gewagt hatte, kehrte Otto I. nach Wagrien zurück, um in der Hauptstadt des Landes Altenburg (wendisch: Stavigard, Oldenburg) ein Bisthum aufzurichten (949 oder Anfang 950). Dieses Altenburg ward in jenen Tagen eine große und wohlhabende Handelsstadt mit einem bequemen Seehafen, welcher von den größten Schiffen besucht werden konnte, weil der Zugang zu demselben in jenen Tagen noch nicht verschlammt war, und deren Einwohner einen beträchtlichen Handel mit dem Auslande führten. Hier hatten die Fürsten der Wagrier, der Obotriten, der Kissiner und anderer Stämme ihre gewöhnliche Residenz, weil die Stadt als Gränzfestung des Landes, den feindlichen Ueberfällen der Dänen und der benachbarten Sachsen häufig ausgesetzt war, welche damals

am linken und rechten Weserufer bis über Hamburg hinaus wohnten. Immer hatten sich die Bewohner des Wagrierlandes, dessen Gränzen bis nach Lübeck hinab und tief nach Holstein hinein sich zogen, sowohl durch ihre Tapferkeit, als durch ihre hartnäckige Anhänglichkeit an den Götterglauben ausgezeichnet. Zwar läßt sich erwarten, daß die Nähe christlicher Gemeinden in Nord-Albingien und Schleswig, wo bereits seit mehr als hundert Jahren der Same des Wortes Gottes ausgestreut worden war, auch im heidnischen Wagrien da und dort ein Licht christlicher Erkenntniß angezündet haben mag, das in die Finsterniß hinein leuchtete. Aber noch war das Land voll heidnischen Aberglaubens, und die Kirche Christi bedurfte einer bleibenden Wohnstätte, um nach und nach die Liebe der Einwohner für das Evangelium zu gewinnen. Die Errichtung eines Bisthums war demnach die größte Wohlthat, welche der siegreiche Otto dem Lande zurücklassen konnte. Der Priester Marco wurde von ihm zum Bischof bestimmt, und ihm ein weiter Arbeitssprengel angewiesen, welcher Wagrien und das ganze Obotritenland bis zur Peene hin, sowie die Stadt Schleswig mit ihrem Gebiete damals in sich faßte.

Bald blühte das öde Land, das durch Ueberschwemmungen häufig verwüstet wurde, unter dem befruchtenden Einfluße des Evangeliums wie ein Garten Gottes auf, und, wie der alte Helmold erzählt (L. I. C. 12), Städte und Dörfer wurden in jedem Theile desselben aufgebaut, und zahlreiche Kirchen und Klöster aufgerichtet, welche mit Geistlichen und Mönchen und Gottgeweihten Jungfrauen angefüllt wurden. Auch die Stadt Mikilinburg (Mecklenburg) zeichnete sich durch ihre Tempel und Klöster aus, welche eine Zierde des Landes waren. Selbst der Obotritenfürst Mislav war dem Christenthum nicht abgeneigt, obgleich er sich jetzt noch nicht entschließen konnte, die Taufe der Christen anzunehmen, und so stand der freudigen Wirksamkeit und dem Eifer der Diener Christi im Lande kein Hinderniß im Wege.

Der Kaiser Otto I. hatte zugleich für ein reichliches Einkommen der Altenburgischen Bischöfe gesorgt, denn jeder Pflug Ackerlandes in den Ländern der Wagrier und Obotriten mußte ihnen anstatt des Zehnten, eine gewiße Abgabe in Korn, Flachs und Geld zahlen, und auch aus den Städten und Landgütern zogen sie beträchtliche Einkünfte. Diese wußten sie auch unter dem armen Wendenvolke auf eine Weise anzuwenden, wie es Dienern Christi geziemt, welche nicht das Ihrige suchen. Der Bischof Marco zeichnete sich durch Selbstverläugnung, Eifer und große Freigebigkeit gegen die Armen aus, und wußte bald auf diesem Wege den Groll der Vornehmen gegen die eingedrungene Kirche zu besänftigen, und die Herzen der Armen für den Glauben an Christum zu gewinnen; und die Stunde schien geschlagen zu haben, in welcher nach langer Finsterniß das unwissende Volk dem Tage des Heils entgegen blicken durfte.

§. 137.

Der fromme Kaiser Otto I. konnte nun mit dem freudigen Bewußtseyn aus diesen nördlichen Provinzen Deutschlands scheiden, mit Gottes Hülfe ein gutes Werk vollbracht zu haben, das für die künftigen Tage herrliche Früchte zu tragen verhieß. Er eilte jetzt (J. 950) nach Italien, wo der verworrene Zustand des römischen Hofes und der italienischen Völker seine Anwesenheit forderte. Um der sorgsamen Pflege seiner neuen Saaten im Wendenlande gewiß zu seyn, ließ er einen Reichsverweser in Deutschland zurück, den er zugleich zum Herzog von Sachsen ernannte. Dieser Mann war Herman Billung, welcher in den letzten Feldzügen als tapferer General unter seinem Heere gedient, und nebst dem Markgrafen Gero von Brandenburg zur Besiegung der wendischen Völker das Seinige treulich beigetragen hatte. Hermann war der Sohn eines schlichten sächsischen Landmannes, welcher mit ein paar Tagewerken Ackerlandes seine zahlreiche Familie ehrlich genährt hatte. Hermann

zeichnete sich frühe durch große Geistesgaben aus, ward ein Liebling des Kaisers Otto, und jetzt als Reichsverweser und Sachsenherzog auf die höchste Stufe erhoben worden. Otto hatte die Freude, in Deutschland sowohl als in seinen neu eroberten Ländern eine allgemeine Ruhe zurücklassen zu dürfen; und diese sollte weise benützt werden, um nach dem aufrichtigen Wunsche des Kaisers, der Kirche Christi die allgemeine Herrschaft über alle Völker seiner Staaten zu verschaffen. Billung war fromm und staatsklug genug, den theuer errungenen Frieden aus allen Kräften fest zu halten. Die Stadt Mecklenburg wurde als Residenz des wendischen Großfürsten ansehnlich vergrößert, und soll in kurzer Zeit einen Umkreis von zwei Meilen gewonnen haben. Nirgends ward das Christenthum aufgedrungen, sondern seiner ruhigen Verbreitung freier Lauf gelassen, und so gelang es dem Herzoge, auch den Obotritenfürsten für die Taufe der Christen zu gewinnen, welcher in derselben seinen Namen erhielt.

Aber noch waren die Anstalten nicht vollendet, welche im Wendenlande die allgemeine Verbreitung des Christenthums begründen sollten. Zwar zählten die nördlichen Provinzen drei neue Bisthümer, welche in denselben aufgerichtet worden waren, und von der Elbe und Havel, bis an die Peene und Ostsee hinauf das ganze Land umfaßten. Aber noch waren von der Havel bis zur Elster, und von da bis zur Oder keine Anstalten zur Pflanzung der christlichen Kirche getroffen worden; und nun war die Zeit gekommen, auch diese südwestlichen Provinzen des Wendenlandes in den Verband der christlichen Kirche aufzunehmen. Auch hier wurden innerhalb kurzer Zeit drei Bisthümer, zu Meissen an der Elbe, zu Merseburg an der Saale und zu Zeiz an der Elster aufgerichtet, und um das Werk zu vollenden, die Stiftung des Erzbisthums Magdeburg hinzugefügt, das die Kirche Christi im ganzen Wendenlande umfassen sollte.

§. 138.

Längst schon hatten die Daleminzier und Sorben, welche die Gegend von Meissen an der Elbe bewohnten, Gelegenheit gehabt, mit dem Evangelium Christi bekannt zu werden, und besonders hatten die frommen böhmischen Herzoge dieser Tage das Ihrige dazu beigetragen, in diesen Elbgegenden umher, durch ausgesendete Missionarien dem Götzenglauben ein Ende zu machen, und sie zum Heile Gottes in Christo hinzuführen; aber die immer wiederholten Kriege, welche die Sorben mit ihren Nachbarn, den Deutschen, führten, ließen den Glauben an das Evangelium im Lande keine festen Wurzeln fassen, bis es endlich der Tapferkeit des Königs Otto I. gelang, diese kriegerischen Völkerstämme seiner Herrschaft zu unterwerfen. Otto's verwickelte Händel in Italien, welche so lange seine Anwesenheit daselbst erforderten, mögen die Ursachen gewesen seyn, daß die wirkliche Aufrichtung der sorbischen Bisthümer erst später und zwar etwa in den Jahren 962—968 zu Stande kam. Zum Bischofe von Meissen wurde Burchard ernannt, dem ein großer Sprengel von der Mulde bis zur Oder und bis an die Gränzen von Böhmen zur Bearbeitung angewiesen wurde. „Alle Einwohner dieser Gegenden, so heißt es im Stiftungsbriefe, sollten von ihren Früchten, ihrem Vieh, von Geld und Kleidern den schuldigen Zehnten Gott und dem Evangelisten Johannes, dem die bischöfliche Kirche geweiht war, ohne Bedenken entrichten. Wer sich unterstehen würde, diese Verordnung zu übertreten, der soll mit dem Ananias und der Sapphira, ingleichen mit dem Verräther Judas ewig in der Hölle lodern.“ Unter Burchards Nachfolgern zeichnete sich besonders der h. Benno aus, welcher das Bisthum Meissen vom Jahr 1066—1106 verwaltet hat. Obgleich seit der Stiftung bereits hundert Jahre verflossen waren, so war doch in seinen Tagen sein Kirchensprengel noch voll Götzendiener, indem die Meisten, welche früher ge-

tauft worden waren, aus Mangel an Unterricht wieder zum Götzendienste zurückkehrten. Benno wendete nun allen Fleiß an, sie wieder zur Kirche zurück zu führen; die Leute warfen sich vor ihm nieder und baten ihn um Vergebung wegen ihres Abfalls. Benno unterrichtete sie nun im Christenthum, und hatte die Freude, den Christenglauben tiefer als zuvor in ihren Herzen eingewurzelt zu sehen.

§. 139.

Merseburg an der Saale war das zweite Bisthum, welches Otto der Große (im J. 968) stiftete. Lange ward diese Stadt (Marsburg) eine Vormauer Sachsens gegen die Sorben, und der Sitz eines königlichen Befehlshabers gewesen. König Heinrich I. umgab sie mit einer steinernen Mauer, und in ihre Vorstädte wurde eine Anzahl Räuber versetzt, die er mit der Bedingung begnadigte, daß sie gegen die Slaven und Ungarn fechten sollten. Vor ihren Mauern wurden (J. 934) die Ungarn in einer großen Feldschlacht geschlagen, und ihre Macht gebrochen. Als König Otto I. (im J. 955) im Begriff war, den Ungarn unweit der Stadt Augsburg eine Schlacht zu liefern, warf er sich im Gefühl seiner Vergehungen zur Erde nieder, und that Gott ein Gelübde, daß er, wenn ihm der Sieg zu Theil würde, zu seiner Ehre und zum Andenken an den h. Laurentius, dessen Gedenktag gerade war, seinen neu erbauten Palast zu Merseburg in eine Kirche verwandeln, und dort ein Bisthum aufrichten wolle. Ulrich, der Bischof von Augsburg, welcher der Schlacht beiwohnte, schnitt nun einen Zipfel von seinem Priesterrock, band ihn um seine Lanze, und rief, die Lanze hoch emporhebend, den Soldaten zu: sie möchten muthig auf die Feinde losbrechen, weil ihr Feind, der Teufel, durch den h. Laurentius über den Haufen würde geworfen werden. Otto gewann einen vollkommenen Sieg, und war darauf bedacht, sein Gelübde zu erfüllen, was jedoch erst im Jahr 968 geschehen konnte.

Nun ernannte er seinen Hofgeistlichen Boso zum ersten Bischof von Merseburg, der sich schon früher durch seinen Eifer in der Bekehrung der Slaven ausgezeichnete Verdienste erworben hatte, und ihre Sprache redete. Das Bisthum wurde reichlich vom Kaiser ausgestattet, und ihm nebst seinem weitern Arbeitssprengel an der Saale zugleich die Slavendistrikte an der Elster und Mulde zugewiesen. In seinem Kirchensprengel befand sich auch die Stadt Leipzig, welche von den Slaven, ihren Erbauern, Libzi, von den in ihrer Gegend häufig wachsenden Linden genannt wurde. Diese Stadt wurde von Kaiser Heinrich II. mit allen zu derselben gehörigen Aeckern, Gebäuden und Waldungen der Kirche zu Merseburg zugewiesen. Auch der von den Wenden erbaute Flecken Dresden kommt in diesen Tagen zum Vorschein, und wird als Eigenthum des Bisthumes zu Meissen genannt. Reichliche Vergabungen dieser Art waren eben nicht immer ein Gewinn für das Evangelium, denn häufig waren die Bischöfe nur darauf bedacht, ihre Einkünfte zu vermehren, statt sich um das Heil der ihnen anvertrauten Seelen zu bekümmern.

Auch die Stadt Zeiz (Cizi) an der Elster ward noch in demselben Jahre (968) von Otto I. zum Bisthum erhoben worden. Hier hatte schon Otto's Vater, Heinrich, eine Missionskirche angelegt, zu welcher die Missionarien gehörten, welche zu Merseburg, Memleben, Kirchberg und Dornburg das Christenthum lehrten und ausbreiteten. Hugo war hier als erster Bischof bestellt, welcher jedoch bald darauf (J. 974) mit den Einwohnern wegfliehen mußte, weil die Böhmen bei einem Ueberfalle Stadt und Kirche verheerten; aber nach fünf Jahren kam er wieder dahin zurück, und arbeitete lange Zeit unter den Slaven im Segen. Jedoch fand später (J. 1002) König Heinrich II. für nöthig, den bischöflichen Sitz in die benachbarte Stadt Naumburg zu verlegen, weil, wie der Benedictiner Lange in seiner Chronik sagt, Naumburg eine angenehmere Lage hat, mehr

Reichthum und Ueberfluß besitzt, einen zahlreichern Clerus, ein ansehnlicheres Sängerchor, und schmackhafteres Getränke darbietet, (cantu clamosior, potu delicatior) und durch seine Jahrmärkte berühmter ist. Allein der Hauptgrund dieser Verlegung bestand wohl darin, weil das befestigte Naumburg größere Sicherheit gegen die häufigen Ueberfälle der Böhmen und Ungarn gewährte, und mehr im Mittelpunkte eines großen Missionssprengels lag, welcher der Bearbeitung in hohem Grade bedürftig war.

§. 140.

Um seinen zahlreichen und wohlausgestatteten Bekehrungsanstalten im Wendenlande die Krone aufzusetzen, fand der Kaiser Otto I. für nöthig (in dem Jahre 967) die Stadt Magdeburg an der Elbe zu einem erzbischöflichen Sitze zu erheben, welchem sämmtliche im Sorben- und Wilzenlande neu errichtete Bisthümer untergeordnet wurden, das Bisthum Altenburg in Wagrien ausgenommen, welches der Erzbischof Adaldag zu Hamburg in Anspruch nahm. Zu Magdeburg hatte schon lange die Klosterschule des h. Mauritius unter der weisen Leitung des frommen und gelehrten Abtes Adalbert geblüht, eines Mannes, der wegen seiner Kenntnisse ebenso bewundert wurde, als er wegen der Reinheit seines Wandels, der Gottseligkeit seines Sinnes und seines unermüdeten Eifers für die Bekehrung der Slaven der Verehrung würdig war. In dieser Klosterschule waren ausgezeichnete Diener Gottes gebildet worden, die, wie sein Zögling, der pragische Bischof Adalbert, nicht blos unter den Wenden, sondern auch in Böhmen, Polen und selbst unter den wilden Preußen jenseits des Weichselstromes das Werk Christi mit christlichem Muth und Selbstverläugnung zu treiben begonnen hatten. Ottos Gemahlin Editha, eine englische Prinzessin, welcher Magdeburg wegen seiner Aehnlichkeit mit London wohl gefiel, hatte die Stadt ansehnlich verschönert, und zu

ihrem Lieblingsaufenthalte gemacht, und alles schien sich in ihr zu vereinigen, die bereits reich begabte und aufblühende Kirche Magdeburgs zur Würde einer Metropolitankirche zu erheben. Auf einer feierlichen Synode, welche Kaiser Otto zu Ravenna mit dem Pabst Johann XIII. hielt, machte er deßhalb den Antrag, daß, weil er viele slavische Völker mit großer Mühe und Gefahr zum Christenthum gebracht habe, diese aber in der Erkenntniß und im Glauben noch nicht genug befestigt seyen, für ihre Befestigung durch Bestellung von Bischöfen, und besonders durch Aufrichtung eines Erzbisthumes gesorgt werden möchte. Der Pabst und die anwesenden Bischöfe billigten seinen Vorschlag, welcher auch das Jahr darauf (968) die Genehmigung des abwesenden Bischofes von Halberstadt und des Erzbischofes von Mainz erhielt.

Zum ersten Erzbischof von Magdeburg wurde jetzt der fromme Adalbert ernannt, welchem der Pabst selbst zu Rom den erzbischöflichen Mantel ertheilte. Adalberts noch übrige Lebensjahre waren nun dem großen Werke geweiht, von den Gränzen Böhmens und Polens bis zu den Gestaden des baltischen Meeres in dem volkreichen Wendenlande auf den Trümmern des alten Heidenthumes einen Tempel Gottes aufzurichten, welcher die Segnungen des Lichtes, der Gottseligkeit und Tugend über die zahlreichen Wendenstämme verbreiten, und die zeitliche und ewige Wohlfahrt dieser Völker befördern sollte. Auch die Zöglinge seines Klosters, das bald darauf auf den Berg von Magdeburg verlegt wurde, woraus das in den folgenden Jahrhunderten so berühmte Kloster Bergen entstanden ist, leisteten ihm in diesem Bekehrungswerke treuliche Dienste, und Alles ließ hoffen, daß nunmehr ein bleibender Grund zum Wachsthum der Kirche Christi im Wendenlande gelegt worden sey.

Unter diesen frohen Aussichten schloß der Kaiser Otto I. (im Jahr 973) im Frieden Gottes und mit dem seligen Bewußtseyn sein Auge zu, nicht umsonst hienieden gelebt zu haben, und Anstalten der Welt hinter-

lassen zu dürfen, welche nach mühevoller Aussaat eine reiche Freudenernte für die künftigen Geschlechter des deutschen Vaterlandes hoffen ließen.

Zweiter Abschnitt.

Schwere Unglückszeiten der Mission im Wendenlande. (vom Jahr 973 — 1105.)

§. 141.

Es war ein unersetzlicher Verlust, daß dem Missionswerke im Wendenlande gerade im entscheidungsvollsten Augenblicke die wichtigsten Männer durch den Tod entrissen wurden, welche den einflußreichsten Antheil an demselben genommen hatten. Schon 8 Jahre vor Otto dem Großen (J. 965) hatte der edle Markgraf Gero von Brandenburg diese Welt verlassen, aus Gram, wie die Geschichte sagt, über den Verlust seines einzigen Sohnes Siegfried, welcher im Treffen gegen die Wenden das Leben eingebüßt hatte. Da er ohne Leibeserben starb, so fiel seiner Verordnung gemäß, der größere Theil seiner ansehnlichen Güter der Kirche im Wendenlande zu, welche seine Liebe so treu gepflanzt hatte. Erst im Jahr 979 hatte er den Grafen Dietrich im Gränzwächteramt von Brandenburg zum Nachfolger, einen stolzen und habsüchtigen Mann, der zwar im Felde den Degen wohl zu führen wußte, aber dem Kopf und Herzen nach, weit hinter seinem Vorgänger zurückblieb.

Noch in demselben Todesjahre Otto des Großen (973) starb auch Herzog Hermann Billung von Sachsen, dessen Verlust um so unersetzlicher war, da der gutmüthige König Otto II. welcher nun den deutschen Thron bestieg, seiner Einsicht und Erfahrung gar wohl bedurft hätte, um die Herrschaft in den neu eroberten Gebieten mit kräftiger Hand festzuhalten. An Hermanns Stelle ward sein Sohn Bernhard I. oder Benno zum Herzoge von Sachsen erhoben, welcher nicht minder stolz und raublustig als Markgraf Dietrich, und nicht klüger als er, war. Mit

den neuen Würdeträgern der Regierung änderten sich auch bald die Gesinnungen der wendischen Völker und ihrer Fürsten, welche nur die Achtungswürdigkeit und Milde der bisherigen Machthaber im Zaume halten, und mit dem neuen aufgedrungenen Glauben auf Augenblicke versöhnen konnte. Noch hatten sie es nicht vergessen, daß nicht auf dem Wege freier Wahl und eigener Ueberzeugung, sondern durch rohe Waffengewalt mit der Freiheit ihrer Väter ihnen zugleich auch der alte Glaube derselben geraubt worden war, indeß sie in dem neuen nichts weiter als das Siegel ihrer Unterdrückung erkennen konnten. Auch konnte es den Führern der neuen wendischen Kirche nicht verborgen bleiben, daß die Pflege einer Pflanze ihren Händen anvertraut war, welche der himmlische Vater nicht gepflanzt, und die eben darum nicht in den Herzen der unterjochten Wenden, sondern blos in der Zufälligkeit äußerer Umstände ihr Bestehen hatte, denen ein leichter Windstoß eine andere Richtung geben konnte.

Es dauerte nicht lange, so brach unter den Wilzen zwischen der Elbe und der Oder eine Empörung aus (J. 976), in welcher sie mit der Herrschaft der Deutschen auch den neuen Glauben von sich stießen, und mit wildem Gepränge ihre Götter wieder in die verlassenen Tempel zurückführten. Es waren die stärksten und unbändigsten Stämme derselben, die Rhedarier, Ukrer und Heveldüner, welche das Zeichen zum Aufruhr gegeben hatten. Mit fanatischer Wuth griffen sie die beiden Hauptplätze der Christen im Lande, die bischöflichen Sitze Havelberg und Brandenburg, an, eroberten im Sturme dieselben, und alles, was ihnen in die Hände fiel, wurde ihrem Zorne aufgeopfert. An beiden Orten wurden die Bischöfe grausam hingerichtet, beide Städte geplündert, und die Einwohner derselben ermordet oder verjagt; selbst der Leichnam des früher verstorbenen Bischofs Dietmar wurde aus der Erde gescharrt, um ein Schauspiel ihres rohen Muthwillens zu werden. Der Erzbischof zu Mag-

deburg, Giseler, war indeß glücklich genug, in kurzer Zeit ein sächsisches Heer zusammen zu raffen, das den Empörern eine blutige Schlacht lieferte, in welcher sie geschlagen, und Brandenburg wieder erobert wurde.

§. 142.

Der Obotritenfürst Billung hatte indeß der Sache ruhig zugesehen, um eine günstige Gelegenheit zum Abfall von der deutschen Herrschaft abzuwarten. Er selbst hatte zwar den Christennamen angenommen, da er der Uebermacht Otto des Großen nicht zu widerstehen vermochte; aber noch hatte die Werthschätzung desselben keine tiefe Wurzeln in seiner Seele geschlagen, und kaum waren die benachbarten Wilzen zum Kampfe aufgebrochen, so wurden dem Bischof Wago die kirchlichen Einkünfte verweigert, und demselben nur einige Lehengüter zur Unterhaltung seiner Geistlichkeit angewiesen.

Der altenburgische Bischof Wago war klug und uneigennützig genug, diesen Raub ohne Widerrede sich gefallen zu lassen; und obgleich von den rohen Einwohnern schon im ersten Jahr die Ernte auf seinen Güterstücken heimlich verbrannt wurde, so hielt er sich dennoch stille, und arbeitete im demüthigen Vertrauen auf seinen Gott nur desto emsiger in seinem Missionsberufe fort. Dabei wurde ihm auch die Freude zu Theil, daß das Obotritenvolk in Mecklenburg sich nicht weiter an den neugestifteten Anstalten der Christen im Lande gewaltsam vergriff, daß er vielmehr die Häuflein der Neubekehrten mit jedem Tage freiwillig sich vermehren sah. Die Kirchen und Unterrichtsanstalten nahmen unter seiner gesegneten Leitung an Anzahl und Umfang zu, und von achtzehn Distrikten, in welche damals das ganze Land eingetheilt war, hatten sich bereits fünfzehn derselben, der Mehrheit ihrer Einwohner nach, öffentlich für die Sache des Christenthums entschieden, und nur in den drei übrigen hatte der alte Götterglaube seine Herrschaft zu bewahren vermocht. Zu dieser günstigen Wendung der

Dinge im Obotritenlande mochte wohl auch der Umstand viel beigetragen haben, daß der Großfürst Billung die Schwester des Altenburgischen Bischofes Wago geheirathet hatte, welche durch ihren Einfluß auf denselben es dahin zu bringen wußte, daß Billung sich in kein Bündniß mit den Wilzen einließ, sondern mit fester Hand die neue Ordnung festzuhalten versuchte, welche das Regiment und die Kirche der Deutschen in seinem Lande eingeführt hatte. Freilich war diese Ruhe nur von kurzer Dauer, denn sein Sohn Mieeislav, der Sprößling einer frühern Ehe, welcher dem Vater wegen seiner Heirath mit einer Christin von Herzen gram war, that, was in seinen Kräften stand, um die Heidenparthei im Lande heimlich zu unterstützen, und mit derselben die Gelegenheit abzuwarten, um den verstoßenen Götterglauben wieder zur frühern Herrschaft empor zu heben.

Indeß ging Kaiser Otto II. nach einem kurzen Regentenlauf aus der Zeit (J. 983), und sein Sohn Otto III. ward auf den deutschen Thron erhoben. Denselben frommen Eifer, die noch übrigen heidnischen Völker Europas der Kirche Christi zuzuführen, welcher seinen Großvater Otto den Großen beseelt hatte, brachte auch sein frommer Enkel mit sich auf den Thron, und seine ganze neunzehnjährige Regierungszeit (983 — 1002) zeichnete sich durch das unermüdete Bestreben aus, die ihm von Gott anvertraute Herrschergewalt nach dem freilich geringen, und nicht selten irre geleiteten Maaße der Erkenntniß, die er empfangen hatte, dennoch mit treuem Herzen als Mittel anzuwenden, um dem Reiche Gottes zu dienen.

Der neue Kaiser durfte hoffen, durch ein ernstes und gemäßigtes Betragen den Schaden wieder gut zu machen, welchen der öftere Aufruhr der Wenden angerichtet hatte. Der Markgraf Dietrich ward abgesetzt, weil die Härte und Unklugheit seiner Maßregeln die Wenden am meisten zur Empörung gereizt hatte, und an seine Stelle wurde Graf Luther zur Würde eines Markgrafen in der Nordmark erhoben. So ward eine scheinbare Ruhe un-

ter den wendischen Stämmen auf kurze Zeit hergestellt, während welcher das Missionswerk unter denselben wieder beginnen konnte.

§. 143.

Aber auch die Heiden wußten diese Ruhezeit wohl zu benützen, und dem wankenden Götterglauben neue Stützen unterzulegen. Einer ihrer eifrigsten Knesen, Nacco, der sich an die Spitze der fanatischen Götzendiener gestellt hatte, fand unter seinen Landsleuten Unterstützung genug, um die alt berühmte Stadt Rhetre und ihren Götzentempel wieder herzustellen, welcher seit Otto des Großen Zeit in Trümmern lag, und der Götterverehrung des Landes wieder die volle Zuneigung des Volkes zuzuwenden. Seine Bemühungen waren um so glücklicher, da die Festungen an der Elbe noch in den Händen der Wilzen waren, durch welche Nacco mit leichter Mühe die Angriffe der Deutschen vom Lande abzuhalten vermochte.

Der Herzog Miesko in Polen hatte mittlerweile das Bekenntniß zum Christenthum angenommen, und mit der Einführung desselben unter seinem Volke einen glücklichen Anfang gemacht. Ihm konnten die Bemühungen der wilzischen Priester, das Volk für den alten Götterglauben zu begeistern, nicht gleichgültig bleiben, da ihre Nachbarschaft auch seinem Beginnen Gefahr drohte; auch mußte ihm die Gelegenheit willkommen erscheinen, die Gunst des frommen Kaisers Otto III. zu gewinnen, von welchem er eine Königskrone erwarten durfte. Er fiel daher im Bunde mit den Sachsen (J. 987) im Wilzenlande ein, verheerte dasselbe mit Feuer und Schwert, und die festen Plätze am Elbestrom fielen wieder den Sachsen in die Hände. Bald darauf starb der Obotritenfürst Billung, welcher bisher durch sein kluges und gemäßigtes Betragen in seinen Gauen die Ruhe mit kräftiger Hand festgehalten hatte. Er selbst war dem Christenglauben nicht abgeneigt gewesen, und noch mehr als er, hatte seine Gemahlin das Wachsthum der Kirche Christi

im Obotriten- und Wagrierlande befördert. Selbst eine ihrer Töchter, Hodika, war Aebtissin eines Nonnenklosters in Mecklenburg geworden. Darüber ereiferte sich ihr Bruder Miecislav, der es mit der mächtigen Heidenpartei im Lande hielt; und kaum hatte er nach dem Tode seines Vaters (J. 989) das Amt eines Crolen angetreten, so fing er an, die Christen im Lande zu drücken, und die Klöster zu Mecklenburg zu zerstören; auch wurde seine Schwester Hodika genöthigt, dem Klosterleben zu entsagen, und dem pommerischen Fürsten Boleslav die Hand zu bieten.

Auf diese Weise entzündete sich der Zunder zu einem neuen Wendenkrieg, den der Kaiser Otto III. persönlich führte, und an welchem auch der polnische Fürst Miesko thätigen Antheil nahm. Die Festung Brandenburg wurde erobert, nach kurzer Zeit von den erbitterten Wilzen wieder im Sturme weggenommen, und bald darauf von Ottos Heere wieder erobert. So zog sich mit steigender Erbitterung der Krieg in die Länge, ohne einen entscheidenden Erfolg herbei zu führen; aber desto nachtheiliger wirkte dieser Zustand der Dinge auf den Gang der Mission zurück. Die Verbreitung des Christenthums im Lande konnte in diesen Tagen um so weniger Fortgang haben, jemehr die Begeisterung der Heiden für die Erhaltung ihres Götterglaubens zunahm, und durch den Krieg genährt wurde. Zwar wird in der Geschichte von einem Bischof Hilderich zu Havelberg gesprochen, der aber dort sich nicht aufgehalten haben kann, da seine Kirche in wendischer Gewalt war, und ohne Zweifel in der Asche lag. Eben so wenig läßt sich erwarten, daß der Bischof Volkmar und sein Nachfolger Wigo zu Brandenburg etwas auszurichten vermochten, da diese unglückliche Stadt fortgesetzter Zerstörung Preis gegeben war. Zwar konnten die Bischöfe zu Altenburg ihre Missionsarbeit im Wagrierlande noch immer fortsetzen, und Helmold nennt uns (L. I. c. 14) die Namen von vier derselben, welche auf ihrem Posten

ausharrten, und in die Zeit sich schicken lernten, weil die Tage böse waren. Aber den Geistlichen wurden vom Volke hartnäckig die Einkünfte verweigert, und der Bischof Benno kam darüber so sehr ins Gedränge, daß er Altenburg verlassen, und zu dem Bischof von Hildesheim die Zuflucht nehmen mußte, weil er unter seinen Slaven nichts mehr auszurichten vermochte. Die reichen Güter, welche Otto I. der Kirche geschenkt hatte, wurden jetzt unter das Volke vertheilt, und wer von den Geistlichen noch länger auf seinem Posten verweilen wollte, ward zwar nicht aus dem Lande gejagt, auch mochte ihm immer noch ein kleines Häuflein von Gläubigen zur Pflege übrig bleiben, aber er hatte für seinen eigenen Unterhalt Sorge zu tragen.

§. 144.

Als nach Otto's III. Tod (J. 1002) König Heinrich II. den deutschen Thron bestieg, lag es ihm vor Allem an, mit den aufgereizten Wenden ein besseres Vernehmen anzuknüpfen, da es ihm nicht unbekannt bleiben konnte, daß auf dem eingeschlagenen Wege für die Sache des Christenthums kein bleibender Gewinn zu erwarten war, und die Fortsetzung des Krieges eine gänzliche Vertilgung der wendischen Völker zur Folge haben mußte. Wirklich kam mit einzelnen Wilzenstämmen (J. 1003) ein kurzer Friedensschluß zu Stande, an welchem jedoch der mächtige Obotritenfürst keinen Theil genommen hatte. Dieß war Mistevoy III., welcher seinem Vater Miecislav in der Regierung folgte, und dem es in kurzer Zeit gelang, unter den nordischen Wenden zu großer Macht sich empor zu schwingen. Noch lebte der Sachsenherzog Bernhard I., dessen Habsucht und Grausamkeit nach dem Zeugniß der Zeitgenossen der verwirrte Zustand des Wendenlandes hauptsächlich zuzuschreiben war. Durch Arglist wußte derselbe einen neuen Krieg zwischen dem Obotritenfürsten und dem König Heinrich II. anzuzünden, in welchem die

Festungen Havelberg und Brandenburg aufs Neue den Deutschen in die Hände fielen. Nun waren auch die Obotriten zum Friedensschluße geneigt, welcher (J. 1005) zu Werben zu Stande kam, und wobei sie dem Kaiser aufs Neue den Tribut, und den Bischöfen den Zehnten zu entrichten gelobten. Unverweilt wurde nun das Bisthum Brandenburg wieder hergestellt, und Wigo fing mit neuem Eifer die Bekehrungsarbeit an. Auch das Bisthum Havelberg trat wieder ins Leben, und ein allgemeiner Friede im Wendenlande schien der Kirche Christi eine bessere Hoffnung zu bereiten.

Der Obotritenfürst Mistevoy war zwar in früher Jugend auf den Glauben der Christen getauft worden, auch hatte er die Verbreitung desselben in seinem Lande bisher nicht ungern gesehen, aber dabei war er ein ehrgeiziger Mann, dem die Religion blos ein Mittel gewesen zu seyn scheint, sich zu höherer Macht empor zu schwingen. So lange er beim äußerlichen Bekenntniß des Christenthums für seine ehrgeizige Herrschsucht seine Rechnung fand, so lange mochte er immerhin die starke Christenparthei in seinem Lande begünstigen; aber er wurde ihr ungetreu, sobald die unterdrückte Heidenparthei ihm einen besseren Preis zu bieten vermochte. Dazu kam noch, daß das Betragen der Statthalter des deutschen Königs im Wendenlande keineswegs dazu geeignet war, die Gemüther der Heiden für den Glauben an Christum zu gewinnen. Wie aufrichtig auch Heinrich II. die Verbreitung desselben wünschen mochte, so war ihnen selbst schon längst wenig daran gelegen, so lange sie nur im eroberten Lande ihre Herrschbegierde befriedigen, und für ihre Habsucht neue Schätze sammeln konnten. Alle Chronisten jener Tage beklagen laut diesen Uebelstand. Der alte Helmold bemerkt in verschiedenen Stellen seiner Chronik: „Die christliche Religion und das Wachsthum des Hauses Gottes machte nur geringe Fortschritte im Lande, weil ihm die Habsucht des sächsischen Herzogs Bernhard im Wege stand, der alles zusammenraffte, was ihm in die Hände fiel,

und für den Unterhalt der Kirche nichts übrig ließ“ (L. I. c. 19). — „Die im Glauben noch so unbefestigten Heidenvölker, bemerkt Helmold an einer andern Stelle, welche früher die edlen deutschen Fürsten mit großer Lindigkeit zu behandeln pflegten, weil sie auf ihr Heil bedacht waren, wurden nun von den deutschen Markgrafen mit solcher Grausamkeit verfolgt, daß die Slaven genöthigt waren, das harte Joch der Knechtschaft abzuschütteln, und ihre Freiheit mit den Waffen zu vertheidigen“ (L. I. c. 16). Wir haben über diesen Gegenstand eine vertrauliche Aeußerung eines Zeitgenossen, des dänischen Königs, Svend Estrithsen, die uns Adam von Bremen aufbewahrt hat (L. III. c. 25): „Die slavischen Völker, sagt Svend, hätten unstreitig längst und leicht zur Annahme des Christenthums vermocht werden können, wenn der Geiz der Sachsen nicht daran hinderlich gewesen wäre. Diese hatten mehr Sinn für Zollauflagen, als für die Bekehrung der Heiden. Sie bedachten nicht die gefährlichen Folgen ihrer Habsucht, indem sie durch Geiz die nächste Veranlassung zur Beunruhigung der Christen im Wendenlande gaben. Durch Grausamkeit nöthigten sie ihre (heidnischen) Unterthanen zur Empörung, und jetzt vernachläßigten sie das Heil derer, welche sich dem Glauben geneigt bezeugten, da es ihnen nur um Gelderpressung zu thun ist.“ Aus dieser Stelle geht deutlich hervor, daß die Mission unter den Wenden sich gedeihlicher Fortschritte hätte erfreuen dürfen, wenn nicht die Regierungsstatthalter selbst ihrer Verbreitung die größten Hindernisse in den Weg gelegt hätten; und daß die Christenhäuflein im Wendenlande, deren Zahl damals beträchtlich gewesen seyn mochte, die Schuld ihrer Gewalthaber nicht selten mit ihrem Blute büßen mußten.

§. 145.

Der Obotritenfürst Mistevoy hielt den Frieden nicht lange. Da er sich von dem Herzoge Bernhard persönlich beleidigt fühlte, indem ihn dieser in einem Streite

einen wendischen Hund genannt haben soll, so rief er einen allgemeinen Landtag in dem neuerbauten Rhetre zusammen, um den versammelten Häuptern des Volkes seinen erlittenen Schimpf zu klagen. „Dir ist recht daran geschehen, erklärte einer der Volksredner, denn warum hast du deine Stammgenossen verachtet, und die Sachsen, dieses ungetreue und geizige Volk, denselben vorgezogen? Schwöre uns, so lautete der Schluß des Landtages, daß du sie verlassen willst, so wollen wir dir beistehen.“ Der Crole schwur, und nun ward den Deutschen und besonders den Christen im Wendenlande der Zerstörungskrieg aufs Neue erklärt. Mistevoy brach zuerst in Nord-Albingien ein, wo er Hamburg und Oldenburg eroberte, und die Bischöfe und Priester aus dem Lande jagte, so daß vom christlichen Gottesdienste kaum mehr eine sichtbare Spur darin übrig blieb. Jetzt führte er seine siegreichen Truppen in das Land der Rhedarier und Heveldüner, und Havelberg und Brandenburg fielen bald in ihre Hände. An beiden Orten richteten sie die Kirchen mit Feuer zu Grunde; die Christen wurden getödet, oder sie mußten mit ihren Bischöfen ins Elend wandern. Schrecklich ist die Beschreibung, welche uns Adam von Bremen (L. II. p. 32) und Helmold (L. I. c. 16) von dieser Christenverfolgung zurückgelassen haben. „Alles, erzählen sie, was die Wenden erreichen konnten, wurde im wilden Grimm zerstört, und im ganzen Wendenlande blieb von der Kirche der Christen keine Spur weiter übrig. Die aufgebauten Kirchen wurden bis auf den Grund geschleift, die Christen getödet oder zu Sklaven gemacht, die Kirchendiener aber unter den grausamsten Qualen zu Tode gemartert. Sie verbrannten einige derselben lebendig in Backöfen, oder setzten sie auf Scheiterhaufen; Andere hiengen sie bei den Füßen auf, und ließen sie jämmerlich umkommen. Einigen hieben sie Hände und Füße ab, und trieben ihr Gespött mit ihnen, bis sie den Geist aufgaben; noch Andere führten sie als Schauspiel

durch die Wendenstädte, nachdem sie ihnen ein Kreuz über den Scheitel bis ins Gehirn eingeschnitten hatten, und trieben sie so lange vor sich her, bis sie todt niederfielen."

So hatte nun die Missionsthätigkeit im Wendenlande auf lange Zeit ein Ende, und die Pflanzungen des Christenthums schienen vom Sturmwinde der Verfolgung für immer zernichtet zu seyn. Daß indeß das Häuflein der Gläubigen nicht ganz ausgerottet war, zeigte die Folgezeit, indem da und dort im Lande umher die Christen immer wieder muthig hervortraten, und ihre Kirchen zu erbauen anfingen, sobald die Wuth der Verfolgung an ihnen vorüber gezogen war. Auch Mistevoy konnte dieses grausame Verfahren seiner Landsleute keineswegs billigen, obgleich er dem Götzen Triglav seinen berühmten Tempel zu Brandenburg auf dem Harlungerberge wieder zurückgegeben hatte, welcher bald der Verehrung dieses Götzen, und bald wieder dem christlichen Gottesdienste gewidmet ward. Dieß mußte er den erbitterten Priestern der Wenden zu Gefallen thun; aber kaum hatte er sein Rachgefühl gekühlt, so kehrte die Zuneigung zum Christenthum wieder in seine Seele zurück, und er fing an, sich öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Helmold erzählt: „er sey zuletzt zur Buße gekommen, und zum Herrn zurückgekehrt; man habe ihn aber, weil er dem Christenglauben nicht wieder entsagen wollte, aus dem Lande gejagt. Er habe sich hierauf in den Bardengau (Bardewik im Lüneburgischen) zurückgezogen, wo er alt geworden und gestorben sey (L. I. c. 16).

§. 146.

Nach des Kaisers Heinrichs II. Tode, welcher im Jahr 1024 erfolgte, bestieg Conrad II. aus dem Hause der fränkischen Herzoge den deutschen Kaiserthron (1024 — 1039). Wie sehr es ihm auch während seiner fünfzehnjährigen Regierung anlag, den verworrenen Zustand der wendischen Völker zu ordnen, und sie dem

großen Verbande des europäischen Völkerlebens näher zu bringen, so sah er sich doch in seiner menschenfreundlichen Absicht von allen Seiten getäuscht, und auch die Missionssache hatte sich keiner besseren Tage unter seiner Regierung zu erfreuen. Beide kriegführende Theile hatten im letzten Kampfe ihre Kräfte so sehr erschöpft, daß Beiden eine Zeit der Ruhe wünschenswerth erscheinen mußte; auch bedurfte es eines vollen Jahrhunderts, um den bittern Groll zu besänftigen, welchen die slavischen Völker jenseits der Elbe gegen das Christenthum gefaßt hatten. Unverkennbar leuchtet aus dem bisherigen Gang der wendischen Mission der mächtige Einfluß hervor, welchen die hierarchisch geordnete, und in sich selbst eng zusammengeschlossene Priesterschaft des Heidenthums auf denselben übte. Die schweren Trübsalszeiten ausgenommen, welche im zweiten und dritten Jahrhundert innerhalb der Gränzen des römischen Reichs die streitende Kirche Christi durchleben mußte, hatte seit 600 Jahren die Verbreitung des Evangeliums unter den Völkern der Erde keinen ähnlichen Widerstand gefunden. Wie viel Schuld von diesen blutigen Auftritten immer auf das harte und habsüchtige Betragen der deutschen Gewalthaber im Wendenlande gelegt werden mag, so vermag uns dasselbe doch einen beinahe vierhundertjährigen Krieg nicht zu deuten, welcher auf diesen blutigen Schauplätzen des Jammers um die Frage geführt wurde: ob das Christenthum oder das väterliche Heidenthum im Lande die Herrschaft führen soll? Eine ungleich tiefere Wurzel hatte dieser Kampf in der Natur des Götterglaubens, welcher unter den wendischen Völkern einheimisch war, in dem gewaltigen Einfluße, welchen die heidnische Priesterschaft im Lande besaß, sowie in dem auffallenden Gegensatze, in welchem der Christenglaube vor den Augen des Volkes auftrat.

Es ist an sich schon die geschichtliche Erfahrung anerkannt, daß die Völker auf ihrem heimathlichen Boden und im alten liebgewordenen Vaterlande, wo Berge,

Flüße, Wälder und Haine in den Götterglauben des Menschen hineingewachsen sind, und der Glaube hinwiederum das Göttliche in die Natur hinübergetragen hat, wo das Heilige mit jedem sichtbaren Gegenstand innig verschwistert ist, weit schwerer zu bekehren, und zu den Lehren eines andern Glaubens überzuführen sind, als solche Völkerzweige, welche kaum erst durch Wanderungen von ihrem alten Boden hinweggezogen, und den alten Heiligthümern des Vaterlandes entfremdet, auch für die Annahme eines neuen Glaubens weit geneigter und empfänglicher wurden. Letzteres war der Fall bei den Germanenstämmen im Abendlande; und auf die gleiche Weise verhielt es sich unter den Sachsen in Britannien, welche, obgleich nicht ohne Kampf, doch am Ende auf leichtem Wege für den Glauben der frühern Einwohner gewonnen wurden.

Anders war es unter den heidnischen Wenden, welche bei ihrer ersten Einwanderung von den Ureinwohnern überwunden, auch ihren Götterglauben angenommen hatten. Waren es gleich todte Bildnisse, die in die Rinde der heiligen Eiche eingeschnizt waren, so lebten doch die alten Gottheiten in dem Leben, in der Lust und in der Freude ihrer Verehrer. An sie waren die fröhlichen Volksfeste geknüpft; mit ihnen die heitern Trinkgelage verbunden, bei welchen der fleischlichen Natur des Volkes in vollem Maaße gehuldigt wurde. Von diesem Allem war in dem neuen Glauben der Christen nichts anzutreffen, welcher einen am Kreuze gestorbenen Erlöser verkündigte, dessen Leben selbst voll Armuth, Schmach und Trübsal gewesen war bis an seinen Tod, und dessen Lehre, wie sie in jenen Tagen fast allein gekannt war, nur Entsagung und Entbehrung, nur Trauer in der Sünde, nur Ertödtung des Fleisches, nur Fasten und Betrübniß an seinen Gedächtnißtagen, und eine Anbetung ohne Freudentage forderte.

Hiezu kamen die zügellosen Begriffe des Volkes von Freiheit und Unabhängigkeit, diese höchsten Güter des

Lebens, welche sie als eine Gabe ihres bisherigen Götterglaubens zu betrachten pflegten; indeß ihnen der Glaube der Christen nur als eine Religion der Knechtschaft und der Verweichligung erschien, welche dem unterjochten Volke die unerträglichen Lasten des willkührlichen Tributes für den König und der Zehnten für die Geistlichkeit auflud. Hätte sich am Ende auch das Volk gefallen lassen, dieses Joch auf den Nacken zu nehmen; die heidnische Priesterschaft, welche bei solchem Wechsel ihr ganzes Daseyn aufs Spiel setzte, konnte dieß nimmermehr zugeben. In ihren Händen lag der Wille der Götter und das Schicksal der Nation; und selbst die gänzliche Vertilgung derselben mußte ihnen wünschenswerther erscheinen, als das namenlose Unglück, einem fremden Glauben zur Beute zu werden.

§. 147.

Der Obotritenfürst Mistevoy war gestorben, und hatte vier Söhne, Udo, Andrag, Boguslav und Ratibor, hinterlassen, welche sich um die Crolenwürde stritten. Sie waren in ihrem Religionsbekenntniße verschieden: Udo, der älteste hatte den Christenglauben lieb gewonnen, dem sein Vater noch in seinen letzten Tagen gehuldigt hatte; und das Obotritenvolk, unter welchem die christliche Kirche noch die meisten Verehrer zählte, wählte ihn zu seinem Fürsten. Seine beiden Brüder, Andrag und Boguslav, waren eifrige Götzendiener, und ihnen hingen die Wilzen an. Auch Ratibor, der jüngste, bekannte sich zum Christenthum, und suchte im Wagrierlande einen Anhang auf. Udo hatte einen Sohn, Gotschalk, den er in das Kloster St. Michael in Lüneburg versetzte, um auch ihn im Christenthum unterrichten zu lassen. Mittlerweile war der Sachsenherzog Bernhard II. seinem Vater in der Regierung gefolgt, und in der deutschen Nordmark, diesseits der Elbe, war Markgraf Bernhard noch am Ruder.

Kaum hatte der Kaiser Conrad II. den Thron bestiegen, so lag ihm vor Allem am Herzen, auf gütlichem Wege die bisherigen Zwistigkeiten mit den wendischen Stämmen beizulegen. Die Umstände schienen den Versuch zu begünstigen. Sein letzter Feldzug gegen die Polen hatte ihm den Ruhm eines großen Kriegshelden eingebracht; auch durfte er von Seiten des Obotritenfürsten Udo und seines jüngsten Bruders ein bereitwilliges Gehör für billige Friedensvorschläge erwarten. Nur die Wilzenstämme zwischen der Elbe und Oder waren noch widerspenstig, und dieß um so mehr, da sie von ihren beiden Knesen, Andrag und Boguslav zu immer neuen Feindseligkeiten aufgereizt wurden. Der alte Streit sollte auf einem Reichstage zu Werben, nach herkömmlicher Sitte, in einem Gottesgerichte durch einen Zweikampf entschieden werden. Gottesgerichte dieser Art waren in jenen Tagen nicht blos unter heidnischen, sondern selbst noch unter christlichen Völkern häufig; und man glaubte, die Wahrheit und Gerechtigkeit einer Sache auf keinem gewißern Wege, als durch ein Gottesgericht (Ordalia Dei, Urtheile Gottes) ausfindig machen zu können, indem man dabei von der Voraussetzung ausging, die Gerechtigkeit Gottes müße bei solchem Urtheil nothwendig derjenigen Parthey beistehen, auf deren Seite das Recht ist, und sie könne nicht zugeben, daß diese zu Schanden werde. Ritter und Kriegsleute erwählten gemeiniglich hiezu den Zweikampf. Geistliche, das gemeine Volk, so wie das weibliche Geschlecht mußten durch Berührung eines glühenden Eisens, oder durch das Trinken siedenden Wassers ihre Unschuld beurkunden.

Bei diesem Gottesgerichte sollte die gerechte Sache zweier Nationen entschieden werden. Die christlichen Sachsen stellten einen stattlichen Ritter auf den Kampfplatz, und die Wilzen gleichfalls einen berühmten Kriegshelden, welcher für den Glauben der Väter zu siegen oder zu sterben bereit war. Der Wilze focht mit so viel Eifer und Geschicklichkeit, daß der sächsische Ritter

ihm bald unterliegen mußte. Beide Völker hatten mit gespannter Begierde dem Ausgang des blutigen Schauspiels zugesehen; und als der Deutsche unterlag, erhoben die Wilzen ein lautes Freudengetümmel über den glorreichen Sieg ihrer guten Sache; und leicht wären sie alsobald mit dem Degen in der Faust auf ihre Widersacher eingedrungen, hätte nicht die Anwesenheit des Kaisers ihren wilden Muth im Zaume gehalten. Desto schmerzlicher war das Schaamgefühl, welches die Deutschen bei solcher Entscheidung des Gottesgerichtes im Innersten durchdrang. Sie forderten den Kaiser lärmend auf, sie gegen die Wilzen in den Kampf zu führen. Mit unaufhaltsamer Erbitterung drangen sie in den Rhedariergau ein; der Wilzenfürst Andrag wurde erschlagen, und sein Heer zerstreut und genöthigt, in den festen Plätzen des Landes eine Zuflucht zu suchen.

§. 148.

Udo hatte indeß mit seinen Obotriten dem Trauerspiele ruhig zugesehen. Seine Lage war peinlich. Schon sein äußeres Bekenntniß zum Christenthum, und, was wohl noch überwiegender in seiner Seele war, seine Staatsklugheit mußte ihm den Wunsch nahe legen, daß das Gottesgericht für die Sache der Deutschen entschieden haben möchte. Und doch mußte er es laut mißbilligen, daß die Sachsen, wenn sie nun einmal mit den Heiden die Entscheidung dem Urtheile Gottes anheimstellten, dennoch nichts nach demselben fragten, und ihre alten Feindseligkeiten heftiger als zuvor im Lande fortsetzten. An ihre Parthey konnte er sich eben darum nicht anschließen; die Sachsen nannten ihn dafür einen böſen Christen, und schickten ihm heimlich einen Meuchelmörder an seinen Hof, welcher dem Obotritenfürsten das Leben nahm.

Kaum hatte Udos Sohn, Gotschalk, in seiner Klosterzelle bei Lüneburg die Nachricht von der Ermordung seines Vaters erfahren, als er heimlich nach der

Heimath zurückeilte, um im Blute seiner Widersacher sein Rachegefühl zu stillen. An der Spitze von Räuberhaufen drang er plötzlich in Nord-Albingien ein, und richtete daselbst auf den blühenden Kolonieen der Sachsen eine so weit verbreitete Verheerung an, daß nur die beiden festen Plätze Ezeho (Itzehoe) und Bokeldeburg (Boklenburg), wohin die Schaaren der Weiber und Kinder sich geflüchtet hatten, von derselben unberührt blieben.

Der alte Helmold erzählt uns in seiner Chronik (L. I. c. 19) bei dieser Gelegenheit einen rührenden Umstand, welcher herausgehoben zu werden verdient. „Einst trieb sich der junge Fürstensohn (Gotschalk) nach der Räuber Weise auf dem Lande umher, und als er die ganze, erst kurz zuvor mit einer wohlhabenden Bevölkerung und mit Kirchen angefüllte, Umgegend nun in eine Wildniß umgewandelt sah, so schauderte er vor seinem eigenen Zerstörungswerke zurück; und im schmerzlichen Gefühl bitterer Vorwürfe, die er in seinem Innern vernahm, faßte er den Entschluß, von seinen Uebelthaten die Hand zurückzuziehen. In Gedanken vertieft, traf er auf seinem einsamen Pfade einen sächsischen Christen an. Dieser erschrack beim Anblick des geharnischten Mannes, und wollte schnell hinweg eilen; aber Gotschalk rief ihm freundlich zu, und hieß ihn stille stehen, weil er nichts zu fürchten habe. Wer bist du? fragte er den ängstlichen Mann, und was spricht man in deiner Gegend von den Fremdlingen? Ich bin ein armer Holsteiner, antwortete dieser. Täglich werden wir von niederschlagenden Gerüchten beunruhigt, indem der Slavenfürst Gotschalk unserm Volk und Land viel Böses zufügt, und seine Rachesucht in unserm Blute stillen will. Wohl wäre es einmal Zeit, daß die strafende Hand Gottes unser erlittenes Unrecht an ihm heimsuchte.“ Du führst eine schwere Klage gegen den Slavenfürsten, versetzte Gotschalk. Wirklich hat auch der Mann eurem Lande viel zu Leide gethan, und die Ermordung seines Vaters

königlich gerächt. Ich bin der Mann, von dem die Rede ist; höre nun, was ich dir zu sagen habe. Mich reut's, so viel Uebel gegen Gott und die Christen verübt zu haben, und wünsche sehr, mit Menschen mich wieder auszusöhnen, welche ich so sehr beleidigt habe. Höre daher meine Worte. Kehre zu deinem Volk zurück, und sage ihnen, daß sie an einen bestimmten Ort vertrauenswerthe Leute schicken, mit denen ich heimlich über den Frieden unterhandeln kann; und dann will ich den ganzen Räuberhaufen, den ich mit mir gebracht habe, in ihre Hände liefern." Da indeß die Leute eine Hinterlist besorgten, so fanden sie sich nicht an der bestimmten Stelle ein. Mittlerweile gelang es dem Herzog Bernhard II. den jungen Fürsten gefangen zu nehmen. Erst mit dem Tode des Kaisers Conrad (J. 1039) ward er aus seinem Gefängniße wieder entlassen, nachdem er sich feierlich wieder zur christlichen Religion bekennt hatte; und nun entschloß er sich zu dem damals regierenden Könige Kund nach England zu wandern.

§. 149.

Unter der Regierung der beiden deutschen Kaiser, Heinrich III. und IV., welche 65 Jahre (1039—1106) dauerte, schien das Missionswerk im nördlichen Deutschland seiner gänzlichen Zernichtung entgegen zu gehen, und der Nachwelt nichts als die schmerzliche Erinnerung an seine Kämpfe und Niederlagen zurückzulassen. Zwar sprühte der heilige Funke seines Lebens auf dem blutbeträuften Boden immer aufs Neue auf, wo rohe Gewalt sein Entstehen nicht erstickte; und es bedurfte an mancher Stelle nur einer leichten Anregung, um ihn zu einer hellen Flamme anzublasen; aber er glich dem matten Lampenschimmer einer abgelegenen Nachthütte, indeß eine grauenvolle Finsterniß das ganze Land umlagerte.

Während Gotschalks Abwesenheit hatten sich seine Brüder in das Obotritenland getheilt, lagen aber in

blutiger Fehde um die Landesherrschaft untereinander. Indeß hatte am Hofe des englisch-dänischen Königs, Kund, der Obotritenprinz die Liebe desselben bald in so hohem Grade zu gewinnen gewußt, daß dieser ihm seine Nichte Gyritha zur Gemahlin zu geben, und ihn mit einem ansehnlichen Heere in die verlorene Herrschaft seiner Väter wieder einzusetzen, beschloß (J. 1043).

Nach kurzer Zeit gelang es Gotschalk mit Hülfe der Dänen, welche ihn begleitet hatten, das Reich seiner Väter wieder zu erobern. Sein Bruder Boguslav mußte nach Hinterpommern fliehen, wo er bald aus der Geschichte verschwindet; und jetzt bemächtigte sich Gotschalk Wagriens und des ganzen Obotritenlandes; dehnte seine Siege bis über die Peene aus, unterwarf sich die im Lauenburgischen wohnenden Slavenstämme, und wurde in kurzer Zeit der von Deutschen und Dänen anerkannte König des ganzen Wendenlandes. Gotschalk war ein Fürst, welcher mit großen Talenten, hohem Muth und mannigfaltiger Erfahrung zugleich unersättliche Ehrbegierde verband, und wie eifrig er sich auch von nun an die allgemeine Verbreitung des Christenthums in seinem Lande angelegen seyn ließ, doch die wilden Leidenschaften nicht zu bezähmen vermochte, die sein Inneres bewegten. Um das Andenken an die Uebelthaten auszulöschen, die er in seinen frühern Jugendjahren an den Christen verübt hatte, war jetzt sein ganzes Streben dahin gerichtet, aus allen Kräften dem niedergedrückten Christenglauben wieder aufzuhelfen. Schaaren von Missionarien wurden ins Land herein gerufen, und wanderten von einer Stelle zu der andern, um den Götzendienst zu zerstören, und das unwissende Volk im Christenthum zu unterrichten. Seine Missionarien breiteten sogar jenseits der Warne und Peene unter den Kyssinern und Circipanen die Lehre Jesu aus, und so wurde in kurzer Zeit der weite bischöfliche Sprengel von Oldenburg wieder hergestellt. Die in den frühern Kriegen zerstörten Kirchen wurden im ganzen Lande umher mit neuer Pracht

wieder aufgebaut, und die erneuten Klöster mit Mönchen angefüllt, welche den Beruf hatten, sich auf das christliche Lehramt vorzubereiten. Der König selbst wanderte im Lande umher, verkündigte aller Orten das Evangelium, und diente als Dollmetscher der Missionarien, welche der slavischen Mundart noch nicht mächtig geworden waren.

So hoffnungsreich waren die Aussichten für die allgemeine Verbreitung des Christenthums im Wendenlande nie zuvor gewesen, wie sie unter Gotschalks kurzer Regierung dem Auge des Christen sich darstellten. „Wäre ihm, so bemerkt der alte Helmold, (L. I. c. 20) ein längeres Leben zu Theil geworden, so würde er alle Heiden im Lande zur Annahme des Christenthums bewogen haben, da ungefähr der dritte Theil derer, welche früher unter seinem Großvater Mistevoy ins Heidenthum zurückgefallen waren, wieder in den Schoos der Kirche Christi zurückkehrten.“ In diesen frommen Bemühungen wurde der König von dem Erzbischof Albrecht zu Hamburg kräftig unterstützt, indem dieser ihm Schaaren von Priestern zusandte, um sein ganzes Land mit der Predigt des Evangeliums zu erfüllen. In Mecklenburg wurden (J. 1058) nicht nur drei Klosterschulen, sondern auch ein Bisthum aufgerichtet, welchem Johann, der Schotte, mit Segen vorstand. Auch zu Ratzeburg wurde in diesen Tagen ein Bisthum gestiftet, das den frommen Aristo zum ersten Bischofe bekam. Das alte Bisthum Altenburg (Oldenburg) war schon früher in verjüngter Jugendkraft wieder ins Leben gerufen worden, und so fehlte es dem Obotritenlande nicht länger an kirchlichen Anstalten, welche unter Gottes Beistand kräftig genug waren, um das tief eingewurzelte Heidenthum im Lande auszurotten, und den Christenglauben zur allgemeinen Herrschaft zu erheben.

So wenig uns auch die Geschichte jener Tage etwas davon erzählt, so läßt sich doch nicht daran zweifeln, daß Gotschalks kräftige Regierung auch im Wilzenlande,

das gleichfalls unter seiner Herrschaft stand, einen heilsamen Einfluß auf die Pflanzung des Christenthums ausgeübt habe. Die Bischöfe zu Havelberg und Brandenburg waren unter seinem Schutz wieder in ihre Sprengel zurückgekehrt, und hatten ihre Arbeit im Stillen begonnen. Ein allgemeiner Friede herrschte im Lande, da keiner es wagen durfte, sich dem Ansehen des mächtigen Königs mit Gewalt zu widersetzen, und alles schien bei längerer Ruhezeit den lang ersehnten allgemeinen Sieg des Evangeliums unter den Wenden zu verkündigen, als plötzlich ein schwarzes Sturmgewitter über die Christen im Lande aufzog, welches das rasche Schifflein der Kirche einem neuen Schiffbruche entgegenführte. Der König Gotschalk ward nämlich zu Lunkini im Rhedarierlande, als er eben daselbst dem Gottesdienste beiwohnte, unversehens (im Jahr 1066) von einem Meuchelmöder überfallen, und mit dem Priester zugleich am Altare niedergemacht.

§. 150.

Gotschalks Tod war das Feldzeichen zu einer allgemeinen Empörung der erbitterten Götzendiener im Lande; denn nun begann eine blutige Verfolgung der Christen, die nicht früher ihre Mordlust befriedigt fand, bis auch die letzte Spur von Christenthum aufs Neue allenthalben ausgerottet zu seyn schien. Zu Meklenburg wurde der alte Bischof Johann, indeß er laut und freudig zu dem Herrn Christo sich bekannte, mit Peitschenhieben gemartert, mit dem blutenden Körper nackt in den Städten der Wenden zum Spott umher geführt, ihm am Ende Hände und Füße abgehauen, sein Leichnam auf die Gasse geworfen, und sein Haupt auf dem Altare des Radegast verbrannt. Auch zu Ratzeburg wurde der Bischof am Altare des Herrn hingemordet; er kniete, wie einst Stephanus, daselbst nieder, und gab unter Steinwürfen den Geist auf. Gotschalks Gemahlin, eine dänische Prinzessin, wurde unter Geißelhieben nackt zum Lande hinausgejagt. Der junge Prinz Heinrich, den

sie ihm geboren hatte, wurde glücklicherweise von einigen Getreuen gerettet; er floh zu seinem Verwandten, dem dänischen König Svend, um von diesem, als künftiger Retter der verfolgten Christenparthey im Lande, erzogen zu werden.

Nun wurden bald die heidnischen Empörer immer tollkühner. Cruco, ein rügischer Knese, ein heftiger Feind des Christenthums, stellte sich an ihre Spitze, und verbreitete Mord und Brand überall, wohin seine wilde Räuberhorde ihn begleitete. Schon lagen die drei Obotritischen Bisthümer auf einem Brandhaufen, und achtzig Jahre lang konnte von nun an nicht weiter daran gedacht werden, sie wieder zu besetzen. Auch das benachbarte Hamburg ward von den Empörern im Sturme erobert und verbrannt, und bis nach Schleswig hinauf wurden die Wohnungen der Christen ausgeplündert und zu Grunde gerichtet. Tausende von Christen flohen aus dem Lande; die Uebrigen, welche zurückblieben, mußten ihren Glauben verbergen, und öffentlich den erzürnten Göttern des Landes huldigen. Bald ward der grausame Cruco zum König im ganzen Wendenlande erhoben; und dieser benützte nun während seiner langen Regierung (J. 1066—1105) seine Macht, um das Christenthum in demselben mit der letzten Wurzel auszureißen, und die Altäre der Götter überall umher wieder aufzubauen. Nach kurzer Zeit war in ganz Slavien nur noch ein einziges Kirchlein, und zwar in der alten Stadt Lubika (Alt-Lübek an dem Schwartauflusse) übrig geblieben, in welchem ein Diener Christi heimlich den versteckten Christen im Lande das Wort von der Erlösung verkündigte und die heiligen Sakramente darreichte.

Wir sind mit unserer Missionsgeschichte zum zweiten Mal in die finstern Zeiten des Pabstes Gregor VII. zurückgekehrt; und wo immer unser Auge auf den Gefilden der weit verbreiteten Kirche Christi umherblickt, da werden wir eine babylonische Gefangenschaft gewahr, welche Finsterniß und Tod über alle Theile des Leibes Christi ausgebreitet hat. Beinahe ein volles Jahrhun-

dert zieht an uns vorüber, in welchem wir kaum da und dort einen Lebensfunken des Himmelreiches auf der Erde wahrzunehmen vermögen, welcher das Herz des Christen erfreuen könnte; indeß am prunkvollen Siegeswagen einer fleischlichen Herrschaft die Kirche Christi angekettet wird, um denselben mit dem Verluste eines millionenfachen Lebens nach dem Morgenlande zu ziehen, und dort auf dem Grabe des Gekreuzigten den Thron einer allgemeinen Weltherrschaft aufzurichten. Wir stehen hier in der Missionsgeschichte des unglücklichen Wendenlandes auf einige Augenblicke stille, um uns unter seinen benachbarten Stammgenossen, den Pommern, nach einem Tage besserer Hoffnung umzusehen, und an einer neuen Geburtsstätte des Christenglaubens von den letzten blutigen Stürmen unserer Wanderung auszuruhen.

Dritter Abschnitt.

Erste Anpflanzung des Christenthums in Pommern.

§. 151.

Das tief erschütterte Wilzen- und Obotritenland bedurfte einer langen Ruhezeit, wenn die in demselben ausgestreute Saat der göttlichen Wahrheit nicht für immer zernichtet werden sollte. Die Erbitterung zwischen den Sachsen und Wenden hatte den höchsten Grad erreicht; und ein Kampf war begonnen, welcher von beiden Seiten auf Leben und Tod geführt wurde, und einen tödtlichen Haß gegen die Religion der Deutschen in den Herzen der Wenden zurückließ. Noch waren die Kräfte des Götzenthums im Lande nicht erschöpft, so lange es der zahlreichen und mächtigen Priesterschaft desselben gestattet war, das verblendete Volk am Gängelbande des Wahnes mit sich fortzureißen, und zu immer neuen Empörungen zu reizen. Einen glänzenden Sieg hatte das Heidenthum in jenen Tagen vor den Augen der ganzen abendländischen Kirche errungen, deren Kinder in Heerschaaren von Hunderttausenden sich zu der

gleichen Zeit nach dem Morgenlande hinwälzten, um die heilige Stadt den Händen der Muselmannen zu entreißen. Wohl mochte mancher Barde in den gefeierten Tempeln der Götter des Wendenlandes damals seine Siegeslieder gesungen, und der Thoren gespottet haben, welche auf gefahrvollem Wege in der Ferne suchten, was die Heiden in reichem Ueberfluße in der Nähe hatten.

Aber darum war der letzte Kampf der Kirche noch nicht vollendet, und die Siegesfreude der Götzendiener kam zu frühe. Freilich waren derselben blutende Wunden im Wendenlande geschlagen worden; und was ihren Schmerz in jenen Tagen noch mehr verbittern mochte, war das offene Geständniß, das sie sich beim Rückblick auf die nächste Vergangenheit nicht verbergen konnte, daß sie um eigener Missethaten willen diese schwere Züchtigung erduldete. Herabgewürdigt zu der schmachvollen Bestimmung, nicht als friedliche Verkündigerin der Freudenbotschaft von Christo, sondern als knechtisches Werkzeug zur Förderung herrschsüchtiger Zwecke im Wendenlande eingeführt zu werden, konnte sich die streitende Kirche jener Tage der Malzeichen nicht rühmen, welche sie im Kampfe davon getragen hatte. Das Heidenthum hatte bei aller Härte und Grausamkeit, mit der es seine Sache führte, nur das Wiedervergeltungsrecht an ihr geübt, und dabei derselben Mittel sich bedient, deren Anwendung selbst die Gewalthaber der christlichen Völker nicht für Schande geachtet hatten. Wie beschämend auch dieses Bewußtseyn für den bessern Christensinn jener Tage seyn mußte, so war doch der letzte Stern der Hoffnung für den Sieg der guten Sache im Wendenlande noch keineswegs untergegangen. Freilich waren für diese Christenhoffnung die Tage finster und böse geworden; und außer einzelnen ehrenvollen Ausnahmen, welche die Huld Gottes als heilendes Salz auch der schlimmsten Zeit vorbehält, lag die Geistlichkeit und das Volk der abendländischen Kirche im Allgemeinen in einem sittlichen Verderbniße darnieder, das den gänzlichen Un-

tergang des wahren Christenglaubens befürchten ließ. Die Edlen jener Tage, ein Bernhard, ein Anselm, ein Berengar, ein Hugo und Andere jammern laut den tiefen Verfall, in welchem die Geistlichkeit ihrer Zeit hinabgesunken war. Letzterer sagt in einer seiner Schriften: „Die Geistlichen unserer Tage kennen das Gesetz Christi nicht, sondern bringen mit eitler Spielerei ihre kostbare Zeit zu. Müßiggang, Freßen und Saufen ist ihr Tagewerk; nur Irdisches das Ziel ihres Strebens. Immer sieht man sie auf den Straßen, aber desto seltener in den Kirchen; sie halten es nicht der Mühe werth, Sünder aufzusuchen, um sie zur Buße zu führen; aber sie sind immer gerüstet, wenn es darauf ankommt, aufs Gewild Jagd zu machen. Mit ihren Hunden haben sie es viel lieber, als mit den Armen zu thun; auch verstehen sie viel besser mit dem Gewehr, als mit den Büchern umzugehen. Wenn sie nur eine Gattin zu Hause auf ehrliche Weise nährten; aber sie raffen die Güter der Kirche Christi zusammen, um mit ihren Beischläferinnen herrlich und in Freuden zu leben, u. s. w. (Hugo de St. Victore. Opp. Venet. 1588 vol. 3.). Dasselbe bestätigt ein anderer Zeitgenosse, Albert, mit dem Beinamen, des Großen, Bischof zu Regensburg, welcher in seinem Commentar über das zehnte Kapitel des Ev. Johannis unter Anderm schreibt: Diejenigen, welche in unsern Tagen den Kirchen vorstehen, sind dem größten Theile nach Diebe und Straßenräuber, Menschenplager und nicht Hirten, Stehler und nicht Wächter; Mörder und nicht Hüter; Betrüger und nicht Lehrer; Verführer aber nur nicht Führer. Sie sind Vorläufer des Antichrists, welche die Schafe Christi zu Grunde richten“ (Angelus Chron. pag. 134.). Dennoch hatte der Herr sein Werk auf Erden nicht vergeßen; und wie trüb auch der Zustand der Kirche war, so wußte er doch das rechte Werkzeug zu finden, um in dem benachbarten Pommern das Licht der himmlischen Wahrheit anzuzünden, das keine Gewalt des Heidenthums wieder auszulöschen vermochte.

§. 152.

Die Pommern, d. h. Leute, welche am Meer (Pomoste) wohnen, haben wir bis jetzt nur einmal auf dem Wege unserer Geschichte angetroffen, als sie mit ihren Stammgenossen, den Polanen und Lutiziern, unter dem gemeinschaftlichen Namen der Lechen, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts längs der Weichsel nach dem Norden hinauf zogen, um an der Küste des baltischen Meeres bleibende Wohnsitze aufzusuchen. Dort breiteten sie sich frühe von den Weichselmündungen an bis zur Oder, und von den Ufern des baltischen Meeres bis zur Netze und Warta aus, und vermischten sich bald mit den ursprünglichen Einwohnern, den Sedinern, Cassuben und andern zu Einem Volke, das in der spätern Zeit unter dem Namen der Pommern in der Geschichte auftritt, und sich frühe schon durch seine fortgesetzten Kriege mit den benachbarten Polen bekannt machte.

Die frühesten Missionarien, welche im Laufe des eilften Jahrhunderts nach Pommern kamen, geriethen über die Vorzüge des Landes in so große Verwunderung, daß sie betheuerten: „es fehle diesem Lande nichts als Feigen, Oel und Wein, um das gelobte Land der Kinder Israel zu werden. Leicht könne indeß der Wein entbehrt werden, weil der Meth der Pommern mit dem Falerner-Weine um den Vorzug streite. Die Flüsse des Landes, besonders aber die Meeresufer, wimmeln von den schmackhaftesten Fischen aller Art. Die Wiesen liefern einen reichen Vorrath von Futter für die zahlreichen Vieh- und Schafheerden, und Fleisch, Butter und Milch sey reichlich vorhanden. Obst wachse in den undurchdringlichen Wäldern, die von Büffeln, Bären, wilden Pferden und Schweinen wimmeln, im Ueberfluß; auch werden auf den Aeckern Gemüse aller Art, Gerste, Hanf und Mohn mit reichem Ertrage gebaut.“

Das Land der Pommern ward schon frühe in Vorder- und Hinterpommern eingetheilt, und Ersteres häu-

sig Lutizien, Letzteres Slavien genannt. In Vorderpommern treffen wir vom achten Jahrhundert an kleine Freistaaten an, welche sich durch ihren ausgebreiteten Handelsverkehr sowohl, als durch den kriegerischen Muth und wilden Unternehmungsgeist ihrer Einwohner frühe schon ihren Nachbarn furchtbar zu machen wußten. Unter ihnen zeichnete sich Julin auf der Insel Wollin aus, welche in den weiten Mündungen des Oderflußes liegt. Diese Stadt war der große Stapelplatz des Handels, der von den Normanen und Deutschen auf der einen, und den Russen und Griechen auf der andern Seite getrieben wurde; und ihr Umfang war so groß, daß die dänischen Kaufleute sie für die größte Stadt in Europa erklärten. Hier fand man die seltensten Waaren des Morgen- und Abendlandes. Die Einwohner bestanden aus Wenden, Sachsen und Griechen, und zeichneten sich durch Gastfreiheit und feinere Gesittung vor Andern aus. Sie war zugleich eines der festesten Bollwerke des wendischen Götzendienstes, und ihre Priesterschaft übte so große Gewalt innerhalb ihrer Mauern aus, daß keinem Christen gestattet war, ihre Straßen zu betreten, so lange er sich nicht dazu bequemen mochte, den Göttern des Landes in den berühmten Tempeln der Stadt seine Huldigungen darzubringen.

§. 153.

In der Nähe von Julin lag die gefürchtete veste Seeräuberburg Jomsburg, die nur von wilden Kriegern bewohnt war, und der kein weibliches Geschöpf sich nahen durfte. Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts übte dieselbe ihre gewaltige Herrschaft auf den Gewässern der Ost- und Nordsee aus, und wir sahen schon früher (Bd. III. Abth. II. S. 291) selbst den dänischen König Harald in die Mauern dieser Stadt fliehen, um gegen den Aufruhr seines Sohnes Svend-Otto Schutz zu suchen. Nach den Jomsburger Gesetzen, welche noch vorhanden sind (Langebeck Script. rer. Danic. T. I. pag. 51.), ward

von jedem Einwohner tollkühner Muth, eiserne Abhärtung und unbegränzte Ehrbegierde gefordert, welcher das Bürgerrecht in Jomsburg zu erhalten wünschte. Keiner durfte in der Stadt bleiben, welcher jünger als fünfzehn und älter als fünfzig Jahre war; auch war keinem gestattet, sich länger als eine Nacht außerhalb der Burg aufzuhalten. Man prüfte die Unerschrockenheit der neuen Bürger durch Schwerthiebe, die man in ihr Gesicht führte, wobei sie nicht einmal die Augenlieder schließen durften. Alle lebten in voller Gemeinschaft der Güter mit einander, und verzehrten bei fröhlichen Mahlen die Beute, welche sie auf ihren Raubzügen gemacht hatten.

Reicher jedoch als Jomsberg war der kleine Freistaat Stettin an der Oder, welcher lange seine Unabhängigkeit von den pommerschen Herzogen zu behaupten wußte. Stettin wird mit Recht für die älteste Stadt des Landes gehalten, indem die Sedîner lange vor der Einwanderung der Wenden sich in der Geschichte bekannt machten. Die Stadt war mit hohen Mauern umgeben, faßte drei Hügel in sich, und war von einer zahlreichen und wohlhabenden Bürgerschaft bewohnt. Auf jedem dieser Hügel prangten reich geschmückte Götzentempel (Continen), welche die Heiligthümer des kleinen Freistaates in sich schlossen. Einer derselben beherbergte den größten Gott, Triglav, indeß die andern zu Volksfestlichkeiten dienten. Die Wände des Haupttempels waren von innen und außen mit geschnitzten Bildern von Menschen und Thieren bedeckt, an welchen die Missionarien nicht nur die Kunst des Bildschnitzers, sondern auch die des Malers bewunderten, dessen Farben, obgleich jeder Witterung ausgesetzt, doch nichts von ihrer Lebhaftigkeit einbüßten. In Stettin sowohl, als in jeder größern Stadt des Landes, besaß der Herzog eine feste Burg, die für unverletzlich gehalten ward, und Jedem eine sichere Freistätte darbot, welcher von den Verfolgungen seiner Widersacher sich in dieselbe flüchtete.

Noch zeichneten sich im Lande der Pommern die Städte Dodona, Belgrad, Colberg, Cammin, und Gidanie (Danzig) in Hinterpommern, so wie Uznam, Demin, Wolgast, Gützow und andere in Vorderpommern, durch eine zahlreiche Einwohnerschaft aus, und sie treten im Laufe unserer Missionsgeschichte namentlich hervor. Wegen der häufigen räuberischen Ueberfälle, denen sie von allen Seiten her stets ausgesetzt waren, wären die Wohnungen derselben meist nur aus leichtem Holzgeflechte aufgebaut, und konnten daher, wenn der Feind sie niederbrannte, bald und ohne große Mühe wieder hergestellt werden. Die Einwohner vergruben in solchem Falle ihre besten Habseligkeiten in die Erde, flüchteten sich in das Dickicht der Wälder, und sahen ruhig zu, wie die Flammen ihre Wohnungen verzehrten; denn kaum hatte sich der Feind entfernt, so krochen sie wieder aus den Schlupfwinkeln ihrer Wälder hervor, und richteten auf der Brandstätte ihre Hütten von Buschwerk wieder auf. Selbst ihre prachtvollsten Tempel waren, nach der Normanen Weise, nur aus auf einander gelegten Balken aufgeführt, und mit Wällen eingefaßt. In solchem Zustande trafen die Missionarien die Einwohner in Pommern an, als sie zum erstenmal den Boden derselben betraten, um ihnen die Freudenbotschaft von Christo zu verkündigen.

§. 154.

Erst im Laufe des zehnten Jahrhunderts treten die Pommern zum Erstenmal deutlicher in das Licht der Geschichte hervor. Der tapfere polnische Herzog Boleslav I. hatte nämlich bald nach dem Tode seines Vaters Mieszko einen glücklichen Krieg gegen seine Nachbarn, die Hinterpommern, geführt, und sich dieselben, bis zum Ausflusse der Weichsel hin, zinsbar gemacht. Da ihm alles daran gelegen war (§. 120 f.), unter seinem Volk die christliche Kirche, die sein Vater zuerst in Polen begründete, allgemein auszubreiten, um sich auf diesem

Wege seinen kräftigen Antheil am europäischen Völkerverbande zu sichern, so benützte der eifrige Boleslav die Gelegenheit, auch die heidnischen Pommern durch Verbreitung christlicher Erkenntniß zu beßerer Gesittung und bürgerlicher Ordnungsliebe hinzuführen. Eben darum war ihm auch der Besuch, den um diese Zeit (996) der pragische Bischof Adalbert an seinem Hofe machte, willkommen, um diesen eifrigen Diener der Kirche als Werkzeug zu gebrauchen, unter seinen heidnischen Nachbarn, den Pommern und Preußen diesseits und jenseits der Weichsel, den ersten Versuch zur Verbreitung des Christenglaubens zu machen. Begleitet von einigen getreuen Gehülfen, trat Adalbert (J. 997) die gefahrvolle Reise ins heidnische Land an, und fuhr auf einem mit Soldaten besetzten Schiffe die Weichsel hinab bis nach Danzig, der damaligen Hauptstadt von Hinterpommern. Hier sollen, wie sein Geschichtschreiber erzählt, große Schaaren der Einwohner sich um ihn versammelt haben, um das Wort Gottes zu hören, und in der Taufe die Weihe des Christenthums von ihm zu empfangen. Aber sein Aufenthalt zu Danzig dauerte nur kurze Zeit, indem es Adalberten am Herzen lag, auf dem rechten Weichselufer in das Land der wilden Preußen einzudringen.

Dieser erste Missionsversuch in Hinterpommern war einladend genug, um denselben als Grundlage einer dauerhaften Pflanzung zu benützen. Kaum hatte Boleslav (J. 1000) seine kirchlichen Einrichtungen im eigenen Lande vollendet, als er darauf bedacht war, auch in dem zinspflichtigen Pommern, so weit sein Einfluß in demselben sich erstreckte, ein christliches Bisthum aufzurichten. Hiezu wurde, wie wir oben (§. 123) bemerkt haben, die Stadt Colberg am baltischen Seeufer als Wohnsitz ausersehen, und Reinbert als erster Bischof dorthin gesendet. Allein die Bekehrungsarbeit dieses Mannes dauerte nur wenige Jahre, und der großen Schwierigkeiten müde, verließ er die kaum begonnene Pflanzung, um am russi-

schen Hofe zu Kiew einen größern Wirkungskreis aufzusuchen. Zwar ward seine Stelle zu Colberg wieder besetzt; allein die fortgesetzten Kriege, welche Boleslav I. und sein Nachfolger mit den Pommern führten, machten den Aufenthalt der Boten Christi in diesem Lande so schwierig, daß dieses Bisthum (im J. 1057) gänzlich aufgegeben werden mußte.

Die heidnischen Pommern wurden bald gewahr, daß es den polnischen Fürsten mehr um Unterdrückung ihrer Freiheit, und um Erweiterung ihres Ländergebietes, als um die geistliche und leibliche Wohlfahrt ihrer Völker zu thun war, und daß der neue Christenglaube, welcher ihnen gewaltsam aufgedrungen ward, blos als Mittel dienen sollte, die Herrschaft der Fremdlinge im eroberten Lande für immer sicher zu stellen. Diese Wahrnehmung erzeugte in ihren Gemüthern einen bittern Haß gegen den neuen Glauben ihrer Unterdrücker, der durch die Aufreizungen ihrer Priester, und durch die Verbindung, in welche sie zur Vertheidigung des gemeinschaftlichen Götterglaubens mit den benachbarten Wilzen traten, zu immer neuen Ausbrüchen geneigt wurde. Unter blutigen Befehdungen floß auf diese Weise das eilfte Jahrhundert vorüber, ohne daß es den Verkündigern des Christenthums weder von Deutschland noch von Polen her gelang, einen festen Boden in dem heidnischen Pommern zu gewinnen, und in friedlicher Stille den Samen des Wortes in den finstern Gebieten desselben auszubreiten.

§. 155.

Erst dem Herzoge Boleslav III., welcher im Jahr 1102 die Regierung antrat, gelang es, die Herrschaft über Pommern auf längere Zeit zu begründen, und die Herzoge des Landes zu seinen Vasallen zu machen. Nach zwanzigjährigen Stürmen, in welchen fast jeder Schritt vorwärts mit Blut erkauft werden mußte, führte ihn der theuer errungene Sieg bis zu den Ufern der Oder hin,

und er fing (im J. 1121) an, die von breiten Kanälen umflossene und mächtig befestigte Stadt Stettin mit seinen Truppen einzuschließen. Durch das Eis des Flusses, das die Wälle den Soldaten zugänglich machte, begünstigt, nahm Boleslav dieses letzte Bollwerk Pommerns (im Jahr 1121) im Sturm ein, verwandelte die Stadt in einen Aschenhaufen, und die Einwohner des Landes mußten es sich nun gefallen lassen, ihren Nacken unter das Joch der polnischen Herrschaft zu beugen. Boleslav glaubte die neue Ordnung der Dinge nicht besser sichern zu können, als wenn der alte Götterglaube der Einwohner, und mit ihm die Macht der heidnischen Priester, für immer zerstört, und auf den Trümmern derselben der Gottesdienst der Christen eingeführt würde. Wirklich würde er auch in seiner Ueberzeugung sich nicht getäuscht haben, hätte nicht die rohe Gewaltthätigkeit, womit seit zwanzig Jahren die Unabhängigkeit der Pommern unterdrückt worden war, jedes Gefühl für heilsame Eindrücke zum Voraus erstickt, durch welche die Kraft des Evangeliums Menschenherzen an sich zu ziehen vermag. Der polnische Fürst forderte nun seine Bischöfe auf, nach Pommern zu gehen, und dort mit der Einführung des christlichen Gottesdienstes zugleich die Entrichtung des Zehnten an die Geistlichkeit anzuordnen. Seit Jahrhunderten war es ein Unglück für die Kirche Christi, und die mächtigste Hemmung ihrer Verbreitung unter den Völkern der Erde gewesen, daß sie von den Gewalthabern der Welt zuerst als Mittel ihrer Herrschsucht mißbraucht, und sodann in die traurige Nothwendigkeit versetzt wurde, zu ihrer Selbsterhaltung die Bezahlung für geleistete Dienste den unterjochten Völkern abzufordern. Von dieser Weise, sich in die Welt einzuführen, weiß das Evangelium Christi nichts, das nur als Freundin und Wohlthäterin der Menschheit sich geltend machen will; aber eben darum sind auch die verkehrten Maßregeln, durch welche der Glaube an dasselbe mit Gewalt den Völkern aufgezwungen ward, nicht auf

seine Rechnung zu schreiben, sondern nur in dem Mißbrauche aufzusuchen, welchen die Fürsten und die weltliche Geistlichkeit von demselben gemacht haben.

Die polnischen Bischöfe trugen Bedenken, ihr Leben an das Bekehrungswerk unter hartnäckigen Götzendienern zu wagen, welche mit dem Verluste ihrer Freiheit dasselbe erkaufen sollten, und lehnten daher den Antrag des Herzogs ab. Nur Einzelne ihrer Geistlichen, die bereit waren, im frommen Eifer für das Werk Christi selbst das Leben aufzuopfern, begaben sich nach Pommern, und fingen an, die unglücklichen Einwohner im Glauben an den Erlöser der Welt zu unterrichten; sie wurden aber nach kurzer Zeit unter großen Martern von denselben hingerichtet. Ein spanischer Geistlicher, Namens Bernhard, welcher in diesen Tagen zu Rom sich aufhielt, fühlte sich gedrungen, den heiligen Vater daselbst um die Gestattung zu bitten, unter den Pommern als Verkündiger des Evangeliums sich eine Märtyrerkrone aufzusuchen, und reiste mit dem Segen desselben dorthin ab, und ein Dolmetscher, welcher Wendisch reden konnte, wurde ihm zu Gnesen als Begleiter auf seinem Pilgerwege mitgegeben. Nackt und dürftig kam er, nach Ertragung großer Reisebeschwerden, in der Stadt Julin an, und kündigte sich den Einwohnern als einen Abgeordneten des Schöpfers des Himmels und der Erde an, welcher sie durch ihn auf den Weg des Heils führen wolle. Allein die übermüthigen Juliner erklärten ihn alsobald für einen Lügner, weil es gewiß sey, daß der große Gott, von welchem er rede, einen armen Bettler nicht als seinen Abgeordneten gebrauchen werde. Der arme Mönch wußte gegen diese Einwendung nichts vorzubringen; um sie jedoch von der Wahrheit seiner Sendung zu überzeugen, erbot er sich, ein Wunder zu thun, und in einem brennenden Hause zu bleiben, indem er gewiß glaube, daß sein Gott ihn auch in den Feuerflammen schützen werde. Die Juliner erklärten dieses Anerbieten für Wahnsinn, und geboten ihm, unverweilt ihre Stadt

zu verlassen. Gerne würden sie ihn auf der Stelle ums Leben gebracht haben, hätten sie nicht die blutige Rache des polnischen Herzogs gefürchtet, welcher seinen Tod mit dem Untergang ihrer Stadt vergolten haben würde. Der eifrige Bernhard griff nun nach einer Axt, um den heiligen Julbaum niederzuhauen, unter welchem die Einwohner ihre Opfer darzubringen pflegten. Nun stieg die Wuth des Volkes aufs Höchste; und alsobald würde er sein Wagestück mit seinem Blute bezahlt haben, hätten nicht die besonnenern Götzenpriester ihn den Händen des Pöbels mit Gewalt entrissen. Unter Peitschenhieben wurde nun Bernhard mit seinem Begleiter auf ein Schiff gesetzt, und die Oder hinab getrieben, um, wie die Juliner spottend sagten, die Fische zu bekehren. Mit genauer Noth entging er dem Untergange, und flüchtete sich nach Bamberg, wo er in einer stillen Klosterzelle unter Gebet für die ungläubigen Pommern den Rest seiner Tage verlebte.

§. 156.

Die Missionsarbeit dieses armen Mannes in Pommern schien gänzlich ihr Ziel verfehlt zu haben; aber sie war dennoch unter der Leitung der Vorsehung die Veranlassung, daß bald darauf ein neuer Bekehrungsversuch mit ungleich glücklicherm Erfolge von einem Andern begonnen wurde. Der Mönch Bernhard zu Bamberg lernte nämlich einen Mann daselbst kennen, welcher ihm alle erforderlichen Eigenschaften zur Ausbreitung des Christenthums unter dem pommerschen Volke zu haben schien, und dem es weder an Mitteln noch an frommem Eifer fehlte, seine besten Kräfte im Missionsdienste unter den Heiden zu verzehren; und dieser Mann war Otho, welcher damals die bischöfliche Würde zu Bamberg bekleidete.*)

*) Wir haben mehrere Lebensbeschreibungen von diesem ehrwürdigen Manne, welcher mit Recht der Apostel der Pommern genannt zu werden verdient; und zwar einige aus der Feder

Otho stammte von einer gräflichen Familie Schwabens ab, und wurde zu Bamberg im Jahr 1069 geboren. Sein Vater hatte unter den Stürmen der damaligen Zeit den größten Theil seines Vermögens eingebüßt,

---

von Männern, welche seine Missionsarbeiten mit ihm getheilt hatten, und Augenzeugen seines frommen und thätigen Lebens gewesen waren. Einer derselben ist ein Ungenannter, welcher in drei Büchern eine vita beati Ottonis geschrieben hat, und sich einen Zeitgenossen desselben nennt. H. Canisius hat in seinen lectionibus antiq. T. III. Amstelod. 1725. diese Lebensbeschreibung eingerückt. Später (J. 1489) hat ein Benedictinerabt im Michaeliskloster bei Bamberg, Namens Andreas, in vier Büchern eine vita S. Ottonis, episcopi Bambergensis verfaßt, worin er die zuverläßigen Berichte, welche Mehrere von Otho's Missionsgehülfen, ein Udalrich, Tiemo und Sefrid, der Welt hinterlassen haben, in ein Ganzes umgearbeitet hat. Dieses Werk des Andreas ist von dem gelehrten Jesuiten Gretser mit brauchbaren Anmerkungen in den Divis Bambergensibus des Surius (Ingolstadt 1611) eingerückt, und auch später von J. P. Ludewig in seinen scriptor. rer. Bambergens. (Frankfurt 1718) aufgenommen worden. Aus diesen und andern Quellen hat (Jena 1824) Herr A. E. F. Busch, zur siebenten Säkularfeier der Pommerschen Mission, mit viel Fleiß und Belesenheit eine memoria Othonis Pommeranorum Apostoli herausgegeben, welche zwar viel Lobredneriſches in sich faßt, aber doch das Glaubwürdigste aus dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes, mit viel Geschick und frommer Liebe, zusammenstellt. Ueber die pommersche Missionsgeschichte im Allgemeinen hat der alte Thomas Kantzow († 1542) in seiner Pomerania oder Ursprung der Altheit und Geschichte der Völker im Lande Pommern, in 14 Büchern, in naiver Schreibart das Beste geliefert, was wir für dieselbe besitzen. Seine Handschrift ist von H. G. L. Kosegarten erst im Jahr 1816, in zwei Bänden, zu Greifswalde zum Druck befördert worden. Auch im fünften Buche von Kanngießers Geschichte Pommerns ist die Bekehrung dieses Volkes beschrieben worden. Das treffliche Werk des Herrn Prof. L. A. Gebhardi über die früheste Geschichte Pommerns, ist in dem 52ten Band von Guthries allgemeiner Welthistorie zu finden.

und der kleine Otho, den seine fromme Mutter frühe zur Gottseligkeit erzog, würde kaum die Mittel seiner ersten Bildung gefunden haben, hätte nicht sein älterer Bruder Friederich, der als Offizier unter dem kaiserlichen Heere diente, dieselben dargereicht. Bei ausgezeichneten Gaben des Geistes und Herzens, welche in früher Leidensschule sich desto kräftiger entfalteten, machte Otho in kurzer Zeit so ansehnliche Fortschritte in den Wissenschaften, daß er als Jüngling es wagen zu dürfen glaubte, in Polen, wo in jenen Tagen in der ersten Blüthezeit der dortigen Kirche brauchbare Lehrer mit Begierde aufgenommen wurden, sein Glück zu versuchen.

Bald fand der fromme Jüngling am Hofe des Herzogs Boleslav II. in Polen eine freundliche Aufnahme; und nach wenigen Jahren hatte er das Zutrauen dieses Fürsten in so hohem Grade gewonnen, daß er ihn als seinen Gesandten an den Hof des deutschen Kaisers Heinrichs IV. absandte, um dort für den Herzog um die Hand der Schwester des Kaisers, Judith, zu werben. Es gelang ihm am kaiserlichen Hofe, nicht nur seinen Auftrag glücklich auszuführen, sondern sich zugleich dem Kaiser Heinrich IV. als einen ausgezeichneten und verkrauenswerthen Mann zu empfehlen. Als Lehrer und Rath der jungen Herzogin, brachte er nun am polnischen Hofe mehrere Jahre zu, und hatte Gelegenheit, während dieser Zeit nicht nur die polnische Sprache gründlich zu erlernen, sondern auch mit dem Zustande der Nachbarländer und Völker genau bekannt zu werden. Hier ward der erste Keim seines frommen Missionseifers in seiner jugendlichen Seele entfaltet, welcher schon damals durch Wahrnehmung jeder Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums ins Leben zu treten anfing, und in seinen spätern Jahren so herrliche Früchte für die Pflanzung der Kirche Christi in Pommern getragen hat. Allein seine glückliche Lage am polnischen Hofe wurde durch den frühzeitigen Tod der Herzogin unerwartet schnell unterbrochen, und nun zog er sich nach Baiern zurück, um in einem

stillen Kloster zu Regensburg den Uebungen der Gottseligkeit und der Wissenschaft obzulliegen. Dort lernte ihn bald die Nichte des Kaisers Heinrich, Helica, kennen, welche das Werkzeug in der Hand der Vorsehung wurde, daß Otho als Beichtvater an den Hof des Kaisers gezogen wurde, um als Vertrauter desselben seinen Familien-Gottesdienst zu leiten.

§. 157.

Von Othos Aufenthalte am Hofe des unglücklichen Kaisers Heinrich IV. hat die Geschichte eine liebliche Erzählung aufbewahrt, welche uns die große Einfachheit des frommen Sinnes darstellt, der damals im Kabinete des Kaisers herrschend war. Als Beichtvater war nämlich Otho gewohnt, jeden Tag mehrere Male mit dem Kaiser Heinrich eine Anzahl von Psalmen abzusingen. Der häufige Gebrauch des Psalmbuches hatte bald die Decke desselben so abgenützt, daß es Otho für unanständig hielt, dasselbe seinem kaiserlichen Pflegsohne zum Gebrauch länger in die Hand zu geben. Als einmal der Kaiser auf einer Reise abwesend war, riß Otho die alte Decke von der pergamentnen Handschrift ab, machte mit eigener Hand einen neuen ledernen Ueberzug über dieselbe, und legte sie dem Kaiser unter das Kopfkissen seines Lagers. Nach seiner Rückkehr von der Reise verlangte Heinrich von seinem Kammerdiener, ihm das Psalmbuch herbei zu holen. Als es dieser an der gewohnten Stelle nicht fand, lief er voll Angst im kaiserlichen Pallaste von einer Ecke in die andere, um dasselbe zu suchen, voll Besorgniß, daß es verloren gegangen seyn möchte. „Ruft meinen Otho herbei, und fragt ihn nach dem Buche!“ sagte mit mildem Tone der Kaiser, als das geliebte Buch nicht zum Vorschein kommen wollte, und die Kammerdiener über den Verlust desselben in seiner Gegenwart bebten. Der herbeigeholte Otho zog nun das neugebundene Buch unter dem Kopfkissen hervor, und überreichte es dem Kaiser, welcher über den neuen Einband voll Verwunderung war. Wer hat die Sache so niedlich

gemacht? fragte ihn Heinrich. Ich, Euer Majestät! versetzte Otho ehrerbietig. Nun fiel ihm der Kaiser um den Hals, gab ihm einen Kuß und sagte: So wahr der Herr lebt! so wie du mein Psalmbuch mit einer neuen schönen Decke überzogen hast, so soll auch dir, zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit, statt deines abgetragenen Rocks ein bischöflicher Mantel zu Theil werden."

Der Kaiser hielt wirklich Wort. Als nämlich einige Jahre darauf Rupert, der Bischof zu Bamberg, starb, so ernannte der Kaiser in einer Versammlung der Bischöfe zu Mainz seinen geliebten Otho zu dieser Würde. Die versammelten Bischöfe brachen darüber in ein lautes Murren aus, und erklärten dem Kaiser, daß dieser Mann ihnen gänzlich unbekannt sey. Bamberg ist seine Mutter, sprach der Kaiser im heftigen Tone, und ich bin sein Vater. Wer ihm schaden will, rührt meinen Augapfel an; und wer sich ihm widersetzt, der hat es mit mir zu thun. So zog nun Otho (J. 1103) im 34. Jahre seines Lebens in ehrenvoller Begleitung als Bischof zu Bamberg ein, nachdem er zuvor die Weihe des Pabstes Paschalis II. zu dieser Würde zu Rom eingeholt hatte.

Zwanzig Jahre lang arbeitete der fromme Otho in seinem bischöflichen Sprengel mit unermüdeter Thätigkeit an der Förderung der Kirche Christi; und während er sich selbst mit unerbittlicher Strenge alles versagte, was nicht als unentbehrliches Lebensbedürfniß geboten war, spendete er die ansehnlichen Einkünfte seines Bisthums an die Armen aus, und stiftete mit reichlicher Hand eine Anzahl von Klosterschulen, um in denselben eine Schaar frommer und tauglicher Lehrer für den christlichen Unterricht des Volkes zu erziehen. Unter solchen frommen Beschäftigungen fand ihn der Mönch Bernhard, als er von seiner fehlgeschlagenen Mission in Pommern mit einem bekümmerten Herzen in eine dieser Klosterschulen zu Bamberg (J. 1123) einzog; und es dauerte nicht lange, so machte er es sich zur wichtigsten Angelegenheit seines Lebens, seinen würdigen Bischof für das

brachliegende Bekehrungswerk der Pommern durch einladende Worte zu gewinnen.

§. 158.

Der polnische Herzog, Boleslav III., welchem nach der Eroberung von Pommern an der Verbreitung des Christenthums unter den Einwohnern desselben alles gelegen war, freute sich, als ihm wahrscheinlich durch den Mönch Bernhard, die Nachricht zukam, daß der Bischof zu Bamberg geneigt seyn dürfte, einer Einladung von seiner Seite Gehör zu geben, und unter günstigern Umständen einen neuen Bekehrungsversuch in Pommern zu wagen. Schon in früher Jugend hatte der Herzog diesen edlen Mann am Hofe seines Vaters, Boleslav II. kennen und werthschätzen gelernt, und nun beeilte er sich, ihn unter den freundlichsten Zusagen für den weiten Missionssprengel im heidnischen Pommern zu gewinnen. „Ich weiß, schrieb ihm der Herzog, daß du zu jeglichem guten Werke bereit bist, und darum bitte ich dich, daß du in Begleitung unserer Abgeordneten die Reise zu uns antreten, und zur Ehre Gottes und zum Wachsthum deiner eigenen Seligkeit diese Arbeit übernehmen mögest. Ich, ein ergebener Sohn deines väterlichen Herzens, bin bereit, alle Kosten zu tragen, und alles Nöthige herbei zu schaffen, was du für dich, deine Reisegesellschaft, deine Missionsgehülfen und Dollmetscher bedürfen solltest. Mache du uns nur die Freude, zu uns zu kommen.“

Otho konnte nun dem Drange seines Herzens nicht länger widerstehen, seinen Bischofsitz zu Bamberg auf unbestimte Zeit zu verlassen, und als Diener Christi neue Wirkungskreise in dem heidnischen Pommern aufzusuchen. Immerhin mochte der größere Theil seiner geistlichen Amtsbrüder, welche den Werth des Berufes nur nach dem Maaßstabe sinnlicher Vortheile abzunehmen pflegten, seinen Entschluß fromme Ueberspannung nennen: er selbst war sich edlerer Beweggründe bewußt, welche in dem redlichen Wunsche gewurzelt waren, nach dem Vorbild

seines göttlichen Meisters, unsterbliche Seelen der Gewalt der Finsterniß und des Verderbens zu entreißen; und darum griff er getrost nach seinem Wanderstabe. Schon hatte er das 54ste Lebensjahr auf seinem Rücken; um so mehr that es Noth, den kurzen Ueberrest seiner Tage für die Rettung verlorner Brüder weise zu benützen. Schon früher hatte ihm der arme Mönch Bernhard, wohl mit allzulebhaften Farben, die Nothwendigkeit geschildert, in fürstlicher Pracht und mit einem Reichthum lockender Wohlthätigkeitsmittel auf dem Missionsgebiete in Pommern aufzutreten, wenn ein glücklicher Erfolg der Arbeit auf demselben erwartet werden solle. Er selbst pflegte das Mißlingen seines frühern Versuches nicht sowohl seinem unbesonnenen Eifer und dem düstern Gewande seines christlichen Unterrichtes, als vielmehr der Dürftigkeit zuzuschreiben, in welcher er in der Gestalt eines Büßenden unter den heidnischen Pommern eingetreten war. Halbnackt und barfuß hatte er seine Missionswanderungen in der Gestalt eines Bettlers unter ihnen gemacht, indem er dabei von dem Wahne sich leiten ließ, daß die mönchische Heiligkeit, die zu Rom galt, auch unter den heidnischen Pommern ihre Schätzung finden würde. Diese aber waren gewohnt, in ihren Götzenpriestern die Männer zu ehren, welche als Diener der Götter im Besitz vom Gold und Silber des Landes waren, das in großen Haufen in ihren Tempeln aufgeschüttet lag. Otho wollte nun die Sache besser machen, und mit dem Pompe eines mehr als kaiserlichen Gesandten im Pommernlande auftreten. Was sein eigenes Vermögen nicht zu leisten vermochte, das spendete die Freigebigkeit seiner frommen Zeitgenossen. Von einer großen Anzahl von Geistlichen und einer glänzenden Dienerschaft begleitet, und mit einem Ueberfluß von Prachtgewändern und Geschenken ausgestattet, die auf Lastwagen seinem Zuge folgten, trat er (im Anfang des Jahres 1124) seine Reise durch Böhmen nach Polen an, und überall auf dem Wege wurde er von einer frohlockenden Volksmenge

jubelnd empfangen. Als sich in feierlichem Zuge die Reisegesellschaft Gnesen, der Residenz des polnischen Herzoges, näherte, zog ihm an der Spitze von Tausenden seiner Unterthanen, unter dem Schall von Jubelliedern, der fromme Fürst barfuß entgegen, und begrüßte ihn als einen Abgesandten Gottes, dankbar froh, den ersehnten Tag seiner Ankunft erlebt zu haben.

§. 159.

Nur kurze Zeit hielt sich Otho am herzoglichen Hofe zu Gnesen auf, wo er bereits von der Freigebigkeit des Fürsten Alles vorbereitet fand, was nur immer seinen Auftritt in Pommern einflußreich und ehrenvoll machen mochte. Einer der fürstlichen Hofbedienten, Paulicius, der als Abgesandter des polnischen Regenten und als Dollmetscher dem Bischof dienen sollte, leitete den Zug, an den sich eine Anzahl polnischer Geistlichen nebst einer großen Dienerschaft angeschlossen hatte. Ein undurchdringlicher Gränzwald, der von Schlangen und wilden Thieren wimmelte, und sechs Tagreisen in der Länge hatte, lag zwischen der polnischen und pommerischen Gränze mitten inne, durch welchen der Weg nach der letzten Gränzfestung Polens, Usda (Usez an der Netze) führte. Diese Wildniß war damals so pfadlos, daß nur die Haufen gefällter Bäume, welche wenige Jahre zuvor ein polnisches Heer auf seinem Kriegszug umgeworfen hatte, die Spur bezeichneten, welche aus dem Dickicht des Waldes zur Gränze führte.

Nach sechs beschwerlichen Tagereisen erreichte Otho mit seinem Gefolge den Gränzfluß, auf dessen jenseitigem Ufer ihn der pommerische Herzog Wratislav mit einem Haufen seiner wilden Krieger erwartete. Dieser hatte schon früher in sächsischer Gefangenschaft die Taufe der Christen empfangen, aber aus Furcht vor den mächtigen Götzenpriestern seines Landes bei seiner Rückkehr seinen Abfall vom Heidenthum verläugnet. Als Vasall des polnischen Herzogs durfte er es nicht wagen, dem christlichen

Bischof und seinem Gefolge den Eintritt in das Land zu versagen; aber um so größer war der Unmuth seiner Krieger, welche unter lautem Waffengeklirr und mit wilden Geberden ihre feindseligen Gesinnungen gegen die Ankömmlinge zu erkennen gaben. Schon machte der Haufen seiner erschrockenen Begleiter sich gefaßt, die Flucht zu ergreifen, als der Bischof in ihre Mitte trat, und sie mit furchtloser Rede zum Bleiben ermuthigte, indeß Paulicius, als herzoglicher Abgeordnete, die Wuth der Soldaten in Schranken hielt. Bald wußte der freundliche Bischof durch seine milde Ansprache und durch reichliche Geschenke, die er an den Herzog und seine Krieger vertheilte, den Zorn in Freude zu verwandeln; und nun lag kein weiteres Hinderniß im Wege, um unter großem Zulauf des staunenden Volkes ihre Wanderung auf pommerschem Boden weiter fortzusetzen.

Der Weg führte zu dem Städtchen Pyrissa (Pyritz) an der Plöne, wo gerade eine große Menge von Götzendienern versammelt war, um mit zügelloser Lustbarkeit ein Götzenfest zu feiern. Otho brachte daher mit den Seinigen außerhalb der Stadt die Nacht in der Stille zu, und bereitete sich durch Gebet auf die Geschichte des kommenden Tages vor. Am folgenden Morgen ging Paulicius mit einigen seiner Begleiter in die Stadt, um im Namen seines Fürsten die vornehmsten Einwohner zu einer Versammlung zusammenzurufen, und denselben zu verkündigen: „wie ein angesehener Gesandter des höchsten Gottes zu ihnen gekommen sey, der nach dem Wunsche seines Herzogs ehrenvoll von ihnen in der Stadt aufgenommen werden solle. Er selbst bedürfe ihrer irdischen Güter nicht, indem er Alles im Ueberfluß besitze, nur um das Heil ihrer Seelen, und nicht um zeitlichen Gewinn, sey es ihm bei seinem Kommen in ihr Land zu thun. Sie sollen ihres Versprechens und der schweren Unfälle sich erinnern, welche sie erst vor kurzer Zeit erlitten hätten, und nicht durch Widerspenstigkeit aufs Neue die Strafe Gottes auf sich laden. Schon

sey der ganze Weltkreis dem Gesetze Christi unterthan, und sie allein seyen nicht vermögend, das von ihren Gränzen abzuhalten, dem Alle gehuldigt haben."

Lange zauderten die Pyritzer, und suchten bald durch List und bald durch Drohungen dem Verlangen des fürstlichen Abgeordneten auszuweichen, indeß der Drang der Umstände ihnen keinen Ausweg weiter übrig ließ. „Der höchste Gott, so erklärten sie, hat uns mit seiner Uebermacht so umzingelt, daß wir ihm nicht länger zu widerstehen vermögen. Das Geschick reißt uns gewaltsam mit sich fort; laßt uns denn dem folgen, der uns zum Glück einladet, und nicht durch Widerstand gegen seine Güte uns in den Abgrund des Todes stürzen. Es ist klar, daß unsere Götter nicht die rechten Götter sind, denn sie können uns ja gegen den Gott der Christen nicht schützen. Es ist besser, wir geben ihnen den Abschied, und hangen allein dem wahren Gott an, der die Seinen nicht verläßt."

§. 160.

Nun wurde Otho mit seinem ganzen Gefolge von einer herbeiströmenden Volksmenge in die Stadt eingeführt. Als er vor das Thor kam, fiel er auf seine Kniee nieder, und dankte dem Herrn, daß er ihm auf so huldvolle Weise den Weg zu den Einwohnern der Stadt bereitete, und flehte ihn um seinen Segen für seine fernere Arbeit. Im prachtvollen Bischofsgewande stellte er sich nun unter der großen Versammlung auf einen erhabenen Platz, von dem aus er die ganze Menge überschauen konnte, und sprach: „Wir segnen euch, im Namen des Herrn, und danken euch für unsere freundliche Aufnahme in eure Mitte. Die Ursache, warum wir aus einem weit entfernten Lande zu euch kommen, ist euch bereits bekannt. Die Sehnsucht, euch glücklich zu machen, hat uns hieher geführt. Aber wahrhaft selige Menschen könnt ihr nur dann werden, wenn ihr euren Schöpfer erkennet, und ihm allein zu dienen euch entschließet."

Nun fing er an, dem Volke einfach und deutlich die großen Heilswahrheiten des Evangeliums ans Herz zu legen, und ihnen die Nichtigkeit ihres bisherigen Götzendienstes zu zeigen. „Es ist in keinem eurer Götter das Heil, fügte er am Schluße bei, und auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie können selig werden, als allein der Name Jesus.“

Die tiefe Rührung, mit welcher der ehrwürdige Mann diese Worte sprach, ging seinen zahlreichen Zuhörern durchs Herz, und Viele derselben erklärten sich bereit, den Götterdienst zu verlaßen, den allein wahren Gott zu verehren, und die Taufe der Christen anzunehmen. Nun wurden sie sieben Tage lang in der christlichen Religion von seinen Begleitern unterrichtet; hierauf verordnete Otho ein dreitägiges Fasten, und jetzt wurde unter großen Festlichkeiten an drei verschiedenen Stellen mit der Taufe der Einwohner der Anfang gemacht.

In unermüdeter Geschäftigkeit brachte der Bischof zwanzig glückliche Tage zu Pyritz zu, in welchen bei sieben tausend heidnische Einwohner die Taufe der Christen empfingen, und parthieenweise von seinen zahlreichen Gehülfen im Christenthum noch weiter unterrichtet wurden. Die Feier des Sonntags wurde nun an diesem Orte eingeführt, der Bau einer Kirche begonnen, und jede nöthige Einrichtung zur Fortsetzung des christlichen Gottesdienstes getroffen. Mit tiefbewegtem Herzen sprach er beim Abschiede zum Volke, das den ehrwürdigen Mann nur ungern von sich scheiden sah: „Schmerzen würde es mich, meine Kinder, und ich könnte es nicht ertragen, wenn ich nach meiner Trennung von euch hören müßte, daß ihr zur Schmach unsers Herrn Jesu Christi wieder mit den fremden Göttern euch befleckt habet. Das nennt die Schrift Hurerei, welche von Gott das Herz lostrennt. Ihr seyd ja Alle auf Christum getauft, und habt Christum angezogen. Von Ihm habt ihr Vergebung eurer Sünden empfangen. Ihr seyd nun rein, nicht durch euch, sondern durch den, welcher selbst mit seinem Blute

die Sünden der Welt abgewaschen hat. Laßt euch nun durch unreine Geister und durch Verführer nicht länger verunreinigen. Nur Gott, eurem Schöpfer, aber keiner Kreatur sollt ihr göttliche Verehrung erzeigen, damit nicht Gottes Zorn über euch komme, sondern vielmehr sein Segen über euch und eure Kinder sich ergieße. Wandelt daher als solche, welche Gott berufen hat aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht u. s. w.

Nun knüpfte der ehrwürdige Mann noch eine kurze und klare Uebersicht über die Heilswahrheiten und sittliche Verpflichtungen des Christenglaubens an. Ueber die Ehe sagte er z. B. „Ein Mann soll nur Eine Frau haben, und eine Frau nur Einen Mann, was weiter ist, das ist vom Uebel. Sollte einer unter euch sich befinden, welcher vor seiner Taufe mehrere Frauen hatte, der nehme nach der Christen Weise die, welche ihm am meisten gefällt, und entlaße die Uebrigen. Auch höre ich, daß ihr gewohnt waret, die kleinen Kindlein weiblichen Geschlechtes ums Leben zu bringen. Welch ein Gräuel das ist, läßt sich gar nicht mit Worten ausdrücken. Ihr seht ja, daß selbst die wilden Thiere dieß nicht thun. Ihr sollt demnach in Zukunft eure Kinder beiderlei Geschlechts sorgfältig pflegen und erziehen; denn Gott ist es, welcher den Mann und auch das Weib erschaffen hat."

§. 161.

Nachdem Otho einen christlichen Lehrer in der Mitte von 7000 Neubekehrten zurückgelassen, und denselben ihrer Liebe empfohlen hatte, setzte er unter zahlreicher Begleitung seine Wanderungen nach den Ufern des baltischen Meeres zur Stadt Cammin weiter fort, um dem Hauptbollwerke des Heidenthums, Julin, keck unter die Augen zu treten. Sein Herz war, wie sein Reisebeschreiber erzählt, voll Freude, und seine Augen flossen von Thränen des Dankes über. Der glückliche Erfolg, den Gott auf seine Arbeit zu Pyritz gelegt hatte, ließ ihn hoffen, auch in andern Städten des Landes eine

gleiche Freudenernte zu finden. Schon hatte sich die Nachricht von dem, was zu Pyritz geschehen war, weit umher verbreitet, und viele Gemüther zu seiner günstigen Aufnahme gestimmt.

Zu Cammin wohnte damals die Gemahlin des Herzogs Wratislav, Heila, eine sächsische Prinzeßin, welche schon in ihrer Jugend im Christenthum unterrichtet worden war. So wenig ihr auch zur Verbreitung ihres Glaubens unter den heidnischen Einwohnern zu thun gestattet war, so durfte dennoch der fromme Bischof hoffen, in ihren Umgebungen die Gemüther der Einwohner günstiger als an andern Orten gestimmt zu finden. Die Herzogin zog voll Freude dem kommenden Bischofe entgegen, und dankte Gott, daß die ersehnte Stunde seiner Hülfe erschienen war *). Volle sieben Wochen beschäftigte sich hier Otho nebst seinen Priestern mit dem Unterrichte der Alten und der Jungen, und hatte die Freude, große Schaaren derselben auf den Namen Christi zu taufen. Indeß war auch der Herzog Wratislav von seiner Reise nach Cammin zurückgekommen, und wetteiferte mit seiner Gemahlin, den Diener Christi zu ehren. „Wir sind dein, sprach er zu ihm, indem er ihn umarmte, und was wir haben, ist dein; gebrauche es, wie es dir wohlgefällt.“ Er selbst hatte früher zu Merseburg die Taufe der Christen empfangen, und er freute sich nun mit seinem ganzen Hause, sich öffentlich vor seinem Volk zu Christo bekennen zu dürfen. Um den Ernst seines Entschlusses zu bekräftigen, entließ er jetzt auf Othos Zusprache die vier und zwanzig Beischläferinen, die er bisher neben seiner rechtmäßigen Gemahlin Heila gehabt hatte; und sein Beispiel wirkte heilsam auf die Vornehmen des Landes zurück. Nun wurde zur Verehrung des einigen wahren Gottes eine Kirche in dieser Stadt aufgerichtet,

*) Die alte Chronik von Kantzow sagt Seite 96: „Dis da Got vom Himmel dankete, das also der heilige Christentumb in das unglückfehlige Lant kheme.“

und mehrere Geistliche zum Unterrichte des Volkes bei derselben bestellt. Auch für die Einführung des Christenthums zu Stargard, welchen Ort Otho auf seiner Herreise besucht hatte, und in dem benachbarten Gützow wurden von ihm die erforderlichen Einrichtungen getroffen, die bisherigen Götzentempel daselbst in christliche Kirchen umgewandelt, und Geistliche bestellt, welche für die allmählige Ausrottung des Heidenthums und die Pflanzung des Christenglaubens Sorge tragen sollten.

Mit jedem Tage wuchs der Glaubensmuth dieses ehrwürdigen Verkündigers des Evangeliums, da er zu seinem eigenen Erstaunen die großen Erfolge sehen durfte, womit Gott bisher seine Arbeit gekrönt hatte. Mehr als einmal rief er im Vollgefühl der Freude die Worte unsers Herrn seinen Mitarbeitern zu: „Saget ihr nicht: es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf, und sehet in die Felder, denn sie sind schon weiß zur Ernte.“ Wirklich konnte den heidnischen Pommern die Bekanntschaft mit dem Christenthum seit mehr als hundert Jahren nicht fremde geblieben seyn, da sie sowohl mit Polen, als mit dem benachbarten Obotritenlande in mannichfaltigem Verkehr gestanden hatten. Schon früher hatten sich häufig die sächsischen Missionarien in diesen Gegenden eingefunden, und den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut; aber der heftige Widerstand der heidnischen Priester, so wie die häufigen Kriege, welche die benachbarten Polen mit den Pommern führten, hatten sie immer aufs Neue genöthigt, sich von ihren Arbeitsstätten wieder zurückzuziehen. Dennoch waren verborgene Keime ihrer Aussaat da und dort in den Herzen der Einwohner zurückgeblieben, und es bedurfte nur günstigerer Zeitumstände, um sie ins Leben zurückzurufen. Freilich war der Sieg für die Sache des Christenglaubens noch lange nicht errungen, denn noch standen die stärksten Bollwerke des Heidenthums im Lande, und von dem Falle der berühmten Götzentempel, in dem benachbarten Julin,

zu Stettin und auf der Insel Rügen, hing es ab, ob die Kirche Christi eine bleibende Wohnstätte in dem heidnischen Pommern gewinnen sollte.

§. 162.

Auch diese Lagerstätten heidnischer Finsterniß waren nun zum Untergange reif geworden, und Otho säumte nicht, sich als Herold des Evangeliums auf denselben einzufinden. Er bestieg nach rührendem Abschied von der neubekehrten Gemeinde mit seinen Reisegefährten ein Schiff, segelte den Strom hinauf, und landete auf dem jenseitigen Ufer bei der Stadt Julin, die auf der Insel Wollin in einer der Odermündungen lag. Der Herzog hatte ihm mit einer ansehnlichen Bewachung zugleich seinen eigenen Sohn als Begleiter mitgegeben, um für diese Boten des Friedens einen gefahrlosen Zutritt bei der stolzen Bürgerschaft der Stadt auszumitteln. Dieser sorgte dafür, daß sie unvermerkt bei Nacht in die herzogliche Burg daselbst einzogen, welche als Freistätte vom Volke nicht angetastet werden durfte. Die fürstlichen Burgen dienten in jenen Tagen als Asyle für die Nothleidenden und wehrlos Verfolgten, und Keiner durfte es ohne gewisse Lebensgefahr wagen, sie in denselben anzutasten, so lang sie der Landesfürst in seiner Gewahrsame behielt. Aber kaum hatten die übermüthigen Einwohner am folgenden Morgen die nächtliche Ankunft der Fremdlinge vernommen, als ein wilder Volksauflauf in der Stadt sich erregte. Lärmend lief der erhitzte Pöbel vor das Schloß, warf mit Steinen die verschlossene Pforte ein, und Alles wurde niedergeworfen und erwürgt, was den Meuterern in die Hände fiel. Paulicius nebst den übrigen Abgeordneten des polnischen Herzogs trat der tobenden Menge in den Weg, vermochte aber durch seine ernsten Erinnerungen weiter nichts, als einen augenblicklichen freien Abzug der Fremdlinge von derselben auszuwirken. „Packt euch fort, ihr Feinde der Götter und des Vaterlandes!“ rief ihnen wüthend der Pöbel

auf jedem Schritte nach; und nur mit der größten Mühe vermochte Paulicius den unerschrockenen Bischof durch die kothigen Gassen der Stadt, die mit Baumstämmen belegt waren, bis zur Brücke durchzubringen, bei welcher Otho von einem Bösewicht durch einen Schlag zur Erde geworfen und schwer verwundet wurde. Der edle Paulicius warf sich nun über den Bischof hin, und rettete sein Leben, das vom augenblicklichen Tode bedroht war. Glücklicherweise hatte keiner seiner Begleiter im wilden Auflaufe das Leben eingebüßt; die Verjagten liessen sich nun in den Vorrathshäusern ausserhalb der Stadt nieder; und Otho dankte Gott, daß er ihn gewürdigt hatte, um Seinetwillen Streiche zu erdulden.

Fünf Tage harrten sie des Ausganges, den die Sache nehmen würde, bis endlich einige der angesehensten Bürger herauskamen, und wegen des Vorgefallenen um Verzeihung baten. Diese hatten schon früher im Auslande die Taufe der Christen empfangen, und wendeten ihren ganzen Einfluß an, die erhitzte Menge zur Ruhe zu bringen. Otho antwortete ihnen freundlich, erklärte aber dabei: daß die Verzeihung des Geschehenen von dem pommerischen und polnischen Herzoge abhange, die in seiner Person beleidigt worden seyen. Diese Erklärung vermehrte die Besorgnisse der Einwohner, welche wenige Jahre zuvor die strafende Hand des tapfern Boleslav hart erfahren hatten. Nach vielen Berathungen wurde endlich dem wartenden Bischofe die Antwort gebracht: daß die Einwohner von Julin bereit seyen, zu thun, was die Bürger zu Stettin in der Sache beschließen würden. Stettin sey die älteste und angesehenste Stadt des Landes; und es würde sich nicht geziemen, einen neuen Gottesdienst innerhalb ihrer Mauern einzuführen, so lange nicht die Bürger von Stettin durch ihren Vorgang die Sache bestätigt hätten.

§. 163.

Unverweilt machte sich nun Otho mit seinen Begleitern nach Stettin auf den Weg. Wie schmachvoll er auch von den übermüthigen Julinern aus der Stadt weggewiesen worden war, so konnte er doch seine Hoffnung auf ihre Bekehrung nicht aufgeben; und dieß um so mehr, da während seines kurzen Aufenthaltes viele verborgene Christen zu ihm bei Nacht in sein Feldlager aus der Stadt sich geschlichen hatten, welche ihn dringend baten, von Stettin wieder zu ihnen zurückzukommen, und trotz der Wuth des aufgereizten Pöbels dennoch furchtlos auf ihren Straßen den Gekreuzigten zu verkündigen. Einer dieser geheimen Christen zog nebst seinen Söhnen mit ihm, um sein Vertheidiger bei den Stettinern zu seyn. Auf einem Schiff wanderten sie nun die Oder hinauf, und es gelang ihnen, unbemerkt in der Nacht die fürstliche Burg in der Stadt zu erreichen. Am andern Tag ließ Paulicius den Senat der Stadt zusammen rufen, um demselben die Absicht bekannt zu machen, um welcher willen der ehrwürdige Bischof mit seinen Geistlichen sich in ihrer Stadt niedergelassen habe. Die versammelten Bürger wagten es zwar nicht, sich dem Antrage des herzoglichen Abgeordneten öffentlich zu widersetzen, da erst drei Jahre zuvor sein Gebieter die Stadt mit Feuer und Schwert heimgesucht hatte; aber zwei Monate lang arbeitete Otho unter ihnen, ohne ein Gehör für die Einladungen des Evangeliums zu finden. „So viele Christen sie bisher kennen gelernt hätten, sagten die Stettiner, so hätten sie immer die schlechtesten Leute in ihnen gefunden, welche nach ihrem eigenen Glauben nichts fragten, sobald es darauf ankomme, ihren Eigennutz und ihre bösen Begierden zu befriedigen. Ein solches Betragen hätten sie in der Schule ihrer Götter nicht gelernt; und darum könne ihnen nicht zugemuthet werden, ihren väterlichen Glauben einer schlechtern Religion aufzuopfern. Könne sich indeß der Herzog ent-

schließen, ihnen die gleichen bürgerlichen Rechte zuzusichern, welche die Christen in seinem Lande genießen, so werden sie sich nicht länger weigern, die christliche Religion anzunehmen.“

Dem frommen Otho ging diese Rede durchs Herz; und dieß um so mehr, da er nicht läugnen konnte, daß viele, welche dem Namen nach zum Christenthum sich bekannten, der rohesten Gewaltthaten in der Stadt sich schuldig gemacht hatten, deren sich auch der Heide zu schämen pflegte. „Das Christenthum, sagte er, sey an diesen traurigen Verirrungen nicht Schuld; denn dieses trage es darauf an, das ganze Wesen des Menschen zu bessern. Sie sollen bedenken, daß nicht alle, welche den Namen der Christen tragen, darum schon wahre Christen seyen; auch müße mit tiefem Schmerz eingestanden werden, daß selbst wahre Christen noch nicht ganz frei von aller Sünde geworden seyen.“ Da indeß Othos Erinnerungen keinen Eindruck auf ihre Gemüther machten, so ward beschlossen, daß einige Gesandte an den Herzog in Polen abgeschickt werden sollten, um eine Milderung ihrer Abgaben von demselben zu bitten. Paulicius selbst übernahm diesen Auftrag, während der Bischof furchtlos in Stettin allein zurückblieb, und jede Gelegenheit benützte, öffentlich auf den Straßen der Stadt Christum den Gekreuzigten zu verkündigen, und die Einwohner bittend einzuladen, ihre Götzen von Silber und Gold fahren zu lassen, und dem allein wahren und lebendigen Gott von Herzen anzuhangen. Sein demüthiges Vertrauen auf Gott fand in kurzer Zeit eine reichliche Belohnung; denn obgleich die größere Menge der Einwohner noch immer die Predigt des Evangeliums mit Verachtung von sich stieß, so sammelte sich doch bald ein Häuflein heilsbegieriger Seelen um den Bischof, welche den Weg des Heils durch den Glauben an Christum kennen zu lernen verlangten.

§. 164.

Mittlerweile bereitete die Vorsehung im Verborgenen das Mittel zu, das der Aufnahme des Christenthums eine weite Pforte in dieser Stadt aufschliessen sollte. Einer der reichsten und angesehensten Bürger der Stadt hatte sich nämlich viele Jahre zuvor ein christliches Mädchen im Sachsenlande geraubt, und sie ihrer Schönheit wegen zur Gattin genommen. Sie gebar ihm zwei Söhne, und als nun gerade jetzt der Vater auf einer Reise abwesend war, machte sich die Mutter an den Bischof, und bat ihn flehentlich, ihre beiden Knaben im Christenthum zu unterrichten. Diese machten bald ansehnliche Fortschritte in der Religionserkenntniß, und nun bat ihn die Mutter, daß ihre beiden Söhne auf den Glauben an Christum getauft werden möchten. Der Bischof willigte gerne ein; er taufte sie und sandte sie nach der Taufe mit weißen seidenen Kleidern angethan, der Mutter nach Hause zurück. Diese brach bei ihrem Anblick in Freudenthränen aus, da sie jetzt den heißesten Wunsch ihres Herzens erfüllt sah, den sie so oft in inbrünstigem Flehen vor Gott ausgeschüttet hatte. Freudig eilte sie zum Bischofe und sprach zu ihm: „Gesegnet bist du mir, im Namen des Herrn! Er selbst hat dich zu uns gesandt. Siehe, es ist ein großes Volk in dieser Stadt, das du dem Herrn Christo zuführen wirst; laß dich daher das längere Warten nicht ermüden. Ich selbst fürchtete mich bisher, mich öffentlich zu Christo zu bekennen; aber da ich nun meine beiden Söhne als Gehülfen des Glaubens an meiner Seite habe, so kann ich nicht länger verhehlen, was der Herr an mir und den Meinigen Gutes gethan hat.“ Sie ging nun mit ihren Söhnen bei ihren Nachbarn und Gefreundten umher, forderte sie zum Glauben an Christum auf, und mit jedem Tage wuchs die Anzahl derer, welche durch ihre Bitten bewogen, zu dem Bischof kamen, und diesen um Unterricht im Christenthum ersuchten.

Indeß kam Paulicius mit dem Antwortschreiben des Herzogs Boleslav an die Einwohnerschaft von Stettin zurück, und dasselbe wurde in einer feierlichen Versammlung dem Volke mitgetheilt. „Sie hätten, schreibt der polnische Herzog darin, seinen Unwillen dadurch aufs höchste gereizt, daß sie seinem Herrn und Vater Otho nicht den ehrerbietigen Gehorsam geleistet hätten, welchen sie ihm schuldig seyen. Unfehlbar würde sie dafür seine gerechte Strafe treffen, wenn nicht der Bischof und seine Abgeordneten eine dringende Fürbitte für sie bei ihm eingelegt hätten. Er habe daher beschlossen, ihre jährlichen Steuern zu vermindern, damit sie das Joch Christi desto bereitwilliger tragen möchten. Ganz Pommern solle jährlich nur dreihundert Mark Silber in seinen Schatz liefern, und zum Kriegsdienste soll nur von neun Hausvätern der zehnte Mann genommen und unterhalten werden. Würden sie dieses beobachten, und das Christenthum annehmen, so sollten sie sich eines beständigen Friedens und der Freuden des ewigen Lebens getrösten, auch in allen ihren Bedürfnissen von den Polen freundschaftliche Hülfe erhalten.“ Nachdem die Stettiner dieses fürstliche Schreiben vorlesen gehört hatten, vereinigten sie sich in dem Beschluße, den Christenglauben nicht länger zu verschmähen, sondern jedem die freie Wahl zu lassen, denselben anzunehmen. Nun trat auch der Bischof unter ihnen auf, munterte sie zur Freude auf, und versicherte sie, daß die ganze Welt, welche bereits, den einzigen Winkel ihres Landes ausgenommen, das Licht der Wahrheit erkannt habe, sich darüber betrübe, daß sie allein noch länger in der Finsterniß bleiben wollen. „Schämet euch, sprach er, und thut Buße darüber, daß ihr euren Schöpfer bisher nicht erkannt habt. Aber, obgleich die Letzten, die zu Christo sich bekehren, werdet ihr desto eilfertiger dazu thun, eure Vorgänger im Glauben zu erreilen, und die Herzen derer zu erfreuen, welche sich über euch betrübt haben. Vor Allem müsset ihr nun euren trügerischen

Götzen entsagen, welche taub und stumm, und von Menschenhänden gemacht sind. Reißt eure Tempel nieder, tretet eure Götzenbilder in den Staub, damit der wahre und lebendige Gott, euer einziger Herr und Meister, in eurer Mitte wohnen möge. Ihn werdet ihr nie zum Freunde haben, so lange ihr mit fremden Göttern buhlet; denn wer zu ihm sich hält, der hat keine Gemeinschaft mit der Finsterniß."

§. 165.

Otho ging nun sammt seinen Geistlichen den furchtsamen Einwohnern in der Zerstörung der Götzentempel mit seinem Beispiel voran. Weil diese nämlich fürchteten, sich einer plötzlichen Todesgefahr auszusetzen, wenn sie sich an den gefeierten Göttersitzen gewaltsam vergriffen, so fingen die deutschen Priester an, mit Aexten die Pforten derselben einzuhauen, und die riesenhaften Götzenbilder umzuwerfen. Als das Volk sah, daß ihre Götter sich nicht gegen die Gewalt der christlichen Fremdlinge zu schützen vermochten, so bot es selbst zur Zerstörung der Tempel die Hand. Unermeßliche Schätze von Gold und Silber und Edelgestein, prachtvolle Pokale und andere Kostbarkeiten waren zu Ehren der Götter in denselben aufgehäuft worden, und diese boten sie nun dem Bischof und seinen Geistlichen zum Geschenke an. Allein dieser weigerte sich, dieselben anzunehmen, indem er erklärte, daß es einem Diener Christi nicht gezieme, nach zeitlichen Gütern zu trachten; und nun wurden sie unter die Einwohner der Stadt ausgetheilt. Nur das dreiköpfige Bild des Triglav-Götzen, welcher zu Stettin am meisten verehrt worden war, nahm Otho von ihnen an, und schickte dasselbe dem Pabst zu Rom zu, um dort als Siegeszeichen des Christenthums aufbewahrt zu werden. Auch eine heilige Eiche, an deren Fuß ein crystallener Quell hervorsprudelte, und welche die Pommern als einen Wohnsitz der Gottheit verehrten, sollte niedergehauen werden; allein die Einwohner baten flehentlich, daß es

ihnen gestattet seyn möchte, ferner den weiten Schatten derselben zu genießen. Otho willigte gerne in ihre Bitte ein; als aber die Priester der Quelle fortfuhren, im Namen der Götter an dieser Stelle zu weissagen, so mußte auch sie unter dem Beilschlage fallen.

Nun waren die deutschen Missionarien den ganzen Tag beschäftigt, die Tausende der Einwohner durch die Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufzunehmen, und alle waren bereit, sich derselben zu unterziehen. Statt der Götzentempel wurden jetzt christliche Kirchen aufgerichtet, und Geistliche bei denselben verordnet, um das unwissende Volk in der Lehre Christi zu unterrichten. Auch an den beiden befestigten Orten Graditz (Gartz) und Lubin (Lubbezin), welche an der Oder lagen, wurden noch in demselben Jahre christliche Tempel erbaut; und Otho hatte die Freude, die Landbewohner in großen Schaaren herbei strömen zu sehen, um den Unterricht und die Taufe der Christen zu empfangen. So war nach einem Aufenthalte von drei Monaten unendlich mehr geschehen, als die kühnste Hoffnung erwarten durfte; und es gelang dem Bischofe, am Ende dieses kurzen Zeitraumes auf diesem großen Waffenplatze der Götterwelt das Heidenthum zerstört, und auf den Trümmern desselben die Kirche Christi gepflanzt zu sehen. Freilich war diese Veränderung bei den Meisten nur erst eine äußerliche Bequemung zum Christenthum, welche dem Drang der Umstände zu weichen, sich genöthigt sah; und es bedurfte nur einer kurzen Entfernung des eifrigen Bischofes, um die lodernde Gluth des besiegten Götterglaubens wieder zur Flamme anzublasen. Allein derselbe hatte dennoch durch diesen Hergang der Dinge eine tödliche Wunde empfangen, welche nicht mehr geheilt werden konnte; und bald war die Kirche Christi so weit erstarkt, daß der alte Götterglaube keine ernsthaften Angriffe weiter auf sie zu machen wagte, obgleich die Spuren, welche das sterbende Heidenthum zurückließ, noch mehrere Jahrhunderte lang sichtbar blieben.

§. 166.

Nach solchem Siege säumte der fromme Otho nicht, nach dem benachbarten Julin zurückzukehren, um auch diesen berühmten Göttersitz für die Kirche Christi zu erobern. Das Beispiel der Stettiner hatte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Einwohner gemacht, und sie fürchteten durch längern Widerstand den Untergang ihrer Stadt zu beschleunigen. Mit lautem Jubel wurde jetzt der widerkehrende Bischof vom Volke aufgenommen, und alles drängte sich herzu, um die Taufe der Christen zu empfangen. Selbst jener heftige Widersacher, welcher drei Monate zuvor den fliehenden Bischof mit einer Keule zu Boden geschlagen und verwundet hatte, kam herbei, bat fußfällig den Bischof um Verzeihung, und verlangte, die Taufe aus seinen Händen zu empfangen. „Gott fügte es, daß ich dich nicht tödten durfte," sagte er. Gerührt sicherte ihm der Bischof seine Verzeihung zu, unter dem reumüthigen Bekenntniß seiner Schuld wurde er getauft, und er erhielt bei der Taufe den Namen Bogdai, der ihn stets an sein Vergehen erinnern sollte.

Um auf diesem Wohnsitze des heidnischen Hoheprieſterthums für immer den Widerstand der Götzenpriester zu zernichten, und das neubekehrte Volk an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, wurde nun mit Einwilligung des polnischen Herzoges zu Julin ein Bisthum aufgerichtet, und demselben eine zahlreiche Geistlichkeit zugeordnet. Einer seiner Mitarbeiter, Adalbert, welchen der polnische Herzog Boleslav ihm zur Seite gestellt hatte, wurde zur bischöflichen Würde ernannt, und später vom Papst Innocenz II. in derselben bestätigt. Unter den Unruhen, welche die dänischen Kriege nicht lange hernach im Lande hervorbrachten, wurde jedoch für nöthig erachtet, von Julin, das denselben am meisten ausgesetzt war, seinen Wohnsitz nach Cammin zu verlegen, und seinen weiten Sprengel dem Erzbisthum Gnesen zu unterordnen.

Nachdem Otho aufs Neue zwei volle Monate zu Julin mit unermüdetem Fleiße an der Pflanzung der Kirche Christi gearbeitet hatte, blieb ihm nun nichts weiter zu thun übrig, als die Vollendung seines segensreichen Werkes in den kleinern Landesstädten Pommerns zu betreiben, ehe er seine Rückreise nach Bamberg wieder antrat. Noch im Jahr 1125 wurden die Einwohner zu Clodona (Dodona) Colobrega (Colberg) und Belgrad von ihm getauft, und überall in diesen Städten Kirchen aufgerichtet und Geistliche angestellt, um das unwissende Volk in der Lehre Christi zu unterrichten. Gerne würde er auch noch die übrigen Landesstädte persönlich besucht haben, wenn ihm nicht die bürgerlichen und politischen Händel, welche in jenen Tagen Deutschland bewegten, unerwartet schnell nach Bamberg zurückgerufen hätten, wo die Wohlfahrt seines bischöflichen Sprengels und der deutschen Kirche seine Thätigkeit erforderte.

Nur ungern schied er sich von einem Lande, in welchem der Segen Gottes sein menschenfreundliches Werk so sichtbar gesegnet hatte, und in dem er in kurzer Jahresfrist auf den Trümmern des Heidenthums eine hoffnungsreiche Kirche Christi aufzurichten, gewürdigt worden war. Noch vor seinem Abschied ließ er seinen zahlreichen Missionsgehülfen, welche den neuen Brachacker bestellen sollten, so wie den neubekehrten Gemeinden, einen Hirtenbrief zurück, in welchem er ihnen über die Haltung des öffentlichen Gottesdienstes, die Vertilgung des väterlichen Heidenthums, die kirchlichen Einrichtungen und das Leben der Christen überhaupt die nöthige Anweisung ertheilte. „Am Sonntage, so heißt es darin, sollen sie alle Arbeit unterlassen, und der Predigt des Wortes Gottes fleißig und andächtig beiwohnen; auch die Kinder sollen den Gottesdienst besuchen, um im Worte des Heils unterrichtet zu werden. Bei der Taufe der Kinder sollen in Zukunft Taufpathen als Zeugen der Taufe gebraucht, und diese angehalten werden, sich der christlichen Erziehung der Täuflinge mit den Eltern anzunehmen; jeder

nähere Umgang mit den Heiden, und selbst das gemeinschaftliche Essen mit denselben, soll sorgfältig vermieden werden; kein Götzentempel dürfe ferner im Lande aufgerichtet, auch sollen die Wahrsager und Zeichendeuter von keinem Christen besucht werden; vor Meineid, Ehebruch und Menschenmord, so wie vor jeglichem Laster, sollen sie sich mit allem Ernst hüten, und Buße thun, wenn sie derselben schuldig erfunden werden; die Christen sollen fernerhin nicht mehr in den Wäldern neben den Heiden, sondern in Kirchhöfen begraben werden; überhaupt sollen sie sich in allen Stücken der Rechtschaffenheit befleißigen, und den Ermahnungen ihrer Lehrer gehorchen u. s. w.“ Mit fröhlichem Herzen kehrte nun Otho nach Bamberg zurück, nachdem der polnische Herzog Boleslav III. ihn und seine Begleitung ehrenvoll entlassen und reichlich beschenkt hatte.

§. 167.

Wohl mochte der edle Mann in diesen Stunden der Freude es nicht erwarten, daß das herrliche Werk, das Gott innerhalb kurzer Zeit durch seine Hand in Pommern gepflanzt hatte, bald darauf von einem nicht minder schnellen Untergange werde bedroht werden. Aber kaum hatte er sich wieder in Bamberg zur Arbeit niedergelassen, als der polnische Herzog ihm eine Botschaft um die andere zusandte, welche die drohende Gefahr der neugepflanzten Kirche in den lebhaftesten Farben schilderte, und seine schnelle Rückkehr nach Pommern verlangte. Die heidnischen Priester zu Julin und Stettin konnte es nicht sobald vergessen, daß ihr väterlicher Götterglaube durch die neue Religion der verhaßten Deutschen mit Gewalt verdrängt worden war; und dieses bittere Gefühl erwachte bei jeder Gelegenheit um so lebhafter in ihren Gemüthern auf, da die großen Reichthümer und Einkünfte ihrer Göttersitze den christlichen Kirchen und Priestern zugefallen waren, indeß sie selbst die Schmach tragen mußten, vor den Augen ihres

Volkes als Bettler ihre Tage in bitterer Armuth zuzubringen. Eine große Zahl ihrer gefeierten Götzenbilder hatten sie vor Otho's Augen zu verbergen gewußt, und vom plötzlichen Untergange gerettet. Das Volk selbst sehnte sich nach seinen gewohnten Götterfesten und lustigen Trinkgelagen zurück; und dabei war es Allen ein unerträglicher Gedanke geworden, daß der Verlust ihrer bürgerlichen Unabhängigkeit und Freiheit mit der Annahme einer neuen Religion erkauft, und beide auf diesem Wege verewigt werden sollten. Im Glauben ihrer Väter hofften sie andere Bürgschaften für die Wiedereroberung der verlornen Freiheit anzutreffen; auch hatte dieser, wie ihre Priester versicherten, von den ältesten Zeiten her dem Lande einen ehrenvollen Namen unter den Nationen, das Wohlgefallen der Götter, einen blühenden Handel in ihren Seestädten, und allgemeine Fruchtbarkeit eingebracht, indeß seit der Einführung der neuen Religion ein Unglück dem andern die Hände bot.

Es fehlte nicht an Gelegenheit, den verbissenen Groll der Götzendiener zur heftigsten Erbitterung zu entflammen, und mit einem Schlag der neuen Religion und ihrer Geistlichkeit ein Ende zu machen. Mit dem Anfange des Frühlings kehrte die Zeit der gewohnten Götterfeste wieder zurück, die nach alter Sitte mit großen Feuern auf den Hügeln des Landes den Einwohnern verkündigt wurden. Auf Anrathen der Priester sollte ein Volksfest zu Julin veranstaltet werden. Als das Volk bei seinen Trinkgelagen taumelte, wurden nun plötzlich die geflüchteten Götterbilder aus ihren Schlupfwinkeln mit lärmendem Pompe hervorgetragen, und unter lautem Jubel des Volkes zu ihren frühern Wohnsitzen zurückgeführt. Der Bischof Adalbert und seine Geistlichen mußten plötzlich die Flucht ergreifen; indeß der zügellose Taumel der Einwohner eine solche Höhe erreichte, daß ein großer Brand in der Stadt entstand, und ein Theil der Gebäude von den Flammen verzehrt wurde. Auch die Stettiner folgten dem reizenden Beispiele

Julins nach; die Kirche der Christen wurde niedergerissen, und die Diener derselben mußten ihre Rettung auf einer schnellen Flucht suchen.

§. 168.

Otho's frommem Eifer ging dieser Unfall tief zu Herzen, und er konnte es nicht zugeben, daß das Gebäude seiner schönsten Hoffnungen mit einem Schlage zernichtet werden sollte. Freilich konnte er für die neugestiftete Kirche Pommerns nicht viel Besseres erwarten, so lange von dem heidnischen Wilzenlande, und besonders vom Haupsitze des nordischen Götterglaubens, von der benachbarten Insel Rügen her, immer neuer Zündstoff zu fanatischer Aufreizung des Volkes erwartet werden mußte. Aber schon war in jenen Tagen im Obotritenlande ein kleiner Anfang mit dem Wiederaufbau der zerfallenen Kirche Christi aufs Neue gemacht worden, auch legten bereits die beiden edeln Heldenjünglinge jener Zeit, Albert der Bär und Heinrich der Löwe, ihre ritterliche Waffenrüstung zurecht, um die heidnische Priesterschaft des Wilzenlandes für ihre hartnäckige Widerspenstigkeit zu züchtigen; und der fromme Otho, der nur auf dem Wege der Menschenfreundlichkeit dem Christenglauben die verschlossenen Pforten öffnen wollte, durfte nicht säumen, wenn er noch zu rechter Zeit einem blutigen Schlag zuvorkommen wollte.

Mit reichen Schätzen beladen, trat Otho (J. 1128) seine zweite Wanderung nach Pommern an. Er hatte in dem benachbarten Halle ansehnliche Vorräthe von kostbaren Tüchern, feiner Leinwand und andern deutschen Waaren aufgekauft, und auch Weinstöcke und Fruchtbäume zur Verpflanzung mit sich genommen, weil er, wie er sich auszudrücken pflegte, nicht mit leeren Händen zu seiner Braut kommen wollte. Von Halle schiffte er die Saale hinab in die Elbe, und kam nach Magdeburg, wo er den damaligen Erzbischof Norbert besuchte, der ihn von seinem gewagten Unternehmen zurückzuschrecken,

aus allen Kräften versuchte. Von der Elbe lief der Bischof in die Havel ein, und setzte sofort zu Lande seine beschwerliche Reise weiter fort, bis er zu Demmin, an den Gränzen Pommerns, ankam. Gerade hatte kurze Zeit zuvor der pommerische Herzog mit den Bewohnern dieser Gegenden, den heidnischen Luticiern einen Krieg begonnen, weil sie kein Mittel unversucht gelassen hatten, die neubekehrten Christen in Pommern zu unterdrücken; und mit Thränen wurde der Bischof der vielfachen Zerstörungen gewahr, welche der Krieg weit umher verbreitet hatte. Auf Otho's dringende Bitten ließ der Herzog von den vielen Gefangenen, die er mit sich fortschleppte, die Kinder, Weiber und schwachen Greise zurück, auch kaufte ihm Otho mit eigenem Gelde viele Gefangene ab, um die Unglücklichen ihrer Heimath zurückzusenden.

Unter sicherm Geleite langte endlich der Bischof in der Stadt Usedom an, deren Einwohner nicht lange zuvor von den Geistlichen des benachbarten Julins zum Christenthum bekehrt worden waren. Hieher hatte der pommersche Herzog Wratislav alle Befehlshaber und angesehene Männer der ganzen Provinz bestellt, und er selbst fand sich mit einem ansehnlichen Heere daselbst ein, um in Gegenwart des Bischofs endlich zu einem festen Beschlusse über die Religionsangelegenheiten zu gelangen. Er selbst hielt eine Anrede an die Versammelten, empfahl ihnen das Christenthum und die allgemeine Verbreitung desselben im Lande, und forderte sie auf, mit ihrem eigenen guten Beispiele dem Volke voran zu gehen. Die Anwesenden erklärten sich insgesammt geneigt, Alles zu thun, was der Bischof von ihnen verlange, und den christlichen Unterricht, so wie die Taufe, gerne von demselben zu empfangen. Nun war der fromme Otho wieder in seinem Elemente, und er arbeitete mit seinen zahlreichen Geistlichen Tag und Nacht, um die vornehmsten Bürger des Landes in den Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten.

§. 169.

Mit nicht geringerem Eifer ließ auch die heidnische Priesterschaft dieser Provinz kein Mittel unversucht, um den alten Götterglauben dem drohenden Untergange zu entreißen. Es wurden besonders drohende Weissagungen, angebliche Wunder, warnende Träume und Schreckbilder aller Art in Umlauf gesetzt, um das arme Volk zum Aufruhr zu entflammen. So hatte sich einer ihrer Priester bei Tagesanbruch hinter einen dichten Busch an den Weg gestellt, und rief, gleich einem Geiste aus der unsichtbaren Welt, einem vorübergehenden Bauern zu, nach Wolgast zurückzukehren, und die Leute daselbst zu warnen, keinen fremden Gott anzunehmen, und lieber ihr Leben zu lassen, als einem fremden Priester den Zutritt in ihre Stadt zu gestatten. Der Bauer fiel erschreckt auf seine Kniee nieder und betete an; und nun verkündigte er, nach Wolgast zurückeilend, was ihm die Stimme vom Himmel aufgetragen habe. Die ganze Einwohnerschaft gerieth in Bewegung, und als wenige Tage hernach zwei Mitgehülfen Otho's zu den Thoren der Stadt kamen, liefen sie Gefahr, vom tobenden Pöbel plötzlich zu Tode geschlagen zu werden, hätte nicht eine arme Frau sie unter dem Dache ihres Hauses versteckt. Indeß brachte der Pommersche Herzog, von seinen Soldaten begleitet, den Bischof nach Wolgast; augenblicklich hatte die Empörung ein Ende, die Götzentempel der Stadt wurden niedergerissen und den Einwohnern der Priester Johannes zurückgelassen, welcher sie in den Lehren des Heils unterrichten sollte. Von hier setzten nun die wandernden Missionarien ihren Weg nach Großwin (Greifswalde) Loitz, Demmin und Treptow (Tribbetovia) bis nach Güstrow, und von da nach Stargard weiter fort; forderten an jeglichem Orte die Einwohner zur Buße und zum Glauben an den Herrn Jesum auf; errichteten an einzelnen Orten bleibende Missionsstellen, und ließen kein Mittel unversucht, um der Kirche Christi in diesen

Gegenden eine dauerhafte Wohnstätte zu bereiten. Die Sache machte großes Aufsehen, und durch diese kühnen Versuche der fremden Geistlichen wurde die heidnische Priesterschaft in so hohem Grade erbittert, daß Otho mit den Seinigen längst das Leben eingebüßt haben würde, hätten nicht die Wohlthaten seiner Menschenfreundkeit auf der einen, und die gnadenreichen Leitungen der Vorsehung Gottes auf der andern Seite, die täglichen Gefahren unwirksam gemacht, welche ihrem Leben drohten.

Der tapfere Markgraf von Brandenburg, Albert der Bär, hatte von Otho's Missionsarbeiten und den vielfachen Gefahren in diesen Tagen vernommen, denen er bei denselben ausgesetzt war; er schickte ihm daher einige Abgeordnete zu, um dem eifrigen Manne zu seinen Arbeiten Glück zu wünschen, und ihm zugleich seinen tapfern Arm anzubieten, falls er unter den Barbaren mit der Predigt des Evangeliums nicht zurecht kommen sollte. Otho dankte dem deutschen Ritter für sein freundliches Anerbieten, und ließ ihn zugleich wissen, daß er erfahre, wie sehr es Wahrheit sey, was der Apostel sage: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?“

§. 170.

Aber noch war die Hauptaufgabe seiner Sendung nicht gelöst, so lange in der Hauptstadt von Pommern, zu Stettin, der heidnische Götterglaube auf dem Throne saß. Jetzt war die Stunde gekommen, selbst mit dem Preise seines eigenen Lebens den Sieg des Christenthums dort zu erkaufen. Seine Reisegefährten suchten aus allen Kräften, von diesem lebensgefährlichen Schritte den eifrigen Otho zurückzuhalten, allein furchtlos bestieg er bei Nacht ein Schiff, um allein dorthin zu gelangen, indeß am andern Morgen seine Mitarbeiter beschämt ihm nacheilten. Zu Stettin ließen sie sich in der von Otho erbauten Kirche nieder, während bald große Haufen fanatischer Götzendiener mit den Waffen in der Hand dieselbe umringten. Furchtlos trat der edle Greis mit einem Cru-

cifix in der Hand, zu ihnen heraus, und in demselben Augenblicke ward die tobende Menge durch seinen Glaubensmuth entwaffnet. Ein edler Bürger der Stadt, Witfacio, fing nun an, von den wunderbaren Rettungen zu sprechen, welche er auf seinen gefährlichen Wanderungen zu Wasser und zu Land dem Gott der Christen zu verdanken habe. Das Volk ward stille, und nun trat der unerschrockene Diener Christi auf, und sprach ihnen Worte der Liebe ans Herz. Mit donnernder Stimme trat ihm ein Götzenpriester entgegen, und forderte die Umstehenden auf, diesen Feind der Götter niederzustoßen. Schon hoben einige ihre Spieße gegen ihn auf, als voll hohen Glaubensmuthes der unerschrockene Mann ihnen die nackte Brust darbot. Die Spieße fielen den Widersachern aus den Händen, und der Auftritt wirkte so mächtig auf die Gemüther der versammelten Menge, daß aufs Neue der Beschluß gefaßt wurde, die Religion der Väter fahren zu lassen, und den Glauben der Christen anzunehmen. Nun wurden abermals die Götzenaltäre zu Stettin vom Volke niedergerissen, und mit dem Golde, das der Bischof reichlich mitgebracht hatte, neue Christentempel daselbst aufgerichtet. Bald folgten auch die Einwohner zu Julin dem Beispiele der Stettiner aus eigenem Antriebe nach, und nun war die Macht der Götzenpriester in diesen beiden Hauptstädten des Landes so gewaltig zerbrochen, daß sie es nicht weiter wagten, neue Versuche zur Rettung der verjagten Landesgötter zu machen.

Von Stettin sandte Otho den Priester Stanislaus ab, um in den benachbarten Städten Pasewalk und Prenzlow das bereits begonnene Bekehrungswerk zu vollenden, während er selbst nach Julin zurückeilte, um dort die letzte Hand an das Werk zu legen, den Bischof daselbst einzuführen, und alle Anstalten zu treffen, um die Wirksamkeit der Kirche Christi im Pommernlande bleibend zu begründen. Zwar waren noch lange nicht die vielfachen Hindernisse besiegt, welche seinem heilsamen Beginnen im Wege standen, und selbst auf seinem Wege nach Julin

hatte ihn eine wilde Rotte von Götzendienern unversehens überfallen, aus deren Händen er mit genauer Noth gerettet wurde; aber dennoch siegte Othos unerschütterlicher Glaubensmuth, und er durfte mit froher Zuversicht dem nahen Zeitpunkte entgegenblicken, wo der Widerstand der Finsterniß an dem Felsen der evangelischen Wahrheit sich für immer brechen würde.

§. 171.

Die Freude des edlen Bischofes war groß, in Pommern die Kirche Christi aufs Neue gegründet zu sehen; und um so mehr war er auf jegliches Mittel bedacht, dieses Werk seiner Liebe gegen neue Gefahren des Abfalls möglichst sicher zu stellen. Nur locker und unsicher war das Band, das bisher zwischen den Herzogen von Polen und Pommern statt gefunden hatte; und gerade in dieser Unsicherheit lag eine reiche Quelle von Bedrückungen, unter welchen das pommersche Volk bisher geseufzt hatte. Nun war ihm Alles daran gelegen, die nachbarlichen Verhältnisse beider Regierungen zu ordnen, und ein auf Billigkeit gegründetes Bündniß zwischen beiden Herzogen zu stiften, das auf die Verbreitung des Christenthums im Lande die heilsamsten Wirkungen äußern mußte. Auch dieses Unternehmen ließ ihm Gott gelingen, und er durfte in diesem erfreulichen Umstande eine neue Gewährschaft finden, welche die neugepflanzte Kirche gegen die Gefahren des Rückfalls bewahren sollte.

Um so unzufriedener waren die heidnischen Rügier auf der benachbarten Insel mit dem, was in Pommern geschehen war. Der heidnische Oberpriester zu Arkona hatte mit dem Uebergange der Pommern zum Christenthum die Opfer- und Götzensteuern eingebüßt, welche seinem Tempel aus Pommern bisher so reichlich zugeflossen waren. Die Tempel zu Julin und Stettin waren Töchtersitze seines Hohenpriesterthums gewesen; und nun wußte er den großen Rath der Insel zu dem Beschluße zu bewegen, daß den Pommern aller Handelsverkehr mit

Rügen verboten wurde. Da die gewerbtreibenden Anwohner der Odermündungen um diesen Beschluß ihrer Nachbarn sich nicht kümmerten, so entschlossen sich die Rügier, die abgefallenen Pommern mit Waffengewalt zur Rückkehr zu ihren alten Göttern zu zwingen. Allein sie wurden dreimal vor den Thoren von Stettin geschlagen, und mußten mit Schmach nach ihrer Insel sich zurückziehen. Der muthvolle Otho hielt dieses für den günstigen Augenblick, den übermüthigen Rügiern das Böse mit Gutem zu vergelten; er faßte den Entschluß, selbst mit Aufopferung seines Lebens nach dieser Insel zu eilen, und den trotzigen Heiden daselbst die Freudenbotschaft von Christus zu verkündigen. Kaum hatten die Rügier vernommen, daß der Bischof selbst als Religionslehrer zu ihnen zu kommen, Willens sey, als sie ihm entbieten ließen, daß er sein Wagestück unfehlbar mit einem martervollen Tode büßen würde. Diese Botschaft vermochte ihn jedoch keinen Augenblick zu entmuthigen, und er war bereit, allein nach Rügen zu ziehen, da seine Gefährten Bedenken trugen, die gewiße Todesgefahr mit ihm zu theilen. Allein die Vorsehung hatte Anderes über ihn beschlossen, und er sollte noch länger der Kirche Christi im deutschen Vaterlande dienen. Deutschland war in jenen Tagen im Staate und in der Kirche von mannigfaltigen Gefahren bedroht, und der deutsche Kaiser Lothar II. bedurfte eines Mannes, wie Otho war, um sich seines Rathes zu bedienen. Er erhielt daher den Befehl, ungesäumt nach Bamberg zurückzukehren; und Otho zauderte nicht, dem Rufe des Kaisers zu folgen (Jahr 1129); und dieß um so mehr, da er mit der freudigen Zuversicht von seinem geliebten Pommern scheiden konnte, die neugepflanzte Kirche daselbst gegen die Anläufe des Heidenthums gesichert zu sehen. Noch arbeitete der edle Greis zehn Jahre lang in seinem bischöflichen Sprengel zu Bamberg mit ausgebreitetem Segen fort, bis er (im Jahr 1139) in die ewige Ruhe gerufen wurde.

Naiv und wahr schließt der alte Kantzov (in seiner Pommerania B. I. S. 127) die Lebensbeschreibung dieses ehrwürdigen Apostels der Pommern mit folgenden Worten: „Dies ist der Abscheid unsers lieben apostels vnd vaters S. Otten, des gedechtnüß wyr billig in ehrwürdigkeit halten; dan er hat vns ja aus christlichem Gemüthe, Christum und das heilige Evangelium herein gebracht, vnd beyde, leib und gut daran gewagt, daraus dan one Zweiffel viel der unsern, sonderlich die vnschuldigen Kinderchen, vnd andere, die Got auserschen, seelig geworden. Ist ja etwas irtumbs in des heil. Vaters lehre geweßt, das ist nicht sein Motwille, sonder der Zeit schuld geweßt, vnd hat ime unser her Got seine heilige Arbeit one Zweiffel im ewigen lebend belohnet.“

Vierter Abschnitt.

Allgemeine Einführung des Christenthums im Wendenlande.

§. 172.

Wir haben oben (§. 150.) die kleinen Häuflein der Christen unter des rügischen Fürsten Krukos hartem Scepter im Wendenlande zurückgelassen, um uns nach den ersten Anfängen der Kirche Christi im benachbarten Pommern umzusehen. Hier hatte es einer unblutigen Arbeit von nur wenigen Jahren bedurft, um dem Christenthum zum bleibenden Siege über das alte Heidenthum aufzuhelfen; indeß es dort nach einem bald dreihundertjährigen Kampfe noch immer in schmachvollen Fesseln schmachten, und seiner gänzlichen Vertilgung unter Krukos grausamer Herrschaft entgegen blicken mußte.

Der unglückliche Wendenkönig Gotschalk hatte nach seinem Tode (Jahr 1066) zwei Söhne zurückgelassen, von welchen der Aeltere Butue, von einer heidnischen Mutter abstammend, noch ein Heide war, indeß der Jüngere, Heinrich, der Sohn der dänischen Prinzessin Gyritha, schon in seiner frühen Jugend die Christentaufe

empfangen hatte. Beide mußten nach der Ermordung ihres Vaters vor Krukos mörderischen Händen ins Ausland fliehen, um ihr Leben zu erretten. Der junge Prinz Heinrich war mit seiner Mutter nach Dänemark entflohen, wo er am königlichen Hofe erzogen, und für die stillen Eroberungsplane der Dänen, welche dem Wendenlande galten, sorgfältig bewahrt wurde. Butue hatte sich nach Sachsen an den Hof des Herzoges Ortlof begeben, der ihn freundlich aufnahm, um ihn gleichfalls zur Wiedereroberung des Wendenlandes als Werkzeug zu gebrauchen. Wirklich machte auch der landesverwiesene Prinz mit des sächsischen Herzogs Hülfstruppen von Zeit zu Zeit fruchtlose Einfälle in sein väterliches Erbtheil, und vermehrte dadurch das Unglück, unter welchem das niedergetretene Land seiner Heimath seufzen mußte; aber er wurde immer aufs Neue von den erbitterten Wenden geschlagen, bis er endlich (Jahr 1074) unter den Händen von Meuchelmördern fiel. Er ließ zwei junge Prinzen, Pribislav und Niclot, in einem verborgenen Winkel des Landes zurück, welche wir in späterer Zeit auf dem Wege unserer Geschichte noch einmal antreffen werden.

Indeß war der Prinz Heinrich am dänischen Hofe so weit herangewachsen, daß er auf die Wiedereroberung seines väterlichen Erbtheils Bedacht nehmen konnte. Er war wirklich so glücklich, daß er mit Hülfe der Dänen sich einiger festen Plätze an der baltischen Seeküste bemächtigen, und in kurzer Zeit durch den Zulauf von Unzufriedenen im Obotritenlande ein so ansehnliches Heer unter seinem Banner sammeln konnte, daß der Wendenfürst Kruko es nicht wagen durfte, ihn in seiner Stellung anzugreifen. In den vierzig Jahren seiner tyrannischen Herrschaft hatte sich Kruko überall im Wendenlande so verhaßt gemacht, daß die heidnischen Einwohner eben so sehr wie die unterdrückten Christen, seines Regimentes los zu werden verlangten. Während die Christen im Lande sich unausgesetzt seinen blutigen Verfolgungen Preis gegeben, und unter seinen Händen jede Spur des Christen-

thums zernichtet sehen mußten, hatten auch die heidnischen Einwohner keine Ursache gefunden, sich zu seiner Herrschaft Glück zu wünschen, da sie sich auf allen Seiten umher von mächtigen Widersachern umlagert sahen, welche jede Gelegenheit benützten, die Wohlfahrt des Landes zu Grunde zu richten. Kruko sah sich in seinen alten Tagen genöthigt, mit dem jungen Prinzen Heinrich einen Vergleich abzuschließen, nach welchem Jedem der Landesantheil, den er inne hatte, zugesichert wurde. Indeß verstärkte sich Heinrichs Partei mit jedem Tage, und da auch eine von Krukos Gemahlinen, Slavina, ins Geheim die Eroberungsplane des jungen Prinzen begünstigte, so wurde der alte Kruko bei einem Gastmahle im Zustand der Trunkenheit von bestellten Meuchelmördern ums Leben gebracht (Jahr 1105), und nach kurzer Zeit fiel die Herrschaft über das ganze Wendenland wieder an Gotschalks Sohn, den Prinzen Heinrich zurück.

Unter Heinrichs Regierung gewann nun zwar das unglückliche Land eine Zeit äusserlicher Ruhe, indem der siegreiche Fürst sich über den Besitz des Landes mit dem deutschen Kaiser und dem benachbarten sächsischen Herzoge zu verständigen wußte; auch fingen die Wenden wieder an, das durch fortgesetzte Kriege wüste gewordene Land anzubauen, und die zerstörten Städte und Dörfer aufzurichten; aber von Einführung der christlichen Religion konnte nicht die Rede werden *). Die Erbitterung und der Haß der Wenden gegen die neue Religion war noch so groß und allgemein, daß der Großfürst Heinrich, wie gerne er auch dem Christenthum, zu dem er sich bekannte, wieder aufgeholfen hätte, es dennoch nicht wagen durfte, irgend eine Anstalt für diesen heilsamen Endzweck zu treffen, und vom benachbarten Auslande her christliche Missionarien über die Gränzen kommen zu lassen. Nur in dem alten Lübeck, wo der Großfürst Heinrich mit seiner Familie öfters verweilte,

*) De religione verbum nullum, sagt der alte Krantzius.

stand noch ein kleines Kirchlein, das unter seinem Schutze als eine Hauskapelle sich zu halten vermochte, indeß von dem Ausflusse der Havel in die Elbe an, bis nach Oldenburg hinauf, keine Kirche und kein christlicher Priester im Lande weiter anzutreffen war (Krantzens Vandalia L. III. c. 20.).

§. 173.

Dieser traurige Zustand des Wendenlandes dauerte bis zu dem Tode des Großfürsten Heinrichs (J. 1127) ohne merkliche Veränderung fort. Zwar hatte in jenen Tagen der Erzbischof Adelgott zu Magdeburg manche stille Versuche gewagt, die benachbarten Wilzen an der Havel zum Glauben an Christum zurückzurufen; und da und dort war es ihm auch gelungen, einzelne heilsbegierige Seelen für denselben zu gewinnen; aber die überwiegende Mehrheit des Volkes hielt um so hartnäckiger an dem Götzendienste fest, je größer die Gefahr war, denselben einzubüßen. In der benachbarten Stadt Brandenburg wohnte (Jahr 1113) ein wendischer Befehlshaber, Namens Milo (Meinfried), der als Statthalter Heinrichs die Umgegend beherrschte, und so, wie sein Fürst, öffentlich zum Christenthum sich bekannte. Auch werden in jenen Tagen einige Bischöfe von Brandenburg, Hartbrecht und Ludolf, genannt, welche unter dem Schutze Heinrichs in diesem Sprengel gewohnt und gearbeitet zu haben scheinen, aber von den heidnischen Einwohnern viel Verdruß und Drangsal sich gefallen lassen mußten. Wie gering der Einfluß dieser Bischöfe auf die Einwohner ihrer Sprengel war, läßt sich aus folgenden Umständen leicht ermessen. Als nämlich wenige Jahre darauf (Jahr 1128) der Bischof Otho von Bamberg seine zweite Missionsreise nach Pommern antrat, und mit seinen Genossen die Wanderung durch diese Gegenden machte, wurde er zu seinem tiefen Betrübniß gewahr, wie unter den Augen der christlichen Bischöfe das Heidenthum noch immer sein freches Spiel trieb. An demselben Tage, als

er bei Havelberg anlangte, bemerkte er nämlich, daß die Einwohner der Stadt eben unter großem Gepränge dem Götzen Gerowith zu Ehren ein Fest zu feiern begonnen hatten. Otho weigerte sich deßhalb die Stadt zu betreten, und ließ den wendischen Befehlshaber Wirkind zu sich herauskommen, um denselben wegen dieses Unwesens zur Rede zu stellen. Dieser schob die Schuld auf Norberten, jenen bekannten Stifter des Prämonstratenser-Ordens, welcher (seit 1125) die erzbischöfliche Würde zu Magdeburg bekleidete, und sich besser auf eine strenge Klosterdisziplin, als auf die rechte Weise zu verstehen schien, durch freundliches Wohlwollen die Herzen der Heiden für das Christenthum zu gewinnen. Norbert hatte nämlich mit unerbittlicher Strenge die bisher für die heidnischen Tempel bezahlten Abgaben für den Clerus seines Sprengels zu Havelberg eingezogen, worüber die Einwohner so ungehalten wurden, daß sie nun durch lärmende Heidenfeste dem allzustrengen Erzbischof Trotz boten. Als der Bischof Otho sie darüber zurecht wies, erhielt er zur Antwort, daß sie gerne das heidnische Unwesen fahren lassen wollten, wenn nur ein Anderer an Norberts Stelle zum Erzbischofe erwählt würde.

Indeß hatten sich die heidnischen Bewohner des Wendenlandes durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen das Christenthum in eine Lage hineingearbeitet, in welcher ihnen am Ende nur die Wahl zwischen gänzlicher Zernichtung oder willenloser Anbequemung an die christliche Kirche übrig blieb. Der tapfere Sachsenherzog Luther war nach dem Tode des Kaisers Heinrich V. unter dem Namen Lothar II. auf den deutschen Kaiserthron erhoben worden (J. 1125), und sein kriegerischer Muth wußte zu erzwingen, was ihm die Staatsklugheit gebot; und diese forderte mit dem nachdrücklichsten Ernst, dem trotzigen Heidenthum im Wendenlande ein Ende zu machen, wenn das Ansehen der christlichen Kirche unter allen benachbarten Völkern, und mit demselben das bürgerliche

Regiment nicht zu Grunde gehen sollte. Schon war in jenen Tagen der bambergische Bischof Otho von seiner erfolgreichen Missionsreise nach Pommern in seine Heimath zurückgekehrt, und nicht gering war die Freude des Abendlandes, das wendische Volk nun auch an seinen östlichen Gränzen von der christlichen Kirche umschlossen zu sehen, und bei einem Kreuzzuge gegen die Wenden in Pommern theilnehmende Mitgenossen zu finden.

Am meisten aber hatten sich in jenen Tagen die heidnischen Wenden den bittern Haß des benachbarten Dänenvolkes zugezogen. Hatten in früherer Zeit heidnischer Finsterniß die Dänen die entfernten Küsten von England und Deutschland auf ihren wilden Seeräuberzügen verheert, so ward dieses ihnen jetzt in reichem Maaße von den benachbarten Wenden vergolten, welche mit ihren leichten Schiffen überall auf den dänischen Inseln, in Schoonen und Jütland, landeten, und mit Feuer und Schwert gegen das wehrlose Landvolk wütheten. Adam von Bremen († 1101) berichtet bereits in seiner Kirchengeschichte, daß in seinen Tagen die dänischen Küsten, aus Furcht vor diesen Feinden, fast ganz verlassen waren. Ihre Angriffe nahmen mit jedem Jahre zu, je geringer der Widerstand war, den die dänischen Könige jener Zeit ihnen entgegen zu stellen vermochten. Der König Erich, der Gute, züchtigte sie zwar in den letzten Jahren des eilften Jahrhunderts. Er zwang (J. 1097) die Juliner, alle Seeräuber, die bei ihnen sich aufhielten, auszuliefern, und tödtete diese, wie der Däne Saxo in seiner dänischen Geschichte (L. XII. 225.) erzählt, unter so grausamen Qualen, daß der hamburgische Erzbischof Liemar ihm deßhalb mit dem Banne drohte, welches eine der Ursachen war, die den dänischen König bewogen, sein Reich vom hamburgischen Erzstifte unabhängig zu machen. Allein diese Niederlagen beugten nicht den harten Sinn der Wenden; sie schwärmten nach wie vor auf der Ostsee umher, und bedrohten die dänischen Küsten mit ihren verheerenden Ueberfällen.

§. 174.

Noch hatte die Vorsehung dem Wendenvolke ein linderndes Heilmittel vorbehalten, um sie vor ihrem gänzlichen Untergange durch Güte zur Buße zu leiten, zu welchem der magdeburgische Erzbischof Norbert die Hand bieten mußte. Des bambergischen Bischofs Otho glücklicher Bekehrungsversuch in Pommern, dessen Gelingen ihm anfänglich so zweifelhaft erschienen war, hatte Norberten den Muth eingeflößt, einen ähnlichen Versuch im Obotritenlande zu wagen, und einen tauglichen Priester zu diesem Geschäfte zu berufen. Dieser Mann war der ehrwürdige Vicelin, *) dessen segensreiche Missionslaufbahn in diese Tage fällt, und in dem wir den Apostel des Wendenvolkes ehren dürfen.

Vicelin wurde in dem letzten Viertel des eilften Jahrhunderts zu Quernhammeln (Hamel) an der Werra, im Lande der Sachsen, geboren. Frühzeitig seiner Eltern beraubt und sich selbst überlassen, gab er sich leichtsinnig den jugendlichen Ausschweifungen hin, die ihn bald in Mangel, so wie in die Nothwendigkeit stürzten, seinen Geburtsort zu verlassen, und irgendwo im Lande seinen nothdürftigen Unterhalt aufzusuchen. In dieser Verlegenheit wandte sich der verirrte Jüngling nach dem benachbarten Schlosse Eberstein, dessen

---

*) In Ermanglung einer eigenen Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes kommt uns des alten Helmolds Chronicon Slavorum auf eine erwünschte Weise zu Hülfe, welcher im ersten Buche seiner Chronik (ed. H. Bangert. Lubecae 1659. von Kap. 52—78) die Geschichte desselben ausführlich erzählt. Das Carmen de S. Vicelino, das ein Ungenannter verfertigte, sowie Lindenbrogs Sammlung von Urkunden über die Privilegien und Dotationen in Vicelins Missionssprengel sind der Amsterdamer Ausgabe des Adams von Bremen (1576) beigefügt. Eine kurze Lebensbeschreibung Vicelins ist von Pastor Kruse zu Neuenbrock in Holstein (Altona 1826) bearbeitet, und im Druck herausgegeben worden.

Bewohnerin, eine vornehme Edelfrau, ihn huldreich aufnahm, um ihn von ihrem eigenen Burgpfaffen (Kapellan) unterrichten zu lassen. Diesem gefiel indeß der Knabe nicht, und er wartete nur der günstigen Gelegenheit, ihm das Wohlwollen seiner Vormünderin zu entreißen. Bei einer öffentlichen Prüfung machte er sich über die Unwissenheit des armen Jünglings lustig, und diesem ließ nun das Schamgefühl nicht zu, sich länger auf dem Schlosse aufzuhalten, und er eilte heimlich und ohne Abschied von seiner Gönnerin hinweg.

Unverweilt wanderte nun der junge Vicelin nach Paderborn, wo damals eine berühmte Schule war, mit Gottes Hülfe fest entschlossen, keine Mühe zu sparen, um das Versäumte wieder einzuholen. Der Rektor dieser Schule, Hartmann, nahm den hülflosen Jüngling freundlich auf, und bot ihm Aufenthalt und Kost in seinem Hause an. Auch zeigte sichs bald, daß seine Wohlthaten an keinen Undankbaren vergeudet waren; denn Vicelin machte nicht nur bei angestrengtem Fleiße ausgezeichnete Fortschritte in den Wissenschaften, sondern zeichnete sich auch durch ein frommes und musterhaftes Betragen vor seinen übrigen Schülern so vortheilhaft aus, daß ihm der Rektor bald die Stelle eines Gehülfen bei der Schule anvertrauen konnte.

Es währte nicht lange, so wurde Vicelin zum Rektorat der Schule von Bremen berufen, welche in großem wissenschaftlichem und sittlichem Zerfalle war. Bald stellte er durch weise Strenge, Zucht und Ordnung wieder in derselben her, und er hatte die Freude, aus den Schülern, welche bei ihm ausharrten, mehrere ausgezeichnete Arbeiter im Staate und in der Kirche hervorgehen zu sehen. Zu diesen gehörte besonders ein gewisser Ditmar, welcher in den spätern Jahren ein treuer Gehülfe seiner Missionsarbeiten und ein vertrauter Freund seines Herzens wurde. Obgleich Vicelin seine Schule immer lieblicher aufblühen sah, so fühlte er doch das dringende Bedürfniß, sich selbst noch mehrere und gründlichere

Kenntnisse, besonders in der Gottesgelehrtheit, zu verschaffen. Darum sehnte er sich, als Schüler in eine höhere Lehranstalt zu kommen, und aus dem Munde der Männer, welche für die größten Gelehrten der Zeit galten, die Lehren der Weisheit zu vernehmen. Vicelin zog nun in Gesellschaft seines Schülers Ditmar nach Paris, wo damals die vorzüglichsten literarischen Anstalten blühten, und wo die Wissenschaften von Männern vorgetragen wurden, welche in allen Ländern Europa's für Orakel der Weisheit galten. Allein Vicelin wurde bald gewahr, daß er dem trockenen Studium der scholastischen Theologie, wie sie damals getrieben wurde, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Desto mehr zog ihn die Schule der sogenannten biblischen Theologen an, welche sich vorzugsweise mit der Erklärung der heiligen Schriften beschäftigten. Der Geist, der in den biblischen Schriften weht, durchdrang seine ganze Seele; und obgleich in jenen Tagen noch das Studium der biblischen Grundsprachen eine fast unbekannte Sache war, so wurde doch sein Herz von der tiefen Weisheitsfülle des Wortes Gottes so unwiderstehlich angezogen, daß der Wunsch von nun an in seiner Seele erwachte, als ein Apostel der Heiden den unwissenden Völkern, welche den Namen Christi noch nicht gehört haben, diese Quelle der himmlischen Weisheit aufschließen zu dürfen (Helmoldi Chron. L. I. c. 52—55.).

§. 175.

Drei Jahre hatte Vicelin zu Paris verlebt, und nun reiste er mit seinem treuen Ditmar wieder nach Deutschland zurück. Bald wurde ihm zu Bremen eine ehrenvolle Laufbahn in der Kirche angeboten; aber Vicelin schlug sie aus, weil sein Entschluß, ein Heidenbekehrer zu werden, fest in seiner Seele gewurzelt hatte. Das nächste und bedürfnißvollste Saatfeld lag im benachbarten Wendenlande vor seinen Augen, das bei seiner hartnäckigen Anhänglichkeit an den alten Götterglauben in

jenen Tagen ein Gräuel der Verwüstung geworden war. Obgleich das ganze Wendenland damals den beiden Erzbisthümern, Hamburg und Magdeburg, zugetheilt war, und der östliche Theil desselben, von der Peene bis zur Havel, zu Magdeburg, der westliche aber, von der Peene, bis zu den dänischen Gränzen in Holstein, zu Hamburg-Bremen als Diözese geschlagen war, so hatte doch das finstere Heidenthum noch immer die übermächtige Oberhand in allen Winkeln desselben; auch hatte es bisher gar sehr an tauglichen Männern gemangelt, welche frommen Eifer und wissenschaftliche Kenntnisse genug besaßen, um mit Aufopferung ihrer selbst den armen Wenden das Evangelium von Christo zu verkündigen.

Um so mehr fühlte sich jetzt Vicelin gedrungen, diesem beschwerlichen und gefahrvollen Geschäfte seine Lebenszeit und seine Kräfte zu weihen, und sich in dieser Absicht dem magdeburgischen Erzbischofe Norbert als Missionar des wendischen Volkes anzubieten. Er stand gerade in der Blüthe des männlichen Alters, hatte sich frühe schon zu Entbehrungen aller Art gewöhnt, und seinen Körper abgehärtet; auch war seiner Seele das Geschäft, den Heiden das Evangelium zu predigen, der ehrwürdigste Beruf geworden, den er auf der Erde kannte. Norbert nahm diesen rüstigen Diener Christi mit Freuden auf, weihte ihn zum Priester, und rieth ihm, sich an den Wendenfürsten Heinrich zu Lübeck zu wenden, daß derselbe ihm erlaube, das Evangelium in seinem Lande zu predigen. Auch der fromme Erzbischof zu Bremen, Adalbero, ertheilte ihm mit Freuden die Gestattung, überall in seinem weiten wendischen Missionssprengel als Verkündiger des Evangeliums sich niederlassen zu dürfen, und entließ ihn mit den herzlichsten Segenswünschen für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens. So zog Vicelin, in Gesellschaft zweier andern Gehülfen, Rudolph von Hildesheim, und Ludolph von Verden, nach Lübeck zu Heinrich, dem Großfürsten der Wenden. Dieser nahm Vicelin

und seine Gefährten freundlich auf, und ehrte sie vor allem Volke; denn seit mehr als zwanzig Jahren hatte er selbst, obgleich von seinem heidnischen Volke allein gelassen, dem Glauben an Christum sich geweiht, und sich schon längst Männer gewünscht, welche Glaubensmuth und Geschicklichkeit genug besäßen, denselben auch seinen heidnischen Unterthanen zu verkündigen. Er gab ihnen daher nicht allein die gewünschte Erlaubniß, das Christenthum überall zu predigen, sondern räumte ihnen auch sein eigenes Kirchlein zu Lübeck, das einzige, das im Sturm der Zeit übrig geblieben war, als erste Missionsstelle mit Freuden ein, von der sie unter die Wenden ausgehen, und auf welche sie sich zurückziehen konnten, wenn es unter diesen hartnäckigen Götzendienern zu gefährlich für sie werden sollte.

Auf diese Weise schien ein glücklicher Anfang seine Arbeit zu begünstigen; allein die Freude über denselben dauerte nicht lange, denn der Wendenfürst Heinrich wurde meuchelmörderisch ums Leben gebracht, und seine beiden Söhne, Sventepolk und Knut, theilten sich nun in die väterliche Regierung. Bald aber brach zwischen beiden ein blutiger Krieg über die Theilung aus, indem Sventepolk, der Aelteste, damit umging, die Regierung mit Ausschluß seines jüngern Bruders an sich zu reißen. Bald büßte der jüngere Sohn, Knut, unter den Händen von Meuchelmördern das Leben ein, und weil Sventepolk für den Urheber dieser Schandthat gehalten wurde, so fielen die Herzen der Wenden von ihm ab; eine allgemeine Verwirrung verbreitete sich über das Land, und der Kaiser Lothar II. benützte diese Gelegenheit, das Wendenland in ein Reichslehen zu verwandeln, und die Lehenherrschaft über dasselbe dem dänischen Prinzen, Knut Lavard, zu übertragen, welcher früher in vertrauter Freundschaft mit dem unglücklichen Heinrich gelebt, und von ihm die Vormundschaft über seine beiden Söhne empfangen hatte (Helmoldi Chr. L. 1. c. 56.).

§. 176.

Jedoch Vicelins Geschichte führt uns um einige Jahre wieder zurück, um den abgerissenen Faden seines Lebens fortzusetzen. Wie sehr auch des Großfürsten Heinrichs Ermordung Vicelins Herz betrübte, so konnte doch dieselbe ihn nicht muthlos machen, auch nicht die Hoffnung in ihm vertilgen, es werde ihm doch noch dereinst gelingen, wenn die Stürme vorübergegangen seyn würden, manche Götzendiener im Wendenlande zum Christenthum zu bekehren. Unter stillen Vorbereitungen brachte er nun seine Zeit bei dem Erzbischof Adalbero zu Bremen zu, und wartete der Gelegenheit, dem Ziele seiner Wünsche näher zu kommen. Um das Jahr 1128 begleitete er den Erzbischof auf einer Visitationsreise nach Holstein, wo die verheerenden Siege der Wenden die meisten Kirchen zerstört, und die Christengemeinden auseinander gejagt hatten. Bei ihrer Ankunft zu Meldorf, dieser ältesten Mutterkirche des Landes, kamen einige Männer aus dem Gau Faldera an der Schwale herbei, den Erzbischof zu bitten, ihnen einen tüchtigen und klugen Priester mitzugeben, welcher das zerfallene Christenthum bei ihnen wieder aufrichten könnte. „Ist es noch dein Entschluß, sprach der Erzbischof zu Vicelin, den Slaven das Evangelium zu predigen, so ziehe mit diesen Männern, und nimm Besitz von ihrer Kirche, welche dir als Station dienen kann, um von dort aus bei den heidnischen Wenden aus und einzugehen. Vicelin nahm diesen Antrag mit Freuden an, und zog mit diesen Männern, von den besten Segenswünschen des Erzbischofs begleitet, froh ihrer Heimath zu.

Vicelin hatte eben keine überspannten Vorstellungen mit sich in den Missionsberuf gebracht, aber doch traf er hier noch Alles so tief unter seiner Erwartung an, daß sein heiterer Glaubensmuth leicht eine Beute der Hoffnungslosigkeit geworden wäre, hätte er sich nicht mächtig in dem Gott seines Heils aufgerichtet. Wirklich

ist die Schilderung traurig, welche uns der alte Helmold (c. 47.) über den damaligen Zustand Nordalbingiens zurückgelassen hat. „Die Nordalbingier, erzählt er, sind aus drei verschiedenen Stämmen, den Sturmaren, Holzaten und Ditmarsen zusammen gesetzt, welche in Gesittung und Sprache nicht viel von einander abweichen, an das Sachsenrecht sich halten, den Christennamen tragen, aber als Nachbarn der Barbarei, Diebstahl und Straßenraub zu treiben gewohnt sind. Gastfreundlichkeit wird allgemein unter ihnen geübt, und Stehlen und Geschenke machen ist Gegenstand ihrer Prahlerei; denn wer sich nicht aufs Rauben versteht, ist in ihren Augen ein stumpfsinniger und ruhmloser Mensch.“ — Als Vicelin zu Faldera (Wippendorf, nachmals Neu-Münster genannt) ankam, und die mit wildem Gesträuch dicht überwachsene schauervolle Wildniß erblickte, in welcher ein arges und räuberisches Geschlecht sich roh umhertrieb, so fühlte er um so mehr das Bedürfniß, dem Schutze Gottes sich zu empfehlen, je mehr er von aller menschlichen Hülfe verlassen war.

Zwar hatte schon im Laufe des neunten Jahrhunderts der fromme Anschar mit unermüdetem Fleiße das Evangelium daselbst verkündigt, und auch in den folgenden Zeiten waren viele Boten des Heils in diese Gegenden eingetreten, um die Einwohner mit dem wahren Gott bekannt zu machen; aber die Meisten derselben wandelten noch in heidnischer Finsterniß, und brachten im Dickicht der Wälder und an heiligen Quellen den Göttern der Väter ihre Sühnopfer dar. Was auch immer von den benachbarten Sachsen aus für den leiblichen und geistlichen Anbau dieser Gegenden begonnen werden mochte, so konnte doch die Kirche Christi so lange keinen bleibenden Bestand in derselben gewinnen, als die heidnischen Wenden der Nachbarschaft sie unausgesetzt zum Tummelplatz ihrer feindlichen Ueberfälle und ihrer Rachsucht gegen den Christenglauben zu machen pflegten.

§. 177.

Indeß hatte der eifrige Vicelin nach kurzer Zeit die Freude, die verwilderten Christen dieses Gaues zu sammeln, und sie mit dem Wege des Heils bekannt zu machen. Vor Allem ließ er das verfallene hölzerne Kirchlein wieder herstellen, das wahrscheinlich Anschar gebaut hatte, und die Einwohner immer noch an eine bessere Vorzeit erinnerte. Und nun fing er an, sie mit des einigen Gottes ewiger Macht, Heiligkeit und Güte, mit der Vergebung der Sünden durch Christum, der Auferstehung von den Todten, und dem zukünftigen Leben bekannt zu machen. Wirklich fand er auch bei den rohen Einwohnern dieser Gegend in kurzer Zeit mit diesen Lehren einen so leichten und allgemeinen Eingang, daß er, wie es der Wahrheit und dem Charakter der Knechte Christi geziemt, den herrlichen Erfolg seiner Arbeit nicht der Macht seiner Beredtsamkeit, sondern einem höhern Einflusse Gottes zuzuschreiben pflegte.

Der ausgezeichnete Segen, den Gott zu Faldera auf Vicelins Arbeit gelegt hatte, machte ihm Muth, auch den umliegenden Christenhäuflein seine Hirtenpflege zuzuwenden, bei denen das Christenthum gleichfalls in tiefen Zerfall gerathen war. Schon in frühern Tagen waren weit umher in dieser Gegend, z. B. zu Bramstedt, Kellinghusen, Nordorf, Stellau und an andern Orten, Kirchen aufgerichtet worden, welche aber sämmtlich unter den wiederholten Stürmen der Zeit wieder untergegangen waren. Wohin Vicelin kam, ließ er vor Allem die Opferältäre, die heiligen Haine und andere Denkmale des Heidenthums niederreißen, und sorgte dafür, daß an ihre Stelle die zerstörten Kirchen wieder aufgerichtet wurden. Obgleich es der Götzendiener noch Viele in Nordalbingien gab, und noch mehr derer, welche das Christenthum und Heidenthum mit einander vermengten, und dem Bilde Christi wohl gerne einen Platz neben ihren Hausgöttern einräumen mochten, so wagten sie es

dennoch nicht, die Zerstörung der heidnischen Heiligthümer mit Gewalt zu verhindern, und dieß um so mehr, da sie unter der sächsischen Oberherrschaft schon längst als ein Theil der christlichen Kirche betrachtet worden waren.

Gefährlicher war ein solches Beginnen im benachbarten Wagrierlande, in welchem in diesen Tagen der alte Götterglaube wieder frecher als je zuvor seine unbedingte Herrschaft übte, und dieß um so mehr, da ein Fürst das Land beherrschte, welcher die Partei der Götzendiener auf jegliche Weise zu begünstigen suchte. Wagrien hatte, wie wir in einem frühern Abschnitte bemerkten, bereits schönere Tage gesehen, in denen die Kirche Christi in allen Gauen des Landes geblüht hatte. Aber diese Zeit war vorüber, und noch schienen dem Wiederanfang des Missionswerkes große Hindernisse im Wege zu liegen; aber darum gab der fromme Vicelin seine Hoffnung nicht auf, und dieß um so mehr, da der Herr seine Arbeit in Holstein bisher so überschwenglich gesegnet hatte. Freilich war er allein dem großen Werke nicht gewachsen, das mit jedem Tage seine Kräfte zu überwältigen drohte. Darum sah er sich nach Gehülfen um, die bereitwillig waren, das Werk des Herrn mit ihm zu treiben; und bald fand er auch unter seinen Bekannten eine Anzahl junger rüstiger Streiter, unter denen die Geschichte uns besonders die Namen eines Ludolph, Eppo, Luthmund und Volkward aufbewahrt hat, welche ihre hülfreiche Hand mit Freuden darboten. Zu Faldera, seinem Wohnort, stiftete er nun das zweite Kloster in Holstein, dem zum Unterschiede von dem ältern bei Itzehoe gelegenen, der Name Münsterdorf oder Neumünster beigelegt wurde, und das bald als Pflanzschule von Geistlichen für die Verbreitung des Christenthums im Wendenlande unter Vicelins Leitung segensreich aufzublühen begann (Helm. Chron. L. I. c. 47.).

§. 178.

Indeß hatte Sventepolk, des Großfürsten Heinrichs ältester Sohn, sich der Regierung über das Wendenvolk bemächtigt, als (etwa um das Jahr 1129) die kaum zu Faldera angesiedelten Brüder den ersten Versuch wagten, den Wendenfürsten, der zu Lübeck wohnte, um die Genehmigung anzugehen, in seinem Lande das Christenthum verbreiten zu dürfen. Sventepolk konnte eine solche Bitte um so weniger verweigern, da er erst kurz zuvor mit Hülfe des Grafen Adolfs I. von Holstein, sein Land erobert hatte, und ihm an der Gunst der benachbarten christlichen Fürsten viel gelegen seyn mußte. Vicelin selbst machte sich nach Lübeck auf den Weg, um den Wendenfürsten für dieses Unternehmen zu gewinnen; und Sventepolk gewährte ihm seine Bitte, obgleich er selbst noch als Heide dem Götterglauben seiner Väter mit voller Seele anhing. Nun wurden zwei Brüder des neuen Klosters, Ludolph und Volkward, nach Lübeck als Missionarien abgesendet, um zum zweiten Mal das kleine Christenkirchlein daselbst als Missionsstelle in Empfang zu nehmen, das drei Jahre zuvor unter Heinrichs Regierung Vicelin bereits bezogen hatte. Die beiden Missionarien richteten sich nun völlig ein, und fingen an, nicht nur dem kleinen Christenhäuflein zu Lübeck, sondern auch den zahlreichen Götzendienern daselbst das Evangelium zu verkündigen.

Schon hatte es das Aussehen, als ob das Heidenthum in dieser Stadt bald gänzlich verschwinden und das Christenthum von dort aus seine Siege aufs Neue über Wagrien verbreiten würde, als ein unerwartetes Sturmgewitter diese zarte Pflanzung plötzlich wieder zu zernichten drohte. Die wilden Rügier, denen die Annäherung der Sachsen unerträglich war, landeten nämlich unvermuthet mit einer ansehnlichen Flotte in den Mündungen der Trave, griffen die Stadt Lübeck an, plünderten und zerstörten sie, und auch das kleine Kirchlein wurde von

den Flammen verzehrt. Kaum war es den beiden Missionarien gelungen, aus der Thüre ihres Hauses zu entfliehen, indeß die mörderischen Soldaten bereits von der andern Seite in dasselbe eindrangen. Nur mit genauer Noth wußten sie durch das Dickicht der Wälder einen Pfad nach ihrem Kloster zu finden, wo sie aufs Neue in Geduld der Stunde warteten, in welcher der verschlossene Weg zum Heidenland sich wieder öffnen würde. Indeß hatte ihre Geduld noch eine schwerere Probe zu bestehen, denn der Wendenfürst Sventepolk, der nicht lange zuvor seinen Bruder Knut meuchelmörderisch hatte ermorden lassen, fiel (etwa ums Jahr 1230) gleichfalls unter den Händen eines Meuchelmörders, welcher den Tod seines frühern Herrn an ihm zu rächen beschlossen hatte. Alle Hoffnungen auf den Wiederanfang der wendischen Mission schienen nun für immer für Vicelin und seine Gehülfen untergegangen zu seyn, und tiefe Trauer erfüllte ihre einsame Klosterzelle; und doch war dieses finstere Sturmgewitter nur der Uebergang zu einem schönen Frühlingsmorgen, der nach wenigen Trauertagen vor ihren Augen aufzugehen begann. Der deutsche Kaiser Lothar II. hatte nämlich, um den unglücklichen Wirren des Wendenlandes für immer ein Ende zu machen, den Herzog von Schleswig, Knut Laward, einen Prinzen vom alten dänischen Königsstamme, zum Fürsten des Landes erhoben, einen Mann, welcher dem Christenglauben von Jugend an mit treuem Herzen anhing, und dem die Verbreitung desselben im benachbarten Heidenlande vor Allem angelegen war. Knut war ein persönlicher Freund Vicelins, in dessen Kloster er von Zeit zu Zeit einen Ruhetag zu feiern pflegte, um sich mit dem frommen Manne über die Religion zu unterhalten, und ihn zur muthigen Ausdauer im Bekehrungswerke seines Volkes aufzumuntern.

Kaum war Knut von dem deutschen Kaiser zum Könige der Wenden gekrönt worden, als er seinen Freund Vicelin mit einer Schaar seiner Gehülfen nach Wagrien

berief, und aus allen Kräften die Bemühungen desselben unterstützte, um überall im Lande umher dem niedergedrückten Christenglauben wieder aufzuhelfen. Um die kühnen Empörer im Zaum zu halten, wurden von einer Stelle zur andern feste Burgen angelegt, welche zugleich zur Schutzwehr der Missionarien dienen sollten. Unter diesen Landesburgen zeichnete sich besonders die höchste Bergfeste Holsteins, Aelberg, nachher Legeberg genannt, aus, welche auch später zur Beschützung der Mission im Lande ihre wichtigen Dienste leistete. Auch zu Lübeck, Knuts Residenz, wurde die niedergebrannte Kirche mit verjüngter Pracht aufs Neue aus ihren Schutthaufen aufgerichtet, und den Brüdern von Neumünster als Missionsstelle eingeräumt. Nach so hoffnungsreichen Anfängen würde sich wohl in kurzer Zeit ohne bedeutenden Widerstand die Kirche Christi über das ganze Obotritenland wieder ausgebreitet haben, hätte nicht schon im Jahr 1131 der edle Fürst Knut Lawards auf Anstiften eines seiner Verwandten, des dänischen Prinzen Magnusen, unter den Händen der Meuchelmörder sein Leben eingebüßt (Helmoldi Chron. L. 1. c. 48—50).

§. 179.

Knuts Tod gab zu neuen Umwälzungen im unglücklichen Wendenlande Gelegenheit, unter welchen alle von ihm zur Förderung des Christenthums getroffenen Anstalten auf's Neue verfallen seyn würden, hätte nicht die Furcht vor dem Kaiser Lothar II., welcher mit einem mächtigen Heere in Schleswig einfiel, um den Tod seines treuen Vasallen an dessen Mördern, dem treulosen Magnusen, Herzog von Gothland, und dessen Vater, dem Dänenkönig Nicolaus, zu rächen, die dänischen Emporkömmlinge davon abgehalten. Noch lebten des unglücklichen Gotschalks beide Enkel, Pribislav und Niklot, Heinrichs Neffen (§. 172), welche von Lothar bei der Wahl eines Obotritenkönigs übergangen worden waren. Als letzte Sprößlinge des wendischen Fürstenhauses be-

mächtigten sie sich nun des herrenlosen Landes, indem Pribislav Wagrien, und Niklot das Land der Polaber (Lauenburg) in Besitz nahm.

Beide nennt der alte Helmold „reißende Thiere, welche dem Christenthum von Herzen abhold waren, und den Götterglauben im Lande aus allen Kräften beförderten.“ Die Götzentempel wurden überall umher wieder aufgebaut, und mit den Bildnissen der Götter geschmückt. Die Schaaren der Priester mehrten sich, ein heidnisches Volksfest bot dem andern die Hand, und auf den Altären der Götter braunten die reichen Opfergaben des abergläubischen Volkes. Das Heidenthum, das im Laufe von sechs hundert Jahren, von einem deutschen Strome zum andern, in diesen Winkel Europas zurückgedrängt worden war, schien sein letztes Freudenfest aufs prachtvollste zu feiern, ehe es vor der Uebermacht des Christenthums in den Abgrund der Zernichtung hinabsank. Der altenburgische Götze Prove nahm aufs Neue von seinen Tempeln Besitz; die Göttin Siwa zog auf einem Prachtwagen im Polaberlande ein; der gefeierte Radegast glänzte herrlicher als je zuvor in den Tempeln des Obotritenlandes, aber Alle überstrahlte der rügische Swantewit, der in seinem Tempel zu Arkona mit lärmendem Gepränge seine neuen Huldigungen empfing. Auf seinen Altären durften auch die Schlachtopfer gefangener Christen nicht fehlen, und seine Orakel, bedeutungsvoller und geehrter als alle Uebrigen, ertönten aufs Neue von den Ufern des baltischen Meeres bis zum Havelstrome hinab.

Jeder Stern der Hoffnung schien vor Vicelin und seinen Gehülfen für immer untergegangen; allein je heftiger der Götterglaube wüthete, und seine Netze weithin auszubreiten drohte, desto kühner raffte sich sein frommer Glaubensmuth zu immer größern Bekehrungsplanen auf, da es dem Blicke seines Geistes nicht verborgen bleiben konnte, daß unter dem Taumel der Freude, das abgemattete Heidenthum nur sein letztes Todtenmahl zu feiern begonnen hatte. Vicelin reiste zum Kaiser Lothar, der

damals bei Bardewick, im Lauenburgischen, sein Heerlager aufgeschlagen hatte, und stellte ihm die Nothwendigkeit vor, für die Sicherheit seiner Gränzprovinzen und der Kirche Christi in denselben, die erforderlichen Maßregeln zu treffen. Der Kaiser kam selbst nach Holstein, besah die Burgen des Landes, ließ Segeberg mit neuen Festungswerken umgeben, und am Fuße des Berges unter dem Schutze der Festung ein Kloster aufbauen, das bald mit wackern Jünglingen sich füllte, deren Leitung er dem eifrigen Vicelin anvertraute. Der Wagrierfürst Pribislav durfte es nicht wagen, den Anstalten des Kaisers sich zu widersetzen; er mußte es sich sogar gefallen lassen, daß die Mission zu Lübeck unter seinen Augen aufs Neue begonnen wurde, nachdem der gefürchtete Kaiser ihn bei Vermeidung seiner höchsten Ungnade für die Sicherheit der Missionarien daselbst verantwortlich gemacht hatte. Vicelin hatte nun wieder einen festen Fuß im Heidenlande gewonnen; aber seine Freude dauerte auch dießmal nicht lange, denn sein Schutzherr, der Kaiser Lothar II. starb (im Jahr 1137) auf einem Kriegszuge nach Italien, und er mußte aufs Neue inne werden, daß auf der Laufbahn der Streiter Christi Menschenhülfe kein Nütze ist (Helmoldi Chron. L. I. c. 53. 54.).

§. 180.

Indeß trug sich ein Umstand zu, der als Vorbote schwererer Heimsuchung den wilden Trotz der Wenden mäßigen mußte, und ein Mittel in der Hand der Vorsehung wurde, Vicelins Wirksamkeit in seiner gefahrvollen Lage einstweilen sicher zu stellen. Die gewinnreichen Seeräuberzüge der Ostseebewohner waren in den letzten Jahren mit solcher Kühnheit nach den dänischen Küsten fortgesetzt worden, daß Erich II. (Emun), welcher in diesen Tagen Dänemark beherrschte, sich genöthigt sah, mit Aufwand aller Kräfte einen Feldzug gegen die Bewohner der Insel Rügen zu eröffnen, welche bei Unternehmungen dieser Art eine Hauptrolle zu spielen pflegten.

Erich überfiel (im Jahr 1136) die Festung Arkona auf Rügen mit einem ansehnlichen Heere, und war glücklich genug, dieselbe zu bezwingen, nachdem er der tapfern Besatzung das Trinkwasser abgeschnitten hatte. Es wurde ein Friedensvertrag geschlossen, nach welchem die Rügier versprechen mußten, dem dänischen Könige sich zu unterwerfen, einen jährlichen Tribut an denselben zu bezahlen und das Christenthum anzunehmen; jedoch wurde genehmigt, daß die heilige Arkona ihren Hauptgötzen Swantewit behalten durfte. Letzteres wäre unerklärlich, wenn nicht seit Jahrhunderten selbst von den Christen dieser Swantewit fälschlich als ein Abbild des heil. Vitus betrachtet, und eben darum dasselbe auch von ihnen mit einer gewissen Scheu behandelt worden wäre. Der dänische König mochte um so eher solch Zugeständniß gestatten, da er, die Insel Rügen von nun an als sein Staatslehen betrachtend, Hoffnung haben durfte, sich mit den Priestern des Swantewits in die reichen Opfergaben zu theilen, welche aus allen Theilen des Landes in seinem Tempel zusammenströmten.

Kaum hatte sich die Stadt ergeben, so liefen alle Einwohner voll Freude zum See außerhalb der Stadt, um sich taufen zu lassen, und zugleich, was wohl für sie die Haupsache war, ihren Durst zu löschen, in dem sie beinahe verschmachtet waren. Der König gab ihnen einen Bischof, und segelte mit den ihm gestellten Geißeln nach Hause; aber kaum hatte seine Flotte die hohe See gewonnen, als der Bischof verjagt, und der Götzendienst zu Arkona wieder hergestellt wurde.

Mittlerweile war nach Lothars Tod **Conrad III.** aus dem schwäbischen Hause der Hohenstaufen (J. 1138) auf den deutschen Kaiserthron erhoben worden, und seine Wahl gab Anlaß zu langen und blutigen Händeln, die er mit dem Herzoge von Baiern, Heinrich dem Stolzen, zu führen hatte, welcher früher mit dem Herzogthum Sachsen belehnt worden war. Dieses Reichslehen forderte Conrad von Heinrichen zurück, weil, wie er sich

äußerte, es unschicklich sey, daß ein Reichsfürst zwei große Herzogthümer zugleich besitze. Da dieser sich weigerte, des Kaisers Anforderung zu erfüllen, so ward er in die Acht erklärt, und seiner beiden Herzogthümer entsetzt; das Herzogthum Sachsen gab nun Conrad dem tapfern Markgrafen Albert, welcher wegen seiner ritterlichen Thaten den Beinamen „des Bären“ sich erworben hatte. Albert hatte schon seit einer Reihe von Jahren im Namen des Kaisers einen Theil der wendischen Marken an der Elbe beherrscht, und durch seine Klugheit und weise Mäßigung den Namen der Deutschen im Wendenlande ehrenwerth gemacht.

Nun begann zwischen Albert und dem Baiern-Herzog Heinrich dem Stolzen ein Krieg um den Besitz von Sachsen, welcher auf die kaum wieder begonnene Missionsarbeiten Vicelins in Wagrien schädlich zurückwirkte. Albert vertrieb die Besatzungen des Herzogs Heinrichs aus den lüneburgischen und überelbischen Schlössern, und mit diesen auch den Grafen von Holstein, und setzte einen gewissen Heinrich von Badewide zum Grafen über Nordalbingien. Auch die wendischen Fürsten machten sich diesen Zustand der Verwirrung im nördlichen Deutschland zu nütze, um ihr lästiges Vasallenjoch für immer abzuschütteln; der Wagrier-Fürst Pribislav fiel in Holstein ein, und zerstörte die Festung Segeberg wie das am Fuße derselben liegende Kloster, wobei mehrere von Vicelins wackern Gehülfen das Leben einbüßten. Auch Vicelin, nebst den andern Missionarien würde unter den Händen der Wenden das Leben verloren haben, wäre es ihnen nicht gelungen, nach seinem Kloster Faldera zu entfliehen. (Helmoldi Chron. L. I. c. 50.) „Unter diesen schweren Trübsalen der Zeit, so erzählt Helmold, tröstete er das Volk, ermahnte dasselbe, sein Vertrauen auf Gott zu setzen, und vereinigte sich mit den Seinigen im Beten und Fasten, weil die Tage böse waren.“

§. 181.

Noch höher stieg Vicelins Verlegenheit, als (im Jahr 1139) ein rügischer Fürst Races, ein Abkömmling des alten Kruko, unversehens mit einer ansehnlichen Flotte in die Trave einlief, Lübeck überrumpelte und plünderte, und dadurch die kleine Christengemeinde daselbst ins Elend stürzte. Jetzt blieb den in Wagrien noch zurückgebliebenen Geistlichen nichts übrig, als nach Neumünster ihre Zuflucht zu nehmen, und so wurde das Kloster daselbst mit Flüchtlingen aller Art überfüllt, deren Unterhalt auf Vicelins Herzen lag. Allein je höher die Noth stieg, desto mehr wuchs auch sein Glaube. Er mit seinen Brüdern nahm sich der Hülflosen treulich an, speiste die Hungrigen, und auch die Kranken fanden Trost und Heilung vor seiner Klosterzelle. Der Ruf seiner Frömmigkeit und heilenden Wunderkraft verbreitete sich nach allen Seiten hin, und Schaaren von Kranken wurden herbeigetragen, um unter Gebet und Auflegung seiner Hände die Wiedergenesung zu erlangen. Mischte auch der Aberglaube jener Tage viel Irrthümliches in den Ruf seiner Wunderkräfte, den Vicelin selbst niemals suchte, so war ihm doch unter den Stürmen dieser Tage die Gnade zu Theil geworden, ein Wohlthäter der Hülflosen, und ein Tröster der Verlassenen zu seyn, und auf diese Weise dem Evangelio Christi den Zutritt zu ihren Herzen zu bereiten.

Endlich wurde der unglückselige Krieg zwischen den beiden sächsischen Herzogen, Heinrich und Albert, (im Jahr 1142) geendigt, nachdem Albert seinem Rechte auf das Herzogthum entsagt, und der deutsche Kaiser den tapfern Sohn des baierischen Herzogs, Heinrich den Löwen*), mit demselben belehnt hatte. Albert der

*) Das Leben dieses durch seine Thaten, wie durch seine Schicksale gleich merkwürdigen deutschen Fürsten, dem die politische Gestaltung des nördlichen Deutschlands, und die

Bär, mußte sich mit seiner Markgrafschaft Brandenburg begnügen, in welcher für seinen thätigen Geist eine große Arbeit wartete, und dem Grafen Adolf II. wurde sein früherer Besitz, Holstein, aufs Neue zugetheilt, zu welchem er durch einen Ländertausch auch das benachbarte Wagrien für seine Herrschaft zu erwerben wußte.

Kaum hatte sich der Graf Adolf II. in den Besitz des wendischen Wagriens gesetzt, so wendete er alle Sorgfalt an, das Land, das durch die langen Kriege zur völligen Einöde geworden war, wieder anzubauen, und zu einem bisher nicht gesehenen Wohlstande zu erheben. Die Festung Segeberg und die eingeäscherte Stadt Lübeck wurde auf einer neuen Stelle am Zusammenflusse der Trave und Wakeniz schöner als zuvor wieder aufgebaut, und nun eine Menge deutscher Kolonisten aus Westphalen, Holland, Friesland, Utrecht und Flandern ins Land gezogen, um sich an den fruchtbarsten Stellen desselben anzusiedeln. Um die hartnäckigen Wenden, die noch im zerstörten Lande übrig geblieben waren, desto mehr in seine Gewalt zu bekommen, wies er denselben die nördlichen Distrikte des Landes, Altenburg, Lütgenburg und die Gestade des baltischen Meeres zur Wohnung an, und machte sie zinsbar. Noch lebte der alte Obtritenfürst Niclot, mit welchem Adolf ein Bündniß wechselseitiger Hülfe und Freundschaft schloß, um durch die Vermittlung dieses noch immer mächtigen Fürsten seine neuen Kolonien zu sichern, und die alten Einwohner des Landes für die Aufnahme der neuen Ordnung der Dinge desto bereitwilliger zu machen. So hatte sich nach wenigen Jahren das dunkle Räthsel der drückenden Gegenwart gelöst, und die Hand der Vorsehung wußte mitten durch unübersteiglich scheinende Hindernisse die neuen

---

Begründung der christlichen Kirche in den baltischen Küstenländern so Vieles zu verdanken hat, hat Herr Dr. C. W. Böttiger in einer lehrreichen Schrift unter dem Titel: „Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern.“ (Hannover 1819) ausführlich beschrieben.

Wege zu bereiten, auf welchen die Kirche Christi in das niedergetretene Land wieder einziehen konnte. Schon die Tausende fremder Kolonisten, die sich jetzt aus christlichen Ländern her in diesen zerstörten Stätten niederließen, boten ein Saatfeld dar, das den Herolden des Evangeliums seine eigenthümlichen Reize gewähren mußte. Noch anziehender für dieselbe waren die neuen Wirkungskreise, die sich jetzt mit größerer Sicherheit als zuvor für das Werk Christi unter den unterjochten Wenden aufschlossen; und Vicelin mit seinen zahlreichen Gehülfen säumte nicht länger, diesen begonnenen Pflanzungen seine letzten Kräfte zuzuwenden.

§. 182.

Der fromme Graf Adolf hatte früher dafür gesorgt, daß Vicelins Kloster am Fuße des Segeberges in seinem ganzen Umfange aus den Schutthaufen wieder aufgerichtet, zu größerer Sicherstellung mit einer hohen Mauer umschlossen, und dem Kloster alle Grundstücke wieder zugewiesen wurden, womit einst der Kaiser Lothar dasselbe zum Unterhalt seiner Einwohner begabt hatte. Die Aufsicht über das Kloster wurde nun abermals dem frommen Vicelin übertragen, mit welchem der Graf Adolf schon früher vertraute Freundschaft gepflogen hatte. Vicelin fand bald die Lage des Klosters wegen der nahen Stadt, die durch die Einwanderungen fremder Kolonisten sich täglich vergrößerte, zu geräuschvoll; er ließ daher nur die Kirche zu einer Pfarrkirche ausbauen, das Kloster selbst aber verlegte er nach einem benachbarten Orte, von den Sachsen Hagerestorp, (Högelsdorf) genannt, dem er nun seinen eifrigen Mitarbeiter Volkward als Abt vorsetzte, welcher an dieser Stelle an der Bildung junger Geistlichen für die Kirche Wagriens bis zum Jahr 1154 arbeitete, da das Kloster aufs Neue nach Segeberg versetzt wurde.

Um diese Zeit (Jahr 1145) erhielt Vicelin noch einen andern willkommenen Mitarbeiter an seinem Freunde

Ditmar, der einstens zu Bremen sein Schüler, dann sein Begleiter auf seiner Reise nach Frankreich gewesen war, und nach seiner Rückkehr als Canonicus zu Bremen im Segen gearbeitet hatte. Später hatte er sich in das Kloster zu Neumünster begeben, um mit seinem Freunde Vicelin die Mühen und Leiden seines Berufes in Holstein zu theilen, und ihm durch seinen frommen Sinn die Beschwerden seines Berufes zu versüßen. Ditmar war, wie ihn Helmold schildert (L. I. c. 58.), ein Mann von erprobter Frömmigkeit, reicher Erfahrung, und wahrer Herzensdemuth, der, obgleich mit reichen Kenntnissen ausgestattet, sich dennoch zu den Schwachheiten seiner Schüler freundlich herabzulassen verstand, und voll Begierde brannte, das Christenthum im benachbarten Heidenlande auszubreiten. Die Ankunft seines treuen Freundes war Vicelin um so willkommener, da sich mit jedem Tage die Bekehrungsarbeit im Wendenlande mehrte, und die Zahl brauchbarer Gehülfen noch so geringe war, welche mit dem Eifer lebendiger und nüchterner Frömmigkeit ihr Leben für das Werk Christi aufzuopfern bereit standen.

So arbeiteten sie nun in friedlicher Stille an dem Wiederaufbau der Kirche in Wagrien, in der getrosten Zuversicht, den hartnäckigen Sinn der heidnischen Einwohner durch die Kraft des Christenthums allmählig zu überwinden. Allein den deutschen Fürsten und Bischöfen ging das Bekehrungswerk im Wendenlande zu langsam, und sie beschlossen, dasselbe mit einem Schlage zu vollenden. Gerade in diesen Tagen (J. 1146) wanderte jener berühmte fanatische Priester, der Abt Bernhard von Clairvaux, in allen Gauen Deutschlands umher, um die Fürsten und Völker für einen zweiten Kreuzzug nach dem Morgenlande zu begeistern.

Schon hatte Bernhard auf seinen Wanderungen durch Frankreich durch die Macht seiner Beredtsamkeit die große Menge mit sich fortgerissen, als er zu Frankfurt auf dem Reichstage erschien, wohin der Kaiser Conrad III. die

deutschen Fürsten und Bischöfe zusammen gerufen hatte, um mit denselben sich über einen Gegenstand zu berathen, welcher in jenen Tagen die christlichen Völker Europas in mächtige Bewegung setzte. Schon zuvor hatte der eifrige Bernhard, in einem eigenen Sendschreiben, den ganzen Clerus der deutschen Länder für seinen Entwurf entflammt. „Jetzt, rief er ihnen zu, jetzt ist der Tag des Heils, denn die Erde zittert, weil der Gott des Himmels angefangen hat, sein Land zu verlieren, wo er ehmals als Mensch mit Menschen umgegangen ist. Die Stunde nahet sich, wo die Fülle der Heiden in das Reich Gottes eingehen, und ganz Israel selig werden soll. Was macht ihr, tapfere Männer? was macht ihr, Knechte des Kreuzes? Wir und ihr wollt das Heilige den Hunden, und die Perlen den Schweinen überlassen? Wie viele Sünder, die ihre Sünden mit Thränen bekannten, haben nicht dort Vergebung erlangt, nachdem durch die Schwerter unserer Väter der Unflat der Heiden daselbst vertilgt worden ist! Glauben wir etwa, die Hand des Herrn sey verkürzt, weil er zur Beschützung seines Erbtheils so arme Würmer ruft, wie wir sind? Nein, sondern der Herr, euer Gott, versucht euch, ob es jemand unter euch verstehen möge. Bedenkt, welche Kunst er anwendet, euch zu retten, und erstaunt darüber! denn ist es nicht eine ganz ausgesuchte Gelegenheit eurer Rettung, die Gott allein finden konnte, daß er Mörder, Räuber, Ehebrecher, Meineidige, Missethäter aller Art, wie ihr seyd, in seinen Dienst zu rufen würdigt, gleich als wäret ihr tugendhafte Menschen? wollte er euch strafen, so würde er euren Dienst nicht einmal annehmen, wenn ihr ihn auch anbieten würdet“ (Bernhardi Op. I. Epist. 363. p. 328.).

Voll hoher Begeisterung ward nun von den anwesenden deutschen Fürsten und Bischöfen ein dreifacher Kreuzzug gegen die Feinde Christi beschlossen. Siebenzig Tausend gepanzerte Reiter führte der Kaiser Conrad, und eben so Viele der König von Frankreich (im Jahr 1147)

zum Kreuzzug nach Jerusalem, und beiden Heeren folgte eine ungeheure Menge von Fußvolk, Weiber und Kinder nach. Aber nur wenige derselben kehrten wieder in ihre Heimat zurück, indeß beide Heere erschlagen in der Wüste fielen. Ein zweites Kreuzheer zog den Rhein hinab nach England, und von dort nach Portugal hinüber, um Lissabon den Händen der ungläubigen Saracenen zu entreißen. An die Spitze des dritten Kreuzheeres stellten sich die beiden gefeierten Helden des nördlichen Deutschlands, der Markgraf von Brandenburg, Albert der Bär, und der junge tapfere Sachsenherzog, Heinrich der Löwe, nebst dem Erzbischof Albero von Hamburg und sämmtlichen Bischöfen Sachsens, um das Land der Obotriten und Lutizier für die Kirche Christi zu erobern.

§. 183.

Sowohl den Wendenfürsten, als dem frommen Vicelin nebst seinen Gefährten, war bei diesem gewaltigen Auftritte nicht wohl zu Muthe. Viel lieber hätten die Letztern das bethörte Heidenvolk durch die Sprache der Liebe und der Ueberzeugung in die Kirche Christi hineingelockt, und auch die Erstern hätten solch friedlichem Beginnen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Hatten sie doch die sächsischen Missionarien wieder im Wagrierlande aufgenommen, und seit mehreren Jahren ihre Arbeit nicht weiter gestört. Kaum hatte der Obotritenfürst Niclot die Nachricht vom Anzuge eines feindlichen Heeres gegen das Wendenland vernommen, so ließ er seinem Bundesgenossen, dem Grafen Adolf von Holstein sagen: „Ich war dein Auge und dein Ohr im Wendenlande, das du zu bauen angefangen hast, und duldete nicht, daß die Wagrier, die du ungerechter Weise aus dem Lande ihrer Väter verdrängtest, deinen Leuten etwas anhaben durften. Warum verlässest du deinen Freund in den Tagen der Noth? lernt man ihn doch in diesen am besten kennen!“ Graf Adolf entschuldigte sich als deutscher Fürst und als

Christ, ihm jetzt keinen Beistand leisten zu können; und nun fiel Niclot, ehe das Heer der Kreuzfahrer herbeigekommen war, mit zwei Reiterhaufen plötzlich über das Holsteinische Wagrien her, in welchem sich die fremden Kolonisten angesiedelt hatten; wer sich ihnen widersetzte, wurde erschlagen, und Haufen von Weibern und Kindern wurden in die Sclaverei weggeführt. Nur die Stadt Süsel leistete Gegenwehr, denn der tapfere Priester des Orts, Gerlach, stellte sich an die Spitze der Einwohner, und trieb den plündernden Wendenschwarm zurück. Nach voller Sättigung ihrer Mordlust warfen sich nun die verzweifelten Wenden in die festen Plätze des Landes, um diese mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Dänen, welche mit einem ansehnlichen Heer mit den Kreuzfahrern sich vereinigt hatten, wurden bei Dubin geschlagen; und bald brach unter dem Heere der Kreuzfahrer so große Uneinigkeit aus, daß nichts ausgerichtet werden konnte. Die beiden Anführer derselben, der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Sachsen, welche das Wendenland bereits als ihr Eigenthum betrachteten, hatten ihr eigenthümliches Interesse dabei, der Einwohner möglichst zu schonen. Ein ehrenvoller Friede ward nun den Wenden angeboten, den sie gerne annahmen. Sie mußten versprechen, sich sämmtlich taufen zu lassen, die Gefangenen heraus zu geben, und einen mäßigen Tribut zu bezahlen. Willig boten hiezu die Wenden ihre Hände dar, weil sie bei längerm Widerstand eine gänzliche Vernichtung ihres Volkes befürchten mußten. Schaarenweise ließen sie sich taufen, aber kaum waren die Kreuzfahrer abgezogen, so fielen Viele wieder in das Heidenthum zurück (Helm. L. I. c. 53—55.).

Graf Adolf von Holstein hatte nicht wenig zu diesem Ausgang der Dinge beigetragen, indem es ihm lieber seyn mußte, sein Land im Frieden zu regieren, als dasselbe unter den Händen eines fanatischen Kriegsheeres zerreissen zu lassen. Freilich hatten innerhalb kurzer Zeit seine neuen kräftig aufblühenden Kolonien Schreckliches

erduldet, und seine schöne Pflanzung mußte aufs Neue wieder begonnen werden. Adolf eilte nun, so gut er es vermochte, die geschlagenen Wunden wieder zu heilen, und auf gütlichem Wege den Herzen seiner Wagrier nahe zu kommen. Ein Bündniß, das er mit dem Fürsten Niclot schloß, legte auch wirklich den Grund zu freundlichem Verständnisse, da von nun an die Wenden es nicht weiter wagten, sich der Uebermacht der Deutschen mit Gewalt zu widersetzen.

Vicelin und seine Mitarbeiter hatten während dieser Stürme die Zeit in ihren friedlichen Hütten zu Neumünster zugebracht, um geduldig der Stunde zu harren, die ihnen aufs Neue den Weg zum Wendenlande öffnen sollte. Dem frommen Manne, welcher wohl wußte, daß der Unterricht des unwissenden Volkes im Christenthum eben keineswegs durch ein Heer von Kreuzfahrern zu ersetzen war, blieb nun nach Rückkehr des Friedens nichts Anderes zu thun übrig, als das so oft unterbrochene Missionswerk wieder von vornen zu beginnen, und dieß mit desto freudigerm Muthe, da es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß der gebrochene Muth der Wenden nun viel geneigter als je zuvor war, an der Sache ihrer alten Götter zu verzagen, und der Einführung des Christenthums nicht länger sich mit Gewalt zu widersetzen.

§. 184.

Der rüstige Sachsenherzog, Heinrich der Löwe, der sich vermöge kaiserlicher Belehnung zugleich als Herr des Obotritenlandes betrachtete, und erst kürzlich seine slavischen Besitzungen durch Eroberung bis an die Gränzen Pommerns ausgedehnt hatte, war bis jetzt dem Verbreitungswerke der christlichen Kirche in diesen Ländern fremde geblieben, da es ihm mehr um Steuern und Brandschatzung, als um Pflanzung der Kirche bei seinen Feldzügen zu thun gewesen war. Der hamburgische Erzbischof Hartwig erinnerte ihn nun an die Pflicht, die

ihm als Landesfürsten auch in dieser Beziehung oblag, besonders aber an die Wiederherstellung der alten Bisthümer, Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg, welche vier und achtzig Jahre zuvor von den heidnischen Wenden zerstört worden waren, und seit dieser Zeit nicht wieder aufgerichtet werden konnten. Da sich Heinrich weigerte, dieß schon jetzt zu thun, so berief der Erzbischof von Hamburg den Vicelin und seinen Gehülfen Emmehard zu sich, und ertheilte, indem er Beide zu Bischöfen weihte, dem Letztern den Sprengel von Mecklenburg, indeß Vicelin in das alte Bisthum von Oldenburg eingesetzt wurde. Unstreitig waren Beide die würdigsten Männer, welche zu dieser kirchlichen Würde erhoben werden konnten, denn die Pflanzung des Christenthums in jenen Gegenden war seit etwa dreißig Jahren ihr Werk gewesen, und viel hatten sie deshalb gearbeitet und erduldet. Die Sitte und Sprache der Slaven, das Land, wie das Bedürfniß seiner Einwohner hatte Vicelin genau kennen gelernt. Dieß mußte selbst der Sachsenherzog Heinrich und Graf Adolf gerne anerkennen; und doch waren Beide mit der Art und Weise ihrer Wahl unzufrieden, und versagten ihnen ihre Anerkennung, weil sie der Erzbischof nicht darum gefragt hatte. Dem Erzbischof sey es ein leichtes, dachten sie, Bisthümer aufzurichten und Bischöfe zu wählen; er habe nur den Ruhm und den Nutzen davon; indeß Heinrich und Adolf für die erforderlichen Einkünfte dieser neuen Stiftungen als Lehnsherren Sorge tragen müßten.

Vicelin, der am schuldlosesten bei der Sache war, kam dadurch in neue Leiden, welche seinem Herzen vielfachen Kummer bereiteten. Graf Adolf, der ihn bisher wie einen Vater verehrt hatte, wurde jetzt kälter gegen ihn, und entzog ihm die meisten Einkünfte dieses Jahres. Da eilte der Alte bekümmert zum Herzog, um sich zu entschuldigen, daß er nicht zuvor seine Einstimmung erbeten habe. Mit Ehrerbietung nahm ihn Heinrich auf, sprach aber folgende ernste Worte zu ihm: „Wohl ver-

dientet Ihr, Bischof, weder Empfang noch Gruß von mir, daß Ihr diese Würde, ohne mich zu fragen, angenommen habt; denn von mir mußtet Ihr eure Anstellung erwarten, vor Allem in einem Lande, welches meine Vorfahren mit Schild und Schwert erstritten und auf mich vererbt haben. Doch weil die Heiligkeit eures Wandels mir wohl bekannt ist, und auch meine Eltern Euch von Anfang an treu erfunden haben, so mag ich euren Fehler wohl vergessen, und eurer Erhebung meinen Beifall geben; doch nur wenn Ihr die bischöfliche Belehnung zuvor von mir angenommen habt." Dieß schien Vicelin eine harte Rede, weil Bischöfe zu belehnen nur dem Kaiser gezieme. Sein Freund, Heinrich von Witha, ein tapferer Kriegsheld, sprach ihm zu, dieß unbedenklich zu thun. „Thut ja, sagte er, was hier allein frommt, und kommt unseres Herrn Willen nach, auf daß Gottes Wort im Slavenlande ferner durch Euch gefördert werde; denn sonst ist Eure Mühe eitel; hier kann kein Kaiser und kein Erzbischof Euch helfen, wann Ihr dem Herzog Euch nicht fügen wollt; denn ihm ist von Gott dieß ganze Land gegeben. Und fordert etwa der Herzog von Euch, was unrecht oder schimpflich ist? bringts Euch nicht Nutzen, wenn der Herzog Euch den Staab als Lehenszeichen reicht, und Ihr ein hochgeehrter Mann am Hofe, wie bei den Slaven werdet, die Ihr bekehret?" (Helmold. L. I. c. 69.).

§. 185.

Vicelin bat um Bedenkzeit, und begab sich nach Bardewick, wo er in eine schwere Krankheit fiel, und sich deßhalb nach Neumünster bringen ließ. Nun fragte er den Erzbischof um Rath, was zu thun sey. „Thut's ja nicht, ließ ihm dieser sagen, dem Herzog zuzugestehen, was nur dem Kaiser gebührt. Möge er immer darüber zürnen; ist es nicht besser, Güter als Ehre zu verlieren?" Der arme Vicelin, dem nur Gottes Ehre und der Seelen Heil und Seligkeit, und nicht Geld und

äußere Würde am Herzen lag, kam darüber in große Noth. Gerne hätte er sich dem Herzog gefügt, aber dann hatte er des rachsüchtigen Erzbischofes Zorn zu befürchten. Lieber wollte er die bischöfliche Würde nicht, als mit ihr seinen heiligen Missionsberuf auf irgend eine Weise zu beflecken. Er lebte jetzt um so eifriger, arm und anspruchlos, seinem heiligen Werke, reiste im Lande umher, um das Evangelium den Armen zu verkündigen, errichtete mehrere Kirchen, ging nach Lübeck, und widmete dort dem Herrn einen Altar. Von hier aus begab er sich nach Oldenburg, seinem künftigen Wohnsitze, wo er noch Alles tief ins Heidenthum versunken antraf. Doch wurde er von dem Häuptling der Stadt und des Landes, Rochel, der ein ebenso wilder Heide als Seeräuber war, gut aufgenommen, auch ward ihm verstattet, das Evangelium zu predigen; aber nur Wenige waren, die es annahmen, und noch Wenigere, die sich taufen ließen. Indeß wurde ihm doch erlaubt, für sein Geld Arbeiter zu dingen, um das erforderliche Holz zu einer Kirche zu fällen, welche in der Stadt aufgerichtet werden sollte.

Mehrere Jahre arbeitete Vicelin auf diese Weise als schlichter Missionar im Segen fort, ohne nach seiner bischöflichen Würde zu fragen. Dabei konnte es ihm nicht entgehen, daß in dieser Lage die Gründung der Kirche Christi im Lande vielfach gehindert, und auch der Einführung einer kirchlichen Verfassung und heilsamer Anstalten um leerer Förmlichkeiten willen ein bleibender Anstoß in den Weg gelegt wurde. Eben darum glaubte er der Sache Christi es schuldig zu seyn, sich in die Umstände zu fügen, und das Investiturrecht des Herzogs dadurch anzuerkennen, daß er die Belehnung mit der bischöflichen Würde aus seinen Händen annehme. Er reiste demnach zum Hoflager des Herzogs nach Lüneburg, um demselben die Bereitwilligkeit auszudrücken, aus seinen Händen die bischöfliche Würde zu empfangen. „Um dessen willen, sprach er, der sich für uns gedemü-

thigt und erniedrigt hat, bin ich bereit, des Geringsten eurer Leute Knecht zu werden; warum sollte ich mich weigern, Euch mich zu unterwerfen, welchen Gott unter den Fürsten an Adel und Macht so hoch gestellt hat.“ Nun nahm Vicelin das Bisthum durch den Lehensstab aus des Herzogs Händen an; und von nun an fand er in Heinrich einen wohlgesinnten und freundlichen Herrn, welcher bereit war, alle seine Bitten zur Förderung der Kirche gerne zu erfüllen.

Vorläufig schenkte der Herzog ihm das Dorf Bosau mit einigen am Plönersee gelegenen Güterstücken, um die Kosten seiner kirchlichen Einrichtungen zu decken. Auf Bosau, das damals eine kleine Insel war, wohnte nun der ehrwürdige Greis ein ganzes Jahr hindurch unter einer schattenreichen Buche, bis die für ihn und seine Geistlichen erforderlichen Wohnungen aufgerichtet waren. Hier legte er den Grund zu einer Kirche, die dem Apostel Petrus geweiht wurde, und wahrscheinlich dieselbe ist, die man noch heutiges Tages dort antrifft. Von Bosau aus, wo sich Vicelin bis zu seinem Ende am meisten aufhielt, besuchte er fleißig die von ihm gestifteten Gemeinden und Kirchen. Vorzüglich bemühte er sich, die in Wagrien noch übrigen Heiden zu bekehren, was ihm auch bei den Meisten gelang. Denn Viele derselben kamen nach Bosau, um sich von ihm taufen zu lassen (Helmold. L. I. c. 70.).

§. 186.

Vicelin befand sich nun in seinem Elemente, und es war süße Lust seines Herzens, seine letzten Kräfte im Dienste seines göttlichen Meisters zu verzehren. Der Sachsenherzog, Heinrich, dachte nun darauf, auch im Polaberlande, das neben den Wenden mit einer großen Anzahl westphälischer Ansiedler bevölkert war, und zwar zu Ratzeburg (im Jahr 1154) einen Bischof Namens Evermod einzusetzen, welchem acht Jahre später ein Domkapitel beigegeben wurde, das aus einem Probst und

zwölf Prämonstratenſern beſtand. Dieſe neue Stiftung wurde reichlich von ihm ausgeſtattet, und ein bleibender Grund zum Fortbeſtand der Kirche in dieſer Provinz gelegt. Statt des Zehnten, den die Wenden zu geben beharrlich ſich weigerten, wurde eine beſtimmte Abgabe von jedem Pflug Landes für die Kirche von denſelben eingefordert, mit der beſondern Beſtimmung, daß, ſobald einmal die wendiſchen Einwohner vertrieben und das Land von fremden Koloniſten beſetzt ſeyn würde, der Zehnten eingeführt werden ſolle. Dieſe Anordnung Heinrichs verrieth ſeinen Vorſatz, die Wenden nach und nach zu vertilgen, und zugleich ſeine Beſorgniß, daß er ſie nicht werde zähmen können, wenn er ſie mit der ihnen ſo verhaßten Laſt des Zehnten belegte.

Auch der Biſchof Emmehard, welchen der Erzbiſchof von Hamburg für das neue Bisthum von Meklenburg geweiht hatte, mußte ſichs, wie Vicelin, gefallen laſſen, den Biſchofsſtab aus der Hand des Herzogs anzunehmen. Die Geſchichte hat uns von ſeiner Wirkſamkeit keine umſtändliche Nachrichten hinterlaſſen. Noch gab es der Götzendiener in dieſen Gegenden eine große Zahl, welche dem chriſtlichen Biſchof durch ihren hartnäckigen Sinn viel zu ſchaffen machten. Arnold von Lübeck, welcher Helmolds Chronik nach deſſen Tod fortſetzte, erzählt uns: „Die Wenden pflegten bei ihren feierlichen Opfern in dem Tempel ihres Götzen Genedrach mit Gewalt den Biſchof herbeizuziehen, und ihn auf die ſchimpflichſte Weiſe zu mißhandeln.“ Am Ende mußte der Herzog eine ſtarke Garniſon nach Mecklenburg legen, und mit Hülfe der Soldaten gelang es dem Biſchofe, die Götzentempel zu verwüſten, und diejenigen Heiden, die nicht freiwillig zur Taufe ſich anſchickten, mit Gewalt dazu zu zwingen. Allein auch auf dieſem Wege war der Sache nicht geholfen, und Emmehard war des Lebens nicht mehr ſicher. Dieß gab Veranlaſſung, daß (im J. 1165) der Biſchofsſitz von Mecklenburg nach Schwerin verlegt werden mußte. Nach Emmehards Tode (im J. 1195)

folgte ihm ein gewisser Berno im bischöflichen Amte nach, der mit glücklicherem Erfolg als sein Vorgänger, den Götzendienst im Lande zerstörte, und die Kirche Christi bleibend in jenen Gegenden anwurzelte.

Indeß rückte des ehrwürdigen Vicelins letzte Todesstunde herbei. In seinem Alter hatte er (im Jahr 1182) den Reichstag zu Merseburg besucht, den der Kaiser Friederich I. zur Schlichtung der Händel zwischen Heinrich dem Löwen und Albert von Brandenburg dorthin ausgeschrieben hatte, und auf seinem Rückwege überraschte ihn zu Faldera die schmerzliche Nachricht von dem Tode seines theuren Freundes Ditmars, der so viele Jahre hindurch mit Fleiß und Treue an seiner Seite gearbeitet hatte. Vicelin empfand den Verlust eines solchen Mitarbeiters tief, und der Kummer wollte nicht aus seinem Herzen weichen. Sich immer schwächer fühlend, beschloß er, nachdem der Bau der Kirche zu Bosau vollendet war, sich nach Neumünster zurückzuziehen, von dort aus die Seelsorge seiner Klosterbrüder im weiten Missionssprengel zu leiten, und seine letzten Tage der Vorbereitung auf seinen Eingang in das ewige Reich Gottes zu widmen. Die Besorgung des Klosters zu Neumünster und der damit verbundenen Kirchen übertrug er seinem Freunde Eppo, einem um die Ausbreitung des Christenthums im Wendenlande hoch verdienten Manne, den die Klosterbrüder daselbst zu ihrem Abte erwählten. Ludolph, der so viel für das Werk Christi zu Lübeck gethan und gelitten hatte, erhielt die Aufsicht über das Kloster Högelsdorf und die neu angelegten Kirchen im Wagrierlande. Nun war Vicelins Tagewerk für diese Welt vollendet, und er starb (im December 1184) in den Armen seiner traurenden Freunde, nachdem er dreißig Jahre lang seine besten Kräfte der Pflanzung der Kirche Christi in Holstein und im Wendenlande geweiht hatte.

§. 187.

Nach Vicelins Tode wurde Gerold, aus Schwaben gebürtig, zum bischöflichen Amte in Altenburg ausersehen, ein Mann, der bisher Hauspriestersdienste am Hofe des sächsischen Herzogs Heinrich geleistet, und sich durch seinen tadellosen Wandel, so wie durch seine strenge Lebensweise die Achtung desselben erworben hatte. Heinrich war gerade, als Vicelin starb, auf einem Kriegszuge in Italien begriffen; und nun sprach die Herzogin zu Gerold: „Willst du Gott mit strenger Selbstverläugnung dienen, so wähle dir wenigstens eine angemessene und gewinnreiche Arbeit, und ziehe nach dem Slavenland, um das Werk zu verrichten, das der Bischof Vicelin gethan hat; denn auf diese Weise wirst du dir selbst und Andern nützlich. Alles Gute wird noch besser, wenn es auch Andern frommt.“ Nun wanderte der Abt Ludolph mit Gerold nach Wagrien, um ihn dort zum Bischof wählen zu lassen; und bei der Geistlichkeit sowohl, als beim Volke daselbst, fand seine Wahl keinen Anstand. Nur ein Bischof fehlte, der ihm die bischöfliche Weihe ertheilen konnte. Hartwig, der Erzbischof von Hamburg, Heinrichs des Löwen erbitterter Feind, trieb sich gerade in diesen Tagen im Böhmerwalde herum, um dem Herzog bei seiner Rückkehr eine Falle zu legen; und so wurde von diesem, Gerolds Bischofsweihe geradezu verweigert. Dem armen Manne blieb nun nichts übrig, als zu Fuße nach Italien zu wandern, um im Feldlager des Herzogs Hülfe zu suchen. Von Straßenräubern unterwegs ausgeplündert, und im Gesicht verwundet, kam er gleich einem Bettler in Heinrichs Lager an, und dieser wußte bald die Sache so einzuleiten, daß Gerold vom Papst Hadrian IV. die bischöfliche Weihe empfieng.

Nun eilte er unverweilt nach Altenburg (Oldenburg) zurück, um seine Missionsarbeit daselbst zu beginnen. Dieser Theil Wagriens war damals den heidnischen Wenden zum Wohnsitz angewiesen, die der aus dem Wilzenlande hie-

her zurückgedrängte Fürst Pribislav in diesen Tagen regierte, welcher zu einem dürftigen Häuptling herabgesunken war, indeß der größere Theil des übrigen Wagriens und Obotritenlandes meist von christlichen Ansiedlern in Besitz genommen worden war. Bald ging Gerolden zu Altenburg die Nahrung gänzlich aus, da die heidnischen Wenden sich nichts um ihn bekümmerten; indeß vertraute er seinem Gott, der es also fügte, daß der hamburgische Erzbischof mit ihm ausgesöhnt wurde. Jetzt erst fing er mit Lust seine schwere Arbeit an, da er sich bei derselben von aussen her nicht weiter gestört sah. Alles um ihn her hatte noch das Aussehen der äußersten Dürftigkeit; Altenburg selbst lag noch in voller Zerstörung da, und nur eine kleine Hütte diente ihm zum Obdach, welche Vicelin daselbst erbaut hatte. Auch an Zuhörern fehlte es ihm bei den Gottesdiensten gänzlich, und es war nur ein geringes Häuflein, das am Unterrichte im Christenthum Vergnügen fand.

So blieb dem eifrigen Bischof nichts übrig, als seine Heerde außerhalb der Stadt aufzusuchen. Die heidnischen Wenden hatten sich längs der Meeresküsten hin niedergelassen, und unter diesen wanderte nun Gerold umher mit seinem Freunde Helmold, dem Verfasser unserer Slaven-Chronik, der in der Klosterschule zu Bosau erzogen worden war, und nun sein kräftiges Leben der neugepflanzten Kirche im Wendenlande gewidmet hatte. Auf ihren Wanderungen durften sie sich großer Gastfreundlichkeit in den Hütten der heidnischen Wagrier erfreuen, und auch der Fürst Pribislav war ihrer Missionsarbeit nicht abhold.

§. 188.

„Die Slaven“, so bemerkt Helmold in seiner Chronik (L. I. c. 82) bei dieser Veranlassung, “sind ein ungemein gastfreundliches Volk, das ich nun aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe; was sie durch Ackerbau, Jagd und Fischfang gewinnen, wird auf Gastfreundlichkeit ver-

wendet; eher bestehlen sie ihre Nachbarn, als daß sie den Gast hungrig von sich ließen. Sollte je einer es wagen, einem Fremdling die Nachtherberge in seinem Hause zu versagen, so würde ihm seine Hütte über dem Kopfe angezündet werden."

Auf ihren Wanderungen an der Meeresküste kamen sie zu einem Häuptling Thessemar, in dessen Gebiet noch ein vielbesuchter Götzenhain anzutreffen war, der dem Gott Prove geheiligt war. „Der Bischof, so erzählt Helmold, sprach uns zu, furchtlos auf den Götzentempel loszugehen, um denselben zu zerstören. Er selbst sprang vom Pferd, und drang mit uns durch die Pforte in den Vorhof des Tempels ein; und nun trugen wir einen Haufen dürren Holzes herbei, um denselben zu verbrennen. Uns war wegen eines Aufruhrs nicht wenig bange, aber die Hand des Herrn schützte uns. Der Häuptling Thessemar nahm uns gastfreundlich auf, und ließ uns ein großes Mahl bereiten; allein die Becher der Slaven wollten uns nicht schmecken, da wir Haufen von Christen-Sklaven um uns her sahen, die von Dänemark eingebracht worden waren, und in ihren Löchern jämmerlich mißhandelt wurden. Wir fanden unter ihnen ehrwürdige Priester Gottes, welche durch lange Gefangenschaft gänzlich abgezehrt waren, und denen unser Bischof weder durch bittende Fürsprache, noch durch Gewalt Dienste leisten konnte".

„Am folgenden Sonntag kam ein großes Volk von Stadt und Land auf dem Markte zu Lübeck zusammen; unser Bischof hielt eine eindringliche Rede an sie, und ermahnte sie, ihre Götzen fahren zu lassen und den einigen Gott zu verehren, der im Himmel ist; auch künftig ihre christlichen Nachbarn durch Diebstahl und Mord nicht länger zu beunruhigen. Das Volk zeigte sich bereitwillig hiezu, und nun trat ihr Fürst Pribislav hervor, und sprach im Namen derselben: „Deine Worte, ehrwürdiger Bischof, sind Worte Gottes, und zeigen uns den wahren Weg des Heils; aber wie können wir diesen Weg

wandeln, da wir von so vielen Uebeln umstrickt sind? Damit du unsre Noth kennen lernest, so vernimm meine Rede. Das Volk, das du hier siehest, ist dein Volk, und es ist billig, dir zu eröffnen, was unsere Herzen drückt; dir wird es zukommen, Mitleiden mit uns zu haben. Das Joch, das uns die deutschen Fürsten aufgelegt haben, ist so strenge, daß uns um der Abgaben und des harten Dienstes willen, der Tod lieber, denn das Leben geworden ist. Siehe, wir arme Leute, die wir diesen kleinen Winkel des Landes bewohnen, müßen in diesem Jahre dem Sachsenherzog 1000 Marken bezahlen; nun kommt der Graf von Holstein und fordert eben so viele Hunderte, und noch sind wir nicht fertig, sondern wir werden auf andere Weise bis zur gänzlichen Vernichtung gleich einem Schwämme ausgedrückt. Wo wollen wir Zeit finden, dieser neuen Religion zu dienen, und wo Geld, Kirchen zu bauen, um Taufe und Unterricht in denselben zu empfangen, da uns täglich mit der Vertreibung gedroht wird? Und wenn nur ein Ort noch übrig wäre, wohin wir fliehen könnten; aber gehen wir über die Trave hinüber, so trifft uns der gleiche Jammer; wandern wir über die Peene, so sind wieder unsere Dränger da. Was bleibt uns demnach übrig, als dem tobenden Meere uns Preis zu geben, und auf den schäumenden Wellen unsere Wohnung aufzuschlagen? Wer ist Schuld daran, wenn wir genöthigt werden, als Seeräuber unser armes Leben durchzuschlagen?“ Mir ist nicht unbekannt, antwortete der Bischof, daß unsere Fürsten bisher euer Volk mißhandelten. Dieß ist auch kein Wunder, denn sie halten es für keine Sünde, sich an Götzendienern zu vergreifen, welche keinen Gott haben. Unterwerfet euch vor Allem euerm Schöpfer, vor welchem auch diejenigen die Kniee beugen, welche den Erdball tragen. Die Sachsen und alle übrigen christlichen Völker führen ein ruhiges Leben, und sind in ihrer Lage zufrieden; ihr allein seyd der Plünderung Preis gegeben, so wie ihr allein allen Uebrigen an Geistesbildung nachstehet.“ —

„Man gebe uns, sprach der Fürst Pribislav, dieselben Rechte, welche die Sachsen haben, so wollen wir mit Freuden Christen werden, Kirchen bauen und unseren Zehnten geben.“

Dieß war der eigentliche Krebsschaden, welcher seit vierhundert Jahren an der wendischen Mission nagte; auch wurde es sobald nicht besser, denn der Sachsenherzog Heinrich kam in diesen Tagen mit leeren Händen aus Italien heim, und die Gelderpressungen gingen aufs Neue an; das Land wurde nach und nach ein Besitzthum der Einwanderer, und von nun an mußten die noch übrigen Heiden in Wagrien und im Obotritenlande sich willenlos schmiegen, oder ihr Heil auf dem Meere suchen.

§. 189.

Auch in den brandenburgischen Marken, welche meist von den kriegerischen Wilzenstämmen bewohnt waren, fing um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Kirche Christi allmählig an, das rohe Götzenthum im Lande zu besiegen, und bleibend sich in demselben anzuwurzeln. Es war ein Glück für sie, daß der Graf Albert von Ballenstädt, welcher später unter dem Beinamen des Bären, als erster Markgraf von Brandenburg so berühmt wurde, eine lange Reihe von Jahren hindurch im Namen des Kaisers das Regiment in diesem Lande führte; indem es Angelegenheit seines Herzens war, den Völkern, die sein starker Arm allmählig überwältigte, nach ihrer Unterjochung auch seine heilende und bildende Sorgfalt zuzuwenden. Noch im Jahr 1131 waren alle festen Plätze an dem Havelflusse bis zur Elbe hin in den Händen der Wilzenstämme, und viele Jahre mußte sich Albert mit den Brizanern, Stoderanern und andern Stämmen an diesen beiden Flüßen herumschlagen, bis es ihm gelang, sie allmählig unter das Joch deutscher Herrschaft zu zwingen (Helmold Chron. L. I. c. 88.). Wie natürlich, daß auch der Götzendienst während dieser Zeit noch immer in diesen

Gegenden die herrschende Religionsweise der Einwohner war, was auch immer die Erzbischöfe in dem benachbarten Magdeburg versuchen mochten, um der Kirche Christi nach und nach das Uebergewicht zu verschaffen. Selten waren auch die Erzbischöfe daselbst die rechten Leute, welche den erbitterten Heiden den Christenglauben anziehend zu machen wußten. Man sah sie viel öfter in der blutigen Schlachtlinie, und an der Spitze der Soldaten, denn als Lehrer und Tröster in den Hütten der Unwissenden und Hülflosen, um die geschlagenen Wunden zu heilen, und die bekümmerten Gemüther aufzurichten. Zwar waren die zerstreuten Christenhäuflein im Lande umher nicht gering, und Brandenburg sowohl als Havelberg hatten noch immer ihre eigenen Bisthümer, welche schon Otto der Große im Lande aufgerichtet hatte; aber nur selten hatten die Bischöfe persönliche Sicherheit genug, um sich gegen den Andrang der Götzenpriester zu halten, und jeder gegen die Wilzen verlorne Feldzug der Deutschen reitzte zu neuen Verfolgungen gegen diese wehrlosen Christenhäuflein auf. Noch gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatte der wendische Fürst Pribislav die Havelgegenden inne, und diesem war das Loos beschieden, die gänzliche Unterjochung seiner Nation zu erleben.

Als nämlich (im Jahr 1147) das Heer der Kreuzfahrer, das gegen die heidnischen Wenden ausgezogen war, an den Elbeufern sich niederließ, um mit stürmender Hand die wendischen Marken zwischen der Elbe und Oder zu erobern, so brachte der Anblick ihrer Streithaufen einen so überwältigenden Eindruck in den Gemüthern der Heveller (Bewohner der Havelgegenden) hervor, daß sie auf jegliche Gegenwehr verzichteten, und sich selbst mit dem Kreuz bezeichnen ließen, um nicht von den fanatischen Kreuzfahrern niedergehauen zu werden. Der Wendenfürst Pribislav ließ sich nun, nebst seiner Gemahlin Petrissa, taufen, und erhielt bei seiner Taufe den Namen Heinrich; und nun fing er selbst an, den Götzendienst in seinem Lande auszurotten. Triglav nebst allen

übrigen Götzenbildern zu Brandenburg wurde zertrümmert, ihre Tempel wurden niedergerissen, und die Götzenpriester mit Schmach aus dem Lande gejagt. Pribislav selbst stiftete ein Kloster zu Brandenburg, um für den christlichen Unterricht seiner Wenden Lehrer zu erziehen; schickte zum Zeichen der Unterwürfigkeit seine Krone nach Rom, um sie dort am Grabe der heil. Apostel weihen zu lassen; stiftete mit dem Markgrafen Albert ein Freundschaftsbündniß, und trat Alberten sein väterliches Erbe im Wilzenlande ab, und zog mit seinen Landsleuten an die Ufer des baltischen Meeres, um über den Untergang seines Volkes seine letzten Tage in Trauer zuzubringen; und so traf ihn oben (§. 187) unsere Missionsgeschichte unter den letzten Trümmern desselben an.

§. 190.

Nun war für Albert die Zeit gekommen, als Retter und Wohlthäter den unterjochten Wilzen die segnende Hand des Friedens zu bieten. Der Widerstand gegen die allgemeine Einführung des Christenthums hatte ein Ende, oder war wenigstens so hoffnungslos geworden, daß nicht weiter ein glücklicher Erfolg fürs Heidenthum von demselben erwartet werden durfte. Die hartnäckigsten Götzendiener wanderten aus dem Lande aus, um sich an ihre Brüder auf der baltischen Meeresküste anzuschließen; und die zurückgebliebenen Wenden bequemten sich, die Taufe anzunehmen. Der lange Krieg sowohl, als diese Auswanderungen hatten nun freilich das Land beinahe gänzlich entvölkert und verwüstet, und darum bemühte sich jetzt der thätige Markgraf das entblößte Land mit neuen Einwohnern zu besetzen; und große Kolonistenhaufen zogen nun vom Rheinstrom, aus Holland, Belgien und Flandern her, welche kurz zuvor durch Wassersnoth schreckliche Ueberschwemmungen erlitten hatten, in die brandenburgischen Marken ein, welche sowohl in der Altmark auf dem linken Elbeufer in den

Gegenden von Salzwedel (Soltwedel) und Stendal, als auf dem südlichen Elbeufer vom Havelstrome bis zum Böhmerwald sich bleibend niederließen. Mit den neuen Einwanderern zogen auch die nützlichen Gewerbsthätigkeiten des bürgerlichen Lebens in die zerstörten Wildniße des Wendenlandes ein; und Albert sparte keine Mühe, die Verbreitung derselben auf jegliche Weise zu unterstützen. Städte und Dörfer wurden weit umher im verwüsteten Lande aufgebaut, wie auch wirklich die meisten ansehnlichen Städte des gegenwärtigen Preußens ihre erste Entstehung in der Regierungszeit des Markgrafen Alberts fanden. So waren z. B. die beiden Städte, Berlin und Potsdam kurz zuvor nur arme Fischerdörfer gewesen, deren Einwohner sich dürftig vom Fischfang nährten; und die Geschichte nennt uns vom Jahr 1106 einen Vergleich, den die Einwohner Berlins mit denen zu Potsdam wegen des Fischfangs in der Havel abschlossen. Unter Alberts thätiger Fürsorge blühten nun beide zu Städten auf. Ihre Einwohner wurden durch Schaaren von Kolonisten vermehrt, und Ackerbau, Viehzucht und Gewerbsfleiß fingen an, den äußerlichen Wohlstand des Landes zu begründen.

Eine natürliche Folge hievon war, daß auch die Anpflanzung der Kirche Christi von jetzt an, um so glücklicher in den brandenburgischen Marken vorwärts schritt. Helmold bemerkt in seiner Chronik (L. I. c. 88.) „daß durch diese Einwanderungen der Rheinländer, Belgier und Holländer, die beiden Bisthümer, Brandenburg und Havelberg ansehnlich erweitert worden seyen, indem überall im Lande umher Kirchen aufgebaut wurden, und die Einkünfte derselben durch die Zehntenabgabe der Einwohner sich ansehnlich vermehrten.“

Schon im Jahr 1150 wurde von Kaiser Conrad III. dem Bisthum von Havelberg ein neuer Gnadenbrief gegeben, welcher dieses Bisthum nicht nur in den vollen Genuß seiner frühern Rechte wieder einsetzte, sondern demselben auch neue Quellen laufender Einkünfte eröff-

nete. Es wird in demselben ausdrücklich gesagt: „Da die bischöfliche Kirche zu Havelberg schon vor Unserm Vorfahren, dem Kaiser Otto dem Großen gegründet, später aber durch die Ueberfälle der Heiden zerstört wurde, so haben Wir den Bischof dieser Kirche, Anselm, in Unsern besondern Schutz genommen, und da derselbe zur Wiederherstellung seiner Kirche aus allen Kräften arbeitet, so haben Wir beschlossen, den frommen Eifer desselben mit allen Uns zu Gebot stehenden Mitteln zu unterstützen.“ Und nun erklärt der Kaiser, daß alle Kolonisten, die sich jetzt und künftighin in dem verwilderten Gebiete dieses Bisthums anbauen würden, von allen landesherrlichen Abgaben frei seyn sollten. Dieselbe Abgaben-Freiheit sagte auch der Markgraf den neuen Ansiedlern zu, und dieß hatte die wohlthätige Folge, daß die ansehnlichen Sprengel von Havelberg und Brandenburg innerhalb kurzer Zeit aufs Neue bevölkert und angebaut, und der Kirche Christi weite Wirkungskreise aufgeschlossen wurden, um die heidnischen Einwohner im Lande mit den Segnungen des Christenthums bekannt zu machen. Freilich hatte die Kirche in ihrem damaligen beklagenswerthen Verfalle weder lautere evangelische Erkenntniß, noch sittliche Glaubenskraft genug, um die Macht der heidnischen Finsterniß nicht blos in den Götzentempeln, sondern auch in den Herzen der Einwohner zu zerstören, und sie mit der Herrlichkeit Gottes im Angesichte Jesu Christi auf eine Leben bringende Weise bekannt zu machen. Zwar wurden die heidnischen Götzenbilder im Lande umher vertilgt, aber an ihrer Stelle zogen die Heiligen-Bilder in die Kirchen ein, und der Götzendienst hatte mit ihnen nur seine vorige Gestalt verändert. Auch mangelte dem Volke noch das einzige Mittel zu seiner wahren Erleuchtung und Besserung, das Wort Gottes, und die Bekanntschaft mit demselben, auf die allein die wahre Kirche Christi aufgebaut werden kann. Die Bibel war in den Abendländern nur erst in der lateinischen Sprache zu lesen, die dem Wendenvolke ganz

lich unbekannt war; und nicht einmal von allen Geistlichen jener Zeit verstanden wurde. So trat ein neuer Aberglaube in die Fußstapfen des alten ein, und bürgerliche Zucht und Ordnung war wohl der einzige und nächste Gewinn, den diese Veränderung über das Land verbreitete, bis im Zeitalter der Kirchen-Reformation die schönere Morgenröthe göttlicher Erkenntniß aus den düstern Wolken der Vergangenheit hervorbrechen konnte.

§. 191.

So waren nun, nach einem beinahe vierhundertjährigem Kampfe, die Götter der Slaven vor dem mächtigen Gott der Christen in den Staub dahin gesunken. Wohl hätte sie der lebendige Christenglaube ungleich früher und auf unblutigem Wege durch die Kraft der göttlichen Wahrheit überwunden; aber dieses Schwert des Geistes, das Wort Gottes, gebrach in jenen finstern Tagen, und es fehlte an Männern, welche dasselbe auf die rechte Weise zu führen wußten. Nur die nördlichste Spitze des alten Slaviens, die Insel der wilden Rügier, stand mitten im Schiffbruch ihrer heidnischen Volksgenossen noch unüberwunden da, und trotzte, wie ein Fels im Meer, dem heftigen Wellenzug deutscher Religion und deutscher Volksgesittung.

Seit des Kaisers Ludwigs des Frommen Zeit hatten die Bewohner der Insel Rügen der deutschen und der dänischen Könige gespottet; sie hatten Bündniße mit denselben geschlossen und nach Willkühr wieder gebrochen; sie hatten christliche Missionarien in ihren Schoos aufgenommen, und trotzig wieder von ihren Ufern verjagt; sie hatten rings um ihre Grenzen her die Siege des Evangeliums mit ihren Augen gesehen, und jede Einladung zur Theilnahme an den Segnungen desselben mit Hohn von sich gewiesen; die ganze abendländische Welt hatte dem Gesetze Christi gehuldigt, und noch stand in dem gefeierten Götzentempel zu Arkona der gewaltige Hohepriester, welcher die Zügel des alten slavischen Völker-

lebens und der väterlichen Religion noch immer mit starken Armen festhielt. Diese Stellung der heidnischen Rügier war in jenen Tagen um so gefahrdrohender für die benachbarten Fürsten und Völker, da ihre Insel nur den einzigen Sammelplatz darbot, auf welchem alle hartnäckigen Götzendiener, so wie alle Unzufriedenen der übrigen Länder zusammen trafen, um die letzte Stunde des sterbenden Heidenthums mit einem blutigen Todesmahle zu feiern. Auf einen engen Raum der Insel zusammengedrängt, deren Boden sie nicht zu nähren vermochte, war ihnen zu ihrem Lebensunterhalte nichts als ein fortgesetzter Plünderungs- und Seeräuberkrieg übrig geblieben; und schon längst war der ganze Umkreis der baltischen Küstenländer, und besonders die gegenüber liegende dänische Küste, der blutige Schauplatz ihrer Zerstörung geworden.

Zwar war es bei dem Kreuzzuge, den der Kaiser Conrad III. (im Jahr 1146) auf Antrieb des Abtes Bernhard und des Papstes Eugen III. anordnete, hauptsächlich auf die Unterjochung dieser trotzigen Slaven des Nordens abgesehen gewesen; und ein Heer, das auf 100,000 Mann angegeben wird, und aus Sachsen, Westphalen und Dänen bestand, hatte sich auf einer mächtigen Flotte gegen die nördlichen Küsten des Wendenlandes gezogen. Man wollte, der päbstlichen Bulle gemäß, die Slaven entweder zur Annahme des Christenthums zwingen, oder das ganze Volk ausrotten; allein es wurde an diesen Küsten nur wenig ausgerichtet, und der Krieg endigte mit dem Rückzuge der Dänen und einem sogenannten Frieden, der ein Jahr darauf schon wieder gebrochen wurde. Die Rügier kehrten zu ihren alten Göttern zurück, und setzten ihre Raubzüge gegen die Dänen fort. Fühnen wurde verwüstet, und Odensee mit Feuer und Schwert verheert. Mittlerweile bestieg der dänische König Waldemar I. den Thron (J. 1157), und mit seiner Regierung begann eine bessere Zeit für das niedergetretene Dänemark. An seiner Seite lebte ein

Mann, welchen die Vorsehung als Werkzeug erkohren hatte, dem Heidenthum auf der Insel Rügen für immer ein Ende zu machen, und auf dieser Spitze des nördlichen Deutschlands die Siege zu vollenden, welche die Kirche Christi über die slavisch-wendischen Völker davon getragen hatte. Dieser Mann war Absalom, Bischof von Röskilde (Roschild), welcher als Held, Staatsmann und Bischof gleich ausgezeichnet war, und der kleinen Schaar der großen Männer angehört, welche die Vorsehung Gottes dem zwölften Jahrhundert gegeben hat *). Was einst Winfried für Thüringen und Hessen, Anschar für den Norden, Adalbert für Preußen, und Otto für Pommern gewesen war, sollte Absalom für die nördlichste Küste Deutschlands werden. Freilich trat er auf eine andere Weise auf, als jene Männer, welche als Boten des Friedens kamen. Absalom, obgleich auch ein Bischof, kam mit dem Schwert; sein Auftreten war das eines Anführers von Schaaren, die zu Kreuzzügen auszogen, und seine Wirksamkeit für das Christenthum begann mit der Eroberung der Insel an der Spitze be-

*) Absaloms Zeitgenosse Saxo, wegen seiner Kenntnisse, Grammaticus genannt, hat eine Historia Danica in 16 Büchern geschrieben, welche mit dem Jahr 1186 schließt, und in welcher er ausführliche Nachrichten über die Schicksale und Thaten dieses ausgezeichneten Mannes hinterlassen hat, mit welchem er viele Jahre in vertrauter Freundschaft lebte, (Basil. 1534 fol.) und welche die Hauptquelle seiner Lebensgeschichte ist. In neuerer Zeit machte ein dänischer Geschichtforscher H. F. J. Estrup, Professor zu Soroe, mit Benützung dänischer und isländischer Geschichtsquellen das Leben dieses Bekehrers der Rügier zum Gegenstand seiner gelehrten Forschungen, und legte das Ergebniß derselben in einer Schrift: Absalom som Helt, Statsmand og Biskop. Soröe 1826 nieder, welche Herr D. Mohnike in Stralsund (Leipzig 1832) ins Deutsche übersetzte und mit einigen Anhängen vermehrte. Die Bekehrungsgeschichte der Rügier hat der vollendete Bischof Münter in seiner Kirchengeschichte Dänemarks (II. Bd. II. Abth. S. 781—795) beschrieben.

waffneter Heereshaufen. So tief war nun einmal in jenen Tagen das christliche Missionswerk hinabgesunken, und Absalom, der in den Begriffen seines Zeitalters lebte, glaubte mit redlichem Sinne Gott einen Dienst daran zu thun, wenn er die heidnischen Rügier, diese erbosten Feinde seines Vaterlandes und des Christennamens, mit der Spitze des Schwertes zum Christenthum bekehrte.

§. 192.

Erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es (im Jahr 1169) dem dänischen Könige Waldemar und seinem kriegerischen Bischofe Absalom, sich der Insel Rügen zu bemächtigen. Die schon früher unterjochten Fürsten der Lutizier und Obotriten hatten von dem Sachsenherzoge, Heinrich dem Löwen, den Befehl: mit ihren Heeren zu ihnen zu stoßen, wozu Berno, der Bischof von Schwerin, das Volk zu überreden wußte. Arkona, die Hauptfestung der Insel und der Hauptsitz der Religion, wurde jetzt von der Landseite her belagert. Auf der Zinne eines Vorgebirges gelegen, das von drei Seiten schroffe, vom Meer bespülte Felsenwände darbot, war Arkona nur von der Landseite her angreifbar, auf welcher dasselbe durch einen Wall, fünfzig Ellen hoch, geschützt war. Dieser wurde mit Gewalt erstürmt und Feuer in die Stadt gelegt; endlich trat ein einzelner Mann hervor, und bat im Namen der Einwohner um Waffenstillstand. Dieser wurde auch vom Könige gewährt unter der Bedingung, daß der Götze Swantewit ausgeliefert, die christlichen Gefangenen ohne Lösegeld freigegeben, das Christenthum von den Einwohnern angenommen, die Ländereien des Götzentempels an die christliche Priesterschaft abgetreten, eine jährliche Schatzung dem Könige bezahlt, und vierzig Geißeln zur Bürgschaft gestellt werden sollten. Um Leben und Eigenthum zu retten, willigten die Einwohner in diese Bedingungen ein. Unverweilt machte sich nun Absalom an die Zer-

störung des weitberühmten Götzentempels, von dem aus die nördliche und östliche Slavenwelt durch Priesterherrschaft regiert worden war. Erst wurden die Teppiche, die das geweihte Götzenbild im innersten Heiligthum verhüllten, niedergerissen, darauf das mächtige Riesenbild mit Aexten und Hämmern an den Schienbeinen bearbeitet, bis es rücklings mit großem Gepolter zu Boden stürzte. Die Arbeiter waren angewiesen, vorsichtig zu Werke zu gehen, damit es im Fallen keinen beschädige, was die umstehenden Rügier für eine Rache ihres Gottes gehalten haben würden. Die Geschichte erzählt, daß man im Augenblicke seines Falles den bösen Geist in der Gestalt eines schwarzen Thieres aus dem Tempel herausfahren gesehen habe. Jetzt sollte das kolossale Bild, mit Stricken um den Hals, aus der Stadt heraus geschleift werden. Keiner unternahm dieses Wagestück, das am Ende von den Gefangenen verrichtet werden mußte. Im dänischen Lager angekommen, ward das hölzerne Bild, nachdem jeder seine Neugier an demselben gesättigt hatte, in Stücke zerhauen, und auf den Feuerheerden verbrannt. Der Tempel, ganz aus Holz gezimmert, ward nun eingeäschert, und an seiner Stelle die erste christliche Kirche auf Rügen erbaut, und mit Priestern bestellt. Die Geistlichen im dänisch-wendischen Heere, und unter diesen auch der Bischof Berno von Schwerin, fingen nun mit allem Eifer an, den Rügiern das Christenthum zu predigen, und innerhalb kurzer Zeit sollen 1600 Einwohner mit ihrem Fürsten Jaromar von Absalom getauft worden seyn.

Noch ehe Arkona fiel, kam ein Bürger von Karentz (Gartz), sieben Meilen von Arkona, um den Heerführer Absalom um Gnade für die Einwohner seiner Stadt zu bitten, und sich dem Sieger in ihrem Namen zu unterwerfen. Als nach wenigen Tagen der gefürchtete Absalom mit seinen Schiffen auf dem Flusse vor ihrer Stadt erschien, fand er schon den König Tetzlav mit dem ganzen rügischen Adel am Ufer versammelt, um ihn ehren-

voll zu empfangen. Mit einem kleinen Gefolge zog nun Absalom als Sieger in Karentz ein, ohne sich durch den Anblick von 6000 bewaffneten Männern, welche vor der Stadt aufgestellt waren, schrecken zu lassen. Als ein Engel des Friedens wurde er unter lautem Frohlocken von den Einwohnern aufgenommen, welche bereit waren, jede seiner Friedensbedingungen zu erfüllen. Zu Karentz standen drei Tempel wendischer Gottheiten; einer derselben war dem Rugiwith geweiht, das Haupt dieses Götzen hatte sieben Gesichter, und unter seinem Barte nisteten die Schwalben. Sieben Schwerter hiengen an seiner Hüfte, und das achte war so fest in seine Hand angenagelt, daß ihm der Arm abgehauen werden mußte. Die Größe dieses Götzen war so riesenhaft, daß Absalom, ein hochgewachsener Mann, mit seiner Handaxt, die er zu führen pflegte, das Kinn desselben kaum erreichen konnte. Das Ganze war aus einer großen Eiche gezimmert. Als der Koloß unter den Beilhieben mit großem Krachen zur Erde stürzte, erhoben die Karentzer ein lautes Hohngelächter. Das gleiche Schicksal theilten die beiden andern Götzenbilder, Porenuth mit fünf, und Perenutz mit vier Köpfen, von denen letzterer den fünften auf der Brust hatte. Sie wurden niedergerissen, und ihre Tempel dem Boden gleich gemacht. Absalom weihte nun drei verschiedene Plätze zur Errichtung von christlichen Kirchen ein, und an demselben Tage nahmen neunhundert Karentzer aus seinen Händen die Taufe an.

§. 193.

Absalom säumte nicht, eine Anzahl pommerscher Geistlichen, die mit ihren Fürsten seinen Heereszug begleiteten, im Lande umherzusenden, um die Heiden zu unterrichten und zu taufen; und in kurzer Zeit sollen 5,000 derselben das Bekenntniß des Christenthums angenommen haben. Die Geschichte sagt uns nicht, daß weitere Gewalt bei diesen Bekehrungen angewendet worden sey. Auch behandelte von nun an der König Waldemar das

unterjochte Volk mit ausgezeichneter Milde, da es ihm daran gelegen war, dasselbe an seine Herrschaft anzuketten. Auf eigene Kosten ließ er zwölf Kirchen auf der Insel erbauen, und bestellte Geistliche, welche an den Orten, wo das Volk sich zu versammlen pflegte, Unterricht ertheilen sollten, und versorgte sie mit den nöthigen Kleidern, Büchern und Einkünften, um bei den Neubekehrten nicht den Verdacht der Gewinnsucht zu erwecken. Rügen blieb von nun an dem öffentlichen Bekenntnisse zum Christenthum getreu, und aller Götzendienst war in wenigen Jahren von der Insel verschwunden. Absalom hatte Rügen für die Kirche gewonnen. Nichts war also billiger, als daß diese Insel zu seinem bischöflichen Sprengel Röskilde (Roschild) geschlagen, und von seinem Hirtenstabe regiert wurde. Diese Verfügung wurde auch noch (im Jahr 1168) von dem Papst Alexander III. feierlich bestätigt. Indeß verlor Absalom schon im folgenden Jahr die Hälfte dieses neuen kirchlichen Gebietes, indem der dänische König die Hälfte der Insel dem Sachsenherzog Heinrich abtreten mußte, der ihn bei der Eroberung derselben mit seinen Hülfsvölkern unterstützt hatte. Dieser sächsische Antheil wurde nun zu dem Kirchsprengel des Bischofs von Schwerin geschlagen, der jetzt gleichfalls, wie der dänische König, zwölf Kirchen auf dieser Insel aufrichten ließ. Allein der Bischof von Schwerin büßte nicht lange hernach seinen Antheil wieder ein, nachdem Heinrich das Herzogthum Sachsen verloren hatte (Helmold L. II. c. 12 u. 13.).

Unsere Missionsgeschichte hat uns nun im Laufe von vier Jahrhunderten von den Donauufern an, durch die Länder des südlichen und östlichen Europas bis zur nördlichsten Spitze Deutschlands, unter den slavischen Völkerstämmen umher geführt, und uns unter denselben die frühesten Saatfelder nachgewiesen, auf welchen der Same des göttlichen Wortes zuerst ausgestreut wurde. Wir sind ihr bis zu dem Zeitpunkte an jeglicher Stelle nachgefolgt, in welchem das Kirchenregiment, wie es in jenen

Tagen gestaltet war, Besitz von ihren Pflanzungen nahm, um die Pflege derselben zum Heil der neubekehrten Völker fortzusetzen. Wie erfreulich auch für unsere Herzen der Anblick der beträchtlichen Erweiterungen seyn mußte, welche die Kirche des Herrn nach und nach auf diesen finstern Gebieten des Heidenthums gewann, so wehmüthig mußte uns das vielfach befleckte Bild erscheinen, in welchem die Freudenbotschaft vom Reiche Christi in diesen Tagen unter die Völker Europas hinausgetragen wurde; so wie die Fremdartigkeit der Mittel, welche für diesen heiligen Zweck in Bewegung gesetzt wurden. Wohl war dabei der augenblickliche Gewinn für das Werk Christi nur gering, indem häufig bei dieser Bekehrungsweise der Boden mit Gewalt erstürmt und ein Aberglaube mit dem andern vertauscht wurde. Aber dennoch ward auch in ungestalteter Hülle, und vielfach vermischt mit ungöttlichem Wesen, ein unvergänglicher Same auf dem großen Acker der Welt ausgestreut, der nur des befeuchtenden Spatregens des göttlichen Wortes und Geistes bedurfte, um in den kommenden Geschlechtern eine neue Creatur in Christo ins Leben zu rufen. Noch hat freilich auf diesen Völkergebieten die Kirche Christi ihre Siege nicht vollendet; um so mehr thut es Noth, daß in unsern Tagen die Gemeinde der Gläubigen mit vereinter Inbrunst rufe: „Amen, ja komm Herr Jesu!“

Zweiter Zeitraum.

Missionsgeschichte der finnischen und lettischen Völker Europa's.

Neuntes Kapitel.

Bewaffnete Verbreitung des Christenthums unter den Finnen, Esthen und Liven im nord-östlichen Europa.

Erster Abschnitt.

Blicke in die heidnische Vorzeit der Finnen und Esthen. Erste Missionsversuche der Schweden unter denselben.

§. 194.

Nach dem Falle des heidnischen Arkona war das letzte Bollwerck hinweggeräumt, welches die allgemeine Herrschaft der christlichen Kirche in den süd-westlichen Küstenländern des baltischen Meeres bisher verhindert hatte. Obgleich zahlreiche, nur langsam absterbende Spuren eines tief eingewurzelten Heidenthums noch mehr als ein Jahrhundert lang im Wendenlande angetroffen werden konnten, so war doch den mächtigen Götzenpriestern und ihren verborgenen Anhängern von jetzt an jede Hoffnung entrissen, einen erneuerten Versuch zur Wiederbelebung des überwundenen Götterglaubens in ihren verheerten Gauen zu machen; und so konnte nun das längst begonnene Bekehrungswerk der Kirche unter den schwachen Ueberresten der Einwohner ruhig fortgesetzt, und durch dasselbe auf die Heilung der geschlagenen Wunden Bedacht genommen werden.

Aber noch sollten die Waffen einer gewaltsamen Eroberung im Schooße der abendländischen Kirche nicht niedergelegt werden. War sie doch schon seit Karls des Großen Zeit mit der unseligen Gewohnheit vertraut geworden, den Gewinn der Kirche auf des Schwertes Spitze zu legen, und in blutigen Feldschlachten ihre siegreichen Banner unter heidnischen Völkern aufpflanzen zu sehen. Indeß Millionen andächtiger Soldaten des Kreuzes aus allen Gauen des christlichen Abendlandes nach dem Morgenlande sich hinwälzten, um der siegprangenden Kirche das Grab ihres Erlösers auf dem heiligen Berge zu Jerusalem zu erobern, lagen im tiefen Osten und Norden Europa's noch zahlreiche Völkerstrecken, auf denen die Götter der Heiden noch immer ungestört ihre finstern Jubelfeste feierten, und sich nicht entschließen konnten, dem gewaltigen Scepter der kirchlichen Weltherrschaft ihre rohe Freiheit aufzuopfern. Schon hatte im Laufe der Jahrhunderte der vielverzweigte germanische Völkerstamm im Westen Europa's seine Kniee vor dem Gekreuzigten gebeugt; schon war im Süden dieses Welttheils die mächtige Völkerfamilie der Slaven ein Eigenthum der Kirche Christi geworden: nur noch Ein Hauptstamm der drei großen Völkergeschlechter Europa's blieb noch im weiten Osten zu erobern übrig, der bereit stand, jedem Wellenschlage des neubewegten europäischen Völkerlebens mit trotzender Gewalt sich zu widersetzen, und den ungestörten Genuß seiner wilden Unabhängigkeit auch mit Strömen Blutes für die Nachwelt zu erkaufen. Es war das alte Finnengeschlecht des östlichen Europa's, unter welchem uns, neben dem Finnenstamm, die verwandten Esthen, die Liven, die Curen, die Letten, und unter diesen vor Allen die nächsten Nachbarn der wendisch-polnischen Kirche, die wilden Preußen, begegnen, welche jetzt in den Vorderreihen der feindlichen Heereshaufen stehen, um der Kirche Christi ihre letzten Siege über das europäische Heidenthum zu verbittern.

Mit tiefer Wehmuth werden wir gewahr, daß auch auf dieser neubetretenen Bahn der europäischen Missionsgeschichte uns derselbe mordschnaubende Würgengel der Finsterniß auf dem Fuße folgt, der auch diese neuen Saatfelder christlicher Erkenntniß, so wie im Wendenlande, zuvor mit Strömen Menschenblutes tränkt, ehe das Panier des Friedens auf denselben aufgerichtet werden darf. Wohl immer werden diese blutbeträuften Völkerstrecken des Missionsgebietes dem sinnenden Geiste ein unerforschliches Geheimniß bleiben. Ach! der Christenglaube der ersten Jahrhunderte, der im Dulden und scheinbaren Erliegen zu siegen pflegte, wo ist er hingeflohen? Eine Missionslaufbahn, wie sie im Leben des Apostels Paulus uns entgegenstrahlt, wie ganz anders ist sie gestaltet, als der mörderische Kreuzzug der abendländischen Bischöfe gegen ihre heidnischen Brüder in den fernen Ostländern! Wie gerne möchte das Herz, das von Jesu Christo ergriffen ist, diese finstern Folien der Missionsgeschichte für immer überschlagen, auf welchen, zu bleibender Demüthigung der Gläubigen, mit erschütternder Flammenschrift die alte Erfahrungs-Wahrheit eingegraben ist: daß auch das Heiligste in den Händen der Menschen verdirbt und vergiftet wird, so lange ihr Sinn dem Fleische zugewendet ist. Und doch — strahlt nicht selbst aus diesem Gräuel der Verwüstung das majestätische Walten dessen hervor, der überall und immer das Scepter der Weltregierung hält? Schlägt nicht oft unter der kameelhaarnen Mönchskutte des Kreuzritters ein Herz, das um Christi willen Alles mit Freuden erduldet, und selbst das Leben opfert, um ewige Güter zu gewinnen? Und tritt nicht aus dem Jammerbilde jener Tage da und dort ein Geist der Kraft, der Zucht, der Selbstverläugnung und der Liebe hervor, der es uns zweifelhaft läßt, ob die Waagschale dem prahlenden und verweichlichten Vernunftdünkel unserer Zeit, oder dem ritterlichen Heldenmuthe jener Tage sich zuneige? Wir stellen das Urtheil hierüber unsern Lesern anheim, und uns

bleibt nichts übrig, als einfach und wahr die Zeugnisse der Missionsgeschichte jener Tage zusammenzulesen, wie sie in den sparsamen Urkunden derselben vor unsern Augen liegen. *)

---

*) Die einzige Hauptquelle der Missionsgeschichte dieser nord-östlichen Völker sind die Origines Livoniæ sacræ et civilis, welche einem Augenzeugen und thätigen Mitgenossen des Bekehrungswerkes in Liefland, dem Letten Heinrich, zugeschrieben werden, und die der selige Hofrath Gruber in der Bibliothek zu Hannover zuerst entdeckte, und im Jahr 1740 nach ihrem lateinischen Grundtexte zu Leipzig abdrucken ließ. Eine deutsche Uebersetzung dieser schätzenswerthen Chronik, mit Anmerkungen begleitet, hat J. G. Arndt, Rektor der Schule zu Arensburg auf Oesel, im Jahr 1747 herausgegebrn. Der Fortsetzer der Helmoldischen Chronica Slavorum, der wendische Mönch Arnold (1209) hat uns gleichfalls einzelne brauchbare Fragmente zu dieser Missionsgeschichte hinterlassen. Ueber die Verbreitung des Christenthums in Finnland werden in Junsten's Chronicon Episcoporum Finlandensium annotationibus et apparatu monumentorum illustratum, disputationibus academicis proposuit Gabriel Porthan, Aboæ 1799. 4. lehrreiche Winke angetroffen. Fants Historia Religionis Christianiæ in Lapponia propagatæ, Upsal. 1805, konnte der Verfasser nicht zur Hand bekommen. Unter den Bearbeitern der Geschichte dieser nord-östlichen Staaten Europa's, welche für die Beleuchtung dieser Missionsgeschichte willkommene Beiträge liefern, und die von dem Verfasser benutzt wurden, sind hier vorzugsweise zu nennen: Fr. Rühs „Finnland und seine Bewohner," Leipzig, 1809. Ph. Willigerods „Geschichte Esthlands," Reval, 1830. J. Voigt's „Geschichte Preußens" 1ter und 2ter Theil, Königsberg, 1827, so wie auch in des Bischofs Münters „Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen," 2ter Theil, 2te Abtheilung, Leipzig, 1831; besonders aber in des seligen L. A. Gebhardi's „Geschichte von Liefland, Esthland, Kurland und Semgallen, in der allgemeinen Welthistorie, 50ster Theil, Seite 303 folg. ein aus Quellen geschöpfter, lehrreicher Leitfaden dieser Geschichte angetroffen wird.

§. 195.

Der Bernstein, welcher früher an den östlichen Ufern der baltischen Küstenländer einheimisch war, hat mehrere Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung die bewundernde Aufmerksamkeit der Südländer auf diese fernen Küsten hingezogen, und er gab Veranlassung, daß seit Homers Odyssee (L. XV. 460.) einzelne verbleichte Spuren geschichtlicher Hinweisung auf dieselben aus jenen Tagen einer alten Vorzeit uns überliefert wurden. Es geschah zur Zeit Alexanders des Großen (J. 320 v. Chr. Geb.), daß die phönizische Kolonie der Massilier in Gallien einen in der Stern- und Länderkunde wohlbewanderten Mann, Pytheas, aus der Meerenge bei den Säulen des Herkules (an den belgischen Ufern) vielleicht zum Erstenmal hinaussandten, um die fernen Länder des Nordens und Ostens zu entdecken, welche sich die alte Welt als die äußersten Gränzen der Erde zu denken pflegte. Von den Ufern Brittaniens wagte sich dieser erste kühne Seefahrer zuerst nordwärts nach Thule (Island?) und nahm von da seine Richtung nach dem Süden, um die fernen Ufer des baltischen Meeres zu besuchen. „In dieser kalten Zone, so berichtet uns derselbe nach Strabo's Zeugniß (Rer. geograph. L. 4. c. 5.), kennen die Menschen noch keine edeln Früchte, und von zahmen Thierarten nur einige; sie nähren sich von Hirsen und andern Kräutern, von Früchten und Wurzeln. Diejenigen, bei denen Honig und Getraide gefunden werden, bereiten daraus ein Getränke. Das Getraide aber dreschen sie, weil heiterer Sonnenschein selten ist, in großen Häusern, in welche die Aehren eingebracht werden; denn Tennen auf freiem Felde würden bald durch Mangel an Sonnenschein und Regen verderben. Dort wohnen die Guttonen (Gothen), ein germanisches Volk, an einer durch das eindringende Meer vielfach zerrissenen Küste, die sich 6000 Stadien weit ausdehnt. Eine Tagesschifffahrt davon entfernt, liegt die Insel Abalus (das alte

preußische Samland?) an welche zur Frühlingszeit durch die Fluthen des Meeres der Bernstein ausgespühlt wird, ein Auswurf des verdickten Meeres. Die Bewohner gebrauchen ihn statt des Holzes zur Feuerung, oder verkaufen ihn an die nachbarlichen Teutonen.“ Uebrigens konnte der alte Erdbeschreiber Strabo diesen Berichten nur wenig Glauben schenken, indem er geradezu behauptet (Geogr. L. 7. c. 2.): alles Land jenseits des Elbstroms bis an das große Meer hinauf sey noch völlig unbekannt, denn nie seyen die Römer bis auf die andere Seite der Elbe gekommen, und Keiner habe noch zu Lande diese weiten Landstrecken bereist.

Pomponius Mela, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts lebte, erzählt uns in seiner geographischen Schrift De situ orbis (L. 3. c. 6.), die lächerlichsten Fabeln, welche sich die alte Welt in diese geheimnißvollen Zonen hineinzuzaubern pflegte, und beweist uns deutlich, wie unbekannt noch in seinen Tagen die fernen Ufer der Ostsee seinen Zeitgenossen waren. „In diesen Landen, erzählt er, hausen die Oäönen (Eieresser), die nur von Eiern der Sumpfvögel und von Hafer leben; auch soll es dort Hippopoden (Pferdefüßler) und Panoten (Ganzohren) geben, die ihren nackten Körper in ihre ungeheuren Ohren ganz einhüllen können. Es sind dieses freilich, fügt er hinzu, alles nur Fabeln, aber dennoch werden sie von ehrenwerthen Schriftstellern berichtet.“

§. 196.

Ungleich heller sind die geschichtlichen Blicke, welche bereits am Ende des ersten Jahrhunderts der römische Geschichtschreiber Tacitus in seiner trefflichen Schrift De Germania, über die Länder des Nordens verbreitet. Er nennt die Sueven als den Volksstamm, der zu seiner Zeit den größten Theil der nordischen Lande bewohnte (Germ. c. 39.). Von den alten Bewohnern Schwedens, den Suionen, deren Sitten und Gebräuche er kurz schildert (c. 44.), wandert er sodann an dem

rechten Gestade des suevischen (baltischen) Meeres hin, welches von den Völkerschaften der Aestier bewohnt wurde. „Ihren Gebräuchen und ihrer Tracht nach sind sie Sueven, ihre Sprache aber steht der brittischen näher; sie verehren die Mutter der Götter. Etwas Ausgezeichnetes in ihrer Religionsweise ist, daß sie Gestalten von wilden Schweinen tragen. Solche Gewohnheit dienet ihnen statt Waffen und jeglicher Schutzwehr, und sichert den Verehrer der Göttin auch unter Feinden. Getraide und andere Früchte bauen sie mit mehr Anstrengung, als dieß bei der unter den Germanen herrschenden Trägheit gewöhnlich ist. Auch das Meer durchspüren sie, und sie allein unter Allen sammeln den Bernstein, den sie selbst Glesum (Glas) nennen, an Sumpfplätzen und am Ufer auf. Ob ihn jedoch die Natur, oder die Kunst erzeuge, lassen sie nach der Barbaren Weise unerforscht und ungeprüft. Ja er lag lange unter den übrigen Auswürfen des Meeres, bis unsere Ueppigkeit ihm einen Namen gegeben hat. Daß er jedoch ein Baumharz sey, erkennt man daraus, daß gewisse Erd- und Flügelthiere öfter in ihm durchschimmern, die von der Flüßigkeit umgeben, bald bei Verhärtung des Stoffes eingeschlossen sind“ (c. 45.).

Doch tiefer noch führt uns Tacitus an derselben Stelle (c. 46.) in die Ostländer des baltischen Meeres hinein. Er nennt uns die Finnen, die sich von ihren germanisirenden Nachbarn, den seeräuberischen Venedern, (Wenden) sichtbar unterscheiden. „Die Finnen, so erzählt er, sind ein ausnehmend wildes Volk, die in schmutziger Armuth dahinleben. Nicht Waffen, nicht Pferde, nicht Hausgötter werden unter ihnen angetroffen. Zur Nahrung dient ihnen das Kraut des Feldes, ihre Kleidung sind Thierhäute, ihr Lager der Boden; nur den Pfeilen vertrauen sie, die sie aus Mangel an Eisen aus spitzigen Beinen bereiten. Die Jagd nährt wie den Mann, so auch das Weib, das mit ihm in die Wälder zieht, um Theil an der Beute zu haben. Vor

wilden Thieren und dem Ungestüm der Witterung hat die Jugend keine andere Zuflucht, als daß sie sich aus Baumzweigen eine Decke flechten. Hieher flieht der Jüngling, und hier verbirgt sich der Greis. Dennoch halten sie solche Lebensweise für glücklicher, als seufzend mit dem Pflug den Acker zu bauen, mit Hausgeschäften sich zu mühen und für ihr eigenes und Anderer Vermögen stets zwischen Furcht und Hoffnung zu schweben. Unbekümmert um die Menschen, und unbekümmert um die Götter, haben die Finnen gelernt, was für den Menschen das schwerste ist, keinen Wunsch zu haben".

§. 197.

Mit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts beginnt der wilde Kreislauf der Völkerwanderungen, der im durchkreuzenden Gewirre ungeheure Völkermassen aus dem tiefen Osten und Norden nach dem Süden und Westen Europas hinwälzt, und den Zustand der Länder und Völker auf die mannigfaltigste Weise verändert. Auch die finnischen Stämme wurden im wilden Strudel eine Zeitlang umher geworfen. Ein Theil derselben wanderte mit den Ostgothen nach den Gegenden des schwarzen Meeres aus; andere folgten später dem Wirbelzuge der Völker nach, und eroberten sich das Magyarenland, wo sie als Ungarn ihre volksthümliche Unabhängigkeit zu behaupten wußten. Die größere Masse der finnischen Stämme war indeß in den Ostländern zurückgeblieben, und hatte von den Mündungen der Weichsel bis zum weißen Meere und zu den Schneefeldern Lapplands hinauf, unter verschiedenen Stammbenennungen, die menschenleeren Wohnsitze eingenommen, um dort ihr rohes Leben nach alter Väter Sitten fortzusetzen.

Jahrhunderte lang fallen sie nun aufs Neue in gänzliche Vergessenheit zurück, und nur die wilden Raubzüge der scandinavischen Seekönige, welche, mit den ersten Zeiten des fünften Jahrhunderts beginnen, bringen ihre vergessenen Namen in den Jahrbüchern der Geschichte

von Zeit zu Zeit wieder zum Vorschein. Diese nordischen Seeräuber, welche unter dem Namen der Vikinger oder Waräger bekannt sind, und die Jahrhunderte lang unter der Anführung ihrer Seekönige die Uferländer des Nord- und Ost-Meeres beunruhigten, fingen bald an, der Küsten des baltischen Meeres sich zu bemächtigen, und die Bewohner derselben unter ihre rohe Herrschaft zu zwingen. In ihrer Sprache hieß die Ostsee der Austurweg (der Weg nach Osten), und die sämmtlichen Küstenländer des östlichen Theiles der Ostsee wurden bald das Austur-Rücke (das Ostreich) genannt, das ohne Zweifel das heutige Esthland, Liefland und Kurland und einen Theil Preußens bis an den Weichselstrom in sich begriff. Unter diesen Stürmen wurden die finnischen Völkerstämme über den finnischen Meerbusen zurückgedrängt und genöthigt, in den kalten Gegenden des tiefern Nordens ihre bleibenden Wohnsitze aufzuschlagen.

Von jetzt an traten die alten Finnen der Ostseeländer unter verschiedenen Völkerbenennungen in der Geschichte hervor, welche demselben Urstamme angehören, und theilweise heute noch die Finnensprache reden. Der südlichste Stamm derselben sind die Kuren oder Küren, welche sich an dem rigischen Meerbusen niedergelassen und die Insel Oesel, so wie das ganze Land bis zur kürischen Haft bewohnt zu haben scheinen. Die fortgesetzten Kriege, welche sie mit ihren eroberungssüchtigen Nachbarn, den Letten, führen mußten, stürzten sie in immer rohere Barbarei hinab, und machten sie zum Schrecken der Ausländer, welche im Handelsverkehre mit ihnen zu thun hatten! „Sie sind das grausamste Volk, erzählt der alte Adam von Bremen von den Küren seiner Zeit, (de situ daniee p. 58), und man vermeidet ihr Land, weil sie dem Götzendienste mit abergläubischem Eifer zugethan sind, obgleich sie einen Ueberfluß an Gold und vortrefflichen Pferden besitzen. Alle ihre Häuser sind mit Priestern, Schwarzkünstlern und Wahrsagern angefüllt, und aus der ganzen Welt findet man

bei ihnen Fremde, welche sich ihre Schicksale prophezeihen lassen. Neben ihnen wohnten die Esthen, welche gleichfalls dem alten Finnenstamme angehören, indem sie sich derselben Sprache mit ihnen bedienen. Ihre Nachbarn, die Russen, welche frühe schon einen Theil ihres Landes eroberten, nannten sie Tschuden, indeß ihnen von den nordischen Seefahrern der Name der Esth- oder Ostländer beigelegt wurde, da sie zunächst am finnischen Meerbusen umher wohnten. In ihrem Stammlande ließen sich frühe schon neben ihnen die Liven und die Letten nieder, welche, obgleich einem andern Mutterstamme angehörend und eine andere Sprache redend, nach und nach mit ihnen sich vermischten und in die Länderstrecken theilten, welche von den Ufern der Düna bis zum Ladogasee sich ausdehnen.

§. 198.

Noch schlummerten diese finnischen Völkerstämme eine geraume Zeit in dem Todesschlafe roher Barbarei dahin, als schon die Meisten ihrer Nachbarn, die Russen, die Schweden, die Dänen und selbst die Wenden rings umher angefangen hatten, selbst im verdüsterten Lichte des neuen Christenglaubens, eine mildere Volksgesittung und eine fruchtbarere Lebensrichtung zu gewinnen. Von den frühesten Zeiten her waren sie im Genusse wilder Freiheit und Selbstständigkeit, und obgleich von einander in Stämme abgesondert, lebten sie in patriarchalischer Verfassung mit Landesältesten an ihrer Spitze meist ruhig neben einander. Allein ihres kriegerischen Geistes ungeachtet wurde doch bald der geringe politische Zusammenhang ihres gesellschaftlichen Lebens die Ursache, daß sie oft, wenn gleich nur zum Theil, ihren stärkern Nachbarn, den Russen, so wie den lettischen Völkern zinsbar wurden, mit welchen sie in unaufhörlichem Kampfe lagen. Durch die Wildheit ihres heimathlichen Bodens genöthigt, und gereitzt durch die Lage ihres Landes an der Ostsee, fingen sie schon frühe an, Seeräuberei zu

treiben, wobei sie sogar Streifzüge nach Dänemark, Schweden und Norwegen gemacht, und nicht selten die Küsten jener Länder ausgeplündert haben sollen. Selbst der berühmte Herkules des Nordens im Laufe des fünften Jahrhunderts, der hundertarmige Störkoder, der, wie der alte Chroniste Saxo erzählt (Histor. dan. p. 105.), überall umher zog, um Bedrängte zu retten und Tyrannen zu stürzen, und einst als Feldherr der Finnen die Dänen in einer großen Schlacht besiegte, war ein Esthe, der als weitberühmter Skalde seine Heldenthaten selbst besungen haben soll.

In früherer Zeit lebten die Esthen im unangebauten Lande meist einzeln in Hütten, in Wäldern und an der Seeküste, nährten sich von Jagd, Fischerei und Viehzucht, und kleideten sich in Thierhäute oder den von ihnen selbst verfertigten Watmal, ein grobes Zeug von starken Faden, das meist aus schwarzer Wolle verfertigt wurde, wie sie denn auch heute noch die schwarze Farbe bei ihrer Kleidung vorzuziehen pflegen. Diese Völkerstämme standen unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupt, sondern lebten in ihrer natürlichen Freiheit ohne Regenten und ohne Gesetze nach eigener Willkühr sorgenlos dahin. Sie selbst theilten sich in Freie (Wapa) und in Sklaven (Orja); letztere wurden durch Kriege und Raubzüge gemacht, indeß ihr Loos von dem der Freien nicht sehr verschieden war. Die Einrichtungen und Gewerbsthätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft waren ihnen fast durchgängig unbekannt, indem in ihrer alten Sprache nicht einmal Ausdrücke dafür angetroffen werden, die erst später von ihren Eroberern, den Finnen, entlehnt wurden. Nur für Arbeiten und Geräthe, welche zur Jagd und Fischerei, so wie zur Viehzucht und zum Ackerbau gehören, hat ihre Sprache einen reichen Vorrath einheimischer Benennungen. Daß sie frühe schon Eisen zu bearbeiten wußten, läßt sich aus ihren alten Heldengesängen schließen, worin die Kunst, das Metall zu bearbeiten, den Göttern zugeschrieben wird. In diesem Zu-

stande fanden sie die Schweden und Dänen, als letztere, der seeräuberischen Ueberfälle der wilden Esthen müde, allen ihren Kräften aufboten, um durch ihre Besiegung die Oberherrschaft sich zu sichern, nach welcher sie schon seit Jahrhunderten im Norden gestrebt hatten.

§. 199.

Obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, was Mone (siehe seine Geschichte des Heidenthums 1r Thl. S. 74.) behauptet, daß die finnischen Völker in den frühesten Zeiten einige reinere Begriffe jener alten Licht-Religion besaßen, welche sich über ganz Asien verbreitet hatte, so fand sie doch die spätere Zeit, in welcher sie an das Licht der Geschichte hervortreten, als rohe Götzendiener, welche in einer wilden und finstern Naturvergötterung gefangen lagen. Unter den Hunderten von Göttern, vor denen sie abergläubisch ihre Kniee beugten, ragt vorzugsweise ihr Thorabita hervor, der wahrscheinlich mit dem Donnergott Thor der gleiche ist, den die heidnische Germanenwelt zu verehren pflegte. Außer ihm verehrten sie auch die Sonne und den Mond, einen Gott der Jagd, der Fischerei, der Hügel, der Bäche und der Bäume; einen Gott des Friedens, der gutes Wetter gibt, einen Gott des Kriegs, der Dichtkunst und unzählige andere selbstgemachte Götzen, denen ihr finsterer Aberglaube huldigte. Diesen Göttern wurden auf den Hügeln des Landes Opferaltäre aufgerichtet; und ein Theil des im Krieg geraubten Viehes denselben dargebracht. Selbst die Gefangenen mußten nicht selten den Zorn der Götter mit ihrem Blute besänftigen. Es ward genau darauf gesehen, daß dergleichen Opfer keine Leibesfehler hatten. In späterer Zeit waren diesen wilden Völkern, wie Adam von Bremen erzählt, die Christen die willkommenste Opfergabe, welche sie mit unmenschlicher Grausamkeit auf den Altären ihrer Götter zu martern pflegten, wenn nicht anders das Loos des heiligen Rosses denselben durch seinen Fußtritt zur Rechten das Leben rettete. Zauberei

und Weissagung war allgemein im Gange, obgleich das finnische Heidenthum jene künstlich eingerichtete und mächtige Priester-Hierarchie nicht kennt, welche wir früher unter den wendischen Völkern angetroffen haben. Ebenso geschah es nicht selten unter ihnen, daß ihre Weiber sich, wie noch in unsern Tagen in vielen Theilen Indiens, bei den Gräbern ihrer Männer freiwillig dem Tod zum Opfer weihten, um auch nach diesem Leben mit denselben vereinigt zu bleiben.

Wirklich verdient es bemerkt zu werden, daß bereits in frühern Zeiten bei den Esthen dunkle Spuren des Glaubens an eine Fortdauer nach dem Tode anzutreffen sind, was aus einzelnen Gebräuchen hervorzugehen scheint, welche unter ihnen im Gange waren. An einem bestimmten Tage des Jahres wurde nämlich den Geistern der Verstorbenen eine festliche Mahlzeit bereitet. Sie reinigten zu diesem Ende eine Wohn- oder Badstube, heizten dieselbe und setzten einen Ueberfluß von Speisen und Getränken den Seelen auf. Der Hausvater allein blieb in der Stube zurück, der mit einem langen brennenden Holzspan, welche die Esthen noch jetzt statt des Lichtes gebrauchen, den Manen der Verstorbenen zu zünden pflegte. Von ihm wurden nun die Reihen der Vorhelden, die Väter, Verwandten und Kinder feierlich mit Namen aufgerufen und zum Schmause eingeladen. Hatten sie nach einigen Stunden an der aufgestellten Mahlzeit, sich für ein ganzes Jahr gütlich gethan, so wurde ihnen geboten, sich jetzt von der Stelle zu entfernen, um den noch lebenden Gästen Platz zu machen. Dabei hegten sie die Meinung, daß, wenn bei dem Seelenspeisen der Hausvater etwas Ungewöhnliches wahrnehme, er gewiß als der Aelteste noch in demselben Jahre sterben müsse; sah er aber nichts der Art, so durfte er getrost hoffen, das Jahr noch zu überleben. In diesem Zustande einer finstern Rohheit fand das Christenthum die heidnischen Finnenstämme, als von Seiten der benachbarten Schweden, welche nicht lange zuvor den Christenglauben

angenommen hatten, die ersten Versuche gemacht wurden, durch Verbreitung der kirchlichen Einrichtungen des Christenthums und der damit verbundenen bürgerlichen Ordnung ihr Ländergebiet zu erweitern, und ihre heimathlichen Gestade gegen die zerstörenden Ueberfälle dieser wilden Seeräuber sicher zu stellen.

§. 200.

Schon bei der Aufrichtung des Erzbisthums von Hamburg und Bremen in der Mitte des neunten Jahrhunderts, war von dem Pabste Nicolaus I. zu Rom auf die Bekehrung der östlichen Völker Europas Bedacht genommen, und unter den zahlreichen heidnischen Stämmen, die in den Schooß der christlichen Kirche herbeigeführt werden sollten, auch der wilden Finnen gedacht worden, welche dem weiten Kirchensprengel des thätigen Anschar zum Voraus einverleibt wurden. Allein er sowohl, als seine nächsten Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle hatten mit dem langsam vorwärts schreitenden Bekehrungsgeschäfte der nordischen Völker die Hände voll zu thun, und bis zur letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts war ihnen bei allen Bestrebungen des Ehrgeizes oder der frommen Menschenliebe weder Zeit noch Kraft übrig geblieben, den zahlreichen und mächtigen Völkerstämmen der fernen Ostküste des baltischen Meeres ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mittlerweile hatten auch die ersten Kreuzzüge nach dem gelobten Lande die rohe Bekehrungslust der abendländischen Völker so sehr in Anspruch genommen, daß man lange über dem heißen Verlangen, das heilige Grab den ungläubigen Sarazenen zu entreißen, die nahen Arbeitsstätten des Heidenthums vergaß, auf welchen der frommen Christenliebe noch große Siege zu erringen waren.

Erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war es der Kirche Christi gelungen, auf den finstern Ländergebieten der benachbarten Dänen und Schweden sich bleibend anzusiedeln, und im Kreise der neuerworbenen Ge-

meinden, das Verlangen zu erwecken, die Grenzen der Kirche auch über ihre heidnischen Nachbarn auszudehnen. Fast ein ganzes Jahrhundert lang dauerte nun der blutige Kampf, welchen die Deutschen und die Dänen um die Vertilgung des wilden Heidenthums im Wendenlande führten, indeß, früher als sie, die bekehrten Schweden von kühner Eroberungslust angefeuert, das Verlangen fühlten, für die neue Ordnung der Dinge, der sie nur langsam gehuldigt hatten, auch im benachbarten Ostlande eine bleibende Stätte zu gewinnen.

Mit den blutigen Auftritten, durch welche der tapfere Inge mit seinen Ritterhaufen der kämpfenden Kirche in Schweden die Herrschaft über die noch mächtige Heidenparthei seines Vaterlandes zu erringen wußte, hatten wir früher (S. Miss. Gesch. III. Bd. 1te Abthlg. §. 154.) die Missionsgeschichte dieses Volkes geschlossen. Noch befand sich in jenen Tagen die Kirche Schwedens in einem Zustande, in welchem sie die sparsamen Lebensfunken christlicher Erkenntniß, die in ihrem Schooße ausgestreut worden waren, erst kaum bemerkbar von den schmachvollen Fesseln des finstern Heidenthums los gewunden hatte. Nicht nur lag der hartnäckige Götzenglaube noch immer im blutigen Kampfe mit dem neuen religiösen Lebenselemente, das gleich einem Sauerteige die wilde Masse zu durchdringen versuchte, und noch blieb es unentschieden, welche von beiden Religionen die Oberhand gewinnen würde; sondern die kleine schwedische Kirche selbst hatte des wahrhaft christlichen Bestandes und Lebens noch so wenig in sich selbst aufgenommen, daß sie ein gänzlich ungeeignetes Gefäß zu seyn schien, um den Samen göttlicher Erkenntniß in die noch gänzlich unbewegten Regionen der verfinsterten Heidenvölker hinauszutragen. Zwar hatte der tapfere König Inge welcher im Jahr 1079 aufs Neue die Herrschaft über Schweden an sich riß, durch eine königliche Verordnung die allgemeine Einführung des Christenglaubens und die gänzliche Verfolgung des alten Heidenthums im

Lande geboten und eifrig durchgeführt. Unter seiner Regierung, welche bis zum Jahr 1112 währte, wurden den verordneten Bisthümern im Lande ihre Diözesan-Sprengel angewiesen, und manche heilsame Einrichtungen für die bleibende Begründung der Kirche getroffen; aber immer noch blieb viel heidnischer Aberglaube im Leben der Einwohner übrig, und auch das, was die neue Kirche veranstaltete, war von vielfacher Finsterniß befleckt.

Auf ihn folgte Inge II., der bis zum Jahr 1133 das Land regierte, und sich den Zunamen des Frommen erwarb, weil er fleißig in die Messe ging, Kirchen erbaute und die Geistlichkeit bereicherte. Nach seinem Tode hob das sterbende Heidenthum noch zum letzten Mal rachsüchtig sein Haupt empor, und unter blutigen Volksunruhen wurden drei mächtige Kronbewerber nach einander ums Leben gebracht, bis es endlich Erich Jedvarson, einem frommen und tapfern Ritter im Jahr 1156 gelang, sich auf den schwedischen Thron emporzuschwingen, und das Zutrauen des Volkes zu gewinnen. Erich war den Geistlichen im höchsten Grade zugethan, erbaute allenthalben christliche Kirchen im Lande umher, ließ aller Orten das Christenthum unter seinem Volke mit großem Eifer verkündigen, und hatte die Freude, daß die Einwohner verschiedener heidnischer Distrikte, besonders in den Dalen, das Bekenntniß des christlichen Glaubens annahmen.

§. 201.

Ermuntert durch diese glücklichen Erfolge strebte Erich, den die Nachwelt mit dem Beinamen des Heiligen beehrte, nach dem Ruhme, auch im heidnischen Auslande der christlichen Kirche neue Bekenner zu erobern, wozu ihm das jenseits des bottnischen Meerbusens gelegene Land, dessen Bewohner durch wiederholte Raubzüge seine Rache schon längst gereizt hatten, die schönste Gelegenheit anzubieten schien. Es war im Jahr 1157,

als er seinen Zug dorthin antrat. Er landete an der südlichsten Spitze des eigentlichen Finnlands, um sich zuerst der Seeküste Nyland zu bemächtigen, und von dort aus seine Eroberungen in das Herz des Landes hinein zutragen. Ohnehin waren die Einwohner dieser ganzen südlichen Küste bis zum Kymmene-Fluß hin schwedischer Abkunft, und in früherer Zeit nach dem Osten ausgewandert; weßhalb sich auch ihr Distrikt unter dem Namen Nyland (Neuland) von dem übrigen Finnland noch immer unterschied. Bischof Heinrich von Upsala hatte den frommen König hauptsächlich zu diesem Zuge gegen die Finnländer aufgemuntert, und ward nun sein Begleiter auf demselben. Der König forderte die Finnen zuerst auf, sich ihm zu unterwerfen, und Christen zu werden; als sie aber solches verweigerten, bekriegte er sie mit solchem Erfolge, daß sie eine große Niederlage litten. Nicht ohne Thränen sah Erich, wie die Geschichte erzählt, so viele Erschlagene, weil sie, ohne Christum zu kennen, diese Welt verlassen hätten. Dieser seltsame Widerspruch des Gemüthes war in jenen Tagen leicht möglich, in denen man allgemein von dem Wahne befangen war, daß es nur eines öffentlichen Abschwörens des Heidenthums bei der Christentaufe bedürfe, um ein Christ zu werden. Geschreckt durch die blutige Niederlage der Ihrigen, wurden nun die übrigen Küstenbewohner, so weit ihrer der König habhaft werden konnte, genöthigt, sich durch den Bischof Heinrich taufen zu lassen. Nachdem Erich in dem Dorfe Nendamecki eine Kirche erbaut und einen Bischofssitz daselbst angeordnet hatte, welcher später nach Ubo verlegt wurde, eilte er noch in demselben Jahr nach Schweden zurück, theils um sein eigenes Volk im Zaume zu halten, theils um den zurückgelassenen Truppen die nöthige Verstärkung nachzusenden.

Um so mehr sah sich nun der Bischof Heinrich von Upsala gedrungen, nach des Königs Abreise in Finnland zurückzubleiben, um dort den christlichen Glauben immer weiter auszubreiten, wohl auch mit der Nebenabsicht,

die Neubekehrten seinem bischöflichen Sprengel zu unterwerfen. Unstreitig war das Geschäft eines Heidenbekehrers in jenen Tagen mit großer Selbstverläugnung und unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, und dieß um so mehr, da das heilige Werk nicht durch die sanfte Kraft der Ueberzeugung von der höhern Vortrefflichkeit des Christenthums getrieben, sondern meist nur zuerst durch die Gewalt der Waffen erzwungen wurde, denen der sparsame Unterricht der Unterjochten erst nachfolgen sollte. So kam es, daß diese Eroberungen der Kirche immer nur als ein fruchtloser und höchst unsicherer Erwerb betrachtet werden mußten. Die ersten Bekenner des Christenthums waren dieß aus bloßem Zwange. So lange ein feindliches Heer ihnen drohte, versprachen sie immer, den neuen Glauben zu bewahren, und verlangten zur Deckung ihrer Heuchelei christliche Lehrer; kaum aber war das feindliche Heer wieder abgezogen, so fielen die Neubekehrten ab, verachteten den aufgedrungenen Glauben, und übten ihre wilde Rache an den Christenlehrern aus. Ein solches Bekenntniß legt der Pabst Alexander III. selbst, welcher damals auf dem römischen Stuhle saß (J. 1159—1181), in einer eigenen Bulle ab, die er zur Förderung des Bekehrungswerkes im Norden ergehen ließ; aber dennoch war es immer nur der laute Posaunenschall blutiger Kreuzzüge, der von Rom aus damals in die Christenländer ertönte, um mit Einem gewaltigen Schlage die ganze Heidenwelt der herrschsüchtigen Weltmonarchie des Pabstes zu unterwerfen.

Schon dieser Umstand mußte das damalige Bekehrungswerk unendlich erschweren; aber hiezu gesellten sich noch viele andere Hindernisse, welche sich der Arbeit des Heidenboten entgegenstellten. Noch fehlte es durchgängig an der klaren religiösen Erkenntniß der Heidenbekehrer selbst, so wie an den erforderlichen Erkenntnißmitteln, um durch sie dem heiligen Werke einen Zutritt zu dem Verstand und Herzen der Heiden zu verschaffen. In den meisten Fällen mußten sich die Sendboten der

Dollmetscher aus dem Volke bedienen, um auch nur einige schwache Begriffe vom Christenthum demselben darzustellen; und wenn in seltenen Fällen diese Dollmetscher wirklich gefunden wurden, so fehlte es der armen Sprache an Ausdrücken, um die übersinnlichen Wahrheiten des Christenglaubens in irgend eine dem Volk verständliche Hülle einzukleiden. So predigte zum Beispiel ein solcher Geistlicher am Weihnachtstage, daß Jesus von der Wurzel Jesse geboren sey; der Dollmetscher, durch die Aehnlichkeit des biblischen Ausdrucks Jesse mit dem schwedischen Wort Gjässe „Gans“ verführt, übersetzte nun, der Weltheiland sey von einer Gans entsprungen, und die Zuhörer fingen überlaut zu lachen an (S. Ganander Mythol. Finn. S. 32.).

§. 202.

Der Bischof Heinrich erwarb sich schon im folgenden Jahre 1158 die Märtyrerkrone in Finnland, da er sich nicht nur durch seinen Beruf, sondern auch durch sein gewaltthätiges Benehmen den allgemeinen Haß der Einwohner zuzog. Auf seinen Wanderungen war er einmal auf einen Hof, Saris genannt, gekommen, der einem Edelmann (Balli) zugehörte, und forderte, da dieser eben nicht zu Hause war, Quartier und Lebensmittel für sich und die Seinigen. Auf die Weigerung der Magd brach nun der Bischof die Thüren auf, versah sich nothdürftig mit Speise und Trank, und zog jetzt seine Straße weiter. Allein kaum war der Edelmann nach seiner Rückkunft hievon benachrichtigt, so jagte er dem Bischofe nach, erschlug ihn mit einer Keule, und hieb ihm, um seines goldenen Ringes theilhaftig zu werden, die Finger von der Hand ab. Aber gerade mit diesen Fingern bereitete sich Balli, wie die alte finnländische Chronik (S. Chron. Finnl. Schwed. bibl. p. 96.) erzählt, selbst den Untergang; denn kaum hatte er den bischöflichen Ring angezogen, so folgten demselben seine eigenen Finger nach. Heinrich ward zum Lohne seines Märtyrertodes

vom Pabste zum Heiligen erhoben, und später von Schweden und Finnland als Schutzpatron verehrt, zu dessen Andenken ein jährliches Fest gefeiert wurde.

Wie ungünstig aber auch dieser erste Bekehrungsversuch auf Finnland ausgefallen war, so hörte darum die schwedische Geistlichkeit nicht auf, weitere Unternehmungen zu wagen. Wohl mag eine stille Eifersucht gegen die dänischen Bischöfe zu diesem Versuche mitgewirkt haben, indem gerade um diese Zeit dieselben auf den südwestlichen Ufern des baltischen Meeres mächtige Erweiterungen ihrer Kirchensprengel erobert hatten. Dasselbe sollte nun unter den heidnischen Finnen im Osten versucht werden, und dieß mit desto besserm Grunde, da das schwedische Volk durch seine frühern Eroberungen im Osten noch immer ein eigenthümliches Anrecht auf diese Ländergebiete zu haben behauptete. Folquin wurde demnach als Heinrichs Nachfolger im neuerrichteten Bisthume von Finnland erwählt, und demselben die Vollmacht ertheilt, seinen kirchlichen Sprengel über die nördlichen Distrikte des benachbarten Esthlandes auszudehnen. Indeß gerieth dieser neue Heidenbekehrer mit seinem kleinen Häuflein bald in Umstände, welche seiner Wirksamkeit und selbst seinem Leben die größte Gefahr drohten. Der König Erich wurde nämlich von einem dänischen Prinzen Magnus, welcher nach dem schwedischen Throne strebte, im Jahr 1161 meuchlerisch ermordet, als derselbe eben dem Gottesdienste beigewohnt hatte. Auf die Nachricht eines feindlichen Ueberfalles, die ihm während des Gottesdienstes hinterbracht wurde, brach der fromme Erich in die Worte aus: Lasset mich zuerst im Frieden dieses heilige Werk schließen; ich hoffe zu Gott, dessen Dienst hier unvollkommen verrichtet wird, daß er uns denselben bald an einem höhern Orte vollbringen lassen werde. Beim Heraustritt aus der Kirche sah sich der König bereits von den Dänen umzingelt; er focht mit großer Tapferkeit, bis er von der Menge seiner Feinde überwältigt, und ihm, auf Magnus Befehl,

der Kopf abgeschlagen wurde. Jetzt schwang sich dieser fürstliche Meuchelmörder auf den Thron, und der finnische Bischof sah sich nun von allen Seiten verlassen.

Die Finnen fingen aufs Neue an, sich gegen die schwedische Oberherrschaft zu empören, und ihre Nachbarn, die Esthen, welche mit ihnen einerlei Volk und von einerlei Sprache waren, gingen ihnen hierin mit ihrem Beispiel voran. Unter diesen Umständen konnte Folquin vom Mutterlande her keine Hülfe erwarten, und er selbst war um so weniger im Stande, unter den wilden Finnen etwas auszurichten, da er ihre Sprache nicht verstand, weswegen ihm auch der Pabst einen Mönch aus Norwegen, Namens Nicolaus, zu Hülfe sandte, der aber auch wenig auszurichten vermochte. Es währte indeß nicht lange, so folgte dem verbrecherischen Prinzen Magnus, der sich nun mit Gewalt auf den schwedischen Thron geschwungen hatte, die Strafe auf dem Fuße nach. Die vornehmsten Jarle (Grafen) im nördlichen Schweden verschworen sich gegen ihn, und zogen mit ihren Haufen gegen Upsala, um den eingedrungenen Fremdling aus dem Lande hinaus zu stoßen. Magnus stellte sich zur Gegenwehr, ward aber aufs Haupt geschlagen, und auf der Flucht ermordet; und nun wurde Karl, Swerkers Sohn (im Jahr 1162) zum König von Schweden ernannt.

§. 203.

Mittlerweile hatte der römische Pabst Alexander III., dem nicht minder als dem schwedischen Erzbischofe zu Upsala die Eroberung der nordöstlichen Ländergebiete am Herzen lag, eine Bulle um die andere eingesendet, um das schwedische Volk zur kräftigen Fortsetzung des Bekehrungswerkes unter den Finnen und Esthen aufzumuntern. „Wer wider die Ungläubigen in Esthland zu Felde ziehe, hieß es darin, sollte ein Jahr lang Ablaß haben, und wer dabei das Leben einbüße, seiner ewigen Seligkeit zum voraus versichert seyn. Der ganze Nor-

den soll dem Bischofe Folquin, dem in der päbstlichen Bulle Finnland und Esthland als Missions-Sprengel übertragen war, aus allen Kräften beistehen, um das glücklich begonnene Werk zu vollenden; und den heidnischen Finnen soll die Versicherung der Bereitwilligkeit, das Christenthum anzunehmen so lange nicht geglaubt werden, bis sie sichere Bürgen dafür gestellt haben mögen u. s. w.“. Indeß gingen doch mehrere Jahre vorüber, bis dem finnländischen Bischofe die vom Pabst geforderte Hülfe zugesendet werden konnte; indem erst im Jahr 1166 es dem Könige Karl möglich wurde, den tapfern Herzog Gutorm mit einem Kriegsheere nach dem Osten zu senden, um die abgefallenen Finnen und Esthen wieder zum Gehorsam zu bringen. Von dem Ausgang dieses Kriegszuges hat uns indeß die Geschichte keine weitere Nachrichten zurückgelassen; so wie auch der Bischof Folquin von jetzt an nicht weiter zum Vorschein kommt. Indeß läßt die fürchterliche Rache, welche nicht lange hernach die niedergedrückten Bewohner der Ostküste an ihren schwedischen Nachbarn nahmen, mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Herzog Gutorm mit Glück gegen die heidnischen Esthen gefochten, und durch seine Gewaltthätigkeiten die Erbitterung derselben aufs Höchste gesteigert haben müsse.

Mittlerweile hatte der König Karl die schwedische Geistlichkeit, deren übermüthigem Trotze er kräftig entgegenzuarbeiten versuchte, gegen sich aufgebracht, und die Folge davon war, daß er (im Jahr 1168) auf grausame Weise erschlagen, und des früher ermordeten Erichs Sohn, Knut, von derselben auf den Thron erhoben wurde. Knut war, wie sein Vater, ein großer Gönner der Geistlichen, indem er die Bischöfe zu den ersten Stellen des Reichsrathes ernannte, und mit königlicher Freigebigkeit die zahlreichen Klöster im Lande begabte; dennoch gelang es ihm nicht, die emporstrebende Eifersucht derselben zu befriedigen, und die bürgerlichen Unruhen zu dämpfen, welche auf ihr Anstiften in verschie-

denen Provinzen des Landes immer aufs Neue ausbrachen. Für die Mission in Esthland konnte unter solchen Umständen nur wenig geleistet werden; und mit jedem Tage häuften sich die Hindernisse, mit denen das Bekehrungswerk unter den östlichen Völkern zu kämpfen hatte. Nach Folquins Tode war zwar ein gewisser Julius zum Bischof in Esthland und Finnland ernannt worden; auch hatte der Pabst Alexander III. dringende Ermahnungsbriefe an die Könige von Schweden und Dänemark gesendet, um sie aufzumuntern, Folquins Nachfolger in seiner schwierigen und gefahrvollen Lage aus allen Kräften zu unterstützen. Eben bereitete sich der schwedische König, mit welchem sich auch der dänische König Knut VI. zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge gegen die östlichen Völker vereinigte, um mit Einem gewaltigen Schlage der hartnäckigen Widerspenstigkeit der Esthen für immer ein Ende zu machen, als diese, mit großen Haufen ihrer heidnischen Nachbarn verstärkt, ganz unvermuthet mit einer zahlreichen Flotte in den Mälar einliefen. Das königliche Schloß, welches der fromme Erzbischof von Upsala, Johannes, damals bewohnte, wurde plötzlich überfallen, der ehrwürdige Bischof grausam ermordet, und die feste Burg bis auf den Boden zertrümmert. Nun ging der wilde Haufen auf Sigtuna los, das noch immer für die größte und blühendste Stadt Schwedens gehalten werden konnte. Nach kurzem Widerstande ward die Stadt gewaltsam erobert, alle Kirchen in derselben wurden geplündert, Tausende der Einwohner mit dem Schwerte ermordet, und die blühende Sigtuna in einen Steinhaufen verwandelt, so daß sie sich nie wieder zu ihrer früheren Größe emporzuheben vermochte. Siegestrunken zogen sich nun die Barbaren in ihre Schlupfwinkel wieder zurück, der freudigen Zuversicht gewiß, den Zorn ihrer Götter im Blute der Christen versöhnt, und diese für immer zu neuen Versuchen gegen den Umsturz ihrer Freiheit und ihres väterlichen Glaubens entmuthigt zu haben.

§. 204.

Dieser unglückliche Ueberfall der heidnischen Esthen hatte die schwedische Kirche in neue Zerwürfnisse mit sich selbst verwickelt, und der König Knut starb (im J. 1199), ohne daß es ihm gelang, für die Erweiterung der Kirche auf dem finnischen Boden weitere Schritte zu versuchen. Swerker, Karls Sohn, ein tapferer, kluger und beredter Mann, ward jetzt von den Schweden auf den Thron erhoben, und seine erste Sorge war, die Gunst der Priesterschaft zu gewinnen, ohne welche der König weder seines Scepters, noch seines Lebens sicher seyn konnte. Indeß hatte er im Lande selbst zu viel zu thun, als daß es ihm gelungen wäre, der finnischen Mission kräftigen Beistand zu leisten. Schon im Jahr 1198 war die von den Schweden in Finnland angelegte, feste Stadt Abo von den Russen verbrannt, und der vierte Bischof Thomas, ein Engländer von Geburt, der sich um die Erhaltung der wankenden finnländischen Kirche große Verdienste erworben haben soll, mußte, um der feindlichen Wuth zu entgehen, eine Zuflucht auf der Insel Gotland suchen. Erst lange hernach (im J. 1249) gelang es dem schwedischen Jarl Birger, einen neuen Kreuzzug gegen die östliche Küste zu wagen. Er wandte sich gegen die Tawasten, welche nach einem leichten Widerstande zerstreut, und in die Flucht getrieben wurden. Wenn die Gefangenen die Taufe annahmen, wurden sie verschont; wer sich weigerte, ward niedergemacht; zur Sicherheit legte nun Birger ein Schloß auf finnischem Boden an, welchem der Name Tawasteborg (Tawastehus) beigelegt wurde. Neue Kolonisten ließen sich jetzt von Schweden her im Lande nieder, und an mehreren Orten wurden christliche Tempel aufgebaut. Noch war das ganze Land umher mit wilder Waldung bedeckt; jetzt fing man an, nach und nach die ewigen Wälder auszurotten, und das Land mit dem Pfluge umzubrechen. Die Abgaben der Kolonisten und der wenigen unterjochten

Finnländer fielen indeß den Bischöfen zu, welche dieselben zur Befestigung und Ausbreitung des Christenthums im Lande verwenden sollten. Nur langsam vergrößerte sich das Gebiet der Schweden in Finnland, und als der Ertrag des Bodens die Einkünfte bedeutend vermehrte, überließ der fünfte Bischof Bero dieselben freiwillig dem König, der zum Dank für Birgers Verdienste dem Sohne desselben, Benedikt, das Land als ein Herzogthum ertheilte.

Erst im Jahr 1293 gelang es dem Vormund des jungen Königs Birger, dem tapfern Thorkel, die Herrschaft der Schweden über Finnland zu vollenden. Mit einer mächtigen Flotte zog er nach der östlichen Küste hinüber, die Einwohner wurden überwältigt, und zur Sicherheit ward die Festung Wiborg in Finnland angelegt. Bischof Peter von Westeräs verkündigte nun den Barbaren das Christenthum, und diese mußten sich zur Annahme der Taufe entschließen, wenn sie dem Schwerte oder der Knechtschaft entgehen wollten. Nicht lange hernach erweiterte der tapfere Thorkel seine Eroberungen bis an die Ufer des Ladogasees, wo die Festung Kexholm nach einem langen und blutigen Widerstande den Russen entrissen wurde. Jetzt ward Finnland in drei Statthalterschaften eingetheilt, deren Vorsteher auf den Burgen Ubo, Tawastehus, und Wiborg ihren Sitz hatten, und durch deren Ansehen die Ansiedlung der christlichen Kirche im Lande kräftig unterstützt wurde. Die schwedischen Könige hatten in langen blutigen Kriegen einsehen gelernt, daß das Finnenvolk leichter auf dem Wege der Milde, als der rohen Gewalt gebeugt zu werden vermochte. Wirklich wurden nun auch die unterjochten Finnen mit zarter Schonung behandelt. Die schwedischen Eroberer gaben dem unterjochten Volke Rechte und Gesetze, ließen dasselbe an allen Vortheilen ihrer eigenen Verfassung Theil nehmen, ohne ihm den Gebrauch seiner eigenen Sprache zu verbieten, oder sich in ihre häuslichen Verhältniße einzumischen. Allmählig

flossen den Finnen die Vortheile der bürgerlichen Kultur zu, so weit diese in jenen finstern Jahrhunderten zu finden war; und vielleicht wäre Finnland bald zu höherem Wohlstand und zu kräftiger christlicher Ausbildung emporgestiegen, hätten nicht die anhaltenden blutigen Kriege, welche zwischen den Schweden und Russen um den Besitz des Landes später geführt wurden, dem niedergedrückten Volke die seligen Vortheile verkümmert, welche der lebendige Christenglaube dem gefallenen Sünder-Geschlechte darbietet.

Zweiter Abschnitt.

Arbeiten deutscher Missionarien unter den Liven bis zur Stiftung des Ordens des Ritterdienstes Christi.

§. 205.

Die Geschichte jener Tage erzählt uns nicht, daß die dänische Kirche irgend einen bedeutenden Antheil an der Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den östlichen Völkerstämmen des baltischen Meeres genommen habe, obgleich es ihr auf unerwartetem Wege gelang, da zu ernten, wo sie nicht gestreut hatte. Zwar fehlte es ihr frühe schon nicht an Lust, ihre bischöflichen Sprengel weit über die esthischen Gränzen hin auszubreiten; allein vorerst hatte sie genug zu thun, ihre mühsam errungene Beute im benachbarten Wendenlande in Sicherheit zu bringen. Die Seeräubereien der finnischen Völker auf den dänischen Gewässern hatten, wie die Geschichte bemerkt, nicht selten die dänische Flagge zu plündernden Streifzügen nach dem rigischen und finnischen Meerbusen veranlaßt, auch erzählt sie uns, daß der König Erich, der Gute, auf diesen Zügen überall gesucht haben soll, die Ueberwundenen zum Christenthum zu bekehren. Irgendwo in Esthland soll es ihm gelungen seyn, ein Benediktiner-Kloster aufzurichten, obgleich uns die Geschichte weder die Zeit, noch die Stelle, wo

es geschah, zu nennen weiß. Ebenso erzählt uns der dänische Chroniste Saxo (L. XI. p. 214.) in seiner dänischen Geschichte, daß schon Erichs Vater, Svend Estrithsen, eine Kirche in Kurland erbaut, auch der König Knut der Heilige, Versuche zur Bekehrung der dortigen Heiden gemacht habe, welche in der Folge fortgesetzt worden seyen. Später soll der berühmt gewordene dänische Erzbischof Eskil (um das Jahr 1164) einen französischen Mönch, Fulco, zum Bischof der Esthen geweiht und ihn lange bei sich unterhalten haben. Allein ob Fulco wirklich ins Land kam, und was er daselbst ausrichtete, bleibt von den Chronisten jener Tage unerwähnt.

Mit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts fängt glücklicher Weise ein hellerer Zeitraum für die Missionsgeschichte der Esthen und der Liven in den Ostländern des baltischen Meeres an, und dieses hellere Licht verdanken wir der umständlichen Chronik des Letten Heinrich, der als Augen- und Ohrenzeuge die Geschichte der drei ersten deutschen Missionarien, Meinhard, Bertold und Albert, (vom Jahr 1184—1226), so wie ihrer Missionsarbeiten unter den heidnischen Liven uns beschrieben hat *).

§. 206.

Die Liven, ein von den Finnen und Esthen verschiedener Volksstamm, der seine eigene Sprache redet, hatten sich, so weit wir sie in der Geschichte kennen, an den Ufern der Düna niedergelassen, und zu irgend einer Zeit mit Gewalt zwischen die finnischen und lettischen Völkerstämme eingeschoben, welche seit dem Abzug der Gothen diese Uferländer im Besitz hatten. Von allen Seiten her gedrängt, und wahrscheinlich durch blutige

*) Es wird hier bemerkt, daß die wörtlichen Auszüge, welche in den folgenden Paragraphen da und dort mit dem bekannten Citationszeichen eingerückt sind, dieser interessanten Chronik entnommen sind, auch wenn dieselbe nicht überall genannt wird.

Händel vielfach geschwächt, war nur ein unbedeutender Landesfleck an den Ufern der Düna als Erbtheil der Väter ihnen übriggeblieben, und auch diesen hatten sie nur als zinspflichtige Vasallen der benachbarten Russen inne. Als gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts die ersten deutschen Missionarien im rigaischen Meerbusen landeten, hatten die an den Düna-Mündungen angesiedelten Liven gegen Westen die Semgallen, gegen Süden die Lethouen oder Litthauer, gegen Morgen die Russen und gegen Norden die Esthen zu Nachbarn, und lebten in vielfacher Abhängigkeit von ihren Grenznachbarn ihr wildes Leben dahin. Lange hatten die Fürsten von Nowgorod und Polozk das Volk bekämpft, und lange hatten die Liven mit ihren Feinden gerungen, um ihre väterliche Freiheit zu behaupten; aber an sich schon arm, und nicht sehr zahlreich an kriegerischer Mannschaft, hatten sie nicht das Glück erreicht, ein freies und unabhängiges Leben zu erhalten. Schon hatte der Fürst Wladimir von Polozk sein Herrschergebiet an der Düna herab bis zu ihrer Mündung ausgedehnt, und mit den übrigen Völkerstämmen mußten die Liven das Joch der Knechtschaft um so empfindlicher fühlen, je länger und muthiger sie den Kampf für ihre Freiheit gegen die Uebermacht der Russen fortgesetzt hatten. Obgleich der Polozkerfürst selbst ein Christ war, und zur Zeit des Großfürsten Georg Dolgoruki (Jahr 1149) für die Ausbreitung des Christenthums viel geschah, so hatte doch der Nowgoroder Bischof Arcadius, in dessen Sprengel die Dünaländer gehörten, nicht daran gedacht, über die bezwungenen heidnischen Vasallenstämme die Segnungen des Christenthums auszubreiten.

Dennoch sollte nach dem Rathe der Vorsehung den heidnischen Liven an der Düna von weiter Ferne her das Licht gebracht werden, das ihnen von ihren Nachbarn so lange verweigert worden war; und es war ein scheinbarer Zufall, durch welchen sein erster Funke in ihrer Mitte entzündet wurde. Es geschah gegen das

Jahr 1158, daß Kaufleute aus Bremen, wahrscheinlich durch Gewinnsucht zu diesen östlichen Ufern hingeführt, an der Mündung des Dünastroms landeten. Die wilden Liven, durch schwere Erfahrungen der Vergangenheit gewarnt, waren gewohnt worden, in jedem fremden Schiffe, das sich im rigischen Meerbusen erblicken ließ, einen habsüchtigen Seeräuber zu argwöhnen; und besonders waren sie, wie die bremische Chronik erzählt (p. 71.), gegen die Dänen im höchsten Grade erbittert, die so oft in feindlichen Ueberfällen ihre Fluren verwüstet, und ihr Eigenthum geraubt hatten. Die bremischen Handelsleute hatten ebendarum alsobald nach ihrem Einlaufen in den Hafen eine feindselige Behandlung von den Einwohnern zu erfahren, die sich anschickten, ihr Schiff auszuplündern, und sie selbst beim ersten Schritt auf das Ufer zu ermorden. Es kam zu einem blutigen Streite, und Viele von den Liven wurden erschlagen. Da die Einwohner bemerkten, daß sie mit ihren rohen Waffen der geübten Kriegskunst der Deutschen nicht zu widerstehen vermochten, so baten sie um Frieden, den sie auch gegen die Gestattung erlangten, ihre Waaren gegen Erzeugniße des Landes austauschen zu dürfen.

Von jetzt an ward ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den Liven und den Deutschen geknüpft, welcher durch Tauschhandel unterhalten wurde, und wobei die Deutschen die Freundschaft der Liven durch Geschenke von Meth und Wein sich zu erwerben wußten. Die Verbindung wurde auch bald erweitert; denn neben Livlands eigenen Erzeugnißen lockte die Deutschen auch bald der weitere Handelsverkehr mit den tiefer im Lande wohnenden russischen Völkern, mit denen längst schon gerne die deutsche Kaufmannswelt eine Handelsgemeinschaft gesucht hätte, und zu deren Ländern der Dünastrom jetzt ein ebenso erwünschter, als bequemer Führer war. Es währte nicht lange, so schloß sich auch hier das christliche Missionswerk an den glücklich begonnenen Handels-Verkehr an, und gab die nächste Veranlassung her,

zu den ereignißvollen Auftritten, durch welche auf diesen Ufern die Herrschaft des deutschen Volkes und der christlichen Kirche erkämpft wurde.

§. 207.

Schon hatte diese Handelsverbindung seit bald dreißig Jahren zwischen Livlands Ufern und dem nördlichen Deutschlande bestanden, als einst die nach Livland segelnden Kaufleute aus Bremen auch (etwa ums Jahr 1184) ein Augustinermönch aus dem Kloster Segeberg in Wägrien begleitete, um die dargebotene Gelegenheit zu ergreifen, den rohen Götzendienern jener Gestade den Weg zur Seligkeit zu verkündigen. Meinhard war sein Name. Obgleich schon weit im Alter vorgerückt, fühlte sich der fromme, Gott ergebene Greis doch noch voll frischen Muthes und jugendlicher Kraft für die Verbreitung des beseligenden Evangeliums im Heidenlande, und tief ergriffen von dem hohen Werthe desselben, wagte er noch am späten Abende seines Lebens die gefährliche Fahrt auf den stürmischen Wellen des baltischen Meeres. Das Gefühl der Heiligkeit seines Unternehmens, und die feste Zuversicht auf den Beistand des Allmächtigen, den er sich zur Seite fühlte, trieb den edlen Greis vorwärts, und er vereinte mit diesem Sinne der Gottseligkeit eine Klugheit und eine nüchterne Vorsicht in allen seinen Schritten, wie sie bei den Heidenbekehrern jener Tage eben nicht überall zu finden war.

Dem Beginnen des frommen Meinhard schienen sich zum Voraus die größten Hindernisse entgegen zu stellen, und dasselbe unrathsam zu machen. Schon sein vorgerücktes Alter, das für die Gefahren und Entbehrungen dieser Laufbahn nicht geeignet war, mußte ihm selbst und seinen Freunden die Sache bedenklich machen. Zudem galt es den Aufenthalt „unter dem verruchtesten und wildesten Barbarengeschlechte jener Tage“ (Adamus de situ Daniae p. 58.), den Liven, welche mit blinder Anhänglichkeit an den Götzen ihres Landes hingen, und

ohne Bedenken auf den Altaren derselben jeden grausam hinopferten, der eine Neuerung in ihrem Glauben zu versuchen wagte. Zwar war es ein begünstigender Umstand, daß der Erzbischof von Bremen, unter welchem er stand, auch das ferne Esthenland schon längst als einen Theil seines weiten Kirchensprengels zu betrachten pflegte, und ebendarum Meinhards Missionsversuch als angemessen finden mußte. Aber eine Unterstützung konnte er eben nicht von seinem Erzbischofe erwarten, dessen Wirkungskreise zu weit, und dessen Kräfte zu gering waren, als daß er für Livlands verblendete Götzendiener etwas thun konnte, wenn ihm auch der gute Wille dazu nicht gefehlt haben würde. Von den deutschen Seefahrern durfte Meinhard gleichfalls keine Hülfe erwarten, weil der Vortheil dieser Leute erforderte, die Zuneigung der Liven durch Einmischung in ihre Religionsweise, die ihrem Handelsinterresse fremde war, auf keinerlei Weise zu verscherzen. Zudem waren sie auch zu schwach, um den einzelnen Heidenbekehrer gegen die abergläubischen Liven in Schutz zu nehmen. Allein aller dieser Hindernisse ungeachtet, faßte Meinhard den Entschluß, begleitet von einigen seiner Klosterbrüder, nach Livland zu reisen, und dort unter dem Schutze des Allmächtigen, dem er seine Seele vertraute, seine letzten Lebenstage im heiligen Bekehrungsgeschäfte unter denselben zu verzehren.

§. 208.

Am Ufer der Düna glücklich angelangt hielt Meinhard für angemessen, noch ehe er Hand an das Werk legte, den Herrn des Landes, den russischen Fürsten Wladimir von Polozk um die Erlaubniß zu ersuchen, seinem heidnischen Volke die Lehre Christi verkündigen zu dürfen. Wladimir gehörte bereits mit dem größern Theile der Einwohner seines Landes der russisch-griechischen Kirche an, und mochte wohl schon längst gewünscht haben, die heidnischen Letten und Liven, welche in großen Schaaren dasselbe bewohnten, für die Kirche zu gewinnen, allein

es scheint nicht, daß von seiner Seite irgend ein Versuch hiezu gemacht worden war. In der russischen Kirche jener Tage war der Eifer für die Bekehrung der Heiden schon längst erstorben, und die höhere Geistlichkeit, die an ihrer Spitze stand, scheint es mehr auf scharfe Ausprägung des hierarchischen Kirchenregiments und auf Erwerbniß von Ehrentiteln, als auf die Bekehrung der Heiden in ihren Landessprengeln angelegt zu haben. So hatte nicht lange zuvor (Jahr 1166) der Bischof Elias von Nowgorod, nach langen und ärgerlichen Kämpfen, den Titel eines Erzbischofs sich erworben, und den stolzen Nowgorodern damit eine größere Freude bereitet, als wenn er durch frommes Beispiel und Unterricht seine nächsten Nachbarn, die Esthen, für den Glauben an den Herrn Jesum gewonnen haben würde. Indeß fehlte es in diesen Tagen auch nicht an rühmlichen Beispielen, welche geeignet waren, die erschlaffte Geistlichkeit der russischen Kirche aus dem Todesschlummer zu erwecken; indem gerade um diese Zeit der Fürst von Smolensk, Roman Rostislawitsch die Anordnung getroffen hatte, daß nicht länger unwissende Geistliche in seinem Fürstenthum angestellt werden durften, auch zu Smolensk auf seine eigene Kosten Schulen für ihre Bildung angelegt wurden, worin griechisch und lateinisch gelehrt wurde.

Mit Freuden willigte der Fürst Wladimir in Meinhards Bitte ein, und dieser ging nun munter ans Werk, um den heidnischen Liven die Heilslehre von Christo zu verkündigen. Um auf diesen unsichern Gestaden desto ungestörter sein Werk zu treiben, ließ er auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Düna, wo die deutschen Kaufleute bereits zur Sicherheit ihrer Waaren eine Burg, Ykeskola (Uexküll) genannt, erbaut hatten, eine Kirche aufrichten, um einen festen Wohnsitz zu gewinnen, von dem aus er seine Missions-Wanderungen rechts und links des Dünastroms machen konnte. Die Liven hatten keine Fürsten, sondern wurden von Stammältesten regiert,

welche nach der Patriarchen Weise die Volksführer und die Priester in ihrem kleinen Sprengel waren. Dem frommen Meinhard ließ es Gott gelingen, einige dieser Stammältesten für den Glauben an Christum zu gewinnen. Diese entschlossen sich zur Taufe, und ihr Beispiel wirkte so mächtig auf ihre Untergebenen, daß sich bald ein Christendörflein um die Kirche von Uexküll herum ansiedelte, in dessen Gedeihen der ehrwürdige Greis eine Erstlingsfrucht seiner Arbeit gewahren durfte.

Während aber Meinhard mit unermüdetem Eifer sein Bekehrungswerk unter den Liven fortsetzte, und bald die Nachricht von den auffallenden Veränderungen sich in der Nachbarschaft umher verbreitete, durch welche der neue Glaube sich kund that, sammelte sich schon im nächsten Winter eine große Schaar von Litthauern und andern heidnischen Haufen, welche die ganze Gegend umher zu verwüsten anfingen, und gegen das arme Christendörflein herbeizogen, um den neuen Glauben, der ihrer Götter höhnte, mit den Waffen wieder zu vernichten. Da trat nun der bejahrte Greis an die Spitze des kleinen Häufleins seiner Neubekehrten, und begeistert durch das Beispiel ihres frommen Lehrers, waren diese bereit, mit dem Schwerte in der Hand jetzt zu vertheidigen, was sein Eifer gepflanzt und aufgebaut hatte. Vereint zogen sie dem wilden Feinde bis an einen Wald entgegen, wo sie ihn mit solchem Muthe angriffen, daß er eiligst die Flucht suchte und eine ansehnliche Beute zurückließ.

§. 209.

Für Meinhards Ansehen unter dem Volke, so wie für die Sache des Glaubens war dieser Sieg über die Heiden von großer Wichtigkeit; denn er vermehrte nicht nur in vielen Gemüthern die Zuneigung zu demselben, sondern er überzeugte auch das Volk von der Nothwendigkeit, Burgen und Verschanzungen an ihren Landesgränzen hin anzulegen, um dieselben gegen die immer wiederholten Ueberfälle der Heiden desto kräftiger zu ver-

theidigen. Man nahm jetzt Meinhards Rath mit großer Freude an, und schon im nächsten Sommer wurden von der benachbarten Insel Gotland Handwerker und Arbeiter jeder Art herbeigerufen, um den Bau von Burgen zu beginnen, weil das Volk im Lande mit dem Maurerhandwerk noch ganz unbekannt war.

Die Insel Gotland im baltischen Meere gehörte von den ältesten Zeiten her zum schwedischen Gebiet, und schon seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts war ein Fünklein des göttlichen Lichtes in die alte Finsterniß ihrer Einwohner hinein geworfen worden, das sich allmählig zu einer Flamme entzündete, und ein ganz neues Leben über die Bewohner derselben verbreitete. Einer dieser Insulaner, Ormika, war nämlich durch den norwegischen König Olaf, Haralds Sohn, mit dem Christenglauben bekannt geworden, und hatte nach seiner Rückkehr auf Gotland das erste Bethaus auf Olafsholm daselbst angelegt. Bald wurde ein reicher Handelsmann der Insel durch ihn zu Christo bekehrt, und als dieser, von seinen heidnischen Landsleuten deßhalb zum Scheiterhaufen verurtheilt, von seinem Schwiegervater aus der Todesgefahr gerettet wurde, so ließ er bei Wi, wo jetzt die Stadt Wisby steht, eine prächtige Kirche aufbauen, von welcher aus die Erkenntniß des Heils sich bald über die ganze Insel verbreitete. Es währte nicht lange, so hob sich die Stadt Wisby zum größten Marktplatze für die Uferländer des baltischen Meeres empor, und wurde die große Lagerstätte von Waaren, von welcher aus die lübeckischen, bremischen und hamburgischen Handelsleute jener Tage ihre wachsenden Verbindungen mit dem russischen Reiche unterhielten. Mit dem Christenthum hatte sich auch die Kultur und die Gewerbsthätigkeit dieser Insulaner, sowie ihr Wohlstand zu einer bedeutenden Höhe emporgeschwungen; und jetzt war das benachbarte Gotland die wichtigste Stelle, von welcher aus der Mission unter den finnisch-esthischen Völkern des Ostens die erforderlichen Hülfsmittel zugeführt werden konnten.

Von den Arbeitern aus Gotland unterstützt, wurde nun vor Allem die Burg auf Uexküll in eine kleine Festung umgeschaffen, und stark genug befestigt, um gegen die raschen Ueberfälle der feindlichen Nachbarn gesichert zu seyn, und die Freude der Einwohner, unter dem Schutze der Festung zum erstenmal im Leben ihre Tage ruhig zuzubringen, war so groß, daß Viele derselben sich zur Christentaufe bereitwillig fanden, um die Gestattung zu erhalten, in der Nähe der Burg ihren Wohnsitz aufschlagen zu dürfen.

§. 210.

Leider dauerte die Freude des frommen Meinhard über das Gelingen seiner Missionsarbeit nicht lange. Die feindseligen Semgallen kamen unerwartet vom westlichen Ufer der Düna herüber, und in dem Wahne, diese aus Steinen aufgeführten Schutzwehren, gleich ihren hölzernen Blockhäusern mit Stricken auseinander reißen zu können, machten sie sich rasch ans Zerstörungswerk. Allein einem kleinen Häuflein deutscher Schleuderer, die sich hinter dem Gemäuer aufgestellt hatten, gelang es mit leichter Mühe, einigen der frechsten Waghälse mit Steinwürfen die Köpfe zu zerschmettern, und den wilden Haufen erschreckt über den Strom hinüber zu jagen. Die Freude der Neubekehrten zu Uexküll über diesen leicht erfochtenen Sieg war groß, und Meinhards Kunstwerk erregte allgemeine Bewunderung unter den Eingebornen. Diese fanden bald wünschenswerth, eine Strecke unterhalb des Dorfes, eine kleine Insel im Strome, Holm (später Kirchholm) genannt, auf ähnliche Weise zu befestigen, um sich nicht nur die nahen Dünamündungen zu sichern, sondern auch einen festen Zufluchtsort gegen die häufigen Ueberfälle der rohen Litthauer (Lethonen) zu gewinnen. Angelegentlich baten sie nun den frommen Priester um seine Beihülfe, und sechs der angesehensten Männer des Stammes verlangten die Christentaufe, mit dem Versprechen, bei gewonnener Lebenssicherheit zur Ver-

breitung des Christenthums unter den Liven kräftig mitzuwirken. Meinhard willigte mit Freuden in ihr Begehren, und an der Befestigung von Holm wurde jetzt aus allen Kräften gearbeitet. In einem Schreiben an den Erzbischof von Bremen ergoß er die freudigen Gefühle seiner Seele über den glücklichen Erfolg, womit bis jetzt die Gnade Gottes seine Arbeit unter den Heiden gesegnet hatte, und dieser trug (im Jahr 1187) kein Bedenken, den eifrigen Heidenbekehrer zum Bischof von Livland zu ernennen, und seine Wahl, so wie die Einverleibung dieses neuen Kirchensprengels mit der bremischen Metropolitan-Kirche, von dem Pabste Clemens III. bestätigen zu lassen (Lindenborg Script. rer. germ. p. 164.).

Allein wie entschuldbar es auch durch die Natur der Umstände war, daß Meinhard auch auf äußere Sicherungsmittel seiner Lage und der kaum beginnenden Kirche Christi im Heidengebiete sorgfältigen Bedacht nahm, so verwandelten sich doch gar bald diese äußerlichen Vorkehrungen in einen gewaltigen Fallstrick, welcher dem Bekehrungswerke der Liven den gänzlichen Untergang drohte. Die Neubekehrten, die sich in ihren Burgen für unüberwindlich hielten, glaubten jetzt, des frommen Priesters und des Christenglaubens nicht weiter zu bedürfen, und fingen an, trotzig auf ihren Besitz, ihn mit schnöder Verachtung zu behandeln. „Als das andere Schloß aufgebaut war, so erzählt die alte Chronik (S. 10.), vergaßen die Gottlosen ihres Eidschwurs, und haben sich selbst zum Schaden gelogen; denn es war auch nicht ein einziger, der den Glauben hatte annehmen wollen. Das Gemüth des Priesters war darüber ziemlich unruhig, zumal, da sie ihm nach und nach das Seine genommen, seinen Leuten mit Schlägen begegnet, jetzt den Schluß faßten, ihn des Landes zu verweisen, und die Taufe, die sie in dem Wasser empfangen, in der Düna wieder abzuwaschen, und sie wieder nach Deutschland zurück zu schicken meinten.“

Wirklich fingen sie an, ihre rohen Drohungen an einzelnen von Meinhards Mitarbeitern auszuführen. Einer derselben, der Cisterzienser Mönch Dietrich, welcher später zum Bischof von Esthland erhoben wurde, hatte seit einigen Jahren nicht ohne scheinbaren Erfolg unter einem Stamme der Liven gearbeitet, der sich an den Ufern der östlichen Aa, im Distrikte von Treyden (Thoreida) niedergelassen hatte. Diese wollten nun den armen Mann ihren Götzen aufopfern, unter dem Vorwande, daß er den schönen Erntesegen, der auf ihren Feldern stand, durch heftige Regengüsse zernichten lasse. Das Volk ward zusammen gerufen, und die Götter wurden jetzt wegen dieses Schlachtopfers durchs Loos befragt. Nach ihrer Väter Weise ward das heilige Pferd herbeigebracht, um durch das erste Vortreten seines rechten oder linken Fußes vor einer Lanze zu entscheiden, ob das Opfer den Göttern gefalle, oder nicht. Das Pferd stellte zuerst den rechten Fuß voran, was nach der Deutung ihrer Wahrsagerkunst das Mißfallen der Götter an diesem Opfer bezeugte. Die Wahrsager gaben jetzt vor, der Gott der Christen sitze auf dem Rücken des Pferdes, und halte seinen linken Fuß zurück und fingen daher an, sorgfältig den Rücken mit Wasser abzuwaschen. Mit ruhiger Fassung seinen Märtyrertod erwartend, stand der fromme Dietrich in ihrer Mitte, und segnete betend mit gefaltenen Händen das verblendete Volk. Zum zweiten Mal wird das heilige Pferd vorgeführt, und abermals setzte es seinen rechten Fuß bei der aufgepflanzten Lanze voran, und jetzt wurde auf den Rath der Wahrsager dem bereiteten Schlachtopfer das Leben geschenkt.

§. 211.

Bald wurde der Haß der Liven gegen die christlichen Lehrer so groß, daß Viele der Neubekehrten sich in den Dünastrom stellten, um die Taufe in demselben von sich abzuwaschen; auch vereinigten sie sich mit ihren heidnischen Landsleuten, um den Missionarien auf jegliche Weise

das Leben zu verbittern. Unter solchen Erfahrungen verlor der fromme Meinhard die Hoffnung, unter diesem undankbaren und widerspenstigen Geschlechte je etwas auszurichten. Er begab sich daher mit seinen Mitgehülfen nach der Dünamündung, um Livland zu verlassen, und sich auf einem deutschen Schiffe nach der Heimath zurückzuziehen. Dieß suchten nun die Liven auf jegliche Weise zu verhindern, aus Besorgniß, er möchte in seinem Vaterland ein Heer von Kreuzfahrern zusammen bringen, und sie für ihren Muthwillen züchtigen. Unter süßen Reden versprachen sie ihm, insgesammt sich taufen zu lassen, und veranlaßten die deutschen Kaufleute, den Bischof mit den Seinigen zu überreden, daß er länger bei ihnen bliebe. Meinhard traute ihren Worten, und ging mit den Liven zurück. Allein kaum hatten sich die Kaufleute mit ihren Schiffen vom Ufer entfernt, so nahmen sie ihr Versprechen zurück, und fingen an, ihn und seine Religion aufs Neue zu verspotten. Die Beklemmung, erzählt der Chroniste, in welche ihn dieses Betragen versetzte, war so groß, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Er setzte einen Tag an, um das Volk zu versammeln und dasselbe an seine Zusage zu erinnern; allein es erschien nicht. Jetzt entschloß sich der bedrängte Bischof, mit den Seinen nach Esthland zu fliehen, um daselbst zu überwintern, und die Rückkehr der deutschen Kaufleute abzuwarten; auch dieß konnte er nicht ausführen, da die Liven Meuchelmörder auf dem Wege aufgestellt hatten.

Indeß wußte sich doch der Priester Dietrich von Treyden heimlich wegzustehlen, unter dem Vorwande, daß er Kranke auf dem Lande besuchen müsse, um ihnen den Trost des heiligen Sacramentes zu reichen. Es gelang ihm nach tausend Schwierigkeiten der Reise, bis nach Rom zu kommen, und dort den heiligen Vater um seinen Beistand anzurufen. Mit vieler Rührung vernahm der Pabst Cölestin III. die vielen Trübsale, die er mit seinem Bischofe unter den wilden Liven erduldet hatte,

so wie die Aussichten auf kräftigere Siege, falls das Häuflein der Heidenbekehrer die nöthige Unterstützung erhalten sollte; und er beschloß daher, einen Kreuzzug gegen die heidnischen Völker im Ostlande in Deutschland aufzubieten, und Jeglichem volle Sündenvergebung zuzusichern, der unter die heilige Fahne sich stellen, und mit dem Schwerte in der Hand die widerspenstigen Heiden bekämpfen würde.

Der ehrwürdige Meinhard, der allein unter den rohen Liven zurückgeblieben war, hatte indeß unter Drangsalen aller Art seine letzten Lebenskräfte verzehrt, und mußte in seiner Verlassenheit das Krankenlager hüten. Als er nun sein Ende heranrücken sah, so ließ er die Aeltesten der livischen Christen von Treyden und Uexküll zu sich rufen, um sie zu fragen, ob sie nach seinem Tode einen andern christlichen Bischof verlangten, oder es vorzögen, wieder in das finstere Heidenthum zurückzusinken. Obgleich ihre Erkenntniß vom Christenthum noch sehr gering war, und sie auch beim Bekenntnisse zu diesem neuen Glauben viel Ungemach von Seiten ihrer heidnischen Landsleute erwarten mußten, so war ihnen eben doch der Christenglaube theurer geworden, als die väterliche Weise ihres finstern Aberglaubens. Sie ersuchten daher ihren sterbenden Lehrer, daß er dem Häuflein der Neubekehrten einen Bischof in Deutschland bestellen möchte; und der edle Greis hatte jetzt die Freude, nach zwölfjähriger Glaubenssaat sein Auge mit der süßen Hoffnung (im Jahr 1196) im Tode schließen zu dürfen, daß Gottes allmächtige Hand das kleine Saatfeld, das er angepflanzt hatte, nicht werde zu Grunde gehen lassen.

§. 212.

Kaum hatte der fromme Meinhard seinen Lauf für diese Welt vollendet, so sandten die Neubekehrten in Livland, die es mit der festern Begründung des Christenglaubens redlich meinten, Abgeordnete an den Erzbischof von Bremen, mit der Bitte um einen würdigen

Nachfolger im bischöflichen Amte, und dieser erwählte hiezu den Abt Berthold vom Cisterzienser-Kloster Lockum in Niedersachsen; einen der Kirche eben so ergebenen, als in Gefahren standhaften und entschlossenen Mann, welcher für die Leitung des schwierigen Bekehrungswerkes in Livland vorzugsweise geeignet schien. Nur ungerne verließ Berthold die stillen Mauern seines Klosters, ward in Bremen zum Bischofe geweiht, und begab sich willenlos, dem Rufe Gottes zu seiner gefahrvollen Bestimmung folgend, zu Schiff nach Livland. Zwanzig Mark jährlicher Unterstützung hatte ihm die Kirche zu Bremen bewilligt, weil das kleine Christenhäuflein in jenem Lande seinen Unterhalt noch nicht bestreiten konnte. Zu Ykeskola (Uexküll) von den Einwohnern mit allen Zeichen der Freude empfangen, ließ er es sich angelegen seyn, durch Beweise von Liebe ihr Zutrauen zu gewinnen, und sie bisweilen zu bewirthen, oder mit kleinen Geschenken zu erfreuen. Allein kaum hatte er das Werk der Bekehrung begonnen, so traf ihn das gleiche Loos des Hasses und der Verfolgung, das so oft die Lebenstage seines würdigen Vorgängers verbittert hatte. Und dieser Haß brach bald bei der Einweihung des Kirchhofes zu Holm in lodernde Flammen aus, indem seine Widersacher damit umgingen, ihn entweder mit der Kirche selbst zu verbrennen, oder im Düna-strome zu ersäufen. Vor der Gefahr noch zu rechter Zeit gewarnt, begab sich Berthold heimlich zu Schiffe, und segelte über Gotland nach Deutschland zurück, um zur Bezähmung des treulosen und halsstarrigen Volkes einen Kreuzzug zu predigen. Der Pabst Cölestin III., dem er zu Rom den trostlosen Zustand der jungen Kirche in Livland mit lebendigen Farben schilderte, säumte nicht, dem Bischof Berthold die erforderlichen Vollmachtsbriefe auszustellen, um unter Verkündigung des Sünden-Ablasses das Kreuz gegen die heidnischen Liven zu predigen. Gerade um diese Zeit hatten die Kreuzfahrten nach dem fernen Morgenlande die Gemüther der

Gläubigen in den Abendländern allgemein in ritterliche Begeisterung gesetzt, und Manchem war es nun willkommener, sein abgelegtes Gelübde unter geringern Beschwerden der Reise gegen ein kleines, leicht besiegbares Völklein im Osten Europas lösen zu können, als genöthigt zu seyn, auf dem Wege nach Jerusalem frucht- und thatenlos sein Leben einzubüßen.

So geschah es, daß auf die Predigten des Kreuzes aus Sachsen, Westphalen, Friesland und andern Gegenden nicht unbedeutende Kriegshaufen zusammen liefen, und zu Lübek sich vereinigten, um unter Bertholds Leitung die Seereise nach den östlichen Ufern des baltischen Meeres anzutreten (Arnold Lubec. L. VII. c. 9.). Im rigischen Meerbusen angelangt, fuhren die Schiffe in die Mündung der Düna ein und Strom aufwärts, bis in die Gegend, wo bald darauf an einem Berge, Righe genannt, die Stadt Riga erbaut wurde. Dort die Schiffe zurücklassend, zog der Bischof Berthold mit dem Kreuzheere bis an die Burg Holm (Kirchholm), die in der Mitte des Stromes auf einer Insel stand. Von da fertigte er einen Abgeordneten an die Einwohner des östlichen Stromufers ab, um sie zu befragen, ob sie den christlichen Glauben annehmen, und fest und treu an demselben halten wollten? Ihre Antwort fiel verneinend und trotzig aus, und jetzt ging der Bischof mit den Führern seines Heeres über die beste Weise zu Rathe, wie das hartnäckige Volk bezwungen werden möchte. Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten kam es zu einigen Unterhandlungen. „Laß dein Kriegsvolk nach Hause ziehen, ließen die Liven dem Bischofe sagen, und kehre du mit deinen Priestern friedlich in deine Wohnung zurück; dann magst du immerhin die, welche bereits den Glauben angenommen haben, durch Zwangsmittel nöthigen, bei ihrem Glauben zu bleiben; die andern aber mußt du mit Worten des Friedens, und nicht mit den Schrecknissen des Kriegs zu gewinnen suchen“. Der Bischof verlangte dagegen Geiseln zur Bürgschaft des Friedens,

aber die Liven verweigerten diese; doch erboten sie sich zu einem Waffenstillstande, und nach Landessitte schickte man sich gegenseitig Lanzen als Zeichen der eingetretenen Waffenruhe zu. Allein schon nach wenigen Tagen wurden mehrere Pilgerbrüder, welche Futter für ihre Pferde suchten, von den Liven erschlagen; und ungesäumt sandte Berthold erzürnt die Friedenszeichen zurück, und der Krieg war hiemit angekündigt.

§. 213.

Die erbitterten Liven forderten jetzt durch wildes Kriegsgeschrei das kleine Heer der Deutschen (d. 24. Juli 1198) trotzig zum Kampfe auf. Eiligst trat die Schaar der Kreuzbrüder in Schlachtordnung, und that einen entschlossenen Angriff auf die Feinde. Die Liven flohen, und Berthold, der Ersten einer „ein Held zur Noth", wie ihn Alnpeks alte Reim-Chronik nennt, eilte jetzt hitzig den Fliehenden nach, und gerieth, sein unbändiges Streitroß nicht mehr zurückzuhalten vermögend, mitten in die fliehenden Streiterhaufen der Liven. Zwei wilde Krieger ergriffen ihn, und ein dritter stieß ihm rücklings seine Lanze durch den Leib. Zerfleischt fanden bald darauf die nachrückenden Kreuzritter Bertholds Leichnam auf dem Felde liegen, und ihre Erbitterung hierüber war so groß, daß keines Menschen Leben weiter verschont ward, daß man die reifenden Saaten anzündete, und weit umher alles mit Feuer und Schwert verheerte. Erschreckt über die furchtbare Verwüstung baten jetzt die Liven um Frieden, luden die Geistlichen nach Holm, und fünfzig aus der Zahl der Vornehmern nahmen alsobald, und am folgenden Tage noch weitere hundert die Taufe an. Um der lästigen Kreuzritter bald los zu werden, nahmen die Liven die christlichen Priester in ihre Burgen auf; belegten zu deren Unterhalt jeden Pflug Ackerlandes mit einer Kornsteuer, und beschlossen, ungesäumt ihre Abgeordneten an den Erzbischof von Bremen zu schicken, um sich einen neuen Bischof von demselben auszubitten.

Die Kreuzbrüder trauten den trügerischen Maaßregeln der Liven, und waren froh, die Rückreise nach der Heimath wieder anzutreten; nur die Geistlichen und ein Kaufmannsschiff blieben in der Mündung der Düna zurück. Allein kaum befand sich das deutsche Heer auf der offenen See, als die muthwilligen Liven in Haufen zum Strome eilten, um, wie früher, das Taufwasser in demselben abzuwaschen, und wie sie scherzend sagten, den Deutschen ihr Christenthum auf den Wellen der Düna wieder nachzuschicken (Heinrich S. 20.). Zufällig hatte einer der Deutschen auf dem Ast eines Baumes einen Menschenkopf in Holz geschnitzt; diesen für den Gott der Deutschen haltend, schnitten sie ihn nun sorgfältig ab, und warfen ihn höhnend ins Meer, damit er seinen Kindern nachschwimme. Es dauerte nicht lange, so gingen die erhitzten Götzendiener auf die Christen im Lande los; mehrere derselben wurden unter grausamen Mißhandlungen gefangen, ihre Felder verheert, und die Missionarien zu Ykeskola in solche Bedrängniß versetzt, daß sie, den letzten Todesschlag erwartend, zu der befestigten Insel Holm im Dünastrome ihre Zuflucht nahmen. Bei zweihundert Märtyrer sollen, wie Heinrich erzählt (S. 21.), in dieser blutigen Verfolgung das Leben eingebüßt haben. Wirklich faßten auch im Anfang des folgenden Jahres (1199) in einer Volks-Versammlung die heidnischen Liven den Beschluß, sich für immer vom Joche des Christenglaubens zu befreien, und jeden Geistlichen zu ermorden, den man nach Ostern noch im Lande finden würde; und jetzt flohen sie Alle, um ihr Leben zu retten, nach Deutschland zurück.

§. 214.

Solch kläglicher Ausgang eines vierzehnjährigen, mühevollen Bekehrungswerkes hatte freilich nicht blos in der rohen Widerspenstigkeit der heidnischen Liven, sondern ebensowohl in der anstößigen Weise, womit dasselbe geführt wurde, seinen Grund. Allerdings tritt

ein hoher Grad trügerischer Verstellungskunst und Argliſt gleich Anfangs in dem Betragen der Liven gegen die Missionarien heraus, welcher diese eine leichtgläubige Gutmüthigkeit entgegensetzten. Ebenso kann mit Recht behauptet werden, daß diese beiden Heidenboten sämmt ihren Mitgehülfen mit friedlichem Sinne unter die heidnischen Einwohner eintraten, und durch freundliches Wohlthun, so wie durch thätige Förderung ihrer bürgerlichen Sicherheit und Wohlfahrt, das Zutrauen derselben zu gewinnen trachteten. Daß sie jene lautere, evangelische Erkenntniß, welche eine tiefe Bekanntschaft mit dem Worte Gottes und gründliche Wissenschaftlichkeit bereitet, nicht in ihre Arbeitssprengel mit hinein bringen konnten, und der vielseitigen Bildungsmittel entbehrten, welche unsere glücklichere Zeit dem evangelischen Missionswerke so reichlich darbietet: davon lag nicht in ihnen, sondern in den Finsternissen ihres Zeitalters die Schuld. Immerhin wären sie auch bei ihrer beschränkteren Erkenntniß vom wahren Wesen des Christenglaubens in dem rohen Gewande ihres Zeitalters noch immer die größten Wohlthäter der heidnischen Liven geworden, hätten sie nach der Regel des Welterlösers gelernt, das Böse mit Gutem standhaft zu überwinden, und durch Geduld in guten Werken nach dem ewigen Leben zu trachten. Aber die im Schooße der abendländischen Kirche nun einmal allgemein gewordene Gewohnheit, raschen Fluges mit den Waffen in der Hand gewaltsam zu erstürmen, was nur langsamern Schrittes die Macht der Ueberzeugung zu erreichen vermag, und der Gewalt des röm. Stuhles mehr, als dem Gebote und der Verheißung des allmächtigen Gottes in ihrem Werke zu vertrauen, warf sie aus der stillen Laufbahn gesegneter Friedensboten heraus, und verschloß die rohen Gemüther der Heiden dem heilsamen Eindrucke, den die Verkündigung der einfachen Bibelwahrheit und das Licht des christlichen Wandels zu allen Zeiten, im Gebiete der Heidenwelt erzeugte, und heute noch hervorzubringen ver-

mag. So ward der Sieg des Christenglaubens auf die Spitze des Schwerts gestellt, und die Missionsarbeit in einen blutigen Krieg verwandelt, der die wildesten Leidenschaften des menschlichen Herzens in die Kampflinie stellte, welche Tod und Verderben in die Wildnisse der Heiden hinein trug.

Es war unter diesen Umständen für den Erzbischof Hartwich zu Bremen eben keine leichte Aufgabe, für die erledigte bischöfliche Würde im heidnischen Livland den Mann zu finden, der für solchen Auftrag geeignet war. Die gewöhnliche Erziehung in einsamer Klosterzelle, welche Beschränkheit des Blickes und Mangel an nöthiger Weltkenntniß und Erfahrung zu erzeugen pflegte, konnte diesen Mann nicht geben, und es that darum Noth, den Führer dieses Werkes in den höhern Zirkeln der damaligen gebildeten Welt aufzusuchen. Der Erzbischof glaubte, ihn wirklich in einem seiner Domherren, Albert von Apeldern, gefunden zu haben, ein Mann, der sich in seinem kräftigsten Lebensalter durch feurige Begeisterung zum livländischen Missionswerke, durch gelehrte Kenntniße und Welterfahrung, durch einen untadelhaften Wandel, besonnene Klugheit und feste Entschloßenheit in Gefahren auszeichnete (S. Arnolds Chron. L. VII. c. 9.). Auch die Abstammung desselben von einem vornehmen Geschlechte, setzte ihn in manche für sein Unternehmen sehr günstige Verbindung. Wenn durch Weltklugheit und kräftig gewaltiges Auftreten das Bekehrungswerk der Liven zu Stande gebracht werden sollte, so war die Wahl Alberts zu solchem Geschäfte eine glückliche zu nennen; sonst haben die ächten Apostel ohne fleischliche Waffen durch das Licht der Wahrheit, durch die Festigkeit des Glaubens, durch das Feuer der Liebe, durch die Geduld der Hoffnung auch im scheinbaren Erliegen die Kriege des Herrn siegreich geführt.

§. 215.

An den königlichen Höfen von Dänemark und Deutschland, welche Albert zuvor besuchte, wurde er mit großer Auszeichnung aufgenommen und mit einem Reichthume von Hülfsmitteln und noch größern Versprechungen ausgestattet, und begleitet von einem Kreuzfahrer-Heere trat nun der Bischof muthig seine Reise nach Livland an (Jahr 1199). In seiner Begleitung befand sich der Graf Conrad von Dortmund, der edle Ritter Hartbert von Iburg nebst vielen andern ritterlichen Edelknechten, welche zum Preise Gottes und zum Heil ihrer Seele ihre Lorbeeren im Ostlande einzuholen gedachten. Besonders hatten die Gotländer sich durch ihre Theilnahme an diesem Zuge ausgezeichnet, indem nicht weniger als fünfhundert dieser Insulaner unter die Fahne des Kreuzes sich stellten, da ihr wachsender Handelsverkehr mit dem Norden und Osten die Unterjochung Livlands ihnen zum Gegenstand hoher Wünschenswürdigkeit machen mußte. Im rigischen Meerbusen mit 23 Schiffen angekommen, steuerte die Flotte in die Mündung der Düna ein, und nachdem Albert sich mit all den Seinigen in feierlichem Gebete dem Schutze Gottes empfohlen hatte, zog er nun mit seinem Kriegsheere nach der Burg Holm, um von da weiter stromaufwärts nach Ykeskola zu gehen. Obgleich die feindlichen Liven seinen Zug durch häufige Ueberfälle beunruhigten, und einige seiner Priester tödteten, so gelang es ihm doch unter dem lauten Jubel des dortigen Christenhäufleins daselbst einzuziehen. Unter großer Drangsal hatten einige deutsche Missionarien sich in der Mitte der kleinen Gemeinde im Verborgenen aufgehalten, und die Herzen der Gläubigen zum geduldigen Ausharren mit der Hoffnung einer nahenden Erlösungsstunde gestärkt.

Die feindlichen Liven baten vor Allem um eine dreitägige Waffenruhe, die ihnen gerne bewilligt wurde; allein schon am andern Tage fielen sie über die Geräth-

schaften her, welche aus den Schiffen ans Land geschafft wurden, plünderten dieselben, und legten jetzt um das Heer des Bischofs in Uexküll eine Belagerung. Ein einziger Ausfall der Kreuzbrüder schlug ihre wilden Haufen zurück, und setzte weit umher ihre Kornfelder in Brand. Jetzt baten sie flehentlich um Frieden, der ihnen auch unter der Bedingung bewilligt wurde, daß sie dreißig ihrer vornehmsten Jünglinge aus den Gebieten der Düna und von Thoreida (der Gegend der Aa) dem Bischof als Geißeln ausliefern mußten. Diese Jünglinge wurden nun in die Klöster von Wagrien und Ostfriesland verpflanzt, wo sie im Christenthum unterrichtet, und zu Lehrern ihres heidnischen Volkes herangebildet wurden. Unter ihrer Zahl soll sich auch der Lette Heinrich befunden haben, welcher wenige Jahre hernach als brauchbares Werkzeug der Verbreitung des Christenthums unter seinem Volke, und als erster Chronikenschreiber desselben, in seine Mitte eintrat.

Um die Zeit der Ruhe zur Befestigung der Sicherheit der Christen im feindlichen Lande zu benützen, faßte der vorsichtige Bischof den Beschluß, an dem Righeberge, hart am Dünastrom, und unfern von dessen Mündung in dem nahen Meerbusen eine Stadt aufzubauen, welche er nach der bisherigen Benennung des Berges Riga nannte. Schon früher soll Bischof Berthold diese Anlage beabsichtigt haben, um der neugepflanzten Christengemeinde im Lande einen festen Haltungspunkt, und einen gesicherten Zusammenhang mit den christlichen Ländern an den Küsten des baltischen Meeres zu verschaffen; und wohl würde er diesen Gedanken ausgeführt haben, hätte ihn nicht im Kriegsgetümmel der Tod allzufrühe überrascht. Um so mehr bot jetzt der neue Bischof Albert, von der Nothwendigkeit eines solchen Vereinigungs-Punktes für das Gedeihen des Missionswerkes überzeugt, Allem auf, den Gedanken in Ausführung zu bringen (Jahr 1200), und in wenigen Jahren stand Riga als feste Schutzwehr der christlichen Kirche im Lande durch

ihn gegründet da, und verehrt heute noch in ihm dankbar das Andenken ihres Urhebers. Um den Wohlstand seiner neuen Stiftung durch Handels-Verkehr desto kräftiger empor zu heben, schickte Albert den Bruder Dietrich von Thoreida nach Rom, um die päbstliche Bestätigung derselben, und mit ihr ausgezeichnete Handels-Privilegien daselbst einzuholen. Wirklich war er auch so glücklich, von dem Pabst Innocenz III. die gewünschte Bestätigungs-Urkunde zugleich mit dem Verbote zu erhalten, daß kein Schiff, das die Düna hinauf nach Semgallen zu fahren gedenke, den Hafen von Riga umgehen dürfe, wodurch Riga zum Stapelplatze für den Ostsee-Handel mit dem russischen Gebiete erhoben wurde.

§. 216.

Alberts kräftige Vorkehrungen setzten eine Zeitlang die heidnischen Einwohner in Furcht, und er benützte diese Augenblicke der Ruhe, um die Erkenntniß des Heiles unter denselben weiter zu verbreiten. Die feste Burg Lenewarden, oberhalb Uexküll am Dünastrom, wurde in Besitz genommen, und der Ritter Conrad von Meindorp mit derselben belehnt; auch die benachbarten Cüren im westlichen Gebiete des Meerbusens schickten ihre Abgeordneten zu ihm, und zwar, wie der Lette Heinrich (S. 30.) bemerkt, nicht aus Furcht vor dem Kriege, sondern auf den Ruf Christi, um Frieden mit den Deutschen zu schließen. Die Christen willigten ein, und die Cüren bestätigten jetzt den Frieden mit Abschlachtung von Opferthieren, so wie der Heiden Weise es mit sich brachte. Gott fügte es so, fügt Heinrich hinzu, daß auch die Lithauer um Frieden baten, und dasselbe Jahr nach Riga kamen, wo sie ein Freundschaftsbündniß mit den Christen aufrichteten.

Um durch Bildung christlicher Lehrer dem Missionswerke in Livland und Esthland aufzuhelfen, wurde an der Mündung der Düna ein Kloster aufgerichtet, das sich bald mit Mönchen des Cisterzienserordens füllte,

und der Berg des heiligen Nikolaus genannt wurde, zu dessen Abt Albert den Mönch Dietrich von Thoreida einsetzte. Bald ließen sich deutsche Colonisten um das Kloster herum nieder, und bildeten eine Dorfgemeinde, welcher der Name Dünamünde gegeben wurde. Ein Bruder Dietrichs, der Mönch Engelbert, kam um diese Zeit in Riga an, und fing an mit Allobrand und den übrigen Brüdern, welche sich in Livland gesammelt hatten, mit großem Eifer die Erkenntniß des Heiles unter den Heiden auszubreiten.

Je mehr indessen der Bischof Albert den trügerischen Charakter des livischen Volkes kennen lernte, und je häufiger er die Erfahrung zu machen Gelegenheit hatte, welche Ueberwindung es den Einzelnen koste, sich der alten Sitte und des alten Götterglaubens zu entschlagen: um so mehr mußte er einsehen, daß das veränderliche und unsichere Mittel des wechselnden Zuzuges von Pilgerhaufen auf keinerlei Weise hinreichen könne, der neuen Gestaltung der Dinge im Lande die erforderliche Festigkeit zu geben. Nach dem Verlauf eines Jahres meinten immer die Kreuzbrüder, für den Erwerb der Vergebung ihrer Sünden genug gethan zu haben, und kehrten wieder nach Hause zurück, während sie die neue Christenkolonie auf Livland in einem schwankenden Zustand zurückließen. Diesem unsichern Zustande glaubte nun Albert durch zwei Mittel begegnen zu können. Das eine derselben zielte darauf hin, durch Austheilung ländlichen Besitzthums an tapfere Krieger, das Interesse derselben an die Erhaltung und Vertheidigung des Landes auf immer festzuknüpfen. Das zweite Mittel bestand in dem Plane, der sich immer klarer in seiner Seele entwickelte, und dem Geiste seines Zeitalters abgeborgt war: einen besondern Ritterorden zu stiften, dessen Zweck es seyn sollte, das Reich des Glaubens und der Kirche unter den Völkern des Nordens immer mehr zu erweitern, das für die Kirche gewonnene Land gegen den heidnischen Feind mit aller

Macht zu vertheidigen, und auf diese Weise eine stehende Heeresmacht aufzurichten, welche jeden Augenblick zum Kampf für die Sache Christi auf den Befehl des Landes-Bischofs schlagfertig dastände.

§. 217.

Um diesen Entwurf der Ausführung näher zu bringen, war er schon im Laufe des Jahres 1200 mit den heimkehrenden Pilgern nach Deutschland zurückgereist. Seine nächste Absicht ging dahin, eine neue Schaar von Kreuzbrüdern zusammen zu bringen, und mit Hülfe derselben seinen Plan in Livland auszuführen. Hier fand er Gelegenheit, mit den Einrichtungen der geistlichen Ritterorden im Morgenlande sich genauer bekannt zu machen, und nach ihrem Muster seine neue Stiftung zu bilden. Vor Allem aber war es die Regel und Verfassung des Tempelordens, welche, nach des Pabsts Innozenz III. Anrathen, der Bischof bei der Errichtung seiner neuen Stiftung zu Grunde legte. Die Glieder des Ordens nannte Albert Brüder des Ritterdienstes Christi (Fratres militiæ Christi), um den Zweck desselben schon in dieser Benennung zu bezeichnen. Denn das ganze Leben und alles Thun und Wirken der neuen Ritterbrüder sollte nur dem Dienste Christi, der Erhaltung und Verbreitung des Glaubens an den Gekreuzigten, so wie dem Schutze und der Vertheidigung seiner Kirche gewidmet seyn. Diesen Sinn sprach auch das Kreuz und das Schwert auf dem weißen Mantel aus, welchen Albert den Ritterbrüdern als Ordenskleid bestimmte, und weßhalb dieselben auch bald die Schwertbrüder genannt wurden.

Es war verordnet, daß sie im Dienste für die Kirche dem jeweiligen Landes-Bischofe, als ihrem obersten Herrn, zum Gehorsam verbunden seyn sollten. Zu ihrem Unterhalte wurde der dritte Theil des Landes bestimmt, das bereits dem Bischofe zugehörte, oder das sie ferner für die Kirche erobern würden. Zum ersten Ordensmeister

weihte Albert den ritterlichen Winno von Rohrbach, einen erfahrenen Krieger, dem das Aufkommen des Ordens nahe am Herzen lag. Anfangs war die Zahl seiner Mitglieder nur gering; sie mehrte sich aber von einem Jahr zum andern aus dem Heere der kriegslustigen Ritter Deutschlands, welche nach Livland zogen, um im Dienste der Kirche die Ehre Gottes, das Heil ihrer Seele, und das Glück ihres Lebens zu suchen; und nach wenigen Jahren stand ein kampfbegieriger Kriegerhaufen im Herzen Livlands und Esthlands da, denen die kleine Welt ihrer nächsten Umgebungen bald zu enge ward, um nach allen Richtungen hin in den Siegen der Kirche ihre ritterliche Tapferkeit zu erproben.

Immerhin müssen wir solche Maßnahmen roher Gewaltthätigkeit, wie ritterlich sie auch in den Heldenliedern der Vorzeit klingen mögen, vor dem Richterstuhle des sittlichen Bewußtseyns verwerflich, und mit den heiligen Grundsätzen des Reiches Jesu auf Erden unvereinbar finden. Der lautere Glaube an das Evangelium, das eine neue Kreatur in Christo fordert und bereitet, hat von jeher den Gebrauch fleischlicher Waffen im heiligen Kampfe der Wahrheit verschmäht, und auf dem Wege gewaltloser und ruhiger Ueberzeugung seine gewissesten Siege errungen. Aber dennoch würden wir irren, wenn wir Vorkehrungen dieser Art blos unlautern Absichten von Seiten der Heidenbekehrer jener Tage zuschreiben, und nichts weiter, als ein Gewebe blinden Ehrgeizes und finsterer Herrschsucht in denselben entdecken wollten. Der eifrige Bischof Albert konnte und mochte auch redlich glauben, bei diesen Schritten die beste Wahl getroffen zu haben; er konnte und mochte es sogar rühmlich und großartig finden, wenn den verblendeten Heiden, die gleich ausgearteten Kindern behandelt werden müssen, der höchste Schatz der Menschheit, die richtige Erkenntniß Gottes und ihres Heiles in Christo, selbst mit Waffengewalt aufgedrungen wurde, sobald sie selbst die freundlichen Einladungen zum Reiche Gottes mit trotzender

Verblendung von sich stießen. Freilich täuschte er sich selbst und Andere in diesem Urtheile; aber solche Täuschung hatte er mit seinem ganzen Zeitalter gemein, und sie war die bittere Frucht der Unbekanntschaft mit dem Worte Gottes, und des finstern Aberglaubens, welcher sich selbst um die edelsten Gemüther jener Tage gelagert hatte.

§. 218.

Es war nicht einmal der Klugheit gemäß, alle diese verzehrenden Brennstoffe eines langwierigen und blutigen Krieges für die Verbreitung der Kirche Christi unter den heidnischen Liven und Esthen vorbereitet zu haben, indem die Flamme der Zerstörung immer aufs Neue auf ihre Urheber wieder zurückfiel. Um seine neue Pflanzung gegen die rings umher drohenden Gefahren sicher zu stellen, blieb dem rastlosen Bischof Albert nichts übrig, als fünf und zwanzig volle Jahre hindurch von einem Jahr zum andern, unter Gefahren zu Wasser und zu Land, nach den deutschen Gauen zurückzukehren, und immer neue Haufen kämpfender Kreuzbrüder den angezündeten Flammen zuzuführen. So verzehrte er seine edelsten Kräfte im Dienste der Gewalt, und selten blieb ihm die ruhige Stunde übrig, den großen Endzweck aller dieser Anstrengungen, die Verbreitung des Christenglaubens, wieder aufzufassen, und denselben durch die geeigneten Mittel der Belehrung zu fördern. Mit den wachsenden Zurüstungen, womit die Fortsetzung des mörderischen Kampfes begleitet war, vermehrte sich auch der Haß der Eingebornen gegen die neue Religion, welche die hergelaufenen Fremdlinge, die sich mit ihnen in ihren väterlichen Boden theilten, gewaltthätig ihren Gemüthern aufzuzwingen versuchten. Indeß die eifrigen Götzendiener die Bildnisse ihrer Götter nur um so eifriger umfaßten, da ihnen die Aexte der Christen den Untergang drohten, wurden selbst die Bessergesinnten und Lernbegierigern unter den Heiden an der Religion der Christen häufig

irre, und fielen vom aufgenommenen Glauben wieder ab, sobald sich nur eine Gelegenheit zum Rückfalle ihnen darbot. Aber selbst alsdann, wenn sie standhaft ihrem neuen Glaubensbekenntnisse anhingen, sahen sie sich dem bittern Hohne ihrer aufgereizten Volksgenossen von allen Seiten Preis gegeben, und wurden von denselben mit schnöder Verachtung als Elende mißhandelt, welche das Vaterland und den Glauben der Väter an die Feinde desselben verrathen hätten.

Auch in den benachbarten russischen Fürsten, obgleich sie sich selbst zum Christenthum bekannten, und christliche Nachbarn den heidnischen vorzogen, ward bei dem, was in Livland vor ihren Augen vorging, Mißtrauen gegen die Abendländer und Eifersucht gepflanzt. Dieses Mißtrauen wurde in demselben Grade empfindlicher gereizt, als sie die Haufen kreuzfahrender Abentheurer sich immer mehr vergrößern, und ihre Macht in Ländergebieten sich erweitern sahen, aus welchen ihnen bisher, wenn gleich nur in ärmlichen Gaben, doch im jährlichen Tribute, die Zeichen der Unterwürfigkeit waren entgegen gebracht worden. So war es kein Wunder, wenn der Kampf um die Herrschaft des Christenglaubens mit Volksstämmen, welche um ihrer innern Zersplitterung willen, durch die Macht der Menschenliebe auf ungleich leichterm Wege für den Glauben an das Christenthum gewonnen worden wären, mit zahllosen Schlachtopfern in einem dreißigjährigen Kriege erkauft werden mußte; und wenn der erbitterte Live seinem, im heißen Kampfe gefallenen Bruder tröstend zurief: „Gehe, Unglücklicher, in die bessere Welt, wo die Deutschen nicht mehr deine Gebieter, sondern deine Knechte seyn werden!“

Dritter Abschnitt.

Allmählige Unterjochung der Liven, Esthen und Cüren unter die Herrschaft der Kirche.

§. 219.

Es war ein lockender Kampfpreis, welcher mit der Stiftung des Schwertritterordens dem abentheuerlichen Ritterthume Deutschlands in Livland und Esthland dargeboten ward; indem hier mit der Soldatenehre und einem reichen Güterbesitze zugleich der Segen der Kirche und die Hoffnung des Himmels, nach dem Wahne des Zeitalters, erobert werden konnte. Von jetzt an folgt volle 30 Jahre hindurch eine Reihe mörderischer Feldzüge, welche mit der gänzlichen Unterjochung der heidnischen Liven und Esthen endigen. Ehe wir den blutigen Fußstapfen derselben folgen, wird es zur Verdeutlichung dieses düstern Theiles unserer Missionsgeschichte Noth thun, uns auf den Oertlichkeiten dieses Schauplatzes zuerst ein paar Augenblicke umzusehen.

Von der Umgegend von Riga an zog sich das eigentliche Livenland am östlichen Ufer der Düna bis an die Marchen des Landesgebietes hin, welches unter der unmittelbaren Herrschaft des russischen Fürsten von Polozk stand. Am Stromufer hinauf treffen wir die festen Schlösser Holm, Ykeskola, Lenewarden, Ascherade, Kukenoys (Kockenhusen) und andere an, um welche her sich die Dörfer der Liven angesiedelt hatten, um bei den häufigen Ueberfällen der feindlichen Nachbarn eine Zufluchtsstätte in denselben zu finden. Auf dem westlichen Gestade des Dünastromes hinab, zog sich in den heutigen Gebieten von Seelburg und einem Theile von Mietau das Semgallenland hin, dessen Bewohner wir in wechselnd friedlichem und feindseligem Verkehr mit den Liven antreffen. An die südlichen Marchen der Semgallen gränzte das Land der Lithauer, ein wildes Räubervolk, das arm und niedergedrückt in unaufhörlicher, blutiger Fehde mit seinen Nachbarn, den

Russen, so wie den Liven und den Esthen lag. An der nördlichen Gränze des Semgallenlandes, in den heutigen Bezirken von Goldingen und Tokum, lag das eigentliche Cürenland (Kurland), dessen Bewohner sich in jenen Tagen meist nur von Seeräuberei auf dem baltischen Meere zu nähren pflegten.

Gleichen Ursprungs mit den Cüren des Festlandes waren die Bewohner der benachbarten Inseln Oesel und Dagön, welche einen Seeräuber-Freistaat bildeten, und mit ihren feindlichen Ueberfällen die benachbarten Küsten des baltischen Meeres, so wie des finnischen und rigischen Meerbusens unaufhörlich beunruhigten. Der Insel Oesel östlich gegenüber, treffen wir das Land Rotalien mit dem Bezirke Sontagana an, welches den heutigen Bezirk Hapsal, oder die Strandwieck mit einem großen Theile des jetzigen pernauischen Gebietes umfaßte. Außer der Burg Rotula oder Rotalia, werden uns noch die Bezirke und Burgen von Hamale (Hanhele) Leale oder Leole (Leal) und Lode genannt, deren Namen wir häufig in der Geschichte jener Tage antreffen werden.

An Rotalien gränzte längst der nördlichen Küste des finnischen Meerbusens hin, der mächtige Bezirk Harrien mit seinen Städten und Burgen, Warbole und Lone, und der Dänenburg Lindanisse (dem heutigen Reval). An sie stießen im Osten die Bezirke von Jerwen (Gerwien) und Wierland mit den Distrikten Loppegunde und Puduren, welche die heutigen Gebiete von Weissenberg und Weissenstein umfassen. Die östliche Gränze von Esthland bildete der Bezirk von Allentakken, der sich bis an die Narowa (Narva) und die Ostsee auf der einen, und bis zum Peipussee auf der andern Seite erstreckte.

An den westlichen Ufern des Peipussees dehnte sich das große Land Ungannien aus, das bis zum Würzersee reichte, und das heutige dörptische Gebiet und den werroischen Kreis in sich begriff. Der festeste Platz in

Ungannien, war die alte Jurjew, auch Darbat oder Tartolin (Dorpat) genannt, welcher von den Russen und Esthen mit wechselndem Glücke erobert ward, und gegen den die Letztern die Festung Odempe am Würzersee, so wie die Burgen Somelinde und Riole anlegten. Im heutigen fellinischen Gebiet, auf der Westseite des Würzersee's, lag das Land Sakkala, das sich bis an den Palafluß erstreckte, und viele Jahre hindurch der blutige Zankapfel zwischen den Deutschen und den Esthen wurde. Auf diesem Gebiete treffen wir die Burgen und Städte Villiende (Fellin), Aliste (Hallist), Owele, Purke und das mächtige Karkuß an, welche sich in dieser blutigen Geschichte ausgezeichnet haben.

An den östlichen Ufern des rigischen Meerbusens dehnten sich die Gebiete von Metsepole und Idumäa aus, die sich uns durch ihre festen Burgen Pala, Mocha und Alembus, von der Stadt Pernau an bis nach Lemsal herab bekannt gemacht haben. An sie gränzte das livische Lettland, das den Kreis Wenden und Riga in sich schloß, und in welchem sich der Bezirk von Thoreida mit seinem festen Schlosse Treyden am Aa Flusse, durch die treulose Widerspenstigkeit seiner Einwohner gegen das Verbreitungswerk des Christenthums ausgezeichnet hat.

Die Missionsgeschichte der folgenden Jahre wird uns vielfache Gelegenheit bereiten, in diesen zahlreichen Gebieten Livlands und Esthlands mit den deutschen Rittern und Missionarien einzukehren, und Zeugen der blutigen Auftritte zu werden, durch welche sie nach und nach unter das Joch der christlichen Kirche gezwungen wurden.

§. 220.

Frühe im Jahr 1202 kehrte der unermüdete Bischof Albert mit seiner vom Pabst Innocenz III. und den deutschen Fürsten unterzeichneten Stiftungsurkunde des geistlichen Schwert-Ritterordens nach Livland zurück, und ihn begleiteten, unter der großen Zahl tapferer Zuzüger,

auch die Edeln Arnold von Meindorp, Bernhard von Sehehusen, so wie sein Bruder Dietrich von Apeldern, welche mit Alberten das Loos der Pilgerfahrt zu theilen entschlossen waren. „Er war nicht scheu," sagt der Chronisie Heinrich von dem Bischofe (S. 32.) mit ihnen Gutes und Böses um Gotteswillen zu leiden." Auf dem Wege waren sie in Gefahr, von den wilden Oeselern, welche gerade die dänische Provinz Falster verheerten, gefangen genommen zu werden. Es gelang ihnen jedoch, einen Theil der Seeräuberschiffe in Grund zu bohren; und so langten sie wohlbehalten unter dem Freudenjubel der Einwohner an den Mündungen der Düna an. Unterrichtet von dem traurigen Zustande, in welchem der Bischof die Missions-Kolonie am livischen Ufer antraf, schickte er, um neue Verstärkungen in Deutschland einzuholen, seinen treuen Mitgehülfen, den Abt Dietrich, nebst dem bekehrten Landesältesten Caupo von Thoreida nach Rom, um dem theilnehmenden Oberhirten daselbst den kläglichen Zustand des Heidenlandes im Osten noch einmal ans Herz zu legen. Caupo war einer der Erstlinge, der schon von Meinhard durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden war, und zu den wenigen Edeln gehörte, welche mit unerschütterlicher Festigkeit dem christlichen Bekenntnisse bis an ihren Tod getreu blieben, und für die Verbreitung desselben unter ihren Volksgenossen bereitwillig das Leben opferten. Ihre Berichte zu Rom müssen günstiger ausgefallen seyn, als die Lage der Dinge in Livland wirklich war; denn der Pabst „preisete Gott höchlich für die Bekehrung der livländischen Nation." Am Ende nahm Innocenz zärtlichen Abschied von Caupo, segnete ihn ein, und schickte durch den Abt Dietrich dem Bischof von Livland eine Bibel zu, welche der Pabst Gregor der Erste mit eigener Hand geschrieben hatte.

Indessen sah sich Albert bald mit dem russischen König von Polozk in einen Krieg verwickelt, welcher die Burg Ykeskola plötzlich überfiel und bestürmte. Schon

längst war dieser Fürst auf die Ansiedlung der Deutschen in seinem Lande eifersüchtig geworden, und die neue Ordensstiftung hatte ihm neue Besorgnisse eingeflößt, daß sein eigenes Land am Ende ein Raub dieser Fremdlinge werden dürfte. Auch der König von Gerzike, einem Landesbezirk an der obern Düna, kam ihm mit räuberischen Haufen von Litthauern bei seinem Unternehmen zu Hülfe, überfiel die Gegend von Riga, und führte zwei Priester, Johann und Volchard, gefangen mit sich hinweg, als sie eben im Walde mit Holzfällen beschäftigt waren. Indeß wurden die Litthauer von den Deutschen über die Düna hinübergejagt, während der Fürst von Polozk seinen Rückzug nach Hause mit einer Geldsumme sich bezahlen ließ.

Die livischen Christenhäuflein, welche in Riga und den benachbarten Burgdörfern sich allmählig angesiedelt hatten, waren in jenen Tagen noch sehr gering, wie groß auch die Menge der Landeseingebornen war, welche aus irgend einem unlautern Grunde sich dazu bequemt hatten, die Christentaufe anzunehmen. Allein auf Leute dieser Art konnten die deutschen Missionarien sich keinen Augenblick verlassen, indem sie bei jeder Gefahr, welche ihnen von Seiten ihrer heidnischen Landsleute drohte, ins väterliche Heidenthum zurückfielen, und nicht selten die treulosesten Verräther ihrer Lehrer wurden. Indeß fehlte es doch nicht ganz an solchen Gemüthern, auf welche die Bekanntschaft mit dem Christenglauben einen heilsamen Eindruck übte, bei welchem sie den Werth desselben hochzuschätzen gelernt hatten. Einer der deutschen Missionarien, Namens Siegfried, welcher nach dem Zeugniß der Geschichte das ihm anvertraute, kleine Christenhäuflein zu Holm mit großer Sorgfalt pflegte, in dem Dienste Gottes Tag und Nacht aushielt, und mit seinem christlichen Wandel die Liven erbaute, war in diesen Tagen gestorben. Die Neubekehrten beweinten seinen Verlust mit Thränen, und sorgten als Kinder dafür, „ihrem guten Vater“ einen schönen Sarg aus Holz zu

bereiten. Am Ende mußte bei ihrer großen Armuth ein Wunder das Beste thun. Eines der Seitenbretter am Sarge war zu kurz, um die geliebte Leiche zu decken, und sie hatten kein längeres im Besitz; während sie in ihrer Verlegenheit das Brett nach allen Seiten wendeten, wurde es auf einmal länger, und ihr Lehrer und Freund konnte auf ehrenvolle Weise zu Grabe bestattet werden. Immerhin trägt diese Geschichte den Beweis in sich, daß einzelne dieser Liven für menschenfreundliche Gefühle nicht ganz unempfänglich waren.

§. 221.

Zur großen Freude der Christen kam der Abt Dietrich mit seinem Begleiter Caupo und einer Anzahl kampflustiger Kreuzfahrer am Ende des Jahres 1203 wohlbehalten in Riga an, um das Häuflein ihrer muthlosen Brüder daselbst zu stärken. Schon hofften sie im Schooße des Friedens an der Ausbreitung des Christenglaubens ungestört arbeiten zu dürfen, als (im Anfang des Jahres 1204) ein wilder Haufen litthauischer Räuber an Riga vorüberzog, um das Land der Esthen auszuplündern, indeß der Anführer derselben, Swelgate, gegen einige Bürger der Stadt drohend sich vernehmen ließ, daß er wissen werde, ihre Stadt auf dem Rückwege heimzusuchen. Das Häuflein der Deutschen, so wie die benachbarten Semgallen, hatten Ursache, von diesen umherstreifenden Straßenräubern das Aeußerste zu fürchten, und der Ritter Conrad zog demnach, mit einem aus Deutschen und Semgallen zusammengesetzten Streiterhaufen, den Litthauern nach, um denselben auf dem Wege nach Thoreida aufzulauern. Letztere kamen wirklich mit großen Haufen von Gefangenen und einer mächtigen Beute an Vieh und Pferden, von ihrem Streifzuge aus Esthland zurück. Ihr Anblick jagte den Semgallen so große Furcht ein, daß sie alsobald die Flucht zu ergreifen anfingen. In demselben Augenblicke wandten sich einige der Deutschen an den Ritter Conrad, und baten inständig, daß sie

mit den Feinden Christi zuerst handgemein werden dürften, indem sie bemerkten, „es sey rühmlicher, für Christum in den Tod zu gehen, als zur Schande ihres Volkes eine schimpfliche Flucht zu ergreifen.“ Mit tapferm Muth fiel jetzt Conrad mit dem kleinen Häuflein der Deutschen über die Räuber her, schlug sie in die Flucht, nahm ihnen ihre ganze Beute ab, und brachte sie unter dem lauten Siegesgeschrei der Ihrigen nach Riga zurück. Einer der Priester, Johannes, den früher die Litthauer gefangen in ihr Land geführt hatten, wußte sich jetzt durch die Flucht zu retten, und erzählte, daß in einem Dorfe fünfzig litthauische Weiber, auf die Nachricht von der Niederlage ihrer Männer, sich an Bäumen aufgehängt hätten, um in jenem Leben wieder mit denselben vereinigt zu werden.

Indeß hatte im Laufe desselben Jahres (1204) der Bischof Albert eine neue Reise nach Deutschland gemacht, und bedeutende Haufen von Rittern, Mönchen und Kreuzbrüdern, unter denen auch sein zweiter Bruder Rottmar aus dem Kloster Segeberg sich befand, glücklich mit sich nach Riga zurückgebracht. Innocenz III., der noch auf dem päbstlichen Stuhle saß, hatte ihn durch Ablaßbullen aller Art in seinem Vorhaben aufs kräftigste unterstützt, und die Gestattung ertheilt, aus jeglichem Kloster Deutschlands einen von den Brüdern, welchen er wollte, zum Gehülfen seiner Arbeiten zu nehmen. Solcher Verstärkungen war die Mission in Livland, in ihrer damaligen gefahrvollen Lage, im höchsten Grade bedürftig; denn schon hatten viele Priester daselbst in ihrer Arbeit das Leben eingebüßt, und keiner durfte es wagen, ohne eine starke Soldatenbedeckung, unter die Einwohner hinauszugehen. Aber nun war für den glücklichen Bischof der Augenblick gekommen, wo er, unter dem Schutze der Kreuzbrüder, seine Missionsplane in größerm Umfange als bisher entfalten konnte, und diesen Augenblick wollte er nicht ungenützt vorüberziehen lassen.

Zuerst sollten die Burgdörfer an der Düna hinauf,

in denen die Mehrzahl der Einwohner noch aus Heiden bestand, besucht, und dieselben für den Bestand der Kirche dauerhaft gesichert werden. Allein kaum hatten die heidnischen Einwohner vernommen, daß der Bischof mit einem ansehnlichen Gefolge sie zu besuchen gedenke, so flüchteten sie sich in die Wälder hinaus, um die Reise des Bischofs auf jegliche Weise zu beunruhigen. Jetzt wurden die festen Burgen, die sie von Menschen leer fanden, von Rittern in Besitz genommen, und eine kleine Besatzung für dieselben bestellt, indeß der Bischof sich vorbehielt, über die bei denselben gelegenen Dörfer nach Gutbefinden zu verfügen. Auf ihrem Rückwege kam der Bischof mit seinem Gefolge in harte Bedrängniß, indem die Liven aus ihren Schlumpfwinkeln in Haufen hervorkrochen, und die verhaßten Deutschen verfolgten. Da sie indeß in ihre Wohnungen nicht mehr zurückzukehren wagen durften, und die Besatzungen der Burgen ihre Erntefelder für sich nach Hause brachten, so blieb ihnen nichts übrig, als den Bischof um Verzeihung anzugehen, und ihn durch das Versprechen zu besänftigen, daß diejenigen unter ihnen, welche noch Heiden wären, sich wollten taufen lassen; und nun wurde ihnen gestattet, von ihren Dörfern, Aeckern und sonstigem Eigenthum wieder Besitz nehmen zu dürfen.

§. 222.

Es ist in hohem Grade zu beklagen, daß an den Unterricht der armen Liven im Christenthum so gar nicht gedacht wurde, und auch der Umstände halber nicht so bald gedacht werden konnte. Die in großer Zahl herbeigelaufenen Mönche, welche zum Theil wider Willen in ihren Klöstern zum Missionsdienste gepreßt worden waren, konnten die Sprache der Liven nicht reden, und sich auf keinerlei Weise mit denselben verständigen. Eben so sehr mußte es unter den Liven an tauglichen Männern fehlen, welche als Dollmetscher gebraucht werden konnten, oder sich gebrauchen lassen wollten. Dieser Umstand

nöthigte den Bischof, auf verschiedene zum Theil possenhafte Mittel zu sinnen, um dem unwissenden Volke einen anschaulichen Begriff von der biblischen Geschichte beyzubringen. Es wurde zu diesem Ende von Zeit zu Zeit ein sogenanntes Prophetenspiel komödienartig von den Mönchen aufgeführt, wobei sich auch die Ritter gerne gebrauchen ließen, um die Thaten der biblischen Helden darzustellen. Aufzüge dieser Art kamen den Liven so fürchterlich vor, daß sie Alle mit Gewalt davon liefen, bis einer der Dolmetscher ihnen mit Noth begreiflich gemacht hatte, was mit denselben gemeint sey. Von Vorkehrungen dieser Art war nun freilich für die geistige Bildung des Volkes nichts zu erwarten; aber so tief war nun einmal das Missionswerk jener Tage hinabgesunken, daß vom Volksunterrichte keine Rede seyn konnte, da die Geistlichen selbst wenig oder nichts gelernt hatten.

Da indeß eine kurze Zeit der Ruhe eingetreten war, so wollte Albert dieselbige benützen, um mit dem benachbarten russischen Fürsten von Polozk, Wladimir, freundschaftliche Verhältniße anzuknüpfen, welchem er daher durch den Abt Dietrich sein eigenes wohlausgerüstetes Reitpferd zum Geschenk zusandte. Allein seine Boten wurden durch litthauische Straßenräuber unterwegs ausgeplündert; und als sie nach Polozk kamen, trafen sie bereits eine Anzahl von Volksältesten der Liven daselbst an, welche über die Unterdrückungen des Bischofs bittere Klage bei dem Fürsten führten, um denselben zu vermögen, die Deutschen aus Livland zu verjagen. Wirklich machten auch ihre Vorstellungen einen so tiefen Eindruck auf das Herz des Königs, daß er ungesäumt eine Anzahl von Schiffen und Flößen ausrüsten ließ, um mit einem ansehnlichen Heere die Düna hinab zu schiffen, und unversehens die Burgen des untern Stromes und Riga selbst zu überfallen. Unverweilt sandte nun der bekümmerte Abt einen geheimen Eilboten zum Bischofe, um ihn von der Gefahr zu unterrichten. Auf des Fürsten Vorschlag sollte eine große Volksversammlung zu

Kokenhusen in Gegenwart seiner Schiedsrichter gehalten, und der Bischof zu derselben eingeladen werden; allein da dieser einen meuchelmörderischen Plan zu vermuthen Ursache hatte, so blieb er zu Hause mit dem Bedeuten, daß die Abgeordneten des Königs und der Liven zu ihm nach Riga kommen sollten. Die Volksversammlung ward indeß gehalten, und einige christliche Liven, die sich bei derselben eingefunden hatten, auf die grausamste Weise von dem Volke zu Tode gemartert. Zuerst wollte man sie zwingen, den Glauben an Christum abzuschwören; als sie aber furchtlos bezeugten, daß sie diesen Glauben von ganzem Herzen lieb gewonnen hätten, und daß keine Marter vermögend sey, sie von der Liebe zu Christo und zu ihren Brüdern zu trennen, so wurden sie auf die grausamste Weise zu Tode gepeinigt.

Jetzt ward von den erbitterten Liven eine allgemeine Christenverfolgung begonnen, bei welcher der fromme Priester Johann zu Holm zuerst das Leben einbüßte. Er war aus dem esthnischen Wierland gebürtig, von den Heiden in der Jugend gefangen, und von Meinhard nach dem Kloster Segeberg gesendet worden, um dort im Christenthum unterrichtet, und zum Lehrer seines Volkes gebildet zu werden. Nach seiner Rückkehr war er einer der brauchbarsten Missionarien gewesen, da er die Sprache des Volkes fließend redete, und mit den Sitten und Gebräuchen desselben genau bekannt war. Sein nützliches Leben schloß er jetzt mit dem Märtyrertode, welchen zwei seiner geliebten Mitarbeiter, Gerhard und Herrmann, mit ihm theilten.

Nun mußte ein ernstlicher Schritt gewagt werden, wenn das Missionswerk im Lande nicht ganz zu Grunde gehen sollte. Indeß der Bischof mit einer zureichenden Besatzung in Riga zurück blieb, wagte sich ein kleines Häuflein bewaffneter Christen auf ein paar Fahrzeugen die Düna hinauf, um die Liven und Russen aus Holm zu verjagen. „Anfänglich erstaunten die Christen sehr, erzählt der Chroniste (S. 49.), als sie die große Menge

der Feinde am Ufer erblickten, indeß sie selbst nur 150 Krieger zählten; sie riefen aber in ihrem Gesang die Barmherzigkeit Gottes an, stärkten ihren Muth und sprangen furchtlos ans Ufer.“ Tapfer stritten sie, jeder Einzelne mit großen feindlichen Haufen, und es dauerte nicht lange, so wurden die Feinde auf allen Seiten in die Flucht geschlagen. Mittlerweile befand sich der Bischof mit seinen Geistlichen in der Kirche, „und wartete in der Furcht Gottes und im Gebet, ob sich etwa einer sehen ließe, der Kunde brächte, wie es abgelaufen, denn sein Herz stand in guter Fassung, und hatte ein groß Vertrauen auf den Herrn. Bald ließ sich von weitem ein Schiffchen sehen, auf welchem einer von den Brüdern der Ritterschaft mit etlichen Verwundeten zurück kam, und Akons, eines Hauptanführers, Kopf zum Zeichen des Sieges dem Bischof überreichte. Dieser freute sich mit Allen, die zu Hause geblieben waren, und dankte Gott, der durch so Wenige seiner Kirche Heil verschaffet hat“.

§. 223.

Die Liven baten nun aufs Neue um Frieden, und die Burgen wurden den deutschen Rittern wieder ausgeliefert. „Alles, fügt der Chroniste hiezu, was bisher in Livland so rühmlich vorgegangen, hat Gott nicht durch die Stärke Vieler, sondern allezeit durch Wenige ausgerichtet. Gott sey dafür in Ewigkeit gelobet!“ Indessen entstand eine große Hungersnoth im Lande, nachdem die Felder weit umher von den Feinden verwüstet worden waren. Im Augenblick des größten Mangels schickte Gott den Daniel, einen Priester aus Gotland, mit zwei Fahrzeugen her, welche mit Getreide und andern Nothwendigkeiten „bis oben an“ beladen waren. Da jedoch der Bischof zu einer neuen Reise nach Deutschland sich rüstete, nachdem ein neuer Friede mit den Liven geschlossen worden war, so fand er für gut, Einige der Volks-Aeltesten mit sich nach Deutschland zu nehmen,

„damit sie, wenn sie den Wandel der Christen daselbst sähen und hörten, lernten gläubig werden, da sie immer ungläubig gewesen waren“. Aber kaum hatte Albert seine Reise angetreten, so fingen die Liven in Verbindung mit ihren Nachbarn, den Russen, aufs Neue an, die Niederlassungen der Christen zu beunruhigen. Wirklich ließ, um ihre Abtrünnigkeit zu unterstützen, der König von Polozk eine große Heeresmacht zusammen rufen, welche auf Schiffen die Düna herunter fuhren, und das Schloß Holm unversehends besetzten. Nun wurden alle heidnischen Einwohner von Thoreida und Lettland durch Boten aufgefordert, sich zur Vertilgung der Fremdlinge an die Russen anzuschließen. Der deutschen Krieger zu Holm waren nur zwanzig, welche die feindliche Belagerung auszuhalten beschloßen; die Burg wurde jetzt Tag und Nacht bestürmt, indeß die deutschen Helden in derselben mit ihren Steinschleudern die Reihen der Feinde zertrümmerten. Als die Noth am Höchsten gestiegen war, so ließen sich einige dänische Schiffe im rigischen Meerbusen erblicken, deren unerwartete Erscheinung einen so gewaltigen Schrecken im feindlichen Lager verbreitete, daß sie alle auseinander liefen, um sich in den Schlupfwinkeln ihrer Wälder zu verbergen.

Wirklich war der dänische König Waldemar II. in Begleitung seines Erzbischofs, Andreas Sunesen, mit einer mächtigen Flotte auf diesen Gewässern erschienen, um zunächst die Einwohner der Insel Oesel zu züchtigen, welche kurz zuvor die Küsten seines Landes ausgeplündert hatten, und sodann mit päbstlicher Vollmacht einen Bischof in Esthland zu ernennen, wenn die Einwohner des Landes bekehrt seyn würden. Auf diesem Zuge gelang es dem dänischen Könige, die Stadt Reval im finnischen Meerbusen anzulegen, und eine Kolonie daselbst zurück zu lassen. Nachdem dieß glücklich geschehen war, kehrte er nach Hause zurück, indeß sein Erzbischof Andreas mit ein paar starkbemannten Kriegsschiffen in Riga einlief, um daselbst den Winter zuzubringen,

und die livländischen Missions-Arbeiten zu unterstützen. Der wackere Erzbischof erkannte bald die wahren Gebrechen, an denen diese Mission darniederlag, und suchte dieselben zuerst aus allen Kräften zu heilen. Da er nämlich die meisten deutschen Priester, welche in Livland das Missions-Geschäft betrieben, sehr unwissend fand, so fing er an, denselben „Vorlesungen“ über die Theologie und den Psalter zu halten (S. Suhm's K. Gesch. IX. 97.), um sie für ihren Beruf tüchtiger zu machen. So brachte er den ganzen Winter in gottseligen Arbeiten zu. Und „billig (so bemerkt der Lette Heinrich S. 53), folgte die Lehre aus Gottes Wort auf die Kriege, weil nach Endigung derselben zur selben Zeit Livland bekehret und getauft worden war. So fiel eine Furcht Gottes über die Liven durch ganz Livland; sie schickten Boten nach Riga und baten um Frieden. Als ihnen derselbe eine Zeitlang abgeschlagen wurde, so drangen sie ernstlich darauf, getauft zu werden, und gelobten, Priester anzunehmen, und in Allem denselben zu gehorchen. Im Friedensschlusse wurde verordnet, daß alle Jahre von jedem Pfluge ein halb Meß Korn zum Unterhalt der Kirche gegeben werden solle, welches sie bis auf den heutigen Tag entrichtet, nur daß das Maaß vergrößert worden.“

Nun wurden Missionarien nach allen Seiten hin ausgesendet, um den Liven das Wort Gottes zu predigen. Alobrand ging nach Thoreida, theilte das Land in Kirchspiele und erbaute im Hauptorte Cubbesele (Caupo's Wohnsitz) eine Kirche. Der Priester Alexander zog noch weiter am östlichen Ufer des rigischen Meerbusens nach Metsepole hinauf, wo er überall den Saamen des Evangeliums ausstreute, die Bewohner der ganzen Provinz taufte, und eine Kirche zu bauen anfing. Der Priester Daniel ließ sich zu Lenewarden an der Düna nieder, wo er freundlich aufgenommen wurde, und Viele der Einwohner mit dem Christenthum bekannt machte. Auch zu Ascherade nahmen sie das Wort Gottes mit Freuden an,

und es schien, als ob die Zeit einer gnädigen Heimsuchung Gottes für ganz Livland jetzt gekommen wäre.

§. 224.

Mit den ersten Anfängen des Christenthums kehrten zugleich auch allerlei nützliche Anstalten des bürgerlichen Lebens in denjenigen Theilen Livlands ein, welche sich der Kirche unterworfen hatten. Die getauften Liven selbst mußten frühe das Bedürfniß äußerlicher Regelmäßigkeit fühlen, und sie baten daher ihren Priester Alobrand, sich jetzt auch in bürgerlichen Dingen ihrer anzunehmen, und „nach den Rechten der christlichen Kaiser" die Ordnung zu handhaben. „Denn die Liven, so bemerkt Heinrich (S. 55.), waren vor diesem ein sehr treuloses Volk; ein jeder nahm seinem Nächsten mit Gewalt, was er hatte, wenn er nur stärker war, und daher wurde ihnen Gewaltthätigkeit, Diebstahl, Raub und dergleichen bei der Taufe untersagt." Wenn das unter ihnen mit Gewalt eingeführte Christenthum seinen erleuchtenden, bessernden und beseligenden Einfluß noch nicht auf ihre rohen Gemüther üben konnte, weil weder die Sendboten, noch die christlichen Bildungsmittel für diesen höhern Zweck geeignet waren, so trug die erste Verbreitung des Christenglaubens wenigstens die heilsame Frucht, daß rohe Lasterhaftigkeit in ihren geselligen Verhältnissen unterdrückt, und ihre Gemüther nach und nach für die bildende Kraft des Evangeliums empfänglicher gemacht wurden. Freilich hatten die Neubekehrten ein eigenthümliches Interesse, eine solche Ordnung in ihrer Mitte eingeführt zu sehen; denn „die vor der Taufe waren ausgeplündert worden, und über den Verlust ihrer Habseligkeit sich beklagten, verlangten einen weltlichen Richter, dergleichen Sachen abzumachen, weil sie nach der Taufe das Ihrige nicht wieder wegnehmen durften." Alobrand ließ sichs daher gefallen, auch ihre bürgerlichen Klagen anzuhören. „Er verwaltete auch sein ihm aufgetragenes Amt, um Gottes und um seiner Sünden

willen getreulich; machte des Stehlens und Raubens weniger, schaffte das Entwendete wieder, und zeigte den Liven den Weg, gerecht zu leben". Diese Gewohnheit der Christen gefiel ihnen anfänglich gar wohl; als aber später durch ungerechte Richter schändliche Gewinnsucht überhand nahm, wurde bald ein neuer Zunder zu Mißhelligkeiten unter den Liven ausgestreut.

Mittlerweile reiste der Bischof Albert in Sachsen, Westphalen und Friesland umher, um neue Haufen von Kreuzfahrern zusammen zu lesen. Deutschland war in diesen Tagen durch traurige Spaltungen auseinander gerissen, und zwei Gegenkönige bekämpften sich wechselseitig um die Herrschaft über dasselbe. Die eine Fürsten-Parthei hielt es mit dem hohenstaufischen Hause, und hatte den Herzog Philipp von Schwaben als deutschen Kaiser ausgerufen; die andere erklärte sich für das guelfische Haus, und hatte Otto IV., Heinrichs des Löwen Sohn als Gegenkaiser erwählt. Unter diesen Wirren fand Albert mit seinen Bitten um Unterstützung an den deutschen Fürstenhöfen nur wenig Gehör; um so geneigter ward er am kaiserlichen Hofe Philipps aufgenommen, welcher seine Staaten durch Livland und Esthland zu vergrößern hoffte, und demnach dem Bischofe, welcher in dieser Angelegenheit von selbstsüchtigen Beweggründen des Ehrgeizes nicht losgesprochen werden kann, den Besitz von Livland mit einer jährlichen Beisteuer von hundert Mark Silbers zusagte. Durch diese Schritte des Bischofs kam ein neues, unlauteres Element in seinen Missionsberuf hinein, und ein Same der Zwietracht zwischen ihm und den Ordensgliedern der Ritterschaft Christi ward auf diesem Wege gestreut, welcher die übrigen Tage seines Lebens vielfach verbittern und dem Missionswerke neue Hindernisse in den Weg legen mußte. Wie viel besser wäre es gewesen, hätte er das Wort des Psalmisten zum Wahlspruch seiner Missionsthätigkeit erwählt: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen". Ps. 118, 9.

Lange hatte der dänische Erzbischof Andreas Sunesen in Riga verweilt, und sein Aufenthalt daselbst war von mannigfaltigem Segen begleitet. „Die Kirche Gottes war in diesen Tagen stille, sagt der Lette Heinrich (S. 59.), und genoß der Ruhe des Friedens, nur daß sie auf die Ankunft ihres Bischofs wartete". Vor Ostern 1206 reiste endlich der ehrwürdige Greis mit den Seinigen zurück; indeß auf Pfingsten dieses Jahrs der Bischof Albert mit einer großen Anzahl von Grafen, ausländischen Edeln, und ehrbaren Männern in der Mündung der Düna landete, und mit lauter Freude von dem Häuflein der Christen empfangen wurde.

§. 225.

Wie ganz anders war jetzt die Gestalt der Dinge, als in jenen trüben Tagen, da er ein halbes Jahr zuvor Livland verlassen hatte. Die kluge Mäßigung und Weisheit des frommen Erzbischofs hatte unter dem Beistande Gottes eine mächtige Veränderung innerhalb kurzer Zeit im Lande hervorgebracht; und Alles kam nun darauf an, daß derselbe Pfad von ihm betreten wurde, den der fromme Andreas eingeschlagen hatte. Seine Freude über die Bekehrung und Taufe der Liven war groß, und er zauderte nicht, die neuangeworbenen Priester, welche er mit sich gebracht hatte, in die Distrikte der Düna, so wie nach Thoreida, Metsepole und Idumäa, längst der östlichen Ufer des rigischen Meerbusens hin, zu versetzen, und überall im Lande umher neue Kirchen aufzubauen. Selbst der russische Fürst von Kukenoys (Kökenhusen), Vesceke, machte ihm seine Aufwartung, und empfahl sich seinem Schutze gegen die lästigen Ueberfälle der Litthauer, welche immer aufs Neue sein Land ausplünderten. Aber das Zutrauen der Ritterschaft, welche durch die neuen Ordensgenossen ansehnlich verstärkt worden war, hatte der Bischof durch seine ehrgeizigen Schritte am kaiserlichen Hofe bedeutend geschmälert, und bald ließen sich von dieser Seite her laute Klagen vernehmen, welche

über erlittenes Unrecht Beschwerde führten. Der dritte Theil des Landes und seiner Einkünfte war ursprünglich den geistlichen Ordensrittern als Preis ihrer Mühe und Aufopferungen zugesagt worden, und diesen verlangten sie nun auch nicht nur von den bereits in Besitz genommenen, sondern auch von den noch künftig zu erwerbenden Landesdistrikten, für deren Eroberung sie ihr Blut gewagt hatten. Der Bischof fand ihre Forderung billig, und gestand ihnen daher den ganzen dritten Theil der bereits eroberten Landesdistrikte zu; „wegen der Länder aber, die noch nicht erobert und bekehrt waren, bedeutete er ihnen, daß er nicht geben könne, was er selbst nicht habe“. Diese Bemerkung des Bischofs war vernünftig, wäre nur das Himmlische mit dem Irdischen, das Reich Gottes mit zeitlichem Besitzthume nicht so gewaltig vermischt worden, daß die Missionssache dabey ihre wahre Gestalt und ihren einzigen Zweck nothwendig einbüßen mußte.

§. 226.

Ein plündernder Ueberfall, den die wilden Litthauer ins Land machten, brachte den Bischof auf den Gedanken, ihre feste Burg, Seleburg genannt, die sie an der Düna zum Schutz ihrer Raubzüge angelegt hatten, zu zerstören. Die Litthauer, welche dadurch in große Furcht vor den Deutschen geriethen, baten nun um Frieden. „Wenn ihr den wahren Frieden begehret, antworteten die Missionarien, so entsaget der Abgötterei, nehmet den wahren Friedensstifter, welcher Christus ist, in eure Burg auf, und lasset euch auf Seinen Namen taufen“. Die Einwohner waren mit dem Vorschlage wohl zufrieden, und gelobten, die Taufe anzunehmen und den Christen in Allem gehorsam zu seyn. Jetzt wurden sie im Christenglauben unterrichtet, und die Fahne des Kreuzes ward zum Zeichen ihrer Bekehrung auf den Wällen der Burg aufgepflanzt.

Um dieselbe Zeit machte der Priester Alobrand eine Reise nach Ungannien, und besuchte unterwegs die Let-

gallen, die an der Ymer umher wohnten, um ihnen das Wort Gottes bekannt zu machen. Diese freuten sich über die Ankunft des Priesters, und waren bereit, das Wort Gottes anzunehmen; indeß sollten ihre Götter zuvor noch durch das Werfen des Looses befragt werden, ob sie die Taufe der Russen von Pleskow (der griechischen Kirche) oder die Taufe der Deutschen annehmen sollen. Das Loos fiel für die Deutschen, und jetzt fing Alobrand an, die Einwohner der ganzen Umgegend auf den Namen Jesu zu taufen. Der Bischof Albert ließ nun eine Kirche für sie bauen, und sandte den Priester Heinrich, um bleibend bei ihnen zu wohnen, und ihnen den Weg des Heiles kund zu thun.

Das Bedürfniß, weitere Unterstützungen aus Deutschland zu erhalten, veranlaßte Alberten im Anfang des Jahres 1207, sich wieder auf den Weg dorthin zu machen, und seinen Mitbrüdern in Deutschland die Bedürfniße der Heidenwelt ans Herz zu legen. Wie sehr indeß auch die deutschen Koloniſten nach einem dauerhaften Frieden sich sehnten, um ihr Zeitliches desto ungestörter zu besorgen, so brachen doch in ihrer Nachbarschaft umher immer wieder neue Händel aus, welche sie zu den Waffen riefen. Die benachbarten Semgallen waren kürzlich in ihrem Lande von wilden Räuberhaufen der Litthauer überfallen worden, und sie baten die Deutschen um Hülfe gegen dieselben. Um nun, wie der Lette Heinrich sagt (S. 66.) „ihre Nachbarn nicht an Leib und Seele verloren gehen zu lassen, zog der tapfere Westhard mit fünfzig Gliedern der Ritterschaft Christi und dem Priester Daniel nach Semgallen, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden. Plötzlich ward ein starkes Heer der heidnischen Semgallen zum Ausmarsch zusammengerufen; als sie aber zuvor durchs Loos über den Ausgang des Feldzuges ihre Götter fragten, und dieses ungünstig ausfiel, so wurden die Semgaller bestürzt, und fingen an, auseinander zu laufen. Die Deutschen aber gaben zur Antwort: es sey ferne von uns, daß wir vor unsern

Feinden fliehen, und unserem Volke Schande machen; laßt uns vielmehr auf sie losgehen, ob wir sie schlagen mögen. Beherzt drang jetzt das Häuflein der Deutschen in Litthauen ein, sie fanden aber alle Dörfer umher von Einwohnern geleert. Als nun der Rückzug angetreten wurde, fielen die Litthauer in Haufen aus ihren Wäldern hervor, und drängten sie von allen Seiten; das Häuflein wehrte sich tapfer, und sie fochten, so lange eine Kraft in ihnen war; allein sie mußten am Ende der großen Uebermacht unterliegen.

Die Botschaft von ihrer Niederlage verbreitete große Betrübniß auf den Kolonien der Christen; „sie beteten gen Himmel, und alle Aeltesten fällten den Ausspruch, man solle künftig sich nicht mehr auf die Menge der Heiden verlassen, noch mit Heiden gegen andere Heiden ins Feld ziehen, sondern auf Gott hoffen, und nur mit den getauften Liven und Letten kühn unter die Heiden gehen, wie denn auch geschah".

Im Anfange des Jahres 1208 kam der wandernde Bischof mit einer Anzahl von Rittern und Geistlichen wieder nach Livland zurück, und ließ, um die Landes-Grenze gegen die Litthauer und Russen zu sichern, zu Kokenhusen eine feste Burg aufführen. Da indeß der Ordensmeister Vinno meuchelmörderisch ums Leben gebracht worden war, so wurde der tapfere Volquin, ein frommer und verständiger Mann, an seine Stelle gesetzt, welcher „den Befehl über das Heer des Herrn in allen Feldzügen übernahm, und bei allen umliegenden Heiden aus- und einging. Es standen ihm auch alle seine Brüder bei, und der Arm des Herrn war jeder Zeit mit ihm".

§. 227.

Einer der gefährlichsten Feinde der Christen war der benachbarte russische Fürst von Gerzike, Wissewald, welcher die Tochter eines vornehmen Litthauers geheirathet hatte, und den wilden Räuberhaufen dieses Volkes einen Freipaß über die Düna gestattete, so oft sie in Livland

einzufallen gedachten. Die Litthauer waren in jenen Tagen durch ihre Uebermacht und ihre gewaltige Reiterei den Liven und Letten so furchtbar geworden, daß kaum einige derselben sich getrauten, in ihren Dörfern zu wohnen, und daher die finstersten Schlupfwinkel ihrer Wälder als Sicherheits-Stätten aufzusuchen pflegten. „Die Liven und Letten waren für die Litthauer nur ein Maulvoll und ein Bissen, recht wie Schaafe in den Rachen der Wölfe, wenn sie ohne Hirten sind“. Um Ruhe zu schaffen im Lande, beschloß nun Albert einen Kriegszug gegen den feindseligen Fürsten von Gerzike. Kaum waren die Haufen desselben der glänzenden Schilde der Deutschen ansichtig geworden, so liefen sie davon, und ohne Schwertschlag wurde nun die Stadt Gerzike an der Düna von den Deutschen eingenommen, und in einen Aschenhaufen verwandelt. Der König floh, aber seine Gemahlin fiel in die Hände der Sieger. Tief gebeugt kehrte jetzt Wissewald zu dem Bischof zurück, bat um Frieden, und versprach in Zukunft den Umgang mit den Heiden zu vermeiden, die Christen in seinem Lande gegen dieselben zu beschützen, den räuberischen Litthauern den Uebergang über den Strom zu wehren, und sein Land auf ewig an die Kirche zu verschenken, um es als Knecht derselben wieder aus ihren Händen zu empfangen. „Unter diesen Bedingungen ward ihm die Königin sammt allen Gefangenen eingehändigt, und er kehrte fröhlich in sein Land zurück“. Nicht minder glücklich wurde in diesem Jahr ein Feldzug gegen Ungannien (Dörpter-Gegend) vollendet, und der Priester Alobrand dorthin gesendet, um sie in dem Glauben an Christum zu unterrichten. Allein die erbitterten Esthen liefen mit Schwertern und Lanzen auf ihn zu, ihn umzubringen. „Einige aber der Landes-Aeltesten nahmen sich seiner an, und sprachen, wenn wir ihn tödten, wer wird uns ferner trauen, und einen Gesandten schicken? Doch sie wollten die Worte des Heils nicht hören, und schickten Alobranden an den Bischof zurück“.

Kaum hatte der Bischof im Anfang des Jahrs 1209 eine neue Reise nach Deutschland angetreten, auf welcher er den kürischen Seeräubern in die Hände zu fallen Gefahr lief, und nur durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Ritter gerettet wurde, so fiel der mächtige Großkönig von Nowgorod in Ungannien ein, und berennte das feste Schloß Odempe, das am Ufer des Würzersees von den Esthen angelegt war. Diese baten um Frieden, und ließen sich von den russischen Popen taufen. Letztere wagten indeß nicht, im Esthenlande zu bleiben, da sich rigische Priester bereits in Ungannien niedergelassen hatten, und an der Bekehrung der Einwohner arbeiteten.

Die heidnischen Küren benützten, wie sie häufig zu thun pflegten, auch jetzt die Abwesenheit des gefürchteten Bischofs, um die benachbarte Stadt Riga mit dem Untergenge zu bedrohen. Sie sammelten alle ihre Räuberschiffe zusammen, und liefen unversehens in die Mündung der Düna ein, um diese Stadt zu überrumpeln; auch die benachbarten Heiden kamen mit ihren Streiterhaufen herbei, um sich an die Küren anzuschließen, und der verhaßten Kolonie der deutschen Fremdlinge ein Ende zu machen. Die Besatzung der Christen in derselben war nur sehr gering, und auch die Geistlichen, so wie die Weiber und Töchter in derselben, stellten sich unter das Gewehr, um den Sturm der Heiden abzuwehren. Die große Sturmglocke der Stadt ward jetzt gezogen, und als die Küren auf ihren Schiffen das Geläute derselben hörten, so geriethen sie darüber in Schrecken, indem sie fürchteten, „von diesem brüllenden Gott der Christen aufgezehrt zu werden“. Die kleinen Besatzungen der Burgen schlugen sich nun mit der größten Gefahr durch die wilden Haufen der Belagerer hindurch, um der geängstigten Stadt zu Hülfe zu kommen; auch der wackere Kaupo hatte sich mit den getreuen Liven einen blutigen Weg in die Stadt gebahnt. Jetzt rückten sie gemeinschaftlich gegen die Heiden aus, und boten ihnen eine

Schlacht an; diese zogen es indeß vor, in aller Eile wieder nach Hause zu ziehen. Die Bewohner der Stadt opferten jetzt Gott Dank, der sie so herrlich aus der Hand der Heiden errettet hatte, und es wurde verordnet, daß ein jährlicher Gedenktag zur bleibenden Erinnerung an diese wunderbare Erlösung gefeiert werden solle.

Indeß hatte die Noth im Lande umher kein Ende, indem im ganzen Esthlande die Heiden sich aufs Neue empörten, und die zerstreuten Christenhäuflein umher von allen Seiten drängten. Doch vermochten sie nichts auszurichten, da die großen Haufen derselben nicht im Stande waren, auf freiem Feld die Gewalt der deutschen Ritter auszuhalten.

§. 228.

Während der Bischof Albert vor dem päbstlichen Stuhle zu Rom mit dem Ordensmeister Volquin über die Theilung von Livland unterhandelte, loderte die Kriegsflamme im benachbarten Esthland verzehrend fort, und mit wechselndem Glück ward der Kampf zwischen den Christen und den Heiden geführt. Zu beiderseitiger Zufriedenheit ward nun vom Pabst Innocenz III. der Rechtsstreit zwischen der livischen Kirche und dem Orden beigelegt; und mit einer ansehnlichen Begleitung von Kreuzfahrern, unter denen sich auch drei deutsche Bischöfe befanden, kam Albert (im Jahr 1210) nach Riga zurück. Auch mit dem Fürsten von Polozk wurden jetzt die bisherigen Mißhelligkeiten zur Zufriedenheit geschlichtet. Dieser überließ dem Bischofe ganz Livland zum Eigenthum, ertheilte den rigaischen Kaufleuten unbeschränkte Handelsfreiheit in seinem Lande, und unterstützte das kleine Heer der neubekehrten Letten und Liven mit russischen Hülfs-Völkern, um die Unterjochung der Esthen mit aller Gewalt zu erzwingen. Am Strande des Meeres schlichen sich jetzt (Jahr 1211) die Deutschen unbemerkt durch die dichten Wälder nach der Provinz Suan-

tagana, welche mit Feuer und Schwerdt verheert wurde. Die Esthen, welche von dieser Seite her keinen feindlichen Ueberfall der Deutschen erwarteten, hatten zwei Heere gegen Livland gesandt, welche schon in Ungannien von den Deutschen und Liven geschlagen wurden. Die Bischöfe rückten nun mit ihrem Heere in die Provinz Sakkala ein, und belagerten das esthnische Schloß Villienda (Fellin), dessen Besatzung lange den tapfersten Widerstand leistete. Indeß rüsteten sich die Deutschen zum Sturme, und nach sechs Tagen ward die feste Burg denselben übergeben. Noch beschlossen die erbitterten Esthen, diese Festung wieder zu erobern; und die Strandbewohner von Rotalien und Reval brachten alle ihre Schiffe zu diesem Zwecke zusammen, liefen den Aa-Fluß mit denselben hinab, und kamen unerwartet bei der Burg des livischen Heerführers Kaupo an, um dieselbe wegzunehmen. Der Bischof eilte mit seinen gepanzerten Reitern zum Ersatz herbei, und die nackten Esthen wurden mit schweren Wunden auseinander gejagt, indeß bei 300 ihrer kleinen Kriegsboote den Deutschen in die Hände fielen. Durch diesen Verlust ihrer großen Seeräuberflotte wurden die Esthen aufs Aeußerste geschwächt. In der Hoffnung, das ganze Land in kurzer Zeit zu erobern, ward jetzt von Albert der Abt Dietrich zum Bischof von Esthland ernannt, und seine bisherige Abtei von Dünamünde wurde dem Grafen Bernhard von der Lippe, einem alten Kriegsmanne, übertragen, welcher nach vielen Feldzügen Cisterzienser-Mönch geworden war, und sich jetzt der livländischen Mission widmete. Nach diesem glänzenden Siege kehrte Albert fröhlich nach Riga zurück, legte dort ein neues Kloster an, beförderte den Wohlstand der Stadt, und erklärte Riga zu einem Freihafen für alle Völker. Um die Lasten der Neubekehrten zu erleichtern, schaffte er den Zehnten ab, und verordnete statt desselben eine jährliche Korn-Abgabe von jeglichem Pflug Ackers, mit dem Vorbehalte, daß die Zehnten wieder eingeführt werden soll-

ten, sobald die Neubekehrten dem Christenthum untreu würden. Nachdem er auf diese Weise den zerrütteten Zustand der Dinge in Ordnung gebracht hatte, überließ er seinen Begleitern, den drei Bischöfen von Verden, Paderborn und Ratzeburg, die Regierung des Landes, und zog wieder auf einige Monate nach Deutschland zurück (Jahr 1211.).

Bald nach seiner Abreise brach die Pest in Livland auf eine fürchterliche Weise aus, weil die Liven es unterlassen hatten, die Wahlstatt bei Treiden, wo das letzte Treffen gehalten worden war, von den Leichnamen der Erschlagenen zu räumen. Noch streiften die wilden Esthen im eroberten Lande zügellos umher, und alles wurde niedergemacht, was in ihre Hände fiel. Ein Priester, Salomo, der mit zwei seiner Nationalgehülfen in der Provinz Sakkala umher zog, um die Einwohner im Christenthum zu unterrichten, ward mit denselben grausam gemartert und hingerichtet. Die Bischöfe sahen sich daher genöthigt, abermals ein Heer dorthin zu schicken, um die Einwohner für ihre Uebelthaten zu züchtigen. Diese baten jetzt flehentlich um Frieden, und verlangten getauft zu werden; worauf die Provinz Sakkala bis zum Palaflusse hin in Besitz genommen, und die nöthigen Anstalten zur Einführung des Christenthums in derselben getroffen wurden.

§. 229.

Der Bischof Albert, welcher aufs Neue nach Rom gereist war, um dort seine Klagen auszuschütten, und die erzbischöfliche Würde über Livland und Esthland zu gewinnen, fand dießmal bei dem Pabst Innocenz III. kein günstiges Gehör. Wohl mochten diesem Oberhirten die häufigen Besuche des Bischofs in Deutschland mißfallen, wobei das gerechte Mißtrauen der Ordensritter gegen ihn genährt, und die Erfüllung seiner Berufspflichten so häufig unterbrochen wurde. Eine Bulle, welche der Pabst im Februar 1213 erließ, vereitelte die

schönen Hoffnungen, welche Albert für die Erreichung seiner ehrgeizigen Zwecke gefaßt hatte. Er selbst ward zu seiner schweren Demüthigung mit seinen Händeln mit dem Orden unter die Gerichtsbarkeit der dänischen und schwedischen Prälaten gestellt, der von ihm eingesetzte Bischof Dietrich von Esthland für unabhängig erklärt, und der dänische Erzbischof zu Lund bevollmächtigt, in den neueroberten Provinzen Sakkala und Ungannien die erforderlichen Bischöfe einzusetzen. Diese bittere Kränkung war für Albert nur schwer zu ertragen; indeß verlor er doch den Muth nicht, und er eilte wieder seinem Kampfplatze in Livland entgegen, wie sehr auch seine Arbeiten daselbst durch diese päbstlichen Verordnungen erschwert worden waren. Kaum war Albert nach Riga zurückgekommen, so brach (Jahr 1214) eine neue allgemeine Empörung in Esthland aus, welche die neuen Anlagen der Kirche mit gänzlichem Untergang bedrohte. Die Bewohner der Insel Oesel sollten mit ihrer Flotte Riga belagern und schleifen; indeß die Esthen von Rotalien aus in Treiden einzufallen, und Livland zu verheeren gedachten. Wie geheim auch der Plan von den Esthen gehalten worden war, so erhielten doch die Deutschen Kunde von demselben, und machten sich auf einen Ueberfall gefaßt. Wirklich erschienen die Oeseler mit ihrer Flotte vor Riga; als aber zu gleicher Zeit zwei große deutsche Schiffe mit Kreuzfahrern in der Dünamündung einliefen, so flohen die Insulaner, um nicht zwischen zwei Feuer zu gerathen, in hastiger Eile nach Oesel zurück. Allein nun rückten die Deutschen stürmend in Esthland ein, und übten eine grausame Rache an den Einwohnern; und wer von denselben nicht für immer das Heidenthum feierlich abschwören wollte, mußte seine Beharrlichkeit mit dem Tode büßen.

Aber wie Weniges war für die Sache des Christenthums durch diese Vorkehrungen gewonnen, und wie befleckt kehrte der Christenname aus diesen blutigen Feldzügen zurück. Auch die Versammlung ehrwürdig gepries-

sener Väter der Kirche, welcher Albert mit dem Bischof Dietrich (im Jahr 1215) zu Rom beiwohnte, und deren fördernder Pflege er die Missionssache in Livland dringend empfahl, vermochte den Schandfleck nicht zu entschuldigen, womit das Heil und Frieden bringende Evangelium unter ihren Händen geschändet worden war. Immerhin lag in der Verbindung der Missionarien mit der Ritterschaft die Quelle dieses Jammers, welche sie nicht nur mit den Heiden, sondern beide Theile untereinander je mehr und mehr in bleibende Zerwürfniß brachte. Allein längst schon hatte die Kirche den Glauben an die allesbesiegende Kraft des Evangeliums aufgegeben, und darum war ihr das erniedrigende Loos zugefallen, ihre Siege in der Heidenwelt von den gepanzerten Schaaren der Kreuzsoldaten zu erbetteln. Wir sind froh, wenn hie und da noch der matte Funke eines bessern Sinnes durch dieses grauenvolle Dunkel schimmert, und diese Funken möchten wir gerne aus des Letten Chronik sorgfältig zusammen lesen.

Einst hatte der russische König von Polozk, Wladimir, welcher durch die Verheirathung eines von Alberts Brüdern mit der Tochter desselben sein Verwandter geworden war, den Bischof durch Schmeicheleien aller Art zu überreden gesucht, mit der Taufe der Liven sich nicht weiter zu schaffen zu machen, sondern, wie er selbst, mit der Bezahlung des Tributes sich zufrieden zu geben, ohne sich in ihren religiösen Glauben einzumischen. „Der Bischof aber hielt dafür, sagt Heinrich (98), man müsse Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, so wie Er in seinem Evangelio selbst geboten: Gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie; und daher blieb er beständig dabei, ohne sich durch den König von seinem Vorhaben abbringen zu lassen; indem er glaubte, wenn man dem Könige gebe, was des Königs ist, so sei es billig, daß auch Gott gegeben werde, was Gottes ist".

§. 230.

Noch in demselben Jahr (1215) kamen die beiden Bischöfe von Livland und Esthland von Rom zurück, und hatten die Freude, die eroberten Provinzen in einstweiliger Ruhe anzutreffen. Der König Wladimir war indeß gestorben, und durch seinen Tod das russische Nachbarland in vielfache Verwirrung gerathen, welche neue Besorgnisse für den Bestand des Friedens erregten. Um wenigstens im Innern durch gemeinschaftliches Einverständniß dem äußern Feinde gewachsen zu seyn, und jede Veranlassung zu neuen Mißverständnißen aus dem Wege zu räumen, kamen beide Bischöfe miteinander überein, das neueroberte Esthland mit dem Orden der Ritterschaft Christi zu gleichen Theilen zu theilen. Der Bischof Bernhard stellte sich daher an die Spitze eines gemeinschaftlichen Heeres, um sich des Landes bis nach Reval hinauf zu versichern. Allein bald zeigte sich ein neuer Widersacher; es war der russische Fürst zu Pleskow, Woldemar, welcher ehedem seine Zuflucht zu dem Bischof Albert genommen hatte, und von demselben zum Schirmvogt von Lettland und Idumea am Salitfluße bestellt worden war. Allein dieser drückte durch Ungerechtigkeiten und Gelderpressungen die armen Unterthanen nieder, und Albert ließ ihm durch den Priester Alobrand deßhalb einen harten Verweis geben. „Du bist gewürdigt worden, sagte er zu ihm, Richter eines Volkes zu seyn, du sölltest nun ein gerechtes Urtheil sprechen, die Armen nicht drücken und ihr Bischen Eigenthum ihnen nicht abnehmen, damit du nicht unsere Neubekehrten verwirrest, und die Herzen derselben vom Glauben an Christum abwendest.“ Voll bittern Haßes zog jetzt Woldemar nach Pleskow zurück, sammelte ein kleines Heer, fiel mit demselben in Ungannien ein, und ließ alle Einwohner ermorden, welche von der griechischen zur lateinischen Kirche übergetreten waren. Nun rückten die Deutschen in Esthland ein, drangen bis nach Wierland und Jerwen vor,

und bedrohten den Großfürsten zu Nowgorod. Allein noch war Woldemar nicht besiegt; vielmehr hatte er Alberts Bruder Dietrich gefangen genommen, und ging jetzt damit um, mit allen esthnischen Völkerschaften ein Bündniß zum gemeinschaftlichen Krieg gegen die Deutschen zu schließen. Albert eilte in seiner Verlegenheit nach Deutschland zurück, um mit neuem Eifer das Kreuz zu predigen; und hatte die Freude, daß einer der größten Feldherrn seiner Zeit, der sächsische Graf Albrecht von Nord-Albingien, mit einem Heere nach Livland zog, und jetzt mit dem Ordensmeister Volquin in Esthland einrückte, um die aufgewiegelten Einwohner in Ordnung zu bringen. Die Provinzen von Rotalien bis Reval und Harrien wurden aufs Neue in Besitz genommen, und mit der livländischen Kirche vereinigt. Auch die Esthen von Jerwen kehrten zum Christenthum zurück, und so ward mit gewappneter Hand die Ruhe aufs Neue hergestellt.

Mittlerweile war der Bischof Albert von seiner Reise nach Deutschland und Rom zurückgekehrt. Dort hatte ihm der Pabst Honorius III., welcher so eben (J. 1216) zur päbstlichen Würde erhoben worden war, die Gestattung gegeben, neue Bisthümer im eroberten Lande zu errichten; und Albert weihte daher den Abt Bernhard zu Dünamünde zum Bischof der Semgallen, obgleich in Semgallien bis jetzt noch keine Christengemeinden gesammelt worden waren. Noch war das ganze Land längs des linken Dünaufers bis zum baltischen Meere hin eine leibliche und geistliche Wildniß, deren Einwohner von Seeräuberzügen lebten, und deren Land wieder von den räuberischen Litthauern von Zeit zu Zeit ausgeplündert wurde.

§. 231.

Um die Anwesenheit des tapfern Heerführers Albrecht zu benützen, und den Aufwieglungen der Russen in Esthland für immer ein Ende zu machen, kamen die Bischöfe von Livland, Esthland und Semgallien miteinander über-

ein, gemeinschaftlich dem dänischen Könige Waldemar II. und seinem Erzbischofe Andreas einen Besuch zu machen, und ihn flehentlich zu bitten, daß er im künftigen Jahre nach Esthland ziehen, und die Heiden demüthigen wolle, damit sie nicht ferner im Bunde mit den Russen die livländische Kirche unterdrückten. Der König, dem diese Einladung um so willkommener war, weil er schon längst ein eifersüchtiges Auge nach den Ostländern geworfen hatte, versprach, zur Ehre der heiligen Jungfrau und zur Buße für seine Sünden, den Zug zu unternehmen. Während der Kriegsrüstungen in Dänemark zog Albert nach Deutschland, um dem kriegslustigen Dänenkönige ein Heer von Kreuzbrüdern zuzuführen, mit denen er auch im Anfang des Jahres 1219 glücklich in Riga landete, um dort die Ankunft des dänischen Heeres zu erwarten.

Waldemar löste wirklich sein Versprechen. Im Sommer 1219 zog er mit einem großen Heere nach Esthland. Tausend Schiffe folgten dem königlichen Paniere, welche allmählig 67,000 Krieger auf die Küste Esthlands hinüber warfen. Mit dem Könige zog der Erzbischof Andreas von Lund, nebst vielen andern Bischöfen und Grafen, welche das Kriegsglück mit dem Könige theilen wollten. Rewal ward jetzt aufs Neue befestigt, und das Küstenland von den Dänen in Besitz genommen. Auch die esthnischen Völkerschaften rüsteten sich zum letzten Kampfe. Um indeß zuerst zu versuchen, was List gegen Tapferkeit vermöge, sandten sie ihre Aeltesten mit Friedensworten zum Könige, der sich von ihnen täuschen ließ, sie beschenkte, und seiner Sache gewiß zu seyn glaubte, da sie von den Bischöfen die Taufe empfingen. Mit Freuden wurden sie zurück gesandt; allein schon nach Verlauf von drei Tagen überfielen sie plötzlich das dänische Feldlager, um wo möglich den König selbst zu ermorden. Ein Haufe drang bis zu dem Zelte vor, welches man für das königliche hielt; allein dieses war das Zelt des esthnischen Bischofs Dietrich, der nun seine kurz zuvor erfolgte

Rückkunft mit dem Leben büßte. Allgemein verbreitete sich in finsterer Nacht die Verwirrung im Lager, und die gänzliche Niederlage des dänischen Heeres schien unvermeidlich zu seyn. Da ging der Bischof von Aarhus zum Könige, und stellte ihm vor: er müsse sein Leben und sein Benehmen gegen seine Unterthanen verbessern, sie nicht so hart mit Auflagen drücken, und mit feierlichem Eidschwure auf dem Kampfplatze bekräftigen, daß jährlich am heiligen Laurentiustage im ganzen Lande ein Buß- und Fasttag gefeiert werden solle. Der König schwur; indeß hatten die Dänen Zeit gewonnen, sich mit den deutschen Völkern um den König zu versammeln, und jetzt rückten sie gegen den Feind vor, kämpften tapfer und errangen endlich den Sieg. Die Esthen wurden auf allen Seiten geschlagen, auf dem Wahlplatze ward dem Allmächtigen ein feierliches Dankopfer dargebracht, des erschlagenen Dietrichs Kapellan Wesselin zum Bischof von Esthland ernannt, Reval mit Truppen besetzt, und noch in demselben Jahr (1219) das dänische Heer von dem Könige nach der Heimath zurückgeführt.

§. 232.

Mit diesem Einfalle der Dänen war zwar die Macht der esthnischen Völkerschaften auf immer geschwächt, und der aufwiegelnde Einfluß der benachbarten Russen vermindert worden; aber noch lange trieb der gewaltsam unterjochte Freiheitssinn der Esthen, so wie die wechselseitige Eifersucht der Sieger ihr beklagenswerthes Zerstörungswerk fort. Nach dem Siege betrachtete der dänische König das Esthland als ein erobertes Eigenthum, das ihm ausschließend angehöre, was weder mit Alberts Entwürfen, nach welchen er sich einen Metropolitan-Sprengel im Lande schaffen wollte, noch mit den Rechten vereinbar war, welche der Orden der Ritterschaft Christi schon längst auf den Besitz des Landes sich erworben zu haben glaubte.

Glücklicherweise ward der Bischof Albert durch ein willkommenes Ereigniß im Nachbarlande auf kurze Zeit gehindert, seine ganze Aufmerksamkeit dem Gang der esthnischen Angelegenheiten zuzuwenden. Kaum war er vom Feldzuge nach Riga zurückgekommen, so kamen semgallische Einwohner von Masoyten, einer festen Burg bei Mietau zu ihm, um ihn um Hülfe gegen die Litthauer anzusprechen. „Könnet ihr euch aufrichtig entschließen, gab ihnen der Bischof zur Antwort, euch taufen zu lassen, und christlichen Gesetzen unterthan zu seyn, so wollen wir euch Hülfe leisten, und euch in unsere Brüdergemeinschaft aufnehmen". Die Semgaller erwiederten ihm, daß sie dieß wegen der Wuth ihrer heidnischen Landsleute und der Litthauer so lange nicht zu thun wagen, bis er ihre Burg mit seinen Kriegern besetzt habe, um sie gegen die Anfälle derselben zu vertheidigen; daß sie aber mit Freuden Missionarien in ihre Mitte aufnehmen würden, um sich von denselben im Christenthum unterrichten und taufen zu lassen. Der Bischof mit dem Abte Johannes machte sich nun selbst nach Masoyten auf den Weg, und berief die Semgallen dieser Provinz zu sich. Sie erschienen wirklich und nahmen die Lehre des Evangeliums an, indem sich 300 Männer ohne Weiber und Kinder taufen ließen. Mit der nöthigen Besatzung des Ortes wurden auch einige fromme Priester im Lande zurückgelassen, um das begonnene Bekehrungswerk der Semgallen auf friedliche Weise fortzusetzen. Indeß begann bald ein heftiger Kampf, indem ein gewißer Westhard an die Spitze der heidnischen Partei sich stellte, um der Verbreitung dieser neuen Religion unter seinen Landsleuten aus allen Kräften sich zu widersetzen. Einer der Missionarien, Segehard, welcher mit dem Bischof Bernhard im Lande zurückgeblieben war, setzte sich einst am Ufer des Aaflußes nieder, um in der Stille sein Gebet zu verrichten, als er plötzlich von feindseligen Heiden überfallen, und mit einer Keule todt geschlagen wurde. Jetzt begann eine blutige Verfolgung des

Christenhäufleins im Lande, und an die wilden Litthauer schlossen sich die heidnischen Semgallen und Cüren an, um dasselbe zu zernichten, und den Christen blieb nichts übrig, als die Burg zu verlassen und nach Riga ihre Zuflucht zu nehmen.

Mittlerweile hatte der Bischof Albert Beschäftigungen anderer Art gefunden. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß der dänische Mönch Wesselin nunmehr die bischöfliche Würde in Esthland begleiten sollte, und er trug kein Bedenken, seinen Bruder Herrmann, einen Benediktiner-Abt zu Bremen, zum Bischof von Esthland weihen zu lassen, und ihn in dieser Eigenschaft zu sich zu berufen. Die Erzbischöfe zu Bremen und Magdeburg begünstigten mit Freuden Alberts Verlangen; allein Herrmann konnte mehrere Jahre lang nicht von der Stelle kommen, indem er es nicht wagte, durch das Land der Wenden und der heidnischen Preußen zu Fuß die Reise nach Riga anzutreten, da der dänische König alle Anstalten getroffen hatte, seine Reise zur See unmöglich zu machen. Nun blieb dem bekümmerten Bischof nichts übrig, als sich selbst auf den Weg nach Rom zu machen, um seine Sache vor dem Pabste Honorius III. daselbst persönlich zu führen, während er mit großer Emsigkeit darauf bedacht war, die unterjochten Esthen mit deutschen Missionarien zu versorgen. Die Priester Alobrand und Ludwig wurden jetzt nach der Provinz Sakkala gesendet, um von dort aus das Bekehrungswerk auf der Küste des finnischen Meerbusens fortzusetzen. Außer diesen machte sich auch der bekehrte Finne, Peter Kakenwald, und ein lettischer Priester Heinrich auf den Weg, welche die schon früher getauften Einwohner von Ungannien durchzogen, und an dem Embakflusse bei Dorpt (Dorpat) sich niederließen, um den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen. Diesem Beginnen der Deutschen arbeitete nun der dänische Bischof zu Reval aus allen Kräften entgegen. Auch er sandte Heidenbekehrer im Lande umher; und weil hier alles auf zuvorkom-

mende Eilfertigkeit ankam, und er nicht Priester genug zur Hand hatte, um alle Dörfer zu gleicher Zeit nach seiner Weise zum Christenthum zu bekehren, so ließ er überall, wohin seine Sendboten kamen, hölzerne Kreuze in den Dörfern aufrichten, und bot die getauften Bauern in Masse auf, um weit umher das Land mit geweihtem Wasser zu besprengen, und dasselbe auf diesem Wege als Taufsprengel der dänischen Kirche zu bezeichnen. Ein gewisser Tabellin, ein Aeltester des wierländischen Distriktes Puduren, wurde auf Befehl des dänischen Bischofs aufgehängt, weil er sich von den Deutschen hatte taufen lassen, und die Wierländer wurden durch diese Frevelthat in solchen Schrecken gesetzt, daß sie die deutschen Missionarien überall von ihren Gränzen abwiesen.

§. 233.

Zu solchen Schändlichkeiten war das christliche Bekehrungswerk noch zu keiner Zeit hinabgesunken. Mit heiliger Entrüstung fühlt sich das christliche Gemüth gedrungen, das Auge von einem Schauplatze wegzuwenden, den zuerst das Blut gewaltthätiger Unterjochung befleckte, und der jetzt die schmachvolle Stätte geworden ist, auf welcher sich die deutschen und dänischen Missionarien um das Recht zankten, die niedergedrückten Einwohner taufen zu dürfen. Wenn beide Theile ein großes Maas moralischer Verschuldung trifft, so fällt den Dänen ein doppeltes Maas derselben zu, weil sie gewaltsam auf einen Boden eindrangen, den ihre Hand zuvor nicht angepflanzt hatte. Indeß der Bischof Albert (noch im Jahr 1219) nach Rom eilte, um bei dem Pabste Honorius III. über das Betragen des dänischen Königs und seines Erzbischofes laute Klage zu führen, setzten die dänischen Priester die allgemeine Landtaufe in Esthland fort, ließen durch die neugetauften Esthen die östliche Provinz Jerwen so lange mit Feuer und Schwert verheeren, bis die deutschen Täuflinge sich entschlossen, sich von dänischen Priestern wieder taufen zu lassen,

und nahmen auf dem gleichen Wege auch die Provinz Wierland in Besitz. Kaum hatten sie ihren Auftrag vollendet, so wurde eine erzbischöfliche Verordnung bekannt gemacht, nach welcher die Provinz Harrien dem Bisthume des Bischofs Wesselin beigefügt, und dieses mit dem Namen des Bisthums von Reval bezeichnet, auch für die eroberten Provinzen Wierland und Jerwen (Gerwien) ein neues Bisthum aufgerichtet wurde.

Den Nachstellungen des dänischen Königs Waldemar II. auf dem bothnischen Meere glücklich entflohen, langte der bekümmerte Bischof Albert wohlbehalten zu Rom an, und wurde vom Pabste Honorius III. theilnehmend aufgenommen. Auch der dänische König hatte ihm dorthin seine Gesandten eilig nachgeschickt, um das Verhalten des dänischen Hofes gegen die Anklagen des Bischofs zu rechtfertigen. Den Pabst brachte der heillose Streich in nicht geringe Verlegenheit; den Bischof Albert und die deutsche Ritterschaft in Livland konnte er nicht verlassen, nicht nur weil ihre Sache mehr scheinbaren Rechtsgrund für sich hatte, sondern weil der päbstliche Stuhl selbst die stille Hoffnung hegte, die östlichen Länder seiner eigenen Hochheit beizulegen; und doch durfte auf der andern Seite der Pabst es nicht wagen, den gefürchteten König Waldemar zu erzürnen, zudem da dem Erzbischofe zu Lund schon früher bedeutende Vorrechte auf Esthland zu Rom eingeräumt worden waren.

Dem Bischof Albert lag vor Allem an, vor dem päbstlichen Stuhle es darauf anzutragen, daß das Bisthum zu Riga zu einem Metropolitansitze erhoben würde, weil er hoffen durfte, durch diese einfache Verfügung von selbst die erzbischöfliche Gerichtsbarkeit nicht nur über Livland, sondern über ganz Esthland ausdehnen zu können. Der Pabst schlug ihm diese Bitte ab, erklärte aber zugleich in einer Bulle (vom 26. Oktbr. 1219), daß er den Bischof und seine Kirche in Schutz nehme, ihre gegenwärtigen Besitzungen bestätige, und ebenso auch alles, was sie in der Folge rechtmäßig erwerben könne, und

was sie in Esthland und Semgallien bereits erworben habe. Mit dieser Entscheidung des päbstlichen Stuhles war Albert nur halb zufrieden, indem sie zwar noch immer viel versprach, aber nur wenig Hoffnung zur Haltung darbot. In seiner Verlegenheit wandte sich nun der bekümmerte Bischof an den Kaiser Friederich II., welcher seit dem Jahr 1215 zur höchsten Würde des Reichs erhoben worden war, und suchte bei ihm die nöthige Hülfe gegen die Bedrückungen des mächtigen Dänenkönigs. Allein der Kaiser war in zu viele Händel verwickelt, und eben im Begriffe, ein Kreuzfahrer-Heer nach dem gelobten Lande zu führen, als daß er den Klagen des Bischofs Gehör geben konnte; und er entließ ihn daher mit der Ermahnung, mit den Dänen sowohl als mit den Russen Friede und Freundschaft zu halten, bis man in der Folgezeit auf neue Grundlagen ein dauerhaftes Gebäude aufführen könnte. Auf diese Weise blieb Alberten nichts weiter übrig, als sich geradezu dem Könige von Dänemark in die Arme zu werfen, um nicht durch längern Widerstand die Kirche in Livland selbst drohenden Gefahren auszusetzen, indem bereits der König Waldemar jeden Handelsverkehr der Deutschen mit den Liven auf dem baltischen Meere so lange gesperrt hatte, bis der Bischof Albert seine Ansprüche auf das nördliche Esthland aufgegeben haben würde. Diese Vorkehrungen stimmten nun die Erwartungen des von allen Seiten abgewiesenen Bischofs so weit herab, daß er nicht nur Esthland, sondern auch Livland in die Gewalt des dänischen Königs übergab, sofern die Aebte seiner Klöster, seine Männer, alle bekehrten Rügen, Liven und Letten ihre Einwilligung dazu geben würden (Chron. Livland Seite 164.).

§. 234.

Alberts allzugroße Nachgiebigkeit mußte dem Pabste Honorius III. jetzt eben so sehr mißfallen, als er früher sein Verlangen auf die erzbischöfliche Würde mißbilligt

hatte. Dem päbstlichen Stuhle blieb daher in diesem Länderstreite nichts anders übrig, als die Gränzlinien genauer zu bestimmen, nach welchen die frühere Verordnung desselben in Ausführung gebracht werden sollte. Der Pabst bestätigte daher das dänisch-esthnische Bisthum unter dem Titel von Reval, und das deutsch-esthnische unter dem Titel von Leal, (in Rotalien), bezeichnete die Gränzen des künftigen semgallischen Stiftes, oder wie er es nannte, des Bisthums Selon (Selburg), erließ (unter dem 18. April 1220) eine Verordnung an alle Aebte der Cistercienser-Klöster in Deutschland, nach welcher sie die Bischöfe von Livland, Selburg, Leal und Reval auf ihr Verlangen mit Missionarien und Priestern versehen sollten; auch wurde in einer eigenen Bulle (vom 1. Decbr. 1219) dem Bischof Albert vom Pabste ausdrücklich verboten, ohne bestimmte Einwilligung des apostolischen Stuhles irgend etwas von dem Landessprengel abzutreten, welchen die livländische Kirche einmal in Besitz genommen habe.

Es war kein Wunder, wenn in diesem verworrenen Länderstreite den schwedischen König Johann Sverkerson nun auch die Lust anwandelte, einen Kreuzzug nach dem zerrissenen Esthland zu machen, an welches er schon der nahen Nachbarschaft halben, noch mehr aber wegen früherer Eroberung vor allen Uebrigen das erste Besitzrecht zu haben glauben durfte. Der König machte daher in Begleitung seines Vormunds, des Herzogs Karl, und vieler Bischöfe, mit einer ansehnlichen Armee einen Einfall in Rotalien (Jahr 1219), und setzte sich auf der Burg Leal, dem Wohnsitze des abwesenden deutschen Bischofes Herrmann, fest, um von dort aus Esthland in Besitz zu nehmen. Jetzt fingen auch die schwedischen, so wie die dänischen und deutschen Priester an, das ganze Land zu durchziehen, die Einwohner zu taufen, und da und dort eine Kirche aufzurichten. Zwar kamen Boten aus Riga mit der Nachricht bei den schwedischen Priestern an, daß die Einwohner dieser Länder bereits durch

deutsche Missionarien zum Bekenntniß des Christenthums gebracht und getauft worden seyen; auch fügten sie die Warnung hinzu, daß sie den geärgerten und wankelmüthigen Esthen nicht zu viel Zutrauen schenken sollten. Indeß ließen sie sich in ihrer Arbeit dadurch nicht stören, und während der König nach Hause zurückkehrte, ließ sich der Herzog Karl mit einer starken Besatzung zu Leal nieder. Plötzlich aber wurden sie eines Tages mit Anbruch der Morgendämmerung von Einwohnern der benachbarten Insel Oesel zu Leal überfallen, und von allen Seiten umlagert. Die Schweden machten einen Ausfall, mußten aber bald der feindlichen Uebermacht weichen. Das Schloß ward erstürmt, und der Herzog mit fünfhundert Soldaten seiner Besatzung niedergemacht. Dieser Verlust ging dem Herzen des schwedischen Königs so nahe, daß er auf den Besitz von Esthland verzichtete, und den Ausgang der Dinge daselbst ruhig abzuwarten beschloß.

Mit kummervollem Herzen kam der Bischof Albert (im Jahr 1220) nach Livland zurück, indem er mit Recht befürchten mußte, durch seine letzten Schritte nicht nur die Ritterschaft, sondern auch die bekehrten Einwohner des Landes gegen sich aufgebracht zu haben. Wie ungern die Letztern auch mit dem Christenglauben zugleich das Joch der Deutschen auf sich nahmen, so war ihnen doch der Name der Dänen noch ungleich verhaßter; und kaum hatte das Volk die Kunde erhalten, daß der Bischof nicht nur die eroberten Provinzen Esthlands, sondern auch ganz Livland in die Gewalt des Königs von Dänemark übergeben habe, so erklärten die Liven und Letten, laut und einmüthig, sie hätten bisher die Kriege des Herrn wider die Heiden zur Ehre unsers Herrn Jesu Christi geführt, und nicht zur Ehre des Königs von Dänemark; sie wollten daher lieber das Land verlassen, als diesem Könige dienen. Wirklich zeigte sichs bald, daß Waldemar II. die Anerbietungen des Bischofs im vollen Ernst aufgenommen hatte. Bald

nach Alberts Ankunft traf auch ein Ritter Gottschalk als Bevollmächtigter des Königs zu Riga ein, um im Namen desselben das Land in Besitz zu nehmen; allein der Mißmuth über seine Ankunft legte sich unter der Ritterschaft und dem Volke so laut zu Tage, daß Gottschalk es gerathener fand, unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu ziehen; auch wurde ihm von den erzürnten Einwohnern nicht einmal ein Steuermann für seinen Heimweg zugestanden.

§. 235.

Dem Erzbischofe zu Lund wurde unter diesen Umständen für die Sicherheit der dänischen Kirchensprengel in Esthland bange, da er wohl wußte, daß sie in ihrer von den aufrührerischen Esthen überall bedrohten Lage, ohne die Beihülfe der Deutschen sich nicht zu halten vermochten; und er ließ daher den Bischof Albert wissen, daß er jedes Mittel bei dem Könige versuchen werde, denselben zur Abschließung eines billigen Vertrags geneigt zu machen. Wirklich kam auch die Gelegenheit hiezu früher, als der ländersüchtige Waldemar erwartet haben mochte. Um die wilden Bewohner der Insel Oesel für ihre fortgesetzte Räuberzüge in seinen Landesgebieten zu züchtigen, zog er (im Jahr 1221) mit einem mächtigen Heereshaufen nach dieser Insel, und war glücklich genug, eine feste Burg daselbst aufzurichten. Allein der König wurde bald gewahr, daß er mit seinen Haufen der drohenden Uebermacht dieser Insulaner nicht gewachsen war; und jetzt zog ihm der tapfere Graf Albrecht mit seinen Deutschen in der Noth zu Hülfe. Der König freute sich ihrer Ankunft von Herzen, da er ihnen seine Rettung aus der Gefahr zu verdanken hatte, und nun ergriff der Bischof Albert, der mit seinem Bruder Dietrich dem Zuge beiwohnte, die Gelegenheit, den König zu bitten, von Beeinträchtigungen Livlands für die Zukunft abzustehen. Der König, die Billigkeit dieser Forderung erkennend, faßte nun den Beschluß, dem Bischof Albert

Livland sammt allen dazu gehörigen Länderwerbungen als Eigenthum zurück zu geben; und den Schwertbrüdern dieselben Hoheitsrechte über die esthnischen Provinzen Sakkala und Ungannien unter der Bedingung abzutreten, daß sie ihm in keinem Falle ihren Beistand sowohl gegen die Russen als gegen die Heiden versagen. Waldemar war froh, mit diesen Zugeständnissen seine Ehre gerettet zu haben, und eilte jetzt nach Dänemark zurück, indem er den Posten der Gefahr den deutschen Rittern überließ. Diese hielten es indeß fürs rathsamste, mit den heidnischen Oeselern einstweilen einen Friedensvertrag abzuschließen, und kehrten mit Zurücklassung einiger Geisseln, unter denen auch Alberts Bruder Dietrich sich befand, wohlgemuth nach Riga zurück.

Die liviſchen Christen hatten nun zwar von Seiten des däniſchen Königs Ruhe, aber desto fürchterlicher brach das Ungewitter im eroberten Esthlande aus. Die übermüthigen Oeſeler hatten den friedlichen Abzug der Dänen und Deutſchen von ihren Ufern überall umher als einen glänzenden Sieg über dieſelben verkündigt, und ſuchten jetzt durch jegliches Mittel, die niedergedrückten Esthen aufzumuntern, das Joch der Fremdlinge von ſich abzuwerfen, und den Chriſtennamen, der ihnen alles Unheil gebracht habe, gänzlich von der Erde zu vertilgen. In dem letzten Feldzuge hatten die kriegeriſchen Oeſeler den Deutſchen ihre Kriegskunſt abgelernt, durch welche dieſe ſich bisher ihre große Ueberlegenheit über die rohen und ungeübten Volksmaſſen der Heiden erworben hatten; auch war es ihnen gelungen, ſich in den Beſitz von einigen Steinſchleudern und anderer deutſcher Kriegsmaſchinen zu verſetzen, welche ſie jetzt, ſo gut wie möglich, nachzumachen verſuchten. Wirklich gelang es ihnen bald, den deutſchen Eroberern mit den gleichen Waffen im Felde zu begegnen, und die erbitterten Esthen in gleicher Kunſt zu unterrichten. Dieſen wuchs aufs Neue der Muth, und eine Provinz um die andere fing nun an, das Joch der Dänen und der Deutſchen aufs Neue ge-

waltsam abzuschütteln, und Mord und Verheerung nach allen Richtungen hin zu verbreiten. Nicht ohne Schauder lassen sich in der Chronik des Letten Heinrichs (S. 181. f.) die Ausbrüche kannibalischer Wuth lesen, mit welcher sie über die christlichen Priester und ihre Häuflein im Lande herfielen. „Sie zerfleischten ihnen die Gedärme, erzählt Heinrich, rissen das Herz lebendig aus dem Leibe heraus, brateten es am Feuer, theilten es unter sich, frassen's auf, um gegen die Christen stark zu werden, und warfen ihre Leichname den Hunden und Vögeln des Himmels zur Speise vor". Auch die benachbarten Russen von Nogardien und Pleskow zauderten nicht, an diesen Aufwiegelungen des Volkes thätigen Antheil zu nehmen, um die verhaßten Deutschen aus dem Lande wegzuschaffen. Sie fielen in Esthland ein, besetzten das erst kurz zuvor von den Deutschen starkbefestigte Tarbat (Dorpat), rückten nach Viliende (Fellin) vor, und wetteiferten mit den Esthen in grausamer Verfolgung dänischer und deutscher Fremdlinge. „Die Burgen wurden nun überall im Lande umher aus allen Kräften befestigt, mächtige Steinwurfmaschinen aufgerichtet; sie lehrten sich unter einander die Steinschleuderkunst, auch vertheilten sie die Haufen von Steinschleuderern unter sich, welche sie den Deutschen und Dänen gefänglich abgenommen hatten. Sie nahmen ihre Weiber wieder an, welche sie zur Zeit ihres Christenthums verstoßen hatten; die Leichname ihrer Verstorbenen gruben sie wieder auf, um sie nach der Heidenweise zu verbrennen, wuschen ihre Häuser und Schlösser mit Wasser ab, fegten Alles mit Besen aus, und bemühten sich auf jegliche Weise, das Sakrament der heiligen Taufe im Lande wieder gänzlich auszutilgen" (Chron. Liv. S. 182.).

§. 236.

Auf diese Weise schienen die mit Blutströmen erkauften Eroberungen der Kirche am letzten Marksteine einer

dauerhaften Eroberung im Schiffbruche unterzugehen, und der heitere Himmel der Hoffnung mehr als je zuvor im wilden Sturmgewitter sich zu verdunkeln. Was die Lage der Deutschen noch gefährlicher machte, war der Umstand, daß gerade um diese Zeit (den 6. Mai 1223) der dänische König Waldemar II. von dem tapfern Grafen Heinrich im nördlichen Deutschland gefangen genommen, und ihm dadurch jede Möglichkeit geraubt worden war, seinen bedrohten Besitzungen in den Ostseeländern zu Hülfe zu kommen. Auf diese Weise war die kleine Schaar der Deutschen in Livland nur auf sich selbst und die Häuflein bekehrter Liven und Letten beschränkt, welche in dieser Stunde der Anfechtung dem Christenglauben getreu geblieben waren. Jetzt mußte sichs in heißer Feuerprobe kund thun, was an ihrem ganzen Werke in Holz, Heu und Stoppeln bestand, oder was, nach Gottes verborgenem Rath, zum Heile künftiger Geschlechter im Glutofen der Trübsal erhalten werden sollte.

Der livländische Bischof Albert mit seinen Kampfgenossen verlor indessen den Muth nicht, und beschloß mit dem tapfern Bischof Bernhard von Semgallen und dem Ordensmeister Volquin, der Gefahr im Vertrauen auf Gott entgegen zu ziehen. Schon hatte der ritterliche Bernhard in einigen Streifzügen nach Harrien die Uebermacht der deutschen Waffen aufs Neue erprobt, und seine fliegenden Truppen bis an die östlichen Gränzen von Wierland ausgesendet. Der gefangene König Waldemar, den indeß Alberts Bruder, der Bischof Herrmann, im Gefängniße zu Dannenberg besuchte, hatte auch in seiner schweren Bedrängniß auf seine Ansprüche auf die östlichen Provinzen Esthlands bereitwillig verzichtet, und Herrmann als rechtmäßigen Bischof von Esthland bereitwillig anerkannt. Um nun die abgefallenen Esthen aufs Neue zum Gehorsam und zum Christenglauben zurückzuführen, that vor Allem Noth, daß der wichtigste Stützpunkt derselben im Lande, die Festung Tarbat mit vereinten Kräften aufs Neue erobert wurde. Um sich

den Besitz derselben zu sichern, hatte der Großfürst von Nowgorod diese befestigte Stadt mit ihrem ganzen Gebiete einem seiner Vettern, Vyeseeka, zum Geschenk gemacht, und sie zu einem russischen Fürstenthume erhoben. Die deutschen Bischöfe mit der gesammten Ritterschaft rückten nun ohne Aufenthalt gegen Tarbat vor, um dasselbe im Sturme wegzunehmen. Sie schickten zuvor Boten an den Befehlshaber der Festung mit der Bitte, sich von den Rebellen im Schlosse wegzumachen, welche das Sakrament ihrer Taufe geschändet, den Glauben an Jesum Christum mit Füßen getreten, ihre Lehrer ermordet, und die benachbarten Provinzen, welche den Glauben an Jesum bewahrten, durch tägliche Plünderung verwüstet hätten. Der Fürst weigerte sich, mit den Seinigen von der Festung auszuziehen; und nun ward im Feldlager der Deutschen beschlossen: es koste was es wolle, die Stadt im Sturme zu erobern. Die tapfern Männer vereinigten sich, um durch gemeinschaftliches Gebet und feierliche Haltung des heiligen Abendmahles sich dem Siegertode zu weihen; und nun entfaltete sich ein blutiger Kampf, den das theilnehmende Herz in den Jahrbüchern des Waffengenossen Heinrichs nicht ohne Entsetzen lesen kann (S. 194.). „Johannes von Apeldern, des Bischofs Bruder, ein trefflicher Ritter, nahm Feuer in seine Hand, und fing zuerst an, den Wall zu besteigen. Ihm folgte sein Schildträger Peter Og, und beide kletterten auf Sturmleitern bis an das Festungswerk, und kühn kletterten ihnen die andern Brüder nach. Jeder hob seinen Kameraden aufs Schloß, und einer um den andern kroch durch das Loch, durch welches die Belagerten ihre feurigen Räder herauswarfen. Die Ersten machten immer den Nachfolgenden Platz, stießen die Esthen mit ihren Lanzen von den Mauern herab, und auch die Letten kamen ihnen nach. Keiner der Belagerten, weder Mann noch Weib, ward verschont, und bald lagen Tausende der Erschlagenen auf dem engen Wahlplatze in ihrem Blute. Die Russen, die sich am

längsten wehrten, sprangen von den Mauern herab und wurden von den Speeren der Belagerer aufgefaßt". Der Sieg ward vollendet, und unter schallenden Loblie-dern nahmen die Deutschen und Liven von Tarbat Besitz.

§. 237.

Von diesem Zeitpunkte an trat nach fast vierzigjäh-rigem Blutvergießen ein Zustand des Friedens und dauer-hafterer Ordnung in Livland und Esthland ein, denn „nach Eroberung des sehr festen Schlosses Tarbat, und nach Hinrichtung aller Esthen und Russen sammt ihrem Könige, überfiel die Furcht vor den Rigischen und Deut-schen alle benachbarten Lande und herumliegenden Völ-ker. Alle schickten daher ihre Abgeordneten mit Geschenken nach Riga, sowohl die Russen als die Esthen am Strande, (Rotalien und den Küsten des finnischen Meer-busens), die Oeseler, welche nun Alberts Bruder und den Bischof Dietrich freiwillig zurück gaben, die Semgallen, und Cüren; ingleichem die Litthauer, welche Alle um Frieden und Bündniß baten, weil sie bange waren, es möchte ihnen eben so, wie denen von Tarbat ergehen." Der Bischof Albert und die Ordensrit-ter waren dieses allgemeinen Verlangens nach Frieden von Herzen froh; denn der Krieg hatte sie schon längst ermüdet; sie knüpften daher friedliche Verhältnisse mit Allen an, welche darum baten, und „das Land hatte Ruhe in ihrem Angesicht". Jetzt erst wagten es die geängstigten Esthen wieder, ihre festen Burgen zu ver-lassen, und ihre abgebrannten Dörfer und Kirchen im Lande umher wieder aufzubauen. „Auch die schüchter-nen Liven und Letten krochen jetzt, wie der Lette Heinrich erzählt (S. 201.), aus ihren Löchern im Walde hervor, worin sie sich schon viele Jahre lang versteckt gehalten hatten; jeglicher kehrte in sein Dorf und zu seinen Aeckern zurück; und Alle pflügten und säeten in der größten Sicherheit, welche sie 40 Jahre lang zuvor nicht gehabt hatten, weil ihnen die Litthauer und andere Völker, so-

wohl vor der Predigt des göttlichen Worts in Livland, als nach ihrer Taufe niemals Ruhe und Sicherheit gelassen hatten. Aber von jetzt an fingen sie an vom Kriegsgetümmel auszuruhen, und wurden ihrer Felder und ihrer Arbeit wieder froh, indem Niemand sie erschreckte. Und weil sie jetzt im christlichen Glauben zu mehr Einsicht gelangten, so bekannten sie freimüthig Jesum Christum, den Sohn Gottes, welcher nach betrübten Kriegen, nach vieler Hinrichtung, nach schwerer Pestilenz und manchem Unglück endlich sich seines übergebliebenen Volkes erbarmet hat, und ihnen Frieden und Sicherheit geschenket. Und alles Volk ruhete im Herrn, und lobte den, der da ist hochgelobet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Aber noch kam Alles darauf an, für diesen faktischen Zustand der Dinge auch die Genehmigung des obersten Kirchenfürsten zu Rom, so wie die Einwilligung des dänischen Königs einzuholen. An dieser war um so mehr gelegen, da der Pabst Honorius III. selbst die Plane des livländischen Bischofes Albert nur sparsam begünstigt, und seit der Gefangenschaft des Königes Waldemar II., welche er höchst ungerne sah, alles versucht hatte, den gefangenen König der Gewalt seiner Widersacher zu entreißen. Albert hielt es daher fürs Gerathenste, seinen Priester Moritz nach Rom abzusenden (J. 1224), und sich von dort einen Legaten des römischen Stuhles nach Livland zu erbitten. Honorius III. gab hiezu mit Freuden seine Einwilligung, und sandte mit dem Priester Moritz seinen Staatskanzler, den Bischof von Modena, Wilhelm, nach Riga, um die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse von Livland und Esthland in bleibende Ordnung zu bringen. Der päbstliche Legat wurde zu Riga von dem Bischofe und sämmlichen Einwohnern mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Er selbst freute sich hoch, „den mit dem Blute so vieler Gläubigen getränkten Weinberg Gottes so ansehnlich erweitert zu finden, daß nun seine Gränzen auf zehn Tag-

reisen nördlich bis nach Reval und in östlicher Richtung bis nach Pleskow, und auf eben so weite Entfernung süd-östlich an der Düna hin bis nach Gerceke sich erstreckten, und das große Land umher bereits in fünf Bisthümer zusammengefaßt war. Dem Bisthum Riga stand seit 26 Jahren der thätige Albert vor. Das Bisthum Leal, nachher das Bisthum Oesel genant, ward nach Dietrichs Tode von dem Prior Gottfried bekleidet. Das Bisthum Selburg und Semgallen hatte schon seit geraumer Zeit den tapfern Bernhard zum Bischof. Das Bisthum in Ungannien, mit seinem Wohnsitze zu Dorpt, hatte Alberts Bruder, Herrmann, angelegt, und nun sollte über das Schicksal des dänischen Bisthums zu Reval entschieden werden.

§. 238.

Ehe der päbstliche Legat über die neuen kirchlichen Einrichtungen sich erklärte, lag es ihm am Herzen, den Zustand der neugepflanzten Kirche in Livland und Esthland und die Bedürfnisse derselben zuerst persönlich kennen zu lernen. Er zog daher in Alberts Begleitung zuerst nach Thoreida, wo er zu Cubbesele, dem Schlosse des frommen Caupo's, der in der letzten Schlacht sein Leben eingebüßt hatte, den Einwohnern das Wort des Heils verkündigte, und sie im Glauben an den Herrn Jesum stärkte. Von da zog er längs der Küste des rigischen Meerbusens nach Vütisele, (dem Schlosse des liviſchen Häuptlings Vitis) und Lethegore, wo er von dem religiösen Zustande der Einwohner genauere Einsicht nahm. Gleiches that er in Metsepole, in Idumäa und dem Lettland; überall den Samen des Evangeliums streuend, und die Einwohner ermahnend, dem christlichen Unterrichte Herzen und Ohren zu öffnen. Von der Küste hinweg begab er sich nach Ungannien, wo nicht lange zuvor von den neuen Einwohnern, Deutschen und Esthen, das Schloß Odempe aus einem Schutthaufen wieder aufgebaut worden war; und pries

den Herrn, daß er auch in Esthland eine Versammlung der Gläubigen antreffen dürfte. „Die estnischen Einwohner unterwies er nun im Glauben an Jesum Christum; die Deutschen aber ermahnte er treulich, wie sie gütlich neben den Esthen wohnen, und den Schultern der Neubekehrten kein unerträglich Joch zur Beschwerde, sondern das sanfte und leichte Joch des Herrn auflegen, und diese fleißig im Christenthum unterrichten sollen.“

Von hier reiste er nach Saccala, wo er im ersten Kirchspiel am See Worcegerbe (Wirzersee) die Neubekehrten treulich ermahnte, nimmer vom Glauben an unsern Herrn Jesum Christum abzufallen. Von da machte er sich auf den Weg nach dem Schlosse Villiende (Fellin), das den Ordensbrüdern gehörte, die ihm alles Unglück erzählten, welches sie des Glaubens halber von den Esthen erfahren hatten. Hier ließ er nun die esthnischen Einwohner zusammen rufen, theilte ihnen klar und deutlich den kurzen Inbegriff des christlichen Glaubens und Lebens mit, und ermahnte sie ernstlich, die Geheimnisse des Glaubens nicht weiter durch ihr Betragen zu beschimpfen. Hier langten Boten der Dänen aus Reval bey ihm an, welche ihn freundlich in dieser Gegend willkommen hießen. Auch die Strand-Esthen (aus Rotalien) sandten ihm Abgeordnete zu, und erboten sich, ihr ganzes Land mit Freuden dem Bischofe von Riga zu übergeben, wenn er sie nur gegen die Dänen und Oeseler in Schutz nehmen wolle. Von hier trat er seinen Rückweg durch das Lettland und das Wendenland nach Riga an. Ueberall ließ er das Volk zusammenrufen, und predigte denselben „lustig und mit Freuden die fröhliche Lehre unsers Herrn Jesu Christi vor,“ erinnerte sie rührend an die Passion des Herrn Jesu und rühmte ihre Treue und Standhaftigkeit, weil sie von freien Stücken den christlichen Glauben gleich anfangs angenommen, und nachmals den Bund der Treue nicht wie die Andern durch Abfall gebrochen hätten. Eben so freundlich sprach er auch dem Wendenvolke ans Herz,

und schärfte es ihren Herren, den Ordensbrüdern, mit allem Ernste ein, „den Neubekehrten den christlichen Glauben beizubringen, die leichte Last Jesu auf ihre Schultern zu legen, und sie nicht weiter durch schwere Bedrängnisse zum Abfalle von Christo zu veranlassen.“

Nun kehrte der würdige Legat, welcher mit richtiger Menschenkenntniß christliche Mäßigung und Billigkeit vereinigte, wieder nach Riga zurück, wo auch der Semgallenfürst Westhard auf seine Einladung, bei ihm sich einfand, welchen er mit viel Zuspruch zur freiwilligen Annahme des Christenglaubens zu bewegen versuchte. Allein dieser weigerte sich hartnäckig, die Christentaufe anzunehmen, mit der Erklärung, daß er sich noch weiter darüber besinnen wolle; indeß ließ er sichs doch gefallen, einen Prediger mit sich nach Hause zu nehmen. (Chron. Liv. p. 204.)

§. 239.

Bis hieher hatte der Legat in den Angelegenheiten der deutschen Missionskirche in Livland und Esthland keine bedeutende Schwierigkeiten gefunden, aber schwieriger war die Aufgabe, den Antheil der Dänen am esthnischen Missionsgeschäfte und ihr Verhältniß zur deutschen Kirche zu ordnen. Die Deutschen zu Odempe glaubten unter des Bischof Hermanns Anführung den verwickelten Knoten auf dem kürzesten Weg, mit dem Schwerte in der Hand, zerhauen zu können. Sie zogen nach Wierland, nahmen sämmtliche Schlösser hinweg, jagten die Dänen aus den Zelten hinaus, und nahmen im Namen des rigischen Bischofs von dem Lande Besitz, unter dem Vorgeben, daß der Christenglaube zuerst von deutschen Missionarien auf dem Boden Wierlands und Harriens ausgebreitet worden sey. Solches gewaltsame Verfahren fand mit Recht die Mißbilligung des Legaten, und da die dänischen Bischöfe und Priester versprachen, dem römischen Hofe in allen Stücken treulich zu gehorchen, so faßten sie den gemeinschaftlichen Beschluß, ihr

bisheriges Missionsgebiet, die Provinzen Wierland, Jerwen, Harrien und die Strandwyk als Schenkung in die Hände des päbstlichen Legaten niederzulegen.

Nachdem der päbstliche Legat sein Geschäft vollendet hatte, ward nun (J. 1224) eine Kirchenversammlung nach Riga zusammengerufen, welcher die Bischöfe und Priester, die Glieder der Ritterschaft und die vornehmsten Häuptlinge des Volkes beiwohnten. In dieser Versammlung ward vor Allem beschlossen, daß alle christlichen Gemeinden in Livland unter dem apostolischen Schutze stehen, und die Verordnungen des lateranischen Conzils, welche der Pabst Innocenz III. kurz zuvor (J. 1215) herausgegeben hatte, als Richtschnur derselben geachtet werden sollen. Um dieselbe Zeit war vom römischen Könige Heinrich in einem Gnadenbrief dem Bisthum zu Riga, Lettland, Leale und das Land am Strande beigefügt, und dasselbe in ein geistliches Lehenfürstenthum verwandelt worden. Der Orden erkannte die Lehenshoheit des Bischofs an, und der Ordensmeister wurde jetzt mit den nordöstlichen Provinzen von Esthland Jerwen, Wierland und Rotalien belehnt. Zugleich wurden die verschiedenen Mißhelligkeiten beigelegt, welche zwischen dem Orden und dem Bischofe bisher Statt gehabt hatten, und die nähere Bestimmung der dänischen Bisthümer in Esthland künftigen Unterhandlungen vorbehalten. Dem Bischof Albert gelang der alte Wunsch seines Herzens nicht, sein Bisthum in ein Erzbisthum umgewandelt zu sehen, was erst nach seinem Tode unter seinem nächsten Nachfolger Nikolaus (J. 1246) geschah, als für Livland und Preußen ein Erzbisthum zu Riga aufgerichtet wurde.

Nach Vollendung dieser Arbeiten machte sich der päbstliche Legat Wilhelm im Frühling 1226 auf den Weg nach Deutschland zurück; allein widrige Stürme hielten ihn lange im rigischen Meerbusen auf, und gaben die Veranlassung, daß noch vor seiner Abreise die benachbarte Insel Oesel mit Krieg überzogen, und als neues

Bisthum dem Gebiet der Kirche beigefügt wurde. Auf den Gewässern des rigischen Meerbusens nämlich begegnete der Legat einer Räuberflotte der Oeseler, welche mit viel Beute und einer großen Anzahl geraubter Menschen eben aus Schweden zurückkehrte; auch vernahm er, daß die Seeräuber viele Kirchen daselbst zerstört hätten. Darüber ergrimmte er im Geist, und beschloß, die Gewässer des baltischen Meeres nicht eher zu verlassen, bis die nöthigen Zurüstungen zur Eroberung der Insel Oesel gemacht worden wären. Unverweilt fuhr er daher nach Gotland, und forderte daselbst mit mächtiger Beredtsamkeit die Einwohner zu einem allgemeinen Kreuzzuge gegen diese Seeräuberinsel auf. Allein auf die Gotländer, welche einen vortheilhaften Handel mit der Insel Oesel führten, indem die Oeseler die geraubten Güter um wohlfeilen Preis an sie zu verkaufen pflegten, machten seine Predigten keinen Eindruck; und das Unternehmen schien um so gefährlicher zu seyn, da die Dänen in Esthland, unzufrieden mit dem Beschlusse des Legaten, der ihre Besitzungen in Wierland, Jerwen und Rotalien einstweilen unter die Leitung des deutschen Bischofs Johannes gestellt hatte, in Rotalien die alten Verheerungen fortzusetzen begannen.

Dem Legaten blieb nun nichts übrig, als zu der Tapferkeit der livländischen Ordensritter seine Zuflucht zu nehmen, und zu dem Ueberfalle in Oesel die günstigste Jahreszeit abzuwarten. Als im Frühling 1227 der Meerbusen mit dickem Eise besetzt war, setzten sich 20,000 Mann unter Anführung des Bischofs Albert und des Ordensmeisters Volquin in Bewegung, auf dem Eise über den Meerbusen nach Oesel zu marschiren, und die hartnäckigen heidnischen Einwohner dieser Insel mit Gewalt zu unterjochen. Das Unternehmen gelang. Nach heftigem Widerstand der Oeseler ward ihre Hauptfestung Mone im Sturme weggenommen, und nun eilte das siegreiche Heer der zweiten Burg des Landes, Walde, welche die Hauptstadt der Insel beschützte, raschen

Schrittes zu. Die Belagerten überfiel ein gewaltiger Schrecken, und sie baten fußfällig, ihnen das Sakrament der heiligen Taufe zu reichen. Dieß war für die Christen eine große Freude, sie sangen dem Herrn Lobpsalmen und gaben dem Volke Frieden. Ihr Anführer, ein vormaliger wilder Verfolger der Christen, ward nun ein Mitbruder in Christo, nahm mit der Taufe den Frieden an, und der Landesgötze der Oeseler, Tarapitha, ward unter allgemeinem Jubelgeschrei ins Meer geworfen. Alles Volk drängte sich jetzt zur Taufe zu, schwur dem Heidenthume ab, und nahm den Glauben an Christum an. Nun wurde ein eigenes Bisthum von Oesel aufgerichtet und demselben ein gewißer Gottfried als Bischof vorgesetzt; später aber der Distrikt Leal auf dem Festlande mit demselben verbunden, und von einem gemeinsamen Bischofe geleitet.

§. 240.

Schon im Jahr 1219 hatte bald nach seinem Siege über die Esthen der dänische König Waldemar II. den Versuch gemacht, auch im Lande der Cüren der christlichen Kirche einen bleibenden Wohnsitz zu verschaffen, und einen lundischen Geistlichen, Ernemod, dorthin gesendet, für welchen er zu Piltèn einen Bischofssitz errichtete. Allein nicht blos im rohen Sinne dieses Volkes, sondern auch in ihrem entschiedenen Haß gegen die Dänen fand dieser Heidenbote Hindernisse seiner Arbeit, welche er nicht zu überwinden vermochte, und er scheint unverrichteter Dinge wieder das Land verlassen zu haben.

Indeß währte es nicht lange, so wurde auch Kurland in eine christliche Provinz umgewandelt. Lammechin, der Fürst der heidnischen Einwohner, erschüttert durch die glücklichen Siege, welche die Christen in den Ostseeländern erfochten, bot sich freiwillig an, mit seinem Volke den Christenglauben anzunehmen, wenn sein Land nicht unter die dänische oder schwedische Hoheit gestellt, sondern mit den livländischen Landständen verbunden

würde. Mit Freuden wurde sein Anerbieten angenommen, und der Priester Balduin zu ihnen gesendet, um die ersten Anordnungen zur Grundlegung der christlichen Kirche und christlich-bürgerlicher Ordnung im Lande zu treffen. Die heidnischen Küren nahmen jetzt bereitwillig in Haufen die Christentaufe an, unterwarfen sich der bürgerlichen Ordnung, die im Lande eingeführt wurde, und verpflichteten sich zugleich freiwillig, an allen Kriegen Theil zu nehmen, welche zur Ausbreitung der christlichen Religion im Osten geführt würden. Die neue kurländische Kirche wurde jetzt mit dem Bisthume Semgallen vereinigt, und die bischöfliche Würde dem thätigen Balduin übertragen, welcher nun ungehindert auf die Ausrottung des alten Heidenthums im Lande und der Anpflanzung des Christenglaubens seine Zeit und Kraft verwenden konnte.

Unter diesem überraschenden Wechsel der Dinge rückte auch dem graugewordenen Bischofe Albert die letzte Sterbensstunde heran, und er schloß im Jahr 1229 sein Auge im Tode zu, nachdem er dreißig volle Jahre hindurch mit rastlosem Eifer im Ausbreitungsgeschäfte des Christenthums in den Ostseeländern seine Kräfte verzehrt hatte. Wir stehen am Grabhügel des Entschlafenen mit unserer livländischen Missionsgeschichte stille. Es geziemt uns nicht, die sittlichen Triebfedern zu richten, durch welche sein Leben in Bewegung gesetzt wurde. Ob sein beharrliches, und am Ende für seine Persönlichkeit verfehltes Streben, den Weg zur Metropolitanwürde zu finden, bloß in der Herrschaft eines ungezügelten Ehrgeizes, oder in der Ueberzeugung seines Herzens zu suchen sey, den Bestand und den geistigen Einfluß der Kirche zu sichern, welche er mit den größten Anstrengungen unter Gottes Beistand in Livland und Esthland gepflanzt hatte, und der er nun so viele Jahre hindurch mit treuer Sorgfalt vorstand: das ist nur dem bekannt, welcher allein das Herz des Menschen zu erforschen vermag. Wer bist du, daß du einen frem-

den Knecht richtest? ein Jeglicher steht und fällt seinem Herrn. Daß die durch seine Abstammung dargebotenen Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Geschlechtern Deutschlands, der mönchische Soldatengeist seines Zeitalters, und der überwiegende Hang desselben zu ritterlichen Abentheuern einen mächtigen Einfluß auf seine Handlungsweise übten, liegt am Tage. Aber eben so gewiß bezeugt uns seine Lebensgeschichte, wie wir sie seinem frommen Schüler und Mitarbeiter, dem Letten Heinrich, ungeschminckt nacherzählet haben, daß mit Alberten ein großer Mann ins Grab gelegt wurde, dergleichen vielleicht nur Wenige in seinem Jahrhundert gefunden werden dürften. Ein Grundzug ungeheuchelter Gottseligkeit leuchtet unverkennbar durch das ganze Gewebe seiner Lebensgeschichte hindurch; freilich getrübt und entstellt durch die vielfachen Ausartungen der geistigen Beschränktheit und des kriegerischen Soldatensinnes, wie sie in seinem Zeitalter als höchste Tugend gepriesen wurden. Aber es galt bei derselben doch der Ehre und dem Werke des Herrn, und kein Opfer war zu theuer, keine Mühseligkeit und Kraftanstrengung von ihm zu schwer geachtet, wenn es darauf ankam, für die Ausbreitung des Christenglaubens in der Heidenwelt jeder Gefahr zu trotzen, und den letzten Blutstropfen in seinem Dienste einzubüßen. Mit diesem Sinne eifriger Gottesfurcht verband der Vollendete eine bedachtvolle Umsicht, eine Festigkeit des Willens, eine Kraft der Ausführung, eine Beharrlichkeit des Strebens, eine Tapferkeit des Muthes in der Stunde der Gefahr und immer wiederkehrender Verlegenheit, wie sie in diesem Vereine nur selten in Einem Charakter zu einem Ganzen verknüpft angetroffen werden, und doch unentbehrlich in dem Bilde des Mannes zu seyn schienen, dem es gelingen sollte, die wilden und zügellosen Völker Livlands und Esthlands in einen selbstständigen christlichen Staat umzuwandeln. Sieben und sechzig Jahre waren verflossen, seit die ersten Bremer-Kaufleute den livischen

Boden betreten hatten, und fast die Hälfte dieses Zeitraums hatte seine Missionslaufbahn eingenommen.

Wirklich mochte der Gedanke die letzten Lebenstage des bis an sein Ende rastlos eifrigen Greisen auf mannigfaltige Weise versüßen, ein großes und nicht selten hoffnungsloses Werk seiner glücklichen Vollendung schnell entgegenreifen zu sehen, das so oft in den Abgrund des Verderbens hinabzusinken gedroht hatte. Er durfte nun, als er nach einer mühevollen Laufbahn sein Auge im Tode schloß, mit heiterer Zuversicht eine Lebensarbeit gerettet sehen, welche mehr für das Heil der kommenden Geschlechter, als für die verwundete Gegenwart berechnet war, und von den Mündungen der Windau und des Niemen bis zur Narwa war ein wildes Ackerfeld umgebrochen, das nur einer reichen Aussaat des lautern Wortes Gottes wartete, um in einen Garten Gottes umgewandelt zu werden. Daß freilich diese himmlische Aussaat auf blutbeträuftem Boden gestreut wurde, bleibt immer in hohem Grade beklagenswerth, da nur die Ewigkeit vermag, ein Geheimniß der Weltregierung Gottes zu enträthseln, das dem kurzsichtigen Menschenblicke stets unerklärbar bleiben wird.

Zehntes Kapitel.

Sieg der Kirche über die Herrschaft des Heidenthums in Preußen.

Erster Abschnitt.

Die ersten friedlichen Missionsarbeiten unter dem Volke der alten Preußen.

§. 241.

In einer Laufbahn von tausend Jahren hatte der Christenglaube seine glorreichen Siege über das Heidenthum der europäischen Nationen vollendet, und die zahlreichen Stämme der germanischen und slavischen Völkerfamilie unter seinem friedlichen Paniere gesammelt. Vom

Süden Europas bis zu seinem tiefen Norden, vom Westen bis zum fernen Osten lag der alte Götterglaube der Väter todt und entwurzelt unter den Trümmern seiner umgeworfenen Altäre, und wie entartet und geschwächt auch noch der heilbringende Einfluß seyn mochte, den das an seine Stelle getretene neue Leben des Christenthums im Schoße der europäischen Menschheit bis jetzt zu äußern vermochte, so war doch manche stille Bahn geöffnet, auf welcher das hellere Licht der göttlich geoffenbarten Wahrheit mit allen Segnungen des Himmelreichs in die Gemüther einziehen konnte, und allmächtig wirklich einzog.

Nur ein Volksstamm stand noch im fernen Osten Europas da, der bis jetzt der finstern Gewalt des väterlichen Glaubens auf dem Wege friedlicher Belehrung nicht entrissen werden konnte. Es war der alte Lettenstamm, der bei gleicher Religionsweise und Sprache in das Volk der Preußen und der Litthauer sich theilte, und in Glauben und Volksgesittung im schroffesten Gegensatz der neuen weltumschaffenden Gewalt sich trotzend entgegenstellte, welcher die übrigen Völker Europas freiwillig oder gezwungen zu huldigen seit Jahrhunderten begonnen hatten. Obgleich an allen ihren Landesgränzen von Völkern umlagert, welche der mächtige Strom des neuen Glaubens in sich aufgenommen hatte, schienen die Letten noch längere Zeit dazu berufen zu seyn, durch die wilde Rohheit ihrer Sitten und Lebensweise den europäischen Völkern das beschämende Bild dessen, was sie selbst nicht lange zuvor gewesen waren, entgegen zu tragen, und die schlummernden Kräfte aufzuwecken, welche die eiserne Herrschaft der Kirche in Fesseln geschlagen hatte. Bald war es höchste Aufgabe eines rohen und kriegerischen Ehrgeizes für sie geworden, mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte dem verfolgten Götterglauben die einzige Freistätte zu sichern, welche er allein noch in ihren wilden Gauen finden konnte, und unter den gewaltsam zertrümmerten Altären der Väter die geschmähte Ehre der Landesgötter mit dem letzten Blutstropfen zu retten, der in ihren Adern wallte.

Freilich hatte die letzte Todesstunde des europäischen Götterthums bereits geschlagen; und selbst der bis zum Wahnsinn gesteigerte Schwärmersinn seiner Verehrer konnte es sich keinen Augenblick verhehlen, daß im großen Schiffbruche der Zeit die Religion der Väter nicht weiter sich zu halten vermochte. Aber mit ihr und für sie in den Tod zu gehen, und die verhaßte Herrschaft des neuen Glaubens jeden Schritt auf dem Heidenboden mit immer neuen Blutströmen seiner Anhänger bezahlen zu lassen: dieß war eben der gewaltige Ehrenpunkt geworden, der dem sterbenden Heidenthum seine Blutzeugen schuf, und ihre Zahl in demselben Verhältnisse mehrte, als Tausende von ihnen bereits im Dienste der Götter geblutet hatten. Und so bleibt uns für die letzte Strecke Weges auf dem Boden unserer europäischen Missionsgeschichte nichts übrig, als mit verbundenen Augen und mit wehmuthsvollem Herzen über die blutbeträuften und mit den Leichnamen der Erschlagenen bedeckten Gefilde hin zu eilen, welche uns zur letzten Marche unserer Missionswanderungen führen sollen.

§. 242.

Das Mutterland der alten Preußen, das von Westen nach Osten zwischen dem Weichselstrom und der Memel mitten inne lag, und von Süden nach Norden von dem polnischen Gebiete und dem baltischen Meere begrenzt wurde, war bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts für ein an den äußersten Enden der Erde gelegenes Wunderland gehalten worden, dessen Name und Bewohner (Pruzzi, Prutheni) erst im Anfang des eilften Jahrhunderts den Völkern Europas genannt wurden *). Zwar hatte der in den Palläsien der Kaiser zu Rom schimmernde

*) Gaudentius, der Begleiter und Lebensbeschreiber Adalberts, ist der Erste, der uns (in vita St. Adalberti ap. Canis p. 351) diesen Namen nennt. Später kommt er in den Chroniken des Dittmar von Merseburg, Adams von Bremen und Helmolds auf dieselbe Weise vor.

Bernstein, der an den Meeresufern Preußens im Ueberfluße gefunden wurde, schon in den Jahrhunderten vor Christus die Aufmerksamkeit der neugierigen Südländer auf dieses ferne Küstenland hingelenkt, das frühe den Namen Samland oder Saumland erhielt, von dessen Bewohnern jedoch nur fabelhafte Mährchen der alten Welt erzählt wurden.

Aber dennoch weiß uns der in den Völkergeschichten seiner Zeit wohlunterrichtete Tacitus in seiner interessanten Skizze von Deutschland (Germ. c. 45.) von den Bewohnern des westlichen Ufers des baltischen Meeres nichts weiter zu sagen, als daß sie den Namen der Aestier tragen, der Religion und Volkssitte nach suevischen Ursprungs sind, aber ihre Sprache mit den Bewohnern der brittischen Insel gemein zu haben scheinen. Ein tiefes Dunkel umschwebt die Geschichte des Mutterlandes der Preußen in der langen Reihe der folgenden Jahrhunderte. Nach des alten Fernandes Bericht (de reb. Get. L. I. c. 4.) wälzten sich gegen den Anfang des dritten Jahrhunderts Haufen von Gothen aus Skandien her über die Insel Gotland nach den Weichselmündungen hin, ließen sich dort im Lande der Ulmerugier nieder, und bauten ihre Burgen an den Ufern des baltischen Meeres auf. Aber es währte nicht lange, so erzeugte die anwachsende Uebervölkerung des Landes, so wie die ansteckende Auswanderungslust der Germanen, in dem Gothenkönig Filimer den Gedanken, die Küstengebiete der Ostsee wieder zu verlassen, und die schönen Wohnsitze der Südländer mit seinem Volke aufzusuchen. So wenig nun weiter zu ermitteln ist, was alles bei solchen Bewegungen der Völker in den Ostseeländern mit dem wilden Strome fortgezogen wurde, so scheint doch ein nicht unbedeutender Theil des Gothenvolkes, der sich im Laufe der Zeit mit den benachbarten Venedern verschmolzen hatte, den heimathlichen Boden nicht verlassen, und auch fernerhin mit den Venedern vermischt, dort gewohnt zu haben.

Nun tritt die Geschichte der Ostseeländer aufs Neue in ein undurchdringliches Dunkel zurück, bis um die Mitte des sechsten Jahrhunderts mächtige Horden slavischer Völkerstämme, welche ihrer Wanderungen im Süden und Westen Europas müde geworden waren, von den Donauländern hinweg an den Ufern des Dniepers herauf nach der Weichsel zogen, und unter verschiedenen Völkernamen die Uferländer der Weichsel und des baltischen Meeres überschwemmten. Von jetzt an tritt der Lettenstamm ans Licht hervor, der neben seinen stammverwandten Nachbarn, den Polanen, den Masoviern und den Pomeranen in dem Lande zwischen der Weichsel und Memel bleibend sich niederließ, und mit den germanischen Ureinwohnern zu einem Volke sich vermischte. Indeß begegnet uns erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts in der Geschichte eine sichere Spur, welche uns von den Bewohnern des Landes jenseits des Weichselstromes eine nähere Kunde gibt. Es war der kühne angelsächsische Seefahrer Wulfstan, welcher um diese Zeit, von seinem Könige Alfred dem Großen in England veranlaßt, eine Seefahrt an Preußens Küste unternahm, und seinem Könige von dem Wege, auf welchem er das Land der Preußen fand, sowie von der Beschaffenheit des Landes und den Sitten des Volkes Bericht erstattete *).

„Die Weichsel, erzählt er, ist ein sehr großer Fluß, und hat zur Seite Witland (östlich), und Wendenland (westlich). Das Witland neigt sich zu den Esthen (Aestier) hin, die Weichsel aber kömmt aus dem Wendenland herab, und fließt in das Esthenmeer. Dieses Esthenmeer ist zum wenigsten 15 Meilen breit. Ferner läuft der Ilfing (Elbing) im Osten in das Esthenmeer, an welches Meeres Gestade Truso liegt (eine damals berühmte Handelsstadt, mit welcher Wulfstan Handelsverbindungen

*) Langebeck hat in seiner Sammlung der script. rer. Danic. T. I. diesen merkwürdigen, in angelsächsischer Sprache verfaßten Reisebericht Wulfstan's aufbewahrt.

anknüpfen sollte). Das Esthland ist sehr groß, und es liegen dort viele Burgen (von der Gothen Zeit her), und in jeglicher Burg ist ein König. Auch ist da viel Honig und Fischerei, und der König und die reichsten Männer trinken Pferdemilch, und die Armen und Sklaven trinken Meth. Es ist viel Streit unter ihnen. Bier wird bey den Esthen nicht gebraut, da dort Meths genug vorhanden ist. Es ist Sitte unter den Esthen, daß wenn Jemand gestorben ist, er im Hause seiner Verwandten unverbrannt einen, zuweilen wohl zwei Monate liegen bleibt, und zwar die Krieger und andere Vornehmen um so länger, je größer ihr Reichthum ist. Zuweilen dauert es ein halbes Jahr, daß sie unverbrannt in ihren Häusern bleiben, und in der Zeit soll da Trinken und Spiel seyn, bis man die Leiche verbrennt."

§. 243.

In den blutigen Kriegen, welche die dänischen Könige im Laufe des zehnten Jahrhunderts mit den räuberischen Bewohnern des ihnen gegenüberliegenden Küstenlandes, und besonders mit der gefürchteten Seeräuber-Republik Julin führten, wachte die Lust immer gewaltiger am dänischen Hofe auf, sich in den Besitz der hintern Ostseeländer zu setzen, und kaum hatte (J. 935) der tapfere König Herald Blaatand den dänischen Thron bestiegen, als er allen Kräften aufbot, sich der Mündungen des Weichselstroms zu bemächtigen, und Julin zu einem unüberwindlichen Waffenplatze für seine künftigen Eroberungen zu verwandeln. Dort sammelte sein kriegerischer Sohn, Haguin, ein Heer kühner Kriegsleute, mit denen er nach Art der alten Seekönige die Ostsee durchsegelte, und an der Küste des preußischen Samlandes sein Heerlager aufschlug. Bald sammelten sich die Samländer in großen Schaaren, um den Fremdlingen den weitern Eintritt ins Land zu wehren, und den allgefeierten Götterstz des Landes, die heilige Romove, zu beschützen. Es erhob sich ein blutiger Kampf, in welchem die Dänen

über die Leichenhügel der Erschlagenen an den Meeresstrand gejagt wurden. Aber in demselben Augenblick ließ der kühne Feldherr der Dänen seine Flotte verbrennen, um seinen fliehenden Soldaten nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod übrig zu lassen. Sie kehrten auf die blutige Wahlstatt zurück und siegten, und jetzt ließen sich die Dänen im eroberten Lande bleibend nieder, und schmolzen allmählig mit den Einwohnern in ein Volk zusammen.

Nun war der gewaltige Damm durchbrochen, welcher das Land der Preußen den benachbarten Völkern bisher unzugänglich gemacht hatte; und die dänische Kolonie auf Samland wurde der Kanal, durch welchen die bessern Anregungen jener Tage unvermerkt in die rohen Gemüther der Bewohner des preußischen Mutterlandes einströmten.

Es war gerade gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, daß nicht nur in den nordischen Reichen, sondern auch in dem südlich gelegenen Nachbarlande Polen die Kirche Christi ihre überwältigenden Siege über den finsteren Götterglauben jener Völker zu feiern anfing. Der Herzog Boleslav Chrobri (§. 120 fg.), welcher in diesen Tagen das neubekehrte Volk der Polen beherrschte, hatte (J. 996) den ehrwürdigen böhmischen Bischof Adalbert, der zum drittenmal seinen gesegneten Wirkungskreis in Böhmen zu verlassen genöthigt worden war, mit großer Auszeichnung an seinem Hofe aufgenommen, weil er durch den Einfluß dieses großen Mannes die erst kurz eingeführte neue Ordnung der Dinge in Staat und Kirche fester zu begründen hoffen durfte. Aber der herzogliche Hof zu Posen war die Stelle nicht, wo der für die Ausbreitung des Christenthums unermüdet thätige Adalbert mit seinem gleichgesinnten Begleiter Gaudentius seine Laufbahn schließen wollte. Seine Seele dürstete nach dem glücklichen Loose, unter den Händen der Heiden seine letzten Blutstropfen für das Werk Christi zu vergießen. Lange sann er unentschlossen darüber nach, welchem der benachbarten Heidenvölker, ob den Lutiziern

(Wenden) dieſſeits, oder den Samländern jenſeits der Weichſel er ſeine letzten Tage im Dienſte des Evangeliums widmen ſollte. Wohl mochte ſein Entſchluß, mit dem Häuflein ſeiner Mitarbeiter nach dem heidniſchen Samlande zu ziehen, in dem Umſtande die letzte Entſcheidung gefunden haben, daß an jenen Ufern ſeit 60 Jahren eine däniſche Kolonie ſich angeſiedelt hatte, welche wenigſtens theilweiſe aus Bekennern des Chriſtenthums beſtand, in deren Mitte er eine Sicherheitsſtätte gegen den wilden Trotz der heidniſchen Einwohner erwarten durfte. Auch der Herzog Boleslav war mit dieſem Entſchluße wohl zufrieden, da es ihm nahe am Herzen lag, dieſes gefürchtete und nur durch das mitten inne liegende kleine Herzogthum Maſovien von ſeinem Lande getrennte Nachbarvolk durch chriſtliche Bekehrungsverſuche für den neuen Völkerverband gewonnen zu ſehen, den das Chriſtenthum ſeit hundert Jahren im Norden und Oſten Europa's zu ſtiften begonnen hatte.

§. 244.

Unverweilt zog nun der ehrwürdige Greis in der Geſellſchaft ſeiner beiden bewährten Freunde, Gaudentius und Benedikt und von einer Anzahl frommer Mönche begleitet, auf dem Weichſelſtrome nach der Burg Gidanie (Danzig) hinab, um ſich dort nach den beſten Mitteln und Wegen umzuſehen, als erſter Herold der Friedensbotſchaft von Chriſto unter den heidniſchen Preußen einzutreten. Große Ahnungen einer nahenden Ewigkeit erfüllten ſeine Seele, und da es jetzt der großen Aufgabe galt, ſeine kampfvolle Laufbahn auf eine würdige Weiſe zu ſchließen, ſo ſtärkte er ſein Herz im inbrünſtigen Gebete zu dem, in deſſen heiligem Dienſt er ſein Leben aufzuopfern bereit ſtand (Cosmæ Pragensis vita Adalb. p. 83.). Boleslav der polniſche Herzog hatte ihnen eine bewaffnete Schaar zur Begleitung mitgegeben, um die Reiſenden gegen die Mißhandlungen der heidniſchen Einwohner zu ſchützen. Zu Gidanie angekommen,

sammelten sich große Schaaren Volkes um die Fremdlinge her, um das Wort Gottes zu hören; denn noch hatte im Pommernlande das christliche Missionswerk nicht begonnen. Einige derselben drückten ihre Bereitwilligkeit aus, die Christentaufe von dem reisenden Bischofe zu empfangen, und so ward das erste Saatkorn der Kirche Christi an dieser Stelle gepflanzt, das hundert Jahre später zu einem Baume heranzuwachsen begann.

Von hier machte sich Adalbert mit seinen Gefährten nach dem östlichen Preußen auf den Weg, und fuhr die Weichsel hinab auf dem Meere an dem frischen Haff vorüber, und in die Mündung des Pregelstromes ein, auf dessen östlicher Seite er sich niederließ. Er hatte seine bewaffnete Schutzwache auf dem Strome zurückgelassen, da er gerne unbewaffnet als Bote des Friedens unter dem heidnischen Preußenvolke einkehrte. Aber kaum hatten die Einwohner der Gegend die Ankunft der Fremdlinge vernommen, als sie in Haufen herbeiliefen, um sie von ihrem Boden zu verjagen. Furchtlos fing der edle Bischof einen Psalm zu singen an, als ihn plötzlich einer der Umstehenden mit dem Schlage eines Ruders zu Boden stürzte. Doch raffte sich der Greis bald wieder auf, und betete laut: „Dank dir, Herr Jesu, daß ich gewürdigt worden, wenigstens einen Schlag für dich, meinen Gekreuzigten, zu erdulden!“ Nun machte sich Adalbert mit den Seinigen auf das andere Ufer des Flußes, wo sich abermals ein neugieriger Haufen um sie her sammelte, um mißtrauisch den Fremdlingen in den Weg zu treten. Wer seyd ihr? war ihre Frage, und was wollt ihr bei uns? — „Ich bin von Geburt ein Slave, antwortete der Bischof, meinem Volke nach ein Böhme. Ich heiße Adalbert, war vormals Bischof, und bin jetzt meinem Amte nach, euer Apostel. Der Zweck meiner Reise ist euer Heil, ich bin gekommen, auf daß ihr eure stummen und tauben Götzen verlasset, und euren Schöpfer erkennet, der nur ein Einiger ist, und außer welchem es keinen andern Gott mehr gibt; daß ihr glaubt in

seinen Namen und den Lohn himmlischer Freuden empfanget."

Kaum hatte Adalbert diese Worte gesprochen, so erhob sich ein wildes Geschrei gegen ihn, und laute Lästerung des Gottes, den er ihnen verkündigen wollte; erbittert drohten sie ihm den Tod, und die Keulen über seinem Haupte schwingend, riefen sie aus: „Es sey dir genug, ungestraft hieher gekommen zu seyn; nur schnelle Rückkehr vermag dein Leben zu retten; der geringste Verzug bringt dir den Tod. Uns und dieses ganze Reich, an dessen Eingang wir wohnen, beherrscht nur Ein Gesetz und Eine Lebensweise. Morgen findet ihr den Tod, wenn ihr nicht diese Nacht noch entweichet (Cosmas Prag. p. 82)."

§. 245.

Nun blieb den Wanderern nichts übrig, als nach der südwestlichen Küste Samlands zu fahren, wo sie in einem Dorfe fünf Tage lang verweilten. Hier berieth sich Adalbert mit seinen Begleitern, ob es nicht besser sey, dieses hartnäckige Volk wieder zu verlassen, und im Wendenlande die Lehre des Christenthums zu verkündigen. Als nun der Morgen anbrach, wanderten sie weiter, Christum im Gebete preisend, und sich den Weg durch den Gesang eines Psalmen verkürzend. Es war schon Mittag, als sie aus der wilden Waldgegend auf freies angebautes Feld hinaustraten, und sich eben ein paar Augenblicke zur Ruhe niederlegten; aber ohne es zu ahnen, hatten sie den heiligen Wald durchwandert, der sich von hier bis zum höchsten Göttersitze der Preußen der gefeierten Romowe hinaufzog. Auch da noch, wo sie ruhten, war heiliges Land, das kein Ungeweihter, am wenigsten ein Christ betreten durfte, ohne sein Verbrechen mit dem Leben zu büßen. So hatten die frommen Pilger in den Augen des heidnischen Volkes ein Verbrechen begangen, für welches es keine andere Sühne als die durch den Tod gab.

Noch ruhten sie auf dem Boden, als ein ergrimmter Haufe mit wildem Geschrey über sie herstürzte und sie gefangen nahm. Der edle Greis, der zum Märtyrertod bereit war, sprach jetzt tröstend seinen Begleitern zu: „Trauert nicht, meine Brüder, denn ihr wisset, wir erleiden solches Alles nur für den glorreichen Namen Gottes und unsers Herrn Jesu Christi, welcher allein Herr ist über Leben und Tod, dessen Herrlichkeit über alle Zierde geht, und dessen Güte und Macht unendlich ist. Was ist wohl süßer und herrlicher, als für Christum, den Heiland der Welt, das Leben hinzugeben!“ Kaum hatte Adalbert diese Worte gesprochen, so trat plötzlich aus dem ergrimmten Haufen ein Priester hervor, und stieß mit aller Kraft einen starken Wurfspieß durch seine Brust, und jetzt stürzte der ganze Haufe herbei, um seine Rachgier im Blute des Erschlagenen zu kühlen. Von sieben Lanzen ward er durchbohrt, indeß der fromme Greis betend Augen und Hände gen Himmel emporhub, und flehend für seine Mörder den Geist aufgab. So schloß Adalbert, der Vielgeprüfte, am 23. April des Jahres 997 seine Laufbahn für diese Welt (Canisii vita St. Adalb. c. 45.).

Auch seine treuen Gefährten, Gaudentius und Benedikt, wurden in Fesseln weggeführt, um auf dem Opferaltare der heiligen Romowe als Schlachtopfer zu bluten; nachher aber fanden sie Gelegenheit zu entfliehen, und entkamen nach Polen, um dem Herzoge Boleslav den Blutzeugentod ihres Lehrers und Freundes zu verkündigen. Welche Mittel nicht lange hernach der Aberglaube fand, um durch seltsame Wundererzählungen, welche sich an Adalberts ehrwürdige Leiche anknüpften, der Kirche die Herrschaft über das Heidenthum in Polen zu erobern, davon ist schon oben (§§. 120. 121.) ein Wort gesprochen worden. Auch für das heidnische Preußen trug später sein Märtyrertod eine Frucht, und legte den ersten Grundstein zu dem heiligen Gebäude, das erst zweyhundert fünfzig Jahre später zum Preise des Erlösers im heidnischen Samlande aufgerichtet werden durfte.

§. 246.

Es währte nur wenige Jahre, als der Benediktinermönch Bruno, begeistert durch das Beispiel des frommen Adalberts, sich mächtig angeregt fühlte, die Fußstapfen desselben im heidnischen Preußenlande aufzusuchen *). Bruno war zu Auerfurt in Sachsen aus dem Stamme eines edlen Geschlechtes geboren; seine ersten Schuljahre verbrachte er in der Domschule zu Magdeburg, welcher damals ein berühmter Lehrer, Giddo, vorstand, und wo sich mit einem seiner Mitschüler, dem nachmaligen merseburgischen Bischof Ditmar seine erste Bekanntschaft anknüpfte. Nach seinen Schuljahren wurde Bruno bald dem Kaiser Otto III. als ein junger Mann bekannt, der sich, wie durch seine feurige Frömmigkeit, so auch durch seine Geistesbildung auszeichnete. Bruno begleitete (J. 996) den Kaiser nach Italien, wo er zu Rom den frommen Adalbert persönlich kennen zu lernen, Gelegenheit fand. Nicht lange hernach faßte Bruno den Entschluß, den kaiserlichen Hof mit aller Lust der Welt zu verlassen, und sich in der Zelle eines Benediktiner-Klosters der Selbstverläugnung und frommen Betrachtungen zu weihen. In dieser Klosterzelle kam ihm die Nachricht von Adalberts frommer Aufopferung im Werke Christi zu Ohren, und alsobald erglühte in seiner Seele das Verlangen, auf demselben Kampfplatze der Gefahr, die Siegespalme eines Bekenners Christi aufzusuchen. Der Pabst Sylvester II., dem er diese Sehnsucht seines Herzens entdeckte, gab bereitwillig seinen Segen zu diesem frommen Unternehmen, und legte ihm zugleich die

*) Nachrichten von ihm hat einer seiner Zeitgenossen, Ditmar von Merseburg in seiner interessanten Chronik (Chronicon Martisburgense) aufbewahrt, welche von J. F. Ursinus (Dresden 1790) ins Deutsche übersetzt wurde. Auch finden sich in Guigo's, eines Carthäuser Priors († 1137), vita S. Hugonis zerstreute Nachrichten von Bruno, welcher Hugo's vertrauter Freund gewesen war.

Würde eines Erzbischofs in dem Lande der Heiden bei. Wer möchte es nicht von Herzen beklagen, daß zu der großartigen Frucht eines Gottgeheiligten Gedankens alsobald das Otterngift fleischlichen Ehrgeizes hinzutreten muß, um ein heiliges Wagniß des Christenglaubens in eine kalte Rechnungsaufgabe weltlicher Klugheit umzuwandeln? Durch diese Tändeleien der Eitelkeit ist von jeher der Würde und Fruchtbarkeit des Missionswerkes unendlich mehr geschadet worden, als der armselige Ertrag erstatten mochte, den der Glanz des Namens, und die unsichere Stütze einer selbstsüchtigen Hierarchie zu leisten im Stande war.

Am Hofe des polnischen Herzogs Boleslav fand Bruno (J. 1005) die günstigste Aufnahme; aber ein verheerender Krieg, den dieser Fürst um diese Zeit mit den Deutschen um den Besitz von Pommern führte, machte es rathsam, den Erfolg des Waffenglückes ruhig zu Posen abzuwarten, und diese Zwischenzeit zur Erlernung der preußischen Sprache zu benützen. Erst als des polnischen Herzogs siegreiche Waffen bis zum Elbestrom vorgedrungen waren, griff (J. 1008) Bruno nach seinem Wanderstabe, um eine Arbeitsstätte im benachbarten Preußen aufzusuchen. Achtzehn seiner Gefährten, und unter diesen auch zwey seiner vertrauten Klosterbrüder, Johannes und Benedikt, machten sich mit ihm auf den Weg, um Mitgenossen seiner Arbeit und seiner Gefahren zu werden. Allein auch ihm trat auf preußischem Boden der wilde Groll der Einwohner gegen das Christenthum schon auf dem ersten Schritte warnend und drohend entgegen; und als er es dennoch wagte, mit Muth und freudiger Hoffnung in seinem Werke fortzufahren, und sich Preußens östlichen Gränzen zu nahen, so wurde er während der Verkündigung des göttlichen Wortes von einer räuberischen Rotte plötzlich überfallen und gefangen genommen, und (den 14. Febr. 1008) mit allen seinen Gefährten grausam ermordet (Ditmars Chron. p. 176). Noch ehrt die Nachwelt Brunos Andenken durch

den Namen der Stadt Braunsberg oder Brunsberg, welche diesem Märtyrer zu Ehren später aufgebaut worden seyn soll.

§. 247.

Von jetzt an steht die Missionsgeschichte der alten Preußen volle zweihundert Jahre stille. Der christliche Missionssinn des Abendlandes hatte seine freundlichen Einladungen an das Volk zur Theilnahme an dem höhern Gemeingute der christlichen Kirche gemacht; und zweimal waren sie mit wildem Trotz und blutgieriger Erbitterung zurückgewiesen worden. Immerhin hatte dieser Groll der heidnischen Preußen gegen den Christenglauben seine natürlichen Gründe, welche in der Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter, und in ihrem Haße gegen die neue Ordnung der Dinge im Abendlande gewurzelt waren. Aber ein höherer Rathschluß Gottes für die Rettung der verlornen Welt, den das Evangelium Christi verkündigte und vollzog, und welcher die siegreiche Macht seiner Liebe in der sittlichen Wiedergeburt der Völker seit Jahrhunderten beurkundete, hatte dennoch ihrem veralterten Götterglauben und ihrer rohen Barbarenweise bereits das Todesurtheil gesprochen; und was in der Gegenwart die Gewalt der Liebe nicht zu thun vermochte, das sollte in der Zukunft durch die Stürme der Trübsal zum Ziele geführt werden.

Inzwischen lag noch eine lange Frist der göttlichen Geduld mitten inne; und wir benutzen sie gerne, um in den wilden Gauen und unter den heidnischen Einwohnern des alten Preußenlandes uns genauer umzusehen. Schon in alter Zeit wurde der mächtige sumpf- und wälderreiche Landstrich, der im Westen und Osten von dem Weichselstrome und dem Russ- (Memel) Flusse, im Norden von dem baltischen Meere, und im Süden und Südosten von den Herzogthümern Masovien und Litthauen begränzt war, in eilf Landschaften eingetheilt. Das Kulmerland mit den Gebieten von Löbau

und Sassen war im Süden von der Drewenz und dem Herzogthum Masovien, und im Norden vom Ossafluſſe begränzt. Dieſe Landſchaft, die an ihren Gränzen von großen Wald-Wildniſſen umſchloſſen war, und lange Zeit den blutigen Zankapfel bildete, um welchen die Preußen, Masovier und Polen ſich bekämpften, war überall umher, und beſonders an ihren Gränzen, von hohen Burgen umgeben, unter denen ſich frühe ſchon die Burgen Kulm, Graudenz, Thorn, Rheden und andere auszeichneten.

Nördlich an das Kulmerland gränzte die zweite Landſchaft, Pomeſanien, welche bis zum friſchen Haff im baltiſchen Meere hinaufreichte, und im Weſten vom untern Weichſelſtrome, ſo wie im Oſten vom Elbingfluß und dem Drauſenſee begränzt wurde. Ein großer Theil Pomeſaniens lag wegen der zahlreichen Seen und Sümpfe, und wegen öfterer Ueberſchwemmungen der unbezähmten Flüſſe ganz unbewohnt da, und meiſt nur die Berghügel, welche mit ihren Burgen ins wilde Land hinausſchauten, unter denen ſich frühe Chriſtburg, Rieſenburg und Marienwerder auszeichneten, waren die Sammelplätze, um welche ſich die Haufen der wilden Einwohner umherlagerten.

Die dritte Landſchaft, Pogeſanien, gränzte weſtlich an Pomeſanien, und war im Norden vom friſchen Haff, und im Oſten vom Paſſargefluß umfloſſen; gegen das Meeresufer hin minder zahlreich bewohnt, weil ein ungeheurer Wald das Land bedeckte, ernährte ſie ein kräftiges und tapferes Geſchlecht auf ihren ſüdlichen Höhen, welche ſpäter den Namen des Hokerlandes erhielten. Am nördlichen Ufer des Drauſenſees lag der uralte Handelsort Truſo, wahrſcheinlich in der Gegend, in welcher nachmals die Stadt Elbing erbaut wurde.

Weiter gegen Oſten hin dehnte ſich Preußens vierte Landſchaft, Ermland, aus, welche in alter Zeit den Namen Warmien führte. Auch ſie hatte im Norden das friſche Haff zur Gränze, und ſüdwärts lief ſie bis

an die Landschaft Galindien hinauf. An ihrer nördlichen Gränze zeichnete sich die feste Burg Balga im Gebiete von Honeda durch die ritterlichen Kämpfe aus, die um ihren Besitz geführt wurden, und über die Herrschaft des Christenthums im Lande entschieden. Mehrere berühmte Geschlechter vom Stamme der alten Vikinger, unter denen sich die tapfern Glottiner auszeichneten, theilten sich in den Landesbesitz, und vermochten eine sehr ansehnliche Heeresmacht zur Vertheidigung des Landes zu stellen.

§. 248.

Ziehen wir in Preußen noch weiter nach Osten hin, so begegnet uns die fünfte Landschaft, Natangen, die nördlich und östlich vom frischen Haff und dem Pregelstrome, und im Süden von dem Allefluß begränzt wurde. Sie galt für eines der schönsten Gebiete Preußens, und war von jeher von einem arbeitsamen und kühnen Geschlechte bewohnt. Auch diese Landschaft theilte sich in kleine Gebiete ein, die von preußischen Rittern beherrscht wurden, auf deren alten Burgstädten in der spätern Zeit die Festen von Kreuzburg, Brandenburg und Bartenstein aufgerichtet wurden.

Barten, die sechste Landschaft, lag im Südosten Natangens, von welchem sie die Alle trennte; im Süden gränzte sie an Galendien. Sie war eine der bedeutenderen Landschaften, die mit ihren zahlreichen Burgen das weite Land beherrschte. Neidenburg, Warthenburg, Bischofsburg und andere begegnen uns in der Geschichte als die ersten Stellen, auf denen sich die kleinen Häuflein der Neubekehrten mit hohen Mauern umschloßen, um ihr Leben gegen die mörderischen Ueberfälle der Heiden zu fristen. Am merkwürdigsten ist die Gegend, wo jetzt die Stadt Schippenbeil liegt, und wo einst ein gefeierter Göttersitz der alten Preußen, eine heilige Romowe, gestanden haben soll.

Im Süden stieß an das Barterland die siebente Landschaft, Galindien, deren Name in die Geschichte der frühesten Vorzeit hinaufragt. Im Süden gränzte sie an das Nachbarland Masovien, und im Westen war sie vom Sassenlande umschlossen. Schon in der alten Zeit waren ihre Bewohner als ein zahlreiches und mächtiges Volk bekannt, und die Landschaft selbst von undurchdringlichen Wäldern und wilden Gewässern so umschlungen, daß sie lange für ein undurchdringliches Feindesgebiet gehalten wurde.

An ihren nordöstlichen Gränzen lag Preußens achte Landschaft, Sudauen, ausgestreckt, welche bis an die weiten Gebiete der Litthauer anstieß. Sie umfaßte die ganze Gegend, in welcher jetzt die Städte Oletzko, Lyck, Biala, Rhein und Lötzen liegen. Ihr Name selbst bezeichnet ein Sumpf- und Seeland, das von wilden Wassern in allen Richtungen angefüllt war.

Nordwärts gränzte Sudauen an die neunte Landschaft, Nadrauen, welche durch den Pyssaßluß von ihr getrennt wurde. Gegen Osten dehnte sie sich bis an die Gränze von Litthauen, und nordwärts bis an die Pregel aus. Auch diese Landschaft war mit Burgen und Wehren reichlich versehen, welche die starke Kriegsmannschaft des Landes tapfer zu vertheidigen wußte. Die Burg Wehlau stammt noch aus der Heidenzeit, so wie die Insterburg, in welcher sich eine Schaar von ein paar hundert Kriegern gegen ein feindliches Heer zu halten vermochte. Eine bedeutende Waldwildniß, später unter dem Namen des Grauden bekannt, zog fast durch den ganzen östlichen Theil der Landschaft hin, und war die Behausung wilder Thiergeschlechter.

Wohl kein Name hat sich im tiefen Alterthume so berühmt gemacht, wie der Name Samlands, das die zehnte Landschaft Preußens bildete. Im Norden und Westen vom Meere und dem kurischen Haff umschlossen, im Süden vom Pregelstrome und dem frischen Haff begränzt, war es als Heimathland des weltberühmten

Bernsteines von fernherkommenden Fremdlingen besucht, und um die seltenen Geschenke der Natur beneidet, die in reicher Fülle in seinem Schooße gefunden wurden. Auch hier deckten mächtige Wildnisse das Land, das in allen Richtungen von ungedämmten Gewässern durchschnitten ward, indeß von seinen hohen Burgen herab durch die edlen Geschlechter, die auf denselben saßen, die mächtige Bevölkerung beherrscht wurde.

Die eilfte Landschaft Preußens, Schalauen genannt, bildete die östlichste Gränze des Landes, und sie zog sich vom Memelflusse an, an der kurischen Haff bis gegen Kurland hinauf. Auch dieses Land war schon in früher Zeit mit starken Burgen versehen, unter denen der Berg bei Ragnit, so wie die Burgen Sareka und Sassau sich auszeichneten, welche zur Vertheidigung der Landesgränzen gegen das wilde Volk der Litthauer aufgerichtet waren. Auch diese Landschaft war von alter Zeit her unter mehrere mächtige Familien getheilt, welche über Land und Volk geboten, und in Kriegszeiten sich an die Spitze der Einwohner stellten, um mit kühnem Muth die Feinde von ihren Gränzen abzutreiben.

§. 249.

Wir mußten das alte Preußenland nach seiner Breite und Länge schnell durchwandern, um durch seine Wildnisse die mühvollen Pfade zu verfolgen, welche die spätere Missionsgeschichte nicht selten mit Blutströmen bezeichnet hat. Wie wälderreich und durch eine Menge stehender Sümpfe verödet auch das Land in jenen Tagen war, so scheint doch eine bis ans Unglaubliche gränzende Menschenmasse diese Wildnisse bewohnt zu haben. Wenn Preußens ältester Chroniste Dusburg (in Chron. Prussiæ P. III. c. 11. 23. 54. u. f. w.) Richtiges erzählt, so hätte in Kriegszeiten das volkreiche Samland ein Heer von 4000 Reitern und 40,000 Fußkämpfern; Nadrauen 60,000, Ermland 60,000, Pomesanien 80,000 Wehrmänner, und sämmtliche Bundesstaaten eine Kriegs-

macht von 400,000 Kriegern ins Feld stellen können, was auf eine Bevölkerung von mehrern Millionen Einwohner schließen ließe. Uebrigens machten sowohl im Krieg als im Frieden die einzelnen Staaten nur selten gemeinschaftliche Sachen, und jeder sorgte nur für seine eigene Gränzen, was die endliche Unterjochung des ganzen Volkes den deutschen Heerführern erleichterte.

Die Bewohner Preußens hatten frühe schon den Ruhm friedlicher und menschenfreundlicher Gesinnung, und zeichneten sich dadurch von ihren übrigen Nachbarn aus, welche die alten Geschichtschreiber meist als ein wildes, zügelloses und räuberisches Gesindel zu schildern pflegen. Schon der Gothe Fernandes (de reb. Get. c. 5.) nennt die Preußen ein friedliebendes Geschlecht (pacatum hominum genus). Noch rühmlicher spricht im eilften Jahrhundert Adam von Bremen, der viel Gelegenheit hatte, sie kennen zu lernen, von denselben, indem er sie als das gesittetste Volk der Erde schildert (hominum humanissimi, Hist. eccl. c. 266). Sein Zeugniß bestätigt im zwölften Jahrhundert der alte Helmold, der in seiner Chronik der Slaven (I. c. 1) erzählt, daß im Norden und Osten die Preußen (Pruzzi) zwar das einzige Volk noch seyen, welche das Licht des Glaubens noch nicht angenommen haben, daß sie sich aber durch große Geistesgaben auszeichnen, sehr menschenfreundlich und in der Noth ausdauernd seyen, auch den Schiffahrenden auf dem baltischen Meere gegen die Anfälle der Seeräuber Hülfe zu leisten pflegen. Es könnte viel Löbliches von diesem Volke noch gesagt werden, setzt er am Ende hinzu, wenn es nur den Glauben Christi hätte.

Schon in sehr alter Zeit war Ackerbau eines der gewöhnlichsten Geschäfte der Bewohner Preußens, und sie betrieben denselben mit einer Emsigkeit, welche die Bewunderung der Fremdlinge erregte. Tacitus setzt ihre Betriebsamkeit im Feldbau der gewöhnlichen Trägheit der Germanen entgegen (Germ. c. 45.), und zollt ihr seinen Beifall. Es werden Hirsen und Küchengewächse ge-

pflanzt, sagt Strabo, (Geogr. rer. Geogr. L. IV. c. 5.), da die Preußen veredelte Fruchtarten noch nicht kennen. Auch die Viehzucht ward nicht vernachläßigt; eben so die Jagd, welche ihnen kostbare Pelze zum Handel lieferte (Adam de situ Dan. c. 227.). Zahlreich waren in ihren Wildnissen die Geschlechter der Auerochsen und Elenthiere, so wie Bären und wilde Pferde, mit denen ein Tauschhandel ins Ausland getrieben wurde. Vorzüglich sorgsam wurde die Waldbiene gehegt, wegen des starken Honigverbrauches zum Meth und anderer berauschenden Getränke, welche im Uebermaße genossen wurden. Während der Mann auf den weiten Jagdgründen dem Gewilde nachzog, beschäftigte sich die Frau zu Hause mit Flachsspinnen und Wollenarbeiten, womit auch der Mann seine müßigen Stunden auszufüllen sich nicht schämte.

Der Mann durfte drei Frauen zur Ehe nehmen, wenn er sie zu ernähren vermochte; wer aber eheliche Treue brach, ward zum Schimpf von Hunden zerrissen. Wer durch unsittliches Benehmen das Schamgefühl einer Jungfrau verletzte, mußte auf ihr Verlangen auf dem Scheiterhaufen den Frevel büßen. Schalt oder fluchte die Frau des Mannes Namen, so verordnete das Gesetz, daß ihr vier Steine an den Hals gehängt, und sie damit in den Dörfern umhergetrieben wurde. Dieser sittsame und menschenfreundliche Charakter der alten Preußen hatte aber auch nach dem Zeugniß der Alten seine finstere Schattenseite. Wer mit kranken Frauen, Kindern, Geschwistern oder Gesinde beladen, oder selbst krank war, dem gestattete das Gesetz, die siechende Person, oder sich selbst zu verbrennen, denn, sagt das Gesetz, „unserer Götter Diener sollen nicht stöhnen, sondern lachen.“ Selbst wenn Jemand sich, sein Kind oder Gesinde bei gesundem Leibe den Göttern opfern wollte, so war ihm solches unverwehrt, denn „durchs Feuer werden solche geheiligt, selig und würdig, mit den Göttern zu lachen, und wohl zu leben.“ Ja viele Töchter des Hauses wurden getödtet, bis auf eine, welche bestimmt war, das

Geschlecht fortzupflanzen; auch war den Söhnen gestattet, kranke Eltern durch Mord den Leiden des Lebens zu entziehen. Gestattungen dieser Art rechtfertigt das Gesetz gewöhnlich mit der Bemerkung: „daß das Elend der Menschen den Göttern eine Trauer ist (Lukas Davids Chronik der Preußen B. 1. S. 21. 22. 138.)."

§. 250.

Schon diese gesetzlichen Verfügungen lassen uns tiefer in die Religionsweise der alten Preußen hineinblicken. Auch sie verehrten in der frühesten Zeit Sonne, Mond und Sterne als ihre Gottheiten, wie wir überhaupt die Gestalten der Lichtreligion überall in der frühesten Geschichte aller heidnischen Völker anzutreffen pflegen. Aber auch die Preußen sanken bald, wie die übrigen Weltvölker, vom Sonnendienste zum Naturdienste, und von dem Glauben an Naturgötter zum schnöden Götzendienste herab. Ursache und Wirkung, Kraft und Erzeugniß fallen im Sinne ungebildeter Naturmenschen so nahe zusammen, und können von ihm so wenig als in ihrem Wesen verschieden gedacht werden, daß sie leicht beide mit einander verwechseln, und die Wirkung für ebenso bedeutungsvoll als die Kraft derselben, das Geschöpf für ebenso heilig, als seinen Schöpfer zu halten pflegen.

Drei mächtige Hauptgötter waren es, welche die wandernden Gothen aus Skandien nach dem alten Preußenlande übersiedelt hatten, und die nach der Verordnung ihres Hohepriesters (Griwe) allgemein im Lande verehrt werden sollten. Ihre Namen waren Perkunos, Potrimpos und Pikullos, dieselbe altasiatische Dreiheit, welche wir in Indien in Brahma, Wischnu und Schiwa wieder finden. Das heilige Romowe ward als ihre Wohnstätte auserwählt, an welcher schon in uralter Zeit die Götter von den Urvätern verehrt worden waren, und wo sich nun der Glaube der eingewanderten Gothen mit der Religionsweise der frühern Landesein-

wohner zu einem Ganzen vereinigen sollte. Dort wurden an einem mächtigen Eichbaume die Bildnisse jener drei obersten Götter zur Verehrung in die Rinde des mächtigen Stammes eingeschnitten.

Perkunos, der gewaltige Donnerer (Tor) stand mit seinem Zorn entflammten Gesichte im Reigen der Götter oben an. Ihm brannte vor der heiligen Eiche ein ewiges Feuer, das Tag und Nacht die Priester unterhielten, und dessen Erlöschen sie mit dem Leben büßen mußten. Im Donner verkündigte er den Priestern seinen Willen, und wenn er sich vernehmen ließ, fiel alles Volk voll Ehrfurcht auf die Erde und rief flehend aus: „Diewas Perkunos abgehle uns, d. h. Gott Perkunos, erbarme dich unser (Lukas David ‖B. I. S. 35.)." Ihm wurden nicht blos Thiere, sondern auch Menschen zum Opfer dargebracht. Aber nicht blos als Donnergott, sondern auch als der Gott des Sonnenscheins und des Regens wurde er allgemein verehrt, und als mächtiger Erzeuger aller Erdendinge von den Einwohnern angebetet.

Ihm zur Seite stand Potrimpos, der Erhalter der Dinge, der Geber der Fruchtbarkeit und des Gedeihens, der Gott des Wohlstandes und des Segens, dessen Bildniß gleichfalls am heiligen Eichbaume der Romowe prangte; ein blühender Jüngling, dessen Haupt mit einem Kranze von Getreide-Aehren geschmückt war. Kinder wurden ihm zum Opfer dargebracht, denn er fand überhaupt Gefallen am Menschenblute (Lukas David, B. I. S. 35.). Ihm zu Ehren wurde in einer großen Urne die heilige Schlange ernährt, auf deren Pflege die strengste Sorgfalt verwendet werden mußte.

Das dritte Bild, das die heilige Eiche der Romowe zierte, war das des Gottes Pikullos, des Oberherrn des Todes und der Vernichtung. Was Potrimpos schuf, wurde durch ihn wieder vertilgt; wie jener das Prinzip des Gedeihens und der Fruchtbarkeit, so war dieser das Prinzip des Verderbens und des Todes. Er trug die

Gestalt eines Greises mit langem grauem Barte und todtenbleicher Gesichtsfarbe, auch waren drei Todtenköpfe seine Sinnbilder. Pikullos ward allgemein gefürchtet, denn Qual und Angst der Menschen war seine Freude.

Noch einen vierten Gott nennt uns die altpreußische Götterlehre, welcher in vielen Landestheilen verehrt wurde. Es war der Curche (Curchos) der freundliche Geber der Speisen und Getränke. Er besaß seine eigene heilige Eiche, und in jedem heiligen Walde war auch für ihn eine Stelle der Verehrung bereitet. Noch war außer diesen, der Götter und Göttinnen, der Schutz-, Wasser- und Erdgeister eine endlose Zahl, und die Einbildungskraft des Volkes spielte mit der wunderlichsten Ausbildung phantastischer Feenwesen, mit denen sie das schauerliche Dunkel der Haine, die Finsterniß der Nacht und die Regionen der Luft zu bevölkern pflegte.

§. 251.

An der Spitze der gesammten Priesterschaft stand der Griwe (Graue, Graf) den die Nation als Gesetzgeber und obersten Richter, und zugleich als Hohepriester zu ehren pflegte. Wahrscheinlich hatte in frühester Zeit die ganze Nation nur einen einzigen Griwe am heiligen Göttersitze zu Romowe in Samland; bei der spätern Zerstücklung des Landes in eilf Landschaften, baute jede einzelne ihre eigene Romowe auf, und erwählte ihren eigenen Griwe für die Provinz. Er war der einzige Vermittler zwischen den Göttern und dem Volke, und jene thaten nur durch ihn in Kriegs- und Friedenszeiten ihren Willen kund. Mit einem einzigen Worte vermochte er das ganze Land in mächtige Bewegung zu setzen, denn unbedingter Gehorsam oder Tod war die Wirkung seines Ausspruches. Nirgends durfte ein Fremdling, der bei ihm Rath suchte, seinen Wohnsitz selbst betreten, er mußte fern in einem Walde verweilen, bis die Priester ihm den Orakelspruch überbrachten. Ueberall lebte der Griwe im geheimnißvollen Dunkel seines heiligen Wal-

des, und jeder achtete es für das höchste Glück seines Lebens, wenn ihm Ein Mal der ehrwürdige Griwe für einen Augenblick sichtbar geworden war. Nie ertheilte er selbst die Gebote dem Volke, sondern er sandte seine Boten aus, mit dem Gebieterstabe, diesem Machtzeichen seiner unbedingten Herrschaft in der Hand, um seinen Willen zu verkündigen. Solchem Gesetze mußte sich jeder fügen; keinem war Widerspruch erlaubt, wenn er nicht plötzlich des Todes sterben wollte. Immer war es nur ein hochbejahrter, vielerfahrner, kluger, durch sein ganzes Leben ehrwürdig gewordener Mann, der aus der Reihe der obersten Priesterklasse zum Griwe erwählt ward. Von diesem Augenblicke an war er dem Volke nicht mehr sichtbar, und endigte sein Leben damit, daß er freiwillig auf einem Scheiterhaufen durch den Feuertod sich den Göttern opferte. Unter ihm stand eine zahlreiche und gewaltige Priesterschaft, die, in vielfache Rangordnungen abgetheilt, eine kunstreich geordnete Hierarchie bildete, welche die Zügel des Volkes in den Händen trug, und von dem Vornehmsten bis zu dem Niedrigsten herab mit Einem Zauberschlag alles Volk nach dem Machtgebote des unsichtbaren Hohepriesters jeden Augenblick gewaltsam mit sich fortzureißen vermochte.

Auch an Priesterinnen fehlte es im Preußenlande nicht, welche bisweilen durch ihre Schlauheit und ihren Wahrsagerruf die Allgewalt eines Landesgriwe an sich zu reißen verstanden. Einst hatte sich das Volk der Landschaft Galindien so zahlreich vermehrt, daß das Land die Bewohner kaum noch zu ernähren vermochte. Da beschlossen die Vornehmsten der Landschaft, daß eine zeitlang alle weiblichen Kinder getödtet, und nur die Knaben für den Krieg auferzogen werden sollten. Ein allgemeines Blutbad fand jetzt im Lande Statt; aber mütterliches Mitleid verbarg öfter die neugebornen Töchter, und wußte sie an einem geheimen Orte des Waldes am Leben zu erhalten. Darüber ergrimmten die Männer, und schnitten den ungehorsamen Frauen die Brüste ab, um

ihre verborgenen Säuglinge nicht weiter stillen zu können. Mit jammerndem Wehklagen begaben sich die Frauen zu ihrer Landesprophetin, welche im Ruf hoher Heiligkeit stand, und flehten um Hülfe. Sofort berief diese die Vornehmsten der ganzen Landschaft an ihren Wohnsitz, und verkündigte denselben, es sey der Götter Wille, daß sie alsobald ohne Wehr und Waffen ins Land der Christen (Polen) einbrechen sollten. Keiner im Volke durfte es wagen, der mächtigen Priesterinn ungehorsam zu seyn, und alle waffenfähige Mannschaft eilte jetzt dem benachbarten Christenlande zu, verübte die größten Greuelthaten, und führte eine große Beute mit sich heim. Allein auf der Heimkehr wurden sie von den Polen ergriffen, bis auf den letzten Mann erschlagen, und ihr Land so schrecklich verwüstet, daß Galindien von nun an ein verödetes und menschenleeres Land blieb. So gewaltig hatte die mächtige Priesterinn ihr Geschlecht am männlichen Uebermuthe gerächt (Dusburg L. III. c. 4.).

§. 252.

Zwei Jahrhunderte waren indeß über das Land der heidnischen Preußen vorüber gezogen, seitdem der letzte Märtyrer seine Arbeitsstätte mit seinem Blute bezeichnet hatte, und keiner der Boten Christi hatte es innerhalb dieser Zeit gewagt, an des Landes verschlossener Pforte aufs Neue anzuklopfen, um den verfinsterten Einwohnern die Freudenbotschaft des Gekreuzigten zu verkündigen. Die Wenden und die Polen, und vor Allem die nächsten Nachbarn im Süden des Landes, die Masovier hatten indeß manche blutige Fehde mit dem Volke geführt, um ihre eigenen Gränzen gegen ihre wiederholten Einfälle zu schirmen, oder das Gebiet der verhaßten Preußen in ihre Gewalt zu bekommen. Den Herzogen von Masovien war es gelungen, sich des Culmerlandes und Löbaus an der Weichsel und der Drewenz zu bemächtigen, und die Gränzen ihres Herzogthums mit diesen Landesgebieten der Preußen zu erweitern;

aber nur mit verzehrendem Kraftaufwande vermochten sie, ihre Herrschaft im eroberten Lande gegen die Gewalt derselben zu erhalten, und jeder neue Tag bedrohte sie mit neuen Ueberfällen des kriegerischen Volkes. Indeß hatte in allen Nachbarländern umher durch die Einführung des Christenthums eine mächtige Umgestaltung der Dinge innerhalb dieses Zeitraumes stattgefunden. In Polen und Massovien hatte sich die Herrschaft der christlichen Kirche bleibend angewurzelt. Das benachbarte Land der Lutizier (Wenden) hatte bis zum Weichselufer hin dem Scepter Christi gehuldigt, und auch an den nordöstlichen Landesgränzen hatte bereits die neue Wiedergeburt des Völkerlebens ihren Anfang genommen. So war jetzt das heidnische Preußen auf allen seinen Marchen von mächtigen Völkern umzingelt, mit denen es in Volksglauben, bürgerlicher Einrichtung, und Gesittung im geradesten Widerspruche stand, und wodurch es in seinen Lebensverhältnissen von allem Völkerverkehr für immer abgeschnitten zu werden bedroht war. Den Einsichtsvollern unter dem preußischen Volke konnte es nicht verborgen bleiben, daß dem Glauben ihrer Väter, und mit demselben der hergebrachten Lebensweise die gleiche Katastrophe des Unterganges unausbleiblich herannahe, und daß da, wo alle Pulsadern des Landes nach Außen hin vertrocknen, die gänzliche Vernichtung ihres Volkes unvermeidlich sey.

Lange hatte der Herzog Conrad, welcher das benachbarte Massovien beherrschte, jedes Mittel fruchtlos versucht, die Gränzen seines Herzogthums gegen die Raubzüge der heidnischen Preußen sicher zu stellen. Ein großes Schauspiel hatte sich in seinen Tagen im benachbarten Livlande zugetragen, das dem größern Theile nach mit Gewalt unter die Herrschaft der christlichen Kirche gebeugt worden war; und mit unwiderstehlicher Klarheit mußte der Gedanke in seiner Seele aufsteigen, daß nur in der Preußen Bekehrung für sein eigenes Land Wohlfahrt und Ruhe zu finden sey. Diese Be-

kehrung wurde bald das wichtigste Ziel, nach welchem seine Seele strebte; eben nicht, weil er es diesen verblendeten Heiden gönnen mochte, im heilbringenden Lichte des Evangeliums ihre Wohlfahrt zu finden, sondern weil zur Sicherstellung seines eigenen Landes das Christenthum ihm die einzige Waffe darzubieten schien, von welcher sich der gewisse Sieg über den trotzigen Uebermuth ihres bis zum Wahnsinne gesteigerten Götterglaubens erwarten ließ. Indeß wollte er zuerst auf friedlichem Wege versuchen, wie weit das Preußenvolk für die wehrlose Botschaft des Christenglaubens zugänglich geworden seyn dürfte; und daher begünstigte er gerne jeden Versuch, welcher den Zweck einer friedlichen Bekehrung der heidnischen Preußen zum Ziele hatte. Wahrscheinlich auf seine Ermunterung fuhr im J. 1207 zuerst wieder der polnische Abt Gottfried in Begleitung des Mönchs Philipp die Weichsel hinab, um im Gebiete der Preußen sich eine Arbeitsstätte aufzusuchen, und vor Allem die Zuneigung der Volkshäupter für die Sache des Christenthums zu gewinnen. Wirklich gelang es ihnen auch bald, zwei der Landesfürsten, Phalet und dessen Bruder Sodrech, zum Bekenntnisse des Glaubens und zur Annahme der Christentaufe zu bewegen. Allein kaum hatten sie den Versuch gewagt, mit Beihülfe dieser Fürsten dem Volke näher zu treten, so ward der Mönch Philipp von demselben erschlagen, und der verfolgte Abt mußte unverweilt aus dem Lande hinwegeilen, um sein Leben zu fristen.

§. 253.

Seine schnelle Flucht vermochte indeß einen frommen Mönch aus dem Cisterzienser-Kloster Oliva in Pommern nicht zurückzuschrecken, schon im folgenden Jahr (1208) den gefährlichen Versuch zu erneuern, den feindseligen Preußen die Friedensbotschaft des ewigen Heiles in ihre finstern Wälder hinein zu tragen. Wirklich hatte ihn auch vor Andern die Vorsehung Gottes dazu auserkoh-

ren, unter den schwierigsten Umständen ein Saatkorn der Wahrheit in ihren Herzen auszustreuen, dessen allmählige Entfaltung auch der erbittertste Haß dieses Volkes gegen das Christenthum nicht zu verhindern vermochte. Dieser Mann war der Mönch Christian, an dessen Lebensgeschichte sich von nun an, eine lange Reihe von Jahren hindurch, die Pflanzungsgeschichte des Christenthums auf dem preußischen Boden anknüpft *).

*) Der Mönch Christian wird mit Recht als Apostel der Preußen, und als Vater der preußischen Volksgeschichte betrachtet, welcher (etwa um das J. 1225) nach 16jähriger Missionsarbeit unter diesem Volke seine, leider für uns verloren gegangene Chronik unter dem Titel: „Liber filiorum Belial“ (das Buch von den Belials-Kindern), geschrieben hat. Auszüge aus derselben mit eigener Geschichtserzählung durchmischt, haben uns die beiden Chronisten des 16ten Jahrhunderts, Simon Grunau (J. 1521, noch ungedruckt), und Lukas David († J. 1583) in ihren preußischen Chroniken geliefert. Nach Christian ist das Chronicon Prussiæ von Peter D. Dusburg (J. 1326) die älteste Geschichtsquelle, welche uns für die früheste Geschichte des preußischen Volkes um so willkommener ist, da diese Chronik die Geschichte des deutschen Ordens im Lande vollständig umfaßt. Die ausgezeichnetsten Verdienste um die Bearbeitung der Geschichte Preußens hat sich später der gelehrte M. C. Hartknoch durch seine Schrift, „Altes und Neues Preußen“ betitelt (Frankfurt a. M. 1684) erworben; indem sein fleißig gearbeitetes Werk den spätern Geschichtsforschern eine reiche Materialiensammlung lieferte. Auch verdankt unsere Missions-Geschichte diesem Gelehrten eine andere lehrreiche Schrift, de originibus relig. Christ. in Prussia (Jenæ 1679. 4to.) welche in 14 Dissertationen erschien, und von D. G. Arnoldt in seiner Kirchengeschichte des Königreichs Preußen (Königsberg 1769) fleißig benutzt wurde. Unter den neuesten Bearbeitungen der preußischen Geschichte zeichnet sich vor Allen das durch seine gelehrten Geschichtsforschungen eben so, wie durch seine geistreiche und lebendige Behandlungsweise treffliche Werk des Herrn Johannes Voigt aus, dessen drei ersten Bände (Königsberg 1827 — 1828) bis zum Jahr 1283 die anziehendsten Materialien für die preußische Missions-Geschichte liefern.

Christian ward zu Freienwalde in Pommern geboren, und zeichnete sich schon in seinen Jugendjahren durch Fleiß und fromme Lernbegierde aus. Mit nützlichen Kenntnissen ausgerüstet, ward er später in ein Kloster bei Danzig aufgenommen, um in der Einsamkeit der Klosterzelle den Uebungen der Gottseligkeit obzuliegen; aber hier erwachte bald in seiner Seele das unhindertreibliche Verlangen, im Dienste des Welterlösers unter Völkern seine Kräfte zu verzehren, welche noch nichts von Ihm, und seinem Heil gehört hatten. Und welcher Schauplatz seiner frommen Thätigkeit konnte ihm näher liegen, als das benachbarte Preußen, das jenseits des Weichselstromes lag, und auf dessen wildem Boden schon mancher Bote Christi den Märtyrerkranz eingeholt hatte? Er zauderte nicht länger, unter inbrünstigem Gebet zu Gott seinen Vorsatz auszuführen, und eilte in Begleitung einiger seiner Klosterbrüder nach dem Kulmerlande, wo der Christenglaube von Polen her bereits den ersten Zutritt zu den Einwohnern gefunden hatte. Der Mönch Christian hatte manche ausgezeichnete Eigenschaften von Gott empfangen, welche ihn zum schwierigen Missionsberufe vorzugsweise tauglich machten. Mit warmem Eifer und festem Vertrauen auf seinen Gott verband er zugleich weise Mäßigung und Vorsicht; und leutselig in seinem Benehmen, wußte er zugleich mit fester Beharrlichkeit den heiligen Endzwecken getreu zu bleiben, die er sich als Lebensziel auserkohren hatte. Dabei besaß er ein Maaß von Kenntnissen, das bei einem Klosterbruder jener Tage nur selten zu finden war, und hatte sich durch Fleiß die Fähigkeit erworben, neben der Kenntniß der lateinischen, die deutsche, polnische und preußische Sprache mit Fertigkeit zu reden. Auch der Umstand begünstigte sein Vorhaben, daß er nicht aus dem verhaßten Polen, sondern aus Pommern herkam, mit dessen Bewohnern die wilden Preußen stets nachbarliche Verhältnisse gepflogen hatten, und deren Zutritt zu ihrem Lande kein National-Vorurtheil im Wege stand.

Am Hofe des Herzogs Conrad in Massovien, dessen Herrschaft sich damals zugleich über das Culmerland und Löbau erstreckte, wurde Christian mit viel Freundlichkeit aufgenommen, und ihm das Gebiet von Löbau als Wirkungskreis angewiesen, das für die Aufnahme des Christenthums am vorbereitetsten zu seyn schien. Bald hatte er daselbst die Freude, im Kreise der heidnischen Einwohner seine Bemühungen mit segensreichem Erfolg gekrönt zu sehen. Schon hatten mehrere Vornehme aus dem Volke zum neuen Glauben sich bekannt, und die Taufe angenommen; auch wirkte ihr Beispiel so heilsam auf die niedern Volksklassen zurück, daß Christian innerhalb kurzer Zeit eine große Christenernte im Löbauer-Lande einzuthun hoffen zu dürfen glaubte. Aber noch hatte er vom Oberhirten der Kirche, dem Pabste, keine Genehmigung zu seinem Missionsberufe eingeholt, und er durfte es nicht wagen, ohne dieselbe seine Arbeit im Heidenlande länger fortzusetzen. Voll freudiger Hoffnung eilte er daher (im J. 1209) in Begleitung mehrerer seiner Gehülfen nach Rom, um dort dem Pabste Innocenz III. von dem glücklichen Erfolge seines Bekehrungswerkes Nachricht zu ertheilen, und den Segen für die Fortsetzung desselben aus seinen Händen zu empfangen.

Innocenz III., welcher vom Jahr 1198—1216 die päbstliche Würde begleitete, war ein Mann, der mit großen Eigenschaften des Geistes ausgerüstet, und von glühendem Ehrgeitze in Bewegung gesetzt, das erkohrenste Werkzeug zu seyn schien, um mit berechneter Klugheit und Kraft die übermüthigen Riesenplane zu verwirklichen, welche 125 Jahre zuvor sein Vorgänger auf dem päbstlichen Stuhle, der allgewaltige Gregor VII. zur Aufrichtung einer weltbeherrschenden Kirchen-Monarchie entworfen hatte. Durch einen Zusammenfluß begünstigender Zeitumstände unterstützt, und im Besitze unermeßlicher Hülfsmittel, hatte Innocenz kein geringeres Ziel, als alle Länder Europas von einem Ende dieses Welttheils zu dem andern seinem Machtworte zu unter-

werfen, und als Fürst der Könige auf Erden triumphirend über alle Länder und Völker des Erdkreises seine Herrschaft auszudehnen. Schon hatte er durch sein Machtgebot Hundertausende von Kriegern mit ihren Fürsten nach dem Morgenlande hinüber geworfen, um das heilige Grab zu erobern, und nur Wenige derselben waren nach der Heimath zurückgekehrt, indeß die meisten Besitzungen der Erschlagenen der Kirche als Eigenthum anheim fielen. Er selbst hatte in Italien und Sicilien bedeutende Ländergebiete für den päbstlichen Stuhl in Besitz genommen, und um ganz Europa zu überwältigen, fehlten ihm nur noch stehende Heere, welche unbedingt seinem Befehle sich fügten. Auch diese Heere wußte sein gewaltiger Geist durch die zahlreichen Vereine geistlicher und weltlicher Orden sich zu schaffen, welche während seiner achtzehnjährigen Regierung gestiftet wurden.

§. 254.

Der Pabst Innocenz III. war nämlich klug genug, die wichtigen Vortheile einzusehen, welche zur Vergrößerung seines Ansehens aus einer engern Verbindung seines Hofes mit diesen Vereinen erwachsen würden, und darum ließ er es an keinem Mittel fehlen, sie an das hierarchische Interesse immer enger anzufesseln, und als Werkzeuge zu gebrauchen, auch unter den heidnischen Völkern seinen mächtigen Einfluß geltend zu machen. Schon das eilfte Jahrhundert war an Stiftungen dieser Art fruchtbar, aber noch mehr verdient das Zwölfte und Dreizehnte die Mutter dieser Verbrüderungen genannt zu werden. Unter der großen Menge dieser Mönchsvereine ist vor den übrigen der Cisterzienser- der Dominikaner- und der Franziskaner-Orden für die Missionsgeschichte dieser Jahrhunderte einflußreich geworden, indem die Klöster derselben die bedeutenden Schaaren von Arbeitern geliefert haben, welche bis zu den Tagen der Kirchenverbesserung und noch nach derselben aus ihren Mauern in die Heidenwelt auszogen.

Als Stifter des Cisterzierserordens wird Robert, Sohn eines Edelmannes in der Champagne genannt, welcher im Jahr 1098 sein erstes Kloster zu Citeaux (Cistercium) einige Meilen von Dijon aufrichtete. Bald fand die neue Klosterregel, welche Robert für seine Mönche entwarf, in ganz Frankreich umher großen Beifall, und schon fünfzig Jahre nach seiner Stiftung zählte derselbe fünfhundert, und hundert Jahre hernach (J. 1200) mehr als achtzehnhundert Abteien, welche in allen Ländern Europas umher der Regel des Stifters huldigten. Innocenz III. war der Mann, der Umsicht genug besaß, um die Wichtigkeit der Stütze zu würdigen, welche die päbstliche Hierarchie von den Schaaren dieser Mönche erwarten durfte, und er fand daher beim Antritt seiner Regierung für nöthig, sich ihrem Gebete feierlich zu empfehlen, weil er, wie er sich ausdrückte, ihres Beistandes wider die Ketzer gar sehr bedurfte. Aus diesen Cisterzienser-Klöstern gingen im Laufe des zwölften Jahrhunderts die meisten Missionarien hervor, welche freiwillig und unfreiwillig aus ihren einsamen Zellen in die große Heidenwelt hinaus gesendet wurden, die im Osten Europas, so wie in Mittelasien für die Kirche erobert werden sollte.

Innocenz III. lernte gar bald die Unentbehrlichkeit ihrer Dienstleistungen aus eigener Erfahrung kennen; und diese Heere von Mönchen, welche jeden Augenblick zu seiner Verfügung bereit standen, und von seinem Machtgebote abhingen, waren ihm um so willkommener, da die fromme Andacht der Christen ihre Klöster mit reichen Besitzungen ausstattete, und eben damit dem päbstlichen Stuhle die drückende Bürde ersparte, für den Unterhalt derselben Sorge tragen zu müssen. Um jedoch die wachsende Macht dieses Ordens im Gleichgewichte zu erhalten, fand seine Klugheit für nöthig, noch andere Mönchsorden dieser Art in das Daseyn zu rufen, welche erforderlichen Falles zur Bezähmung seiner Uebermacht gebraucht werden konnten; und es währte nicht lange, so bot sich ihm die willkommenste Gelegenheit hiezu an.

Dominikus, ein vornehmer Spanier, welcher mit eifrigen Uebungen mönchischer Gottseligkeit seine Jugendjahre zugebracht, und sich im Verfolgungs- und Bekehrungswerke der unglücklichen Albigenser in Frankreich einen großen Namen erworben hatte, meldete sich (im J. 1215) am päbstlichen Hofe, um für die Stiftung seines neuen Ordens die Genehmigung des Oberhirten einzuholen. Innocenz zauderte nicht, das Vorhaben des eifrigen Dominikus zu billigen, und ihm zum glücklichen Fortgange seines Werkes den Segen der Kirche zu ertheilen. Als Hauptzweck der Stiftung dieses neuen Ordens wurde der ehrwürdige Beruf genannt, aller Orten, auf den Straßen und in den Häusern, in christlichen Ländern und in der Heidenwelt der unwissenden Menge das Evangelium des Gekreuzigten zu verkündigen; und daher wurden auch die Mitglieder, welche in denselben eintraten, gewöhnlich mit dem Namen „der Prediger-Mönche“ bezeichnet. Dominikus selbst, nachdem er die Haufen seiner Brüder weit umher in Frankreich und Spanien verbreitet hatte, um durch Predigen das Seelenheil ihrer Mitmenschen zu befördern, wollte nach Afrika ziehen, um in diesem Welttheile den Ungläubigen das Christenthum zu verkündigen, hätten ihn nicht näher liegende Arbeiten von der Ausführung seines Vorhabens zurückgehalten. Als gepriesener Wunderthäter wanderte er nun in Frankreich und Spanien umher, richtete ein Kloster von Prediger-Brüdern um das andere auf, welche innerhalb weniger Jahre mit Haufen von Mönchen sich füllten, die nach dem Grade ihrer Erkenntniß bereit standen, unter alle Völker der Erde hinaus zu ziehen, um sie der Herrschaft des römischen Stuhles unterthan zu machen. Bald wurden in Deutschland, Polen, Ungarn, Dänemark, Griechenland und im gelobten Lande neue Arbeitssprengel (Provinzen) seines Ordens aufgerichtet, und Dominikus hatte die Freude, noch vor seinem Tode Tausende von Predigermönchen um sich versammelt zu sehen, um das Bekehrungswerk der

Nationen fortzusetzen, das er mit so glücklichem Erfolge begonnen hatte. Er selbst schloß seine Laufbahn (im J. 1242) mit dem Märtyrertode, den er in Ungarn bei einem Einfalle der Tataren in das Land erduldete.

§. 255.

Das schnelle Aufblühen und die rasche Bereicherung des Dominikaner-Ordens war zu lockend, als daß nicht andere gemüthvolle und unternehmende Männer, welche den Geist ihres Zeitalters kannten, sich berufen gefühlt haben sollten, ähnliche Vereine mit gleichen Bestrebungen und Mitteln aufzurichten, und es dauerte nicht lange, so trat auch der Franziskaner-Orden in die gleichen Schranken des christlichen Ruhmes ein.

Franziskus, der Stifter dieses Ordens, wurde zu Assisi im Kirchenstaate im Jahr 1182 geboren. Sein Vater, welcher der Verschwendung und einem ausschweifenden Leben ergeben war, wollte seinen Sohn dem Handelsstande widmen, allein dieser, ein Jüngling voll feuriger Empfindung und ungezügelter Einbildungskraft, zog sich lieber in die Einsamkeit zurück, um frommen Betrachtungen und Dienstleistungen der Hülfsbedürftigen zu leben. Einst in einer Stunde inbrünstigen Gebetes glaubte der fromme Jüngling während des Gebetes seinen Erlöser am Kreuze gesehen zu haben. Von diesem Augenblicke an wurde seine ganze Seele so erweicht, und das Andenken an den Gekreuzigten seinem Gemüthe so tief eingedrückt, daß er, so oft er der Leiden Christi gedachte, sich der Thränen nicht enthalten konnte. Er glaubte, daß ihm Christus am Kreuze zugerufen habe, er solle sich selbst verläugnen, sein Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen; und jetzt entschloß er sich, in tiefer Armuth und Niedrigkeit sein Leben ganz im Dienste der hülfsbedürftigen Menschheit zu verzehren. Sein Vater, aufgebracht über den Sinn und das Betragen seines Sohnes, verlangte, er solle seinem väterlichen Vermögen entsagen, und das, was er schon hätte, ihm zurückgeben.

Augenblicklich zog jetzt der feurige Jüngling seine Kleider ab, die er am Leibe trug, und hüllte sich in die Lumpen eines Bettlers ein. „Bis jetzt habe ich dich meinen irdischen Vater genannt, sprach er, indem er ihm seine Kleider zurückgab, aber nun kann ich mit Freuden sagen: Unser Vater, der du bist in dem Himmel! bei dem ich allen meinen Schatz verwahrt, und auf den ich mein ganzes Vertrauen gesetzt habe.“

In einer zerfallenen Kirche zu Portiuncula im Kirchenstaate sich niederlassend, sammelten sich bald gleichgesinnte Freunde um ihn her, welche das Feuer seiner Liebe und die Kraft der Aufopferung bewunderten, und sie vereinigten sich (im J. 1208) zu einer frommen Verbrüderung, indem sie sich gemeinschaftlich verbanden, im Dienste christlicher Menschenliebe, nach der Vorschrift ihres Herrn, weder Gold noch Silber in ihren Gürteln zu führen, keine Taschen, nicht zween Röcke, keine Schuhe und keinen Stock zu haben. Bald schickte Franziskus zween seiner Brüder zum Predigen in eine benachbarte Landschaft aus, und er selbst ging mit einem dritten in eine andere. Einige staunten über ihren Aufzug und zollten ihnen Bewunderung, von Andern wurden sie als Landstreicher mißhandelt. Bald nahm das Häuflein der armen Brüder zu, und Franziskus entwarf für sie (Jahr 1210) eine eigene Mönchs-Regel. Unbedingter Gehorsam, strenge Keuschheit und Entbehrung alles Eigenthums waren die Grundzüge derselben. Kein Mitglied soll Prior, alle sollen nur kleine Brüder (fratres minores) heißen, woraus der Name „Minoriten“ entstanden ist, den sie sich beizulegen pflegten. Arbeiten sollen alle, und als Nachahmer der Demuth und Armuth Christi am liebsten mit Verachteten, Armen und Kranken umgehen. Auf der Reise sollen sie nichts mit sich tragen, und wenn sie in ein Haus kommen, zuerst sprechen: „Friede sey mit diesem Hause!“ alsdann aber darinnen bleiben, und genießen, was man ihnen darbiete. Dabei trug er den Brüdern auf, überall die Buße zu

Gott zu verkündigen und den Glauben an Christum auszubreiten.

Der Pabst Innocenz III. wieß anfänglich mit Verachtung den frommen Bettler von sich, der ihn um Bestätigung seines Ordens bat; später aber gab er seine Einwilligung zur Aufrichtung desselben, und nun verbreitete sich der Franziskanerorden mit unglaublicher Schnelligkeit über alle Länder der Christenheit. Franziskus selbst machte nach Syrien und dem nördlichen Afrika seine Missionswanderungen, und sendete Schaaren seiner Jünger in alle Welt, um nach der Weise, wie er selbst das Wesen des Christenglaubens aufgefaßt hatte, den Völkern das Evangelium zu predigen. Als er im Jahr 1226 sein Auge im Tode schloß, sammelten sich Haufen seiner Schüler um sein Sterbelager, denen er seinen väterlichen Segen ertheilte. „Lebet wohl, meine Brüder, rief er ihnen sterbend zu. Beharret in der Furcht des Herrn. Die Stunde der Versuchung, welche kommen soll, ist vor der Thüre; selig ist, wer treu bleibt dem Werke, das er begonnen hat. Ich eile, zum Herrn zu kommen, dessen Gnade ich euch empfehle.“ Mit diesen Worten gab er den Geist auf.

Die zahlreichen Lebensbeschreiber des Vollendeten konnten nicht ermüden, seine Laufbahn mit einer Menge abgeschmackter Fabeln und Wundermährchen auszuschmücken, welche die zerstreuten edlen Züge verwischen, die bei allen mönchischen Ausartungen und verzerrten Uebertreibungen des frommen Sinnes, die er mit seinem Zeitalter theilte, immer noch in seinem Bilde sich kund thun. Die Aeußerungen der Gottseligkeit, welche sie uns aus seinem Munde erzählen, lassen uns weder einen verschlagenen Heuchler, noch einen böswilligen Betrüger in ihm finden; so wenig wir gar manche seiner Einrichtungen und Schritte mit der Nüchternheit des lautern evangelischen Sinnes zu reimen vermögen. Wir wollen gerne glauben, daß er das, was er zu viel that, mit treuem Sinne dem Herrn gethan hat, und Gott danken, daß

uns sein theures Evangelium in unsern Tagen heller glänzt, als dieß in seinem Zeitalter der Fall war.

Bald wuchs die Zahl seiner Mönche auf große Heeres-haufen an, und das folgende Jahrhundert zählte nicht weniger als 58 Missionsstellen in Asien, Afrika und später in Amerika, welche von Franziskaner-Mönchen aufgerichtet wurden. Wir werden denselben auf den künftigen Strecken unserer Missionsgeschichte bisweilen begegnen, und Gelegenheit finden, ihren Umfang und Werth aus Thatsachen der Geschichte kennen zu lernen.

§. 256.

Doch wir kehren wieder zu Missionar Christian nach Rom zurück (J. 1210). Mit Freuden hatte Innocenz III. den Bericht über „das gedeihliche Aufkeimen des ausgestreuten Samens in dem Weinberge des Herrn“ aus seinem Munde vernommen, und mit sichtbarem Wohlgefallen den thätigen Eifer bemerkt, mit welchem Christian und seine Gehülfen „die Anpflanzung des Wortes Gottes in der Finsterniß der Unwissenheit“ begonnen hatten. Den nach seiner Arbeitsstätte zurückkehrenden Christian begleitete nun der Pabst mit einem Schreiben an den Erzbischof in Gnesen, in welchem er demselben auftrug, sich der neuen Anpflanzung des Evangeliums in Preußen thätig anzunehmen, die helfenden Brüder bei dem Werke der Bekehrung kräftig zu unterstützen, und die Gemeinde der Neubekehrten so lange in seiner geistlichen Obhut zu halten, bis sie zahlreich genug seyn werden, um über sie einen eigenen Bischof zu setzen. Am Schlusse des Schreibens werden auch die benachbarten Fürsten ermahnt, daß sie sich allen denen, welche das Werk der Bekehrung auf sich genommen hätten, zu jeder Zeit günstig und hülfreich beweisen möchten (Baluz. Epist. Innocent. T. II. c. 13. ep. 128).

Voll der freudigsten Hoffnung kehrte nun Christian zu seinem liebgewordenen Wirkungskreise nach Preußen zurück, denn in der Hauptstadt der Kirchenwelt, zu Rom,

war ihm der große Zusammenhang klarer geworden, in welchem seine vereinzelte Arbeit unter den Heiden mit den überall hin sich erstreckenden mächtigen Interessen der Kirche sich befand. Mit feurigem Muth fing er sein Werk in Löbau und an den Gränzen Pomesaniens von Neuem an, und er hatte die Freude, dasselbe bald mit ansehnlichen Erfolgen gekrönt zu sehen. Schon im Jahr 1213 war die Gemeinde der Neubekehrten in diesen Gegenden des heidnischen Preußens groß geworden, und vermehrte sich noch von einem Tage zum andern, so daß um diese Zeit der Pabst Innocenz III. an die Aebte des Cisterzienser-Ordens schreiben konnte: „Wie wir aus sicherer Quelle vernommen haben, so hat Gott unsern Brüdern in Preußen eine Thüre aufgethan, so daß durch ihren Dienst viele zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt sind, welche dieselbe nie zuvor gehört hatten“ (Lib. XV. ep. 147.). Christian ließ sich seine Freude über den gesegneten Fortgang des Werkes durch die Eifersucht nicht stören, womit seine Ordensbrüder in den Cisterzienser-Klöstern seine ohnehin schwierige Arbeit zu verkümmern suchten, indem sie ihn und seine Mitgehülfen als Abgefallene beschimpften, weil sie die fromme Geschäftigkeit im Weinberge des Herrn den müßigen Mönchsübungen in der Klosterzelle vorzogen. Der trotzige Uebermuth derselben ging so weit, daß der Pabst für nöthig fand, den Aebten der Cisterzienser-Klöster zu befehlen, daß sofort alle Unordnungen dieser Art abgestellt, und die Verkündiger des Evangeliums auf jegliche Weise unterstützt werden sollen. Zu gleicher Zeit erließ Innocenz III. auf die Nachricht, daß die Häuflein der Neubekehrten von den Herzogen von Pommern und Polen mit schweren Abgaben und Dienstleistungen niedergedrückt würden, ein Schreiben an diese Fürsten, worin er sie ermahnte, „diese neuen Söhne der Kirche hinfort nicht mehr um irdischen Gewinns willen mit unbilligen Forderungen zu belästigen; vielmehr denselben mit Milde und Schonung entgegen zu kommen, weil diese Schwachen im

Glauben sonst leicht wieder in den alten Irrthum des Heidenthums zurückfallen könnten“ (L. XV. ep. 148.).

Indeß gelang es den frommen Bemühungen Christians, daß (im J. 1214) zwei preußische Landesfürsten, Warpoda und Suavabuno, für den christlichen Glauben gewonnen wurden. Schon hatten sich die heilsamen Wirkungen des Missionswerkes weithin über Löbau und Pomesanien erstreckt, und die Predigt des Evangeliums war bis in das Herz des heidnischen Preußens, bis in die Umgegenden des Drausensees hineingedrungen. Voll Freude über die gewonnenen Siege machte sich nun Christian mit den beiden neubekehrten Landesfürsten abermals auf den Weg nach Rom, um mit neuen Instruktionen auch neue Förderungsmittel des Missionswerkes am päbstlichen Hofe einzuholen. Das Beispiel seines Zeitgenossen und Nachbars, des thätigen Bischofs Albert in Livland, der von dort aus fast von einem Jahre zum andern nach Rom zu wandern pflegte, um neue Anknüpfungspunkte seiner Arbeit zu gewinnen, scheint ihm hiezu Muth gemacht zu haben. Der mündliche Bericht Christians über den glücklichen Fortgang seines Werkes in Preußen erregte am päbstlichen Hofe theilnehmende Aufmerksamkeit, und da die Zahl der Neubekehrten schon bedeutend herangewachsen war, so sah sich Innocenz III. veranlaßt, den thätigen Missionar zum Bischof von Preußen zu erheben; und dieß um so mehr, da die beiden neubekehrten Fürsten ihre Landesgebiete aus Dankbarkeit dem neuen Bischofe als Geschenk anzubieten bereitwillig waren, und damit für den Unterhalt desselben zum Voraus gesorgt war. Die beiden preußischen Fürsten wurden jetzt feierlich in einer Hauptkirche zu Rom getauft, und ihnen die Namen Philipp und Paul gegeben; auch bestätigte der Pabst (im Februar 1215) dem neuerwählten Bischofe durch zwei Bullen die Schenkung der beiden Ländertheile, welche als erstes Besitzthum des neugegründeten bischöflichen Stuhles in Preußen erklärt wurde.

§. 257.

Auch die kühnste Hoffnung hätte innerhalb so kurzer Zeit eine so glückliche Wendung der Dinge in Preußen kaum zu ahnen gewagt. Mit Aussichten, welche einen allgemeinen Sieg des Christenglaubens über das veralterte Heidenthum im ganze Lande erwarten ließen, kehrte (J. 1215) der neugewählte Bischof mit seinen beiden Fürsten beflügelten Schrittes nach seinem geliebten Arbeitssprengel zurück; aber wie ganz anders fand er jetzt die Stimmung des Volkes, das bei seiner Rückkehr ihm von allen Seiten mit Argwohn und Erbitterung entgegen trat. Die heidnischen Preußen glaubten Ursache zu haben, ihn als ihren Feind und als Landesverräther zu betrachten, dem es einzig darum zu thun sey, unter dem Vorwande der Religion ihr Volk, ihr Land und ihre Freiheiten an den päbstlichen Gebieter zu Rom zu verkaufen. Wirklich hatten sie auch Ursache, laute Klage über das zu führen, was ohne ihre Einwilligung über sie und ihr Land zu Rom beschlossen worden war. Es war eine in den Augen der Heiden, und warum nicht auch in den Augen erleuchteter Christen nur zu handgreifliche Thatsache, daß die Besitznahme des fremden Eigenthums als letzter und höchster Gewinn der Volksbekehrung betrachtet wurde, und der Anblick dieser Thatsache mußte auf Einmal alle Herzen der Heiden mit finsterm Mißtrauen und bitterm Haß gegen die Verbreiter des Christenthums im Lande, und den Christenglauben selbst erfüllen. Ungesäumt fielen jetzt die heidnischen Preußen in das Gebiet von Löbau und ins Culmerland ein, brannten Alles nieder, vernichteten die Landesburgen bis an die Drewenz hinab, und bewogen Viele der Neubekehrten, um dem Untergange zu entfliehen, zu dem Glauben ihrer Väter wieder zurück zu kehren.

Christians Lage war im höchsten Grade traurig, und um so schmerzlicher, da ihm sein eigenes Gewissen sagen mußte, daß er selbst sich und den unschuldigen Häuflein

der Neubekehrten die Ruthe auf den Nacken gebunden hatte. Der Herzog Conrad von Massovien war nicht im Stande, dem aufgejagten Sturme Stillstand zu gebieten, und statt durch Wiederherstellung der frühern politischen Verhältnisse die gereitzen Gemüther der Heiden wieder zu besänftigen, wußte der Bischof Christian keinen bessern Rath, als in Rom die Erlaubniß nachzusuchen, gegen das ergrimmte heidnische Volk und zur Vertheidigung der neuen christlichen Gemeinde das Kreuz predigen zu dürfen. Indeß ging sein Gönner, Innocenz III., am 16. Juli 1216 aus der Zeit, und der Nachfolger desselben, Honorius III. hatte anfangs mit Unterstützung der Kreuzzüge im Morgenlande so viel zu thun, daß er Christians Gesuch keine Aufmerksamkeit zu schenken vermochte. Als endlich ein Jahr später (1217) die päbstliche Gestattung, zur Predigt eines Kreuzzuges gegen die heidnischen Preußen bei ihm einlief, so war bereits eine bessere Besinnung in seine Seele zurückgekehrt, und er hatte versucht, den Weg des Friedens in seiner Arbeit aufs Neue einzuschlagen. Bald legten sich auch erfreuliche Wirkungen seines Verfahrens in der vermehrten Zahl der Bekehrten wieder zu Tage, und er bat daher den Pabst, daß statt eines Kriegsheeres ihm nur eine größere Zahl von Gehülfen zugesendet werden möchte, indem der ausgestreute Same zu einer neuen Freudenernte zu reifen beginne. Um ihn aufzumuntern, ertheilte ihm der Pabst die Vollmacht, an passenden Orten in Preußen Kathedral-Kirchen aufzurichten, und erforderlichen Falles taugliche Männer zu Bischöfen für die neugepflanzte Kirche zu erwählen. Mit Gestattungen dieser Art war der päbstliche Stuhl im Missionswerke zu jeder Zeit im wohlfeilen Heidengebiete sehr freigebig gewesen, ohne eben darnach zu fragen, wie weit der Brachacker des Heidenlandes für kirchliche Einrichtungen dieser Art vorbereitet war. An die tauglichen Hülfsmittel zur kräftigen Verbreitung der lautern evangelischen Erkenntniß und einer allgemeinen christlichen

Volksbildung wurde selten gedacht, wenn nur das römische Kirchenregiment in neuen Vasallenschaften seine Rechnung finden konnte.

§. 258.

Indeß wurde Christians friedliches Wirken (J. 1218) durch einen feindlichen Einfall der heidnischen Preußen ins Culmerland aufs Neue unterbrochen, und bis in das Herz von Masovien wurde Alles verheert, was Eigenthum der Christen hieß. Kaum vermag man dem Berichte des Chronisten zu glauben, daß bei diesem Einfalle bei dreihundert Kirchen und Kapellen von den Preußen ausgeplündert oder zernichtet worden seyn sollen. Am grausamsten wurden die christlichen Priester behandelt, wenn sie das Unglück hatten, in die Gewalt der Heiden zu gerathen. Der bedrängte Herzog Conrad wußte am Ende die Räuberhaufen nur durch beträchtliche Geldsummen zum Rückzuge zu bewegen, und je reichlicher diese Geschenke ausfielen, desto häufiger wurden ihre räuberischen Einfälle wiederholt. Die Hülfe eines Kreuzheeres erschien dem bekümmerten Bischofe aufs Neue als das einzige Mittel, die niedergetretene Christengemeinde von dem gänzlichen Untergange zu erretten; und so ward kaum auf seinen Jammerruf in allen benachbarten Ländern das Kreuz gepredigt, und Böhmen, Mähren, Schlesier, Polen und Pommern sammelten sich unter das heilige Panier, um die heidnischen Preußen für ihren Uebermuth zu züchtigen.

Auch der Pabst Honorius III. wirkte mit regem Eifer mit. In glühenden Aufforderungen an die Erzbischöfe in Deutschland ward das Volk unter die Waffen gerufen. „Dort ist ein Volk, schrieb der Pabst, das von Allem, was Glauben heißt, entfremdet, und mehr als thierischer Wildheit ergeben ist; in welchem alle Töchter, die ihm die Gattinn bringt, bis auf Eine ermordet, wo schamlos Töchter und Frauen wilder Lust Preis gegeben werden; wo man die Gefangenen den Götzen opfert, und

Schwert und Lanze mit deren Blut färbt. Schon hat der Herr aus der Mitte dieses Volkes eine Gemeinde zur Erkenntniß seines Wortes geführt; aber sie unterliegt schrecklicher Bedrängniß, um sie in die Finsterniß des Heidenthums wieder zurückzuführen. Der Bischof von Preußen und seine Gehülfen sind gesonnen, die zum Tode bestimmten Töchter loszukaufen und im Christenthum zu unterrichten, und für preußische Knaben Schulen zu errichten, um sie zu Lehrern des christlichen Wortes unter ihrem eigenen Volke heranzubilden, weil diese gewiß wirksamer als die Fremdlinge ihre Volksgenossen unterrichten können. Darum ruft der Bischof den Beistand aller derer an, welche das Zeichen des Kreuzes noch nicht empfangen haben, daß sie im heidnischen Preußen ihr frommes Gelübde erfüllen mögen.“ (Raynald Annal. eccl. Tom. XIII. ad an. 1218.)

So zogen nun schon im Frühling 1219 große Schaaren von Kreuzsoldaten gegen Preußen heran. Um Ausbrüche roher Raubgier und Grausamkeit, wie sie häufig die Feldzüge der Kreuzheere zu begleiten pflegten, möglichst zu verhindern, sollten die Soldaten über den Zweck ihrer Kreuzfahrt zuvor durch den Bischof ernstlich belehrt, und ihnen bekannt gemacht werden, wie sie nur zur Vertheidigung der neugepflanzten Kirche und ihrer Bekenner, und nicht um zeitlichen Gewinns willen ins Land geführt werden, und als christliche Krieger, welche für die Sache des Heilandes ins Feld gezogen, verpflichtet seyen, sich aller ungerechten Handlungen zu enthalten, und der Führung des Bischofs in allen Stücken zu gehorchen. Um diesen Zweck zu erreichen, stellte sich der Bischof selbst als Führer an die Spitze des Kreuzheeres, und rückte mit demselben in das Kulmerland ein. Die niedergerissenen Burgen und Wehren am Weichselstrome wurden wieder aufgebaut, und Kulm zu einer Hauptfeste und zum Wohnsitze des Bischofes erhoben. Indeß konnte gegen die Preußen, welche sich auf allen Seiten in das Dickicht ihrer Wälder zurückzogen, und sich nie

in offene Gegenwehr einließen, nicht viel ausgerichtet werden, und nach einem vierjährigen Feldzuge, in welchem Schaaren von Kreuzsoldaten mit Schaaren wechselten, mußten sich die Führer damit begnügen, das Kulmerland und Löbau mit den Gränzgebieten Pomesaniens vom Feinde gereinigt zu haben, ohne in die verhauenen Landschaften der heidnischen Preußen einen Eroberungszug zu wagen.

§. 259.

Die meiste Zeit wurde damit zugebracht, dem neuen Bisthume einen bedeutsamen Landessprengel als Eigenthum anzuweisen, und denselben von allen Seiten mit Schutzwehren zu umschließen. Vor allem trat der Herzog Conrad das Kulmerland mit allen Eigenthumsrechten an den Bischof ab, was kein schweres Opfer für ihn seyn konnte, da er dasselbe gegen die Einfälle der Preußen nie zu schützen vermochte. Auch die kleinen Landesherren kamen mit ihren Güter- und Zehnten-Vermächtnissen herbei; und auf diese Weise bildete sich das Bisthum von Kulm, das die erforderlichen Mittel zur Anpflanzung der Kirche im ganzen Preußenlande auf seinem eigenen — freilich durch den Krieg jetzt gänzlich verwüsteten — Boden finden sollte; und nun trat das Kreuzheer im Laufe des Jahres 1223 seinen Rückmarsch nach dem Vaterlande an. Nur mit Wehmuth und banger Ahnung für die Zukunft konnte der vielerfahrne Bischof die Krieger aus dem Lande ziehen sehen; denn kaum waren die Streiterhaufen über die Weichsel zurückgegangen, so fielen mit ungeschwächter Kraft und erhöhter Erbitterung die heidnischen Einwohner aus ihren Wäldern und Sümpfen heraus, überstürmten das Kulmerland, und Alles, was der Fleiß der Neubekehrten in den letzten Jahren wieder aufgebaut und angepflanzt hatte, ward im Sturme niedergeworfen und zertrümmert. Auch das benachbarte Masovien wurde nicht verschont, und 250 Kirchen und Kapellen sollen aufs Neue

ein Raub der Verwüstung geworden seyn. (Dusburg Chron. P. II. c. 2.). Geistliche und Mönche, welche das Kreuzheer in Haufen aus den Klöstern herbeigeführt hatte, fanden den jammervollsten Tod; Nonnen opferten die Krieger ihrer wilden Leidenschaft, und Schaaren von Frauen, Jungfrauen und Kinder wurden zum traurigen Loose der Gefangenschaft in die undurchdringlichen Wälder weggeschleppt.

So brach unter schwerer und allgemeiner Bedrängniß das Jahr 1224 an, ohne einen Funken der Hoffnung auf Errettung des Landes aus den Händen seiner Feinde übrig zu lassen. An die baldige Rückkehr eines Kreuzheeres war nicht zu denken, und die Herzoge von Masovien und Polen waren zu schwach geworden, um mit einigem Erfolge den mächtigen Räuberhaufen die Spitze bieten zu können. Mitten unter diesen Bedrängnissen stieg in der Seele des bedrängten Bischofes der Gedanke auf, nach dem ermuthigenden Beispiele des Schwertritterordens in dem benachbarten Livland einen ähnlichen Ritterorden für Preußen aufzurichten. Auch der Herzog Conrad, dem er diesen Gedanken mittheilte, griff den Plan mit vieler Freude auf, und versprach zur Ausführung desselben kräftig mitzuwirken. Glücklicher Weise kam in den Tagen der größten Noth der päbstliche Legat Wilhelm im Lande an, den wir schon in der livländischen Missionsgeschichte als einen klugen und billigen Mann kennen gelernt haben. Er war in der Absicht gekommen, zum Behufe seines Vermittlergeschäftes vor allem die preußische Sprache zu erlernen; weshalb er sich bei dem Bischof Christian für längere Zeit niederließ. Wirklich bedurfte es auch einer Zeit der Ruhe, um die richtige Besinnung wieder zu gewinnen. Kaum hatte der Legat einige Sprachkenntnisse erworben, so ging er unter das Volk, besänftigte die Gemüther, und streute christliche Erkenntniße nach allen Seiten aus. Zum Gebrauche in den Schulen, in welchen preußische Jünglinge unterrichtet wurden, trug er den lateinischen Don-

in die preußische Sprache über. Ungleich fördernder wäre es freilich für das Bekehrungswerk gewesen, hätte er den Versuch gemacht, das heilige Bibelbuch, diesen einzigen Verständiger der Nationen, in die Volkssprache überzutragen, aber an ein solches Beginnen durfte ein päbstlicher Legat, wenn er auch gewollt hätte, in jenen finstern Tagen am wenigsten denken.

§. 260.

Christians Entwurf fand bald die volle Genehmigung des Legaten, welcher ihm mit seinem weisen Rathe dabei hilfleistend zur Seite stand. Der livländische Orden zur Ritterschaft Christi sollte nach dem Sinne des Bischofes Musterbild des neuen werden, und das den Zeitumständen gemäße Mittel zur Förderung der Kirche in Preußen, nicht aber die neue Kirche das mißbrauchte Werkzeug werden, um dem ländergierigen Adel Deutschlands Güterbesitzungen im heidnischen Preußen zu erwerben. So dachte sich der Bischof die Sache; und wenn nun einmal ein heidnisches Volk zuerst mit Gewalt unterjocht werden soll, um das Reich Gottes in seiner Mitte anzupflanzen, so war die Sache im Sinne jenes Zeitalters richtig gedacht.

Wirklich fanden sich auch durch Christians Bemühungen bald mehrere tapfere Ritter ein, welche diesen neuen Orden zu begründen wünschten; und vierzehn derselben wurden von dem Bischof als erste Mitglieder mit dem Ordenskleide beschenkt. Einer aus ihrer Mitte ward zum Meister der Uebrigen erhoben; und den Ordensgliedern der Ehrenname „der Ritter Christi,“ (milites Christi) oder „ der Ritterbrüder zu Dobrin “ gegeben, weil die Burg Dobrin, an der Gränze Masoviens, als Waffenplatz derselben und als Sitz des Landmeisters erkohren worden war. Obgleich bis jetzt noch an Anzahl höchst unbedeutsam, hatte doch das kleine Häuflein der Ritter Kühnheit genug, die plündernden Preußen im Kulmerlande aufzusuchen, und ihre zerstreuten Horden bis

an die Gränzen Pomesaniens zurückzujagen. Aber bald kamen die erbitterten Preußen mit einem mächtigen Heereshaufen zurück, und drangen durch das Kulmerland hinab, um die Burg zu zerstören, auf welcher die Ritter sich niedergelassen hatten. An der Spitze eines masovischen Heeres, welches der Herzog Conrad in Eile zusammen gerafft hatte, zogen nun die Ritter den heidnischen Preußen an der Drewenz hinauf bis zu der Stelle entgegen, wo nachmals Strasburg erbaut wurde.

Zwei volle Tage schlugen sich in heißem blutigem Kampfe die kleinen Christenhäuflein mit dem übermächtigen Feinde, und keine Parthei wollte den mit den Leichen der Erschlagenen bedeckten Wahlplatz, ohne Sieg verlassen. Endlich ergriff der Herzog von Masovien hoffnungslos die Flucht, und seine im Kampf ermüdeten Soldaten folgten ihm nach. Schon waren alle Ordensritter bis auf fünf gefallen, welche von allen Seiten vom Feinde überrennt, fechtend sich in ihre Burg zurückzogen, und sich in ihre Mauern einschlossen. Vergeblich wagten die wilden Preußen die Burgfeste im Sturme zu erobern, und ihren Groll im Blute der fünf übriggebliebenen Helden zu besänftigen; aber auch diese durften mehrerer Jahre lang das Burggehege nicht verlassen, wenn sie nicht außerhalb der Mauern den Tod finden wollten.

So war nun mit dem unglücklichen Tage bei Strasburg in der Seele des kummervollen Bischofs auch der letzte Funken von Hoffnung für die Sicherstellung des so lieblich begonnenen Bekehrungswerkes durch die trotzige Uebermacht der Götzendiener erdrückt worden; und er selbst schien für immer die geliebte Arbeitsstätte verlassen, und nach seiner Klosterzelle in Pommern wieder zurückkehren zu müssen. Auch der pommersche Herzog Suantepole, welcher Landesherr auf dem linken Weichselufer war, und auf der alten Hofburg zu Danzig seinen Wohnsitz hatte, glaubte unter den vorliegenden Umständen seine bisherige Parthei ändern, und, obgleich ein Bekenner

des Christenthums und Christians Bekehrungswerk bisher begünstigend, von nun an an die siegreichen Preußen gegen die Deutschen sich anschließen zu müssen, um sein eigenes Land gegen ihre Anfälle sicher zu stellen; und mit seinem Abfalle schien auch der letzte Versuch, das begonnene Werk von der Gewalt des Heidenthums zu erretten, für immer gescheitert zu haben.

Zweiter Abschnitt.

Bewaffnete Bekehrung der alten Preußen durch die deutschen Ordensritter.

§. 261.

Es war unstreitig eine Zeit schwerer Drangsale, welche nach sechzehnjähriger angestrengter Missionsarbeit unter den heidnischen Preußen nunmehr über den eifrigen Bischof Christian hereingebrochen war. Die Pflanzung seiner Liebe, und mit ihr die schönste Freude seines Lebens, war, wie es schien, für immer vor seinen Augen vernichtet, das Zutrauen des heidnischen Volkes zu der Redlichkeit seiner Absichten verloren, und in bittern Haß gegen das Christenthum verwandelt, und der fleischliche Arm weltlicher Macht, auf den er sich nur allzu zuversichtlich gestützt hatte, war gleich dem Rohrstabe Egyptens zerbrochen, und hatte ihn in der Hand schwer verwundet. Wie viel besser stand es mit seinem großen Saatfelde, und mit seinen Aussichten auf die Bekehrung des preußischen Volkes vor seiner letzten Reise zu dem päbstlichen Stuhle nach Rom! Ein mageres Linsengericht hatte er mit dem Bischofsstabe und dem Besitze der kulmischen Herrschaft dort eingekauft, um welches er sein schönes Erstgeburtsrecht an den Missionssegen eingebüßt hatte. Nichts war ihm übrig geblieben, als die traurige Wahl, entweder in Geduld und harrender Unthätigkeit so lange auf dem Arbeitsfelde zu warten, bis ihm das abgewendete und aufgereitzte Volk mit neuem Zutrauen wieder

entgegen kam, oder er mußte nach dem Wanderstabe greifen, um ein Land wieder zu verlassen, in welchem nichts weiteres zu wirken für ihn übrig geblieben war.

Hätte indeß der nüchterne Sinn des Bischofs den einen oder den andern dieser Wege eingeschlagen, so konnte er sich dabei keineswegs verbergen, daß ihm nach seiner Entfernung vom Kampfplatze über die Art und Weise, das begonnene Werk weiter fortzusetzen, weder Befugniß noch leitender Einfluß zugestanden wäre, seitdem der Faden desselben am päbstlichen Stuhle angesponnen worden war. Die baldige Rückkehr eines Kreuzheers in das empörte Land konnte er nicht so leicht wieder wünschen, da er die unglücklichen Folgen des letzten Heerzuges nur allzu schmerzlich fühlen mußte. Unter diesen kummervollen Betrachtungen trat ihm der Gedanke an den deutschen Ritterorden in die Seele, dessen schnelles Aufblühen der Gegenstand allgemeiner Bewunderung in jenen Tagen war. Dieser Orden war im Jahr 1190 im Lager vor Akkon im gelobten Lande von einigen Bürgern aus Bremen und Lübeck in der Absicht gestiftet worden, den unglücklichen Deutschen, welche in den blutigen Feldzügen gegen die Sarazenen verwundet worden waren, zu Hülfe zu kommen. Mit diesem allgemeinen Zweck der Menschenfreundlichkeit verband sich, da der Orden in kurzer Zeit einen reichen Zufluß von Mitgliedern und Hülfsmitteln zählte, bald auch die besondere Absicht, der Kirche gegen alle ihre Feinde in der Heidenwelt kräftigen Beistand zu leisten. Ueberall in Italien und Deutschland umher wurden zahlreiche Ordenshäuser aufgerichtet, von den deutschen Fürsten mit ansehnlichen Gütern ausgestattet, von den Päbsten mit Privilegien begabt, und von der Frömmigkeit des Volkes zu solchem Grade des Wohlstandes innerhalb kurzer Zeit erhoben, daß der Hochmeister des deutschen Ritterordens, der edle und berühmte Hermann von Salza an der Seite des Kaisers Friederichs II. als Reichsfürst und Rathgeber glänzen konnte. Wenn einer der dama-

ligen Edeln Europas, so war er der Mann, der Weisheit und Macht genug zu besitzen schien, um dem niedergedrückten Bekehrungswerke im heidnischen Preußen durch seinen Einfluß wieder aufzuhelfen.

§. 262.

Der bedrängte Herzog Conrad von Masovien, der sein ganzes Land an die Preußen zu verlieren Gefahr lief, war nicht minder als der Hülfe suchende Bischof des Gedankens froh, bei dem deutschen Orden und dessen großherzigem Hochmeister die Hülfe einzuholen, deren das Werk ungesäumt bedurfte, wenn es nicht vielleicht für immer im Schiffbruch untergehen sollte. Beide kamen in dem Entschlusse überein, dem Hochmeister des deutschen Ordens eine Gesandschaft zuzuschicken, und denselben einzuladen, einen Theil seiner Ordensritter zur Bekämpfung der heidnischen Preußen herbeizusenden, mit dem Erbieten, dem neuen Ordenshause den Besitz des Kulmerlandes für ewige Zeiten zuzusichern. Hermann von Salza war ein kluger und frommer Mann, dem ein solcher Vorschlag schon darum wohlgefiel, weil es bei demselben auf die Erweiterung der christlichen Kirche im Heidenlande abgesehen war. Er war daher in Uebereinstimmung mit seinen Ordensbrüdern entschlossen, das Anerbieten anzunehmen, falls der Kaiser Friederich II. einwillige, und zu dem schweren Unternehmen seine Beihülfe verheiße. Auf die Anfrage bei dem Kaiser, gab dieser dem Hochmeister die Antwort, welche seiner großen und frommen Seele würdig war: „Dazu hat der Herr unsere Kaisergewalt hoch über die Könige des Erdkreises erhoben, und die Gränzen unserer Herrschaft durch die verschiedenen Zonen der Welt erweitert, auf daß wir Sorge tragen sollen, daß Sein Name in Ewigkeit verherrlicht, und der Glaube an das Evangelium auch unter die Heiden weit verbreitet werde.“ So ward nun dem Hochmeister die Vollmacht ertheilt, in das Land der Preußen mit der ganzen Macht seines Ordens einzudringen,

auch demselben bewilligt, daß der Meister für sich und seinen Orden das ihm von dem Herzog Conrad verheißene Landgebiet in Empfang nehmen, auch alles Land, welches der Orden in den Gebieten Preußens erwerben werde, völlig frei und ohne Dienstlast in seinen Besitz bringen könne.

Hierauf wandte sich der Hochmeister in derselben Angelegenheit auch an den Pabst Honorius III., welcher gleichfalls die Verbreitung des Glaubens im Norden auf jegliche Weise zu unterstützen und zu fördern versprach. Nun erst wurden mit dem Bischofe Christian, so wie mit dem Herzog Conrad, langwierige Unterhandlungen über die Art und Weise des Besitzes gepflogen und im Mai 1226 beendigt, nach welchen den Ordensbrüdern die Lande Kulm und Löbau sammt allem, was forthin durch den Orden den Händen der Ungläubigen entrissen werden möchte, mit Verzicht auf alles Eigenthumsrecht und sonstigen Anspruch mit Brief und Siegel zugesichert wurde. Es war unstreitig eine Handlung der Selbstverläugnung, daß der Bischof auf einen seinem Bisthum förmlich geschenkten und vom Pabst genehmigten, nicht unbedeutenden Landesbesitz unter den vorliegenden Umständen nicht einmal den Schein des Eigenthumsrechtes geltend machen wollte, wie schmerzlich es auch seinem Herzen fallen mußte, wenn bei diesen langen Unterhandlungen der Bekehrung des preußischen Volkes immer nur als einer Nebensache gedacht wurde. Aber dahin war es nun einmal gekommen, daß die deutschen Ordensritter, welche die Gewalt in ihren Händen hatten, nicht als bloße Werkzeuge betrachtet werden wollten, um der Kirche ein neues Gebiet im Heidenlande zu erobern; sondern zuerst verbriefte und von allen Seiten beurkundete Rechtstitel auf den Besitz des zu erobernden Landes in den Händen haben, und als Herren desselben annerkannt seyn wollten, um sodann das im Lande zu beginnende Bekehrungswerk mit ihrem Waffenschilde zu decken.

§. 263.

Mit diesem Augenblicke treten wir in den schauerlichen Vorhof eines blutigen Unterjochungskrieges ein, welcher mit weniger Unterbrechung, und lange unter wechselndem Glücke, einen Zeitraum von beinahe sechzig Jahren hindurch (J. 1226—1283) geführt wurde, und der sich mit der allmähligen Vertilgung des preußischen Volkes schloß. Kaum hatten sich die kleinen Schaaren der deutschen Ordensritter, mit welchen die schwachen Ueberreste der Ritterbrüder von Dobrin sich später vereinigten, an den Gränzen des heidnischen Preußens auf dem Kampfplatze eingefunden, und der tapfere Landmeister Hermann Balk an die Spitze derselben sich gestellt, so fingen sie an, die Burg Nassau am linken Weichselufer aufzurichten, um mit einer Wohnung zugleich einen sichern Vertheidigungsort an den Gränzen des Landes zu besitzen. Allein bald wurden sie gewahr, daß ihre kleinen Häuflein lange nicht zureichten, um mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolges mit dem übermächtigen Feinde einen Krieg zu beginnen, und den Kampf in das Herz seines Landes hineinzutragen. Ohne die Beihülfe eines neuen Kreuzzuges konnte nichts begonnen werden; und sie wandten sich daher an den neuen Pabst Gregor IX., der nicht lange zuvor (J. 1227) auf den päbstlichen Stuhl erhoben worden war, mit der dringenden Bitte, zur Stärkung ihrer Kriegsmacht, in Deutschland und in den benachbarten Königreichen und Herzogthümern das Kreuz predigen zu lassen. Die Zeitumstände waren hiezu eben nicht günstig. Der Pabst Gregor lag mit dem Kaiser Friedrich II. seit seiner Stuhlbesteigung in hartnäckiger Fehde, und ging schon damals damit um, was er erst zwölf Jahre später ausführte, den Bannstrahl über den verhaßten Monarchen auszusprechen. Auch war gerade ein mächtiges Kreuzheer aus allen Ländern zusammengerafft worden, um den siegreichen Sarazenen im Morgenlande die Spitze zu bieten. Dem klu-

gen Hochmeister Hermann von Salza gelang es indeß (J. 1229), den erzürnten Pabst mit dem Kaiser Friederich II. wieder zu versöhnen, und denselben zu bewegen, zur schnellern Beförderung des Bekehrungswerkes in Preußen die deutschen und skandinavischen Völker zu einem Kriegszuge aufzufordern. „Bei Gott, dem Allmächtigen, ermahnen wir euch, schrieb jetzt der Pabst an die Völker des Nordens, hinzublicken auf die Liebe, mit welcher Christus euch geliebet hat, und ihm etwas wieder zu leisten für Alles, was Er euch geleistet hat. Umgürtet euch willig mit dem Schwerte, im Eifer für Gottes Sache die Unbill Seines Namens zu rächen, und eure Mitchristen aus den Händen der Heiden zu befreien, indem ihr hinziehet, und nach dem Rath der Ordensbrüder handelt, auf daß euch selbst ein ewiger Lohn werde, die Ungläubigen aber sich nicht ferner rühmen können, ungestraft den Namen Gottes zu befeinden.“ Auch an den Orden der Predigerbrüder wandte sich der Pabst mit dem Auftrage, das Werk in jeglicher Weise zu fördern, indem er zugleich im Namen der Apostel allen denen, welche auf die Frist eines Jahres in eigener Person an dem Unternehmen Theil nehmen oder zu demselben aus ihren Mitteln beisteuern würden, nach Verhältniß ihrer Leistung Vergebung der Sünden zusicherte.

Hermann Balk zog indeß (J. 1231) mit der kleinen Schaar seiner Ritter über den Weichselstrom hinüber. Hier trafen sie die Ueberbleibsel einer alten zerstörten Burg, Thurn, welche mit Wällen und Mauern befestigt und zur Vertheidigung eingerichtet war, und so entstand am Weichselufer die erste Ritterburg im Kulmerlande, welche heute noch den Namen Thorn trägt. Es währte nicht lange, so fiel auch Nogau, die gefährlichste der feindlichen Burgen im Kulmerlande, ohne bedeutenden Widerstand der Preußen in ihre Hände. Noch hatte Hermann einen hartnäckigen Widersacher, Pipin, hinter seinem Rücken, der das ganze Land umher beunruhigte. Mit unerhörter Grausamkeit fing nun dieser an, gegen die Einwohner, die

zum Christenthum sich bekannten, zu wüthen. Einige derselben wurden langsam am Feuer gebraten, Andere mit den Beinen aufwärts an Bäumen aufgehängt, noch Andern der Nabel ausgeschnitten, an einen Baum genagelt und die unglücklichen Opfer seiner Wuth so lange mit Peitschenhieben um den Baum getrieben, bis die Eingeweide aus dem Leibe herausgewunden waren. Der grausame Pipin ward von Hermann mit List gefangen, an einen Pferdeschweif gebunden, bis an die Burgthore geschleift, und dort, zur Vergeltung seiner Missethaten, an einen Baum aufgehängt.

§. 264.

In solcher Weise ward bald das Kulmerland von dem Feinde befreit; indeß sich in Deutschland und in den Nachbarländern große Heerhaufen der Kreuzbrüder sammelten, um ihre Lorbeern im heidnischen Preußenlande einzuholen. An sie schlossen sich zugleich bedeutende Schaaren anderen Volkes an, um sich im eroberten Lande als Ansiedler niederzulassen.“ Eine große schöne Landschaft sey am Weichselstrome bereits in Besitz genommen, ward in Deutschland allenthalben verkündiget, aber sie sey entvölkert und vernichtet, und bedürfe neuer Bewohner. Wer dahin ziehe, solle sich ansehnlichen Besitzthums mit mancherley Freiheiten und Gerechtsamen erfreuen, und das Land zu erblichem Eigenthum erlangen“ (Lukas David, B. 1. S. 63.). Auch die Böhmen wurden (J. 1232) zu einem Kreuzzuge vom Pabste aufgefordert. „Mehr als 5000 Christen, ließ sie Gregor wissen, schmachten bei den Preußen in schmählicher Gefangenschaft, und harren auf Befreiung; mehr als 10,000 Dörfer, Klöster und Kirchen in Preußens Nachbarlanden sind durch das heidnische Volk verbrannt, und über 20,000 Christen im Verlaufe der Zeit von denselben dem schmachvollsten Tode geopfert worden.“

An der Spitze von 5000 Kriegern zog nun (J. 1232) der edle Burggraf Burchard von Magdeburg mit einer Schaar deutscher Auswanderer in das Kulmerland ein.

Letztere wurden an den Ufern des Weichselstromes, zwischen den beiden Burgen Nassau und Thorn angesiedelt, und sie begannen nun auf diesem fruchtbaren Boden die Gründung der ersten Stadt, welche von der nahen Burg den Namen Thorn erhielt, und in der sich bald auch eine Kirche zum Andenken des Apostels Johannes erhob. Von hier rückte Hermann Balk mit der streitbaren Mannschaft der Kreuzbrüder am Weichselstrome bis nach der alten Feste Kulm hinab, welche neu aufgebaut und stärker befestigt wurde. Unter ihren schützenden Mauern gründete eine andere Schaar deutscher Kolonisten, die dem Kreuzheere gefolgt war, eine zweite Stadt, Kulm genannt, anfangs gering durch die Zahl ihrer Bewohner, bald aber durch neue Schaaren von Einwanderern beträchtlich vergrößert. Um von hier aus das benachbarte Pomesanien anzugreifen, wo der tapfere Stamm der Riesen auf der berühmten Riesenburg wohnte, fuhr Hermann mit dem Burggrafen noch weiter die Weichsel bis zur alten Burg Quidin hinab, wo sie landeinwärts am Nogatflusse landeten, und auf einem erhabenen Orte die Burg Marienwerder aufrichteten, welche als Schlüssel zum Eintritt in das heidnische Preußen dienen sollte.

Die stärkern Heerhaufen der Kreuzfahrer an dieser Stelle erwartend, wandte der kluge Hermann Balk seine ganze Sorgfalt vorerst darauf, dem neuerrichteten Bürgerstande in den Städten Thorn und Culm eine feste Ordnung und Verfassung zu ertheilen, welche unter dem Namen der kulmischen Handfeste vom Jahr 1233 als interessante Urkunde noch vorhanden ist. Es wurden den Einwohnern alle Rechte und Privilegien freier Städte ertheilt, ihr Gemeinwesen in allen seinen Fugen nach deutschem Rechte und deutscher Sitte geordnet, auch der Kirche ihr Erbtheil sammt ihren Befugnissen in derselben angewiesen, und beide Städte zu einem Musterbilde erhoben, nach welchem das heidnische Preußenland in seinen bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen umgeschaffen werden sollte.

§. 265.

Mittlerweile waren neue bedeutende Heerhaufen von Kreuzbrüdern am Weichselstrome angelangt, und mehrere deutsche Fürsten, mit denen sich auch die Herzoge von Polen und Pommern vereinigten, an der Spitze von mehr als 20,000 Kriegern im Kulmerlande eingerückt (J. 1233). Die heidnischen Preußen, erschreckt durch die Stärke der Kriegsmacht, die an ihren Gränzen stand, sandten unverweilt eine Anzahl ihrer Edlen und einige ihrer Priester in das christliche Lager, mit dem Erbieten, daß sie die christliche Taufe zu empfangen bereit seyen, wenn sie mit dem Kriege verschont würden. Jetzt wurde unter dem Schutze einer Anzahl rüstiger Kriegsleute der Bischof Christian ins Gebiet der Pomesaner geschickt, um zu predigen und zu taufen. Allein nach wenigen Tagen ward durch einen herumstreifenden Haufen die kleine Mannschaft plötzlich überfallen, bis auf den letzten Mann niedergemacht, und der Bischof selbst in die Gefangenschaft geführt. Ein seltsames Zaudern hemmte jetzt das schnelle Einrücken der Kreuzfahrer ins feindliche Gebiet. Sey es, daß die Fürsten des Kreuzheeres froh waren, des Bischofes los zu seyn, welcher das eroberte Gebiet gerne für die neue Kirche gewonnen hätte, und sich deshalb mit den deutschen Rittern nicht recht zu verständigen wußte, oder sey es, daß die erforderlichen Zubereitungen zum Einmarsche des Heeres noch nicht gemacht worden waren; — das Kreuzheer blieb lange Zeit unthätig im Kulmerlande liegen, indeß Mißverständnisse aller Art die Anführer desselben von einander trennten. Dem Pabste Gregor IX. ging die Gefangenschaft des Bischofes, so wie der Mangel an Einigkeit im christlichen Heere tief zu Herzen, und drei Bullen wurden an Einem Tage (7. Okt. 1233) zur Förderung des begonnenen Werkes von demselben erlassen. Die eine dieser Bullen ward an das Kreuzheer selbst gerichtet, und dasselbe erinnert, welcher Lohn der Unsterblichkeit diejenigen einst erwarte,

die unter dem Schutze des Herrn die Siege des Evangeliums erkämpfen, und welche Vergebung der Sünden denen verheißen sey, welche mit standhafter Tapferkeit dazu mitwirken, daß der wilde Geist der Preußen auf immer niedergedrückt und gebrochen werde. Eine andere Bulle richtete der Pabst an die Brüder des Prediger- (Dominikaner) Ordens in Preußen, worin er sie ermahnt, in der Aufnahme der Preußen zur Taufe alle Vorsicht anzuwenden, weil die Erfahrung zeige, daß dieses Volk den Wunsch der Taufe nur als trüglichen Vorwand gebrauche, und denselben zum Verderben der Christen anwende. Auch in Betreff des Bischofs Christian erließ der Pabst an den Orden die dringendsten Ermahnungen, um seine Erlösung aus den Händen der trotzigen Feinde so schleunig wie möglich zu befördern.

Indeß war der Winter des Jahres 1234 hereingebrochen, und das Sumpfland Pomesaniens durch starke Kälte zugänglich geworden. Mit tapferem Muth rückten nun die Krieger in die Grenzen des Feindes ein, während die Pomesanier sich bis zum Fluße Sirgune (Sorge) vor ihnen zurückzogen. Hier hatte sich ein mächtiges Heer derselben zum Kampfe aufgestellt. Es galt für sie nicht nur die Vertheidigung des väterlichen Heerdes; auch die Rettung ihres uralten Götterſitzes, der am Ufer dieses Flußes stand, lag in der Waagschale des entscheidungsvollen Kampfes. Auf diesem Wahlplatze sollte an diesem Tage entschieden werden, ob der Gott der Christen, oder die Götter ihrer Väter das Land künftig regieren sollten. Die Schlacht war fürchterlich, und lange schwankte der Sieg hin und her; endlich entschied er sich für das Heer der Christen; und durch die allgemeine Flucht der Feinde ward Pomesaniens Schicksal entschieden. Mehr als 5000 der Einwohner, welche für ihr Heiligthum gekämpft hatten, lagen erschlagen auf dem Kampfplatze. Aber auch 4000 Christen hatte der Sieg das Leben gekostet. Lange Zeit hernach hieß die Gegend, wo diese Schlacht geliefert wurde, immer noch das Todtenfeld.

§. 266.

Der heldenmüthige Widerstand der Pomesanier hatte den Fürsten den Muth genommen, für jetzt weiter in die Landschaft vorzudringen. Ein undurchdringlicher Wald bedeckte das Land bis zum Drausensee hinab, und das Eindringen in denselben bedurfte neuer Zubereitungen. Um das Kulmerland gegen die Pomesanier zu schützen, ward auf den Trümmern einer alten Bergfeste eine Burg erbaut, Rheden genannt, um welche sich bald eine Anzahl von Bewohnern ansiedelten, und den Ort zu einer kleinen Stadt erweiterten, welcher bald hernach eine städtische Verfassung gegeben wurde.

Es dauerte nicht lange, so brachen neue Irrungen über die Theilung des eroberten Landes unter den Heerführern des christlichen Lagers aus. Zur Beilegung derselben wurde aufs Neue der päbstliche Legat Wilhelm von Modena mit ausgedehnter Vollmacht in dasselbe gesendet, und nach langer Berathung der obwaltende Streit dahin entschieden, daß von allem bisher schon erworbenen und forthin noch zu erwerbenden Lande dem deutschen Orden zwei Theile mit allem zeitlichen Einkommen, dem Bischofe aber zum Behuf der Kirche der dritte Theil zufallen soll; jedoch dergestalt, daß in den beiden Ordenstheilen das geistliche Recht, ebenso wie in seinem eigenen, dem Bischofe zustehen solle. Christian, welcher indeß seine Freiheit aus der Gefangenschaft errungen hatte, war mit dieser Entscheidung des Legaten zufrieden, wie schmerzhaft ihm auch der Gedanke aufs Herz fallen mochte, daß bei der Theilung Livlands das umgekehrte Verhältniß beobachtet worden war. Mit hohem Vergnügen vernahm indeß der Pabst Gregor IX. die Siege der christlichen Waffen in Preußen, so wie die willkommene Botschaft, daß die Mißhelligkeiten zwischen dem Orden und der Kirche zur Zufriedenheit beider Theile beigelegt worden seyen. „Mit Vergnügen vernehmen wir, so schreibt er dem Kreuzheere in Preußen, daß in euch der Glaube

in voller Reinheit glänzet, und daß durch den Eifer eurer Tapferkeit das Gebiet der Gläubigen an den Gränzen Preußens von den Anfällen dieses wilden Volkes befreit wurde. Darum rufen wir Euch ermahnend zu, daß dem wackern Kämpfer die Krone des Ruhmes verheißen ist, und daß den Mühen kurzer Zeit der ewige Lohn des Lebens folgt."

Auch den Neubekehrten in Preußen galt sein aufmunterndes Wort. „Mit unendlicher Freude sind wir durchdrungen, daß der glorreiche Sohn des ewigen Vaters euch die Reinheit des wahren Glaubens zu erkennen gegeben, der Alle, welche in der Furcht des Herrn standhaft beharren, zum Vaterlande des Himmels führt. Darum ermahnen wir euch, mit Verheißung der Vergebung eurer Sünden, erwäget reiflich, wie schnell vergänglich die Mühe ist für den Lohn ewiger Ruhe, wenn ihr männlich beharret in den Wegen Gottes, und keiner Versuchung nachgebet, vom Pfade des Rechten abzuweichen. Achtet daher auf die frommen Ermahnungen und Beispiele des Ordensmeisters und der Brüder, unserer geliebten Söhne, und eifert ihnen nach; denn nur so mag es geschehen, daß mit Christi Hülfe der Glaube weiter schreitet, und ihr einst Alle im Reiche der Seligen Ruhe finden möget."

§. 267.

Mit dem Frühling 1235 waren neue Heeresschaaren deutscher Kreuzsoldaten am Weichselufer eingetroffen. Unter ihren Haufen befand sich auch der tapfere Markgraf Heinrich von Meißen mit 50 geharnischten Edlen und Rittern, welche sich durch die Pracht ihrer Rüstung und den Reichthum des mitgebrachten Kriegsmaterials auszeichneten. Auch große Schaaren deutscher Ansiedler hatten sich aufs Neue an den Heereszug angeschlossen, welche sich im eroberten Lande niederzulassen bereit waren. Mit des Markgrafen Kriegsmacht vereinigt, rückte der Landmeister Herrmann mit seinem Heere unverweilt

in die Wälder Pomesaniens ein, und innerhalb kurzer Zeit wurden fünf feste Landesburgen im Sturme erobert. Wer Widerstand leistete, ward getödtet, oder in die Gefangenschaft weggeführt. Die sich freiwillig den Siegern ergaben, wurden milde behandelt, und durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Bald kamen die in den Wäldern versteckten Einwohner in Schaaren aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und empfahlen sich der Gnade der Sieger.

Auf diese Weise ward in kurzer Zeit Pomesanien für den deutschen Orden erobert, und der Weg gebahnt, durch die Mündung des Weichselstromes und das frische Haff vom Norden her auf dem Elbingflusse, bis in das Herz von Pogesanien einzudringen. Der rüstige Markgraf ließ einige Kriegsschiffe erbauen, um mit denselben in den Drausensee einzulaufen, dessen Umfang in jenen Tagen viel größer war, und von Elbing südlich bis nach Dollstädt hinauf sich ausdehnte. Als nun (im J. 1237) der Markgraf nach getreuer Lösung seines Gelübdes nach Sachsen zurückkehrte, stellte sich der Landmeister Heinrich an die Spitze des Heeres, um in Pogesanien einzudringen. An der Stelle, wo der See in den Strom ausmündet, und in deren Nähe einst die berühmte Handelsstadt Truso stand, ward ein Castell aufgerichtet, das um so wichtiger war, weil durch dasselbe der Zusammenhang mit dem baltischen Meere leicht gesichert werden konnte.

Von hier aus begann der Kampf gegen das Volk der Pogesanier. Lange und erbittert kämpften sie um die Freiheit ihres Heerdes, und der Altäre ihrer Götter; aber die Macht und mit ihr auch die Wuth des Volkes ward am Ende durch die Tapferkeit der Deutschen gebrochen, und sie wagten nicht länger, auf offenem Felde sich den feindlichen Waffen gegenüber zu stellen. Wie konnte sie auch die heilige Romowe länger gegen die unwiderstehliche Gewalt schützen, mit welcher eine neue bessere Zeit wider ihren Willen über ihren finstern Wäl-

dern herein brach. Was vermochte Potrimpos am Sigunen-Flusse? Lag nicht sein Heiligthum zertrümmert zu Boden, ohne daß einer ihrer Götter vermocht hätte, seinen eigenen Altar gegen den Gott der Christen zu beschützen? Mit jedem Tage schwand je mehr und mehr die Hoffnung dahin, daß die alten Götter forthin bestehen könnten vor der Macht dessen, der, obwohl am Kreuze gestorben, doch fort und fort im Leben so gewaltig wirkt, und an dessen Kreuzeszeichen der Sieg über alle Völker angeheftet ist.

So ward Preußens zweite Landschaft, Pogesanien, für den Glauben und für die Gesittung der Deutschen erobert; und es währte nicht lange, so benützten die rüstigen Bremer- und Lübeker-Handelsleute jener Tage die Gelegenheit, auf einer Stelle, mit welcher sie schon seit mehreren Jahrhunderten ihre gewinnreichen Handelsverbindungen angeknüpft hatten, einen großen Marktplatz, die Stadt Elbing, aufzurichten, wo sich eine große Anzahl lübekischer Auswanderer zur Ansiedlung niederließ (J. 1237). Bald sandten die jungen Bürger Elbings, um in der neuen Heimath nach den gewohnten Gesetzen und Rechten der Vaterstadt zu leben, eine Botschaft nach Lübeck, und erbaten sich das lübekische Recht als Grundlage ihrer städtischen Verfassung, das auch bald in andern Städten der Ostsee herrschend wurde.

§. 268.

Nach den Ungewittern des Kriegs kehrte auch bald friedlicher Verkehr und neue Lebensfreude wieder in die verwüsteten Gauen zurück. Kriegslust und Landesgewinn waren ja nicht die einzigen Triebfedern gewesen, welche die deutschen Ritter in die Wildnisse der heidnischen Preußen gelockt hatten; auch für die Verbreitung des heiligen Glaubens hatten sie im fremden Lande das Schwert gezogen. Nicht blos niederreissen wollten sie das Alte, das nicht länger bestehen konnte, auch aufbauen wollten sie das Neue unter dem Panier des Kreuzes,

das sie als Zeichen der Menschenfreundlichkeit und der rettenden Liebe ihren Heeren vorantrugen. Noch war das Gefühl für die hohe Bedeutung dieses Sinnbildes in den Herzen der Ordensbrüder nicht ganz ausgestorben, und am lebendigsten regte es sich im Gemüthe des edeln Herrmann Balk, der als Landmeister und Führer mit dem leuchtenden Beispiele der Mäßigung und des Wohlwollens überall voranging. Dieser Sinn war auch der Quell der milden und menschenfreundlichen Behandlung, mit welcher man fast überall in den gewonnenen Landen den Neubekehrten begegnete. Den besiegten Preußen sollte durch die That gezeigt werden, daß mit dem Glauben der Väter nicht zugleich die Freiheit des Volkes untergegangen sey, daß vielmehr dem neuen Glauben der Christen eine höhere Freiheit entsprieße, welche die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft ordnet, das Leben veredelt, und ebendamit die Mutter ächter Volksgesittung und wahren Wohlstandes wird.

Obgleich der Orden sich nach dem Rechte der Eroberung als einzigen obersten Lehensherrn betrachtete, dem der Landesbesitz zugehörte, so erhielt doch der Eingeborne eben so gut wie der Eingewanderte nach gleichem Rechte das ihm übergebene Landeigenthum als Lehenbesitz für bestimmte Leistungen und Verpflichtungen. Der jährliche Lehenzins, welcher in Getreide, Zinshühnern, oder Geld bestand, war für Deutsche und für Preußen in der Regel völlig gleich, so wie Letztere auch im Genusse bürgerlicher Vorrechte und Freiheiten mit den Eingewanderten gleich gehalten wurden.

Auch in den übrigen Verhältnissen des Lebens war es milde Schonung und Freundlichkeit, mit welcher der fromme Landmeister seinen Ordensbrüdern im Verkehr mit den Neubekehrten durch ein edles Beispiel voranging. „Nicht wie Herren, berichtet ein Chronist, sondern wie Väter und Brüder ritten sie im Lande hin und her zu Vornehmen und Armen, luden die neuen Christen zu Gast, nahmen Theil an ihren häuslichen Festen,

pflegten mitleidig arme und kranke Preußen in den neu aufgerichteten Hospitälern, versorgten Wittwen und Waisen, deren Männer und Väter im Kriege erschlagen worden waren, schickten talentvolle Knaben und Jünglinge nach Deutschland, besonders nach Magdeburg, in die Schulen zum Unterricht, um solche hernach als christliche Lehrer in ihrem Vaterlande zu gebrauchen" (Dusburg P. III. c. 68.). Zum Unterhalt dieser Jünglinge wurden überall in Deutschland umher in jenen Tagen Missions-Collecten eingesammelt, und eben so auch zur Verpflegung armer und kranker Preußen, „also daß um solcher Sitten willen die deutschen Ordensbrüder auch von solchen Preußen, die noch abgöttisch waren, großes Lob empfingen" (Lukas David B. II. S. 88.).

Dieselbe Mäßigung und Milde bewiesen die Ordensbrüder auch um die Verbreitung des Glaubens, und um die Bekehrung der Eingebornen zum Christenthum. Freilich ging meist die Taufe dem Unterrichte voran, und zu wenig Gewicht ward auf innere Ueberzeugung gelegt; aber an diesem Fehler hatte die Zeit ihre allgemeine Schuld; der Landmeister hatte ausdrücklich geboten, daß kein Preuße durch irgend ein gewaltsames Mittel zur Taufe bewogen werden solle. Wohl mochten die Kloster-Mönche, die in großen Schaaren über das eroberte Land sich verbreitet hatten, diese weise Verordnung des Landmeisters nicht immer gewissenhaft beobachtet haben, indem sie sich im Bekehrungsgeschäfte von dem Willen ihrer Obern und dem scheinbaren Interesse ihrer Verbrüderung häufig leiten ließen; aber immer hatte doch der mißhandelte Preuße in dem Landmeister seinen billigen Richter, wenn er über Gewaltthaten dieser Art vor seinem Richterstuhle Klage führte.

§. 269.

Es war ein Glück für die eroberten Landestheile, daß mehrere ausgezeichnete Männer an der Spitze der herbeigelaufenen Mönche standen, welche das Bekeh-

rungsgeschäft mit frommem Eifer und weiser Mäßigung leiteten. Unter diesen stand der freundliche Bischof Wilhelm von Modena oben an, welcher fast unaufhörlich mit der Predigt des Evangeliums sich beschäftigte, und dessen eifriges Bemühen mit heilsamem Erfolge gekrönt war. Neben ihm arbeitete der kulmische Bischof Christian, welcher, wie abgeneigt ihm auch der alte Ordenschroniste Dusburg in seinen Berichten ist, eine ausgezeichnete Tüchtigkeit bewieß, sich für die Belehrung der Einwohner und die allmählige Pflanzung des Christenthums im Lande nützlich zu machen. Es waren meist Dominikaner-Mönche, welche mit Begünstigung des Herzogs Conrad von Masovien nach Preußen herbeiströmten, um das Bekehrungswerk derselben in ihren Wildnissen zu treiben. Der Unterricht im Christenthum, den sie ertheilten, war freilich nicht besser und nicht gründlicher, als er um diese Zeit in allen Volksschulen Deutschlands gegeben wurde. Ein alter Chroniste Leo (Hist. Pruss. p. 72.) gibt uns eine kurze Uebersicht über denselben. „Nhun hatte Bischof Christianus, auch die Bruder des Ordens, bestalt etliche monche Prediger Ordens, deren etliche Polnische, auch etliche Preusche Sprache konden oder gelernt hatten. Von denen wurden die Preußen geleret ins erste die zehn gebot, darnach der algemeine Apostolische glauben, darnach von der Taufe und Sacrament des altars, auch von der Busse und Bekerunge zu Gotte und vorgebung der Sünden.“

Besonders zeichnete sich im Bekehrungswerke jener Tage ein krakauischer Domherr, Hyazinth, ein Schüler des Dominikus aus, welcher der Apostel des Nordens und der Wunderthäter seines Zeitalters genannt wird. (Bzovius Ann. eccl. Tom. XIII. p. 419, et Alberti vita Hyacinthi.) Er ward in Schlesien im Jahr 1185 geboren, machte seine theologischen Studien zu Krakau, Prag und Bologna, und kehrte als Gehülfe des Bischofs sodann nach Krakau zurück. Der damalige Staatskanzler von Polen, Yvo von Konski, sein Oheim, nahm

ihn mit mehreren Andern (im J. 1218.) mit sich nach Rom, wo bald die Beredtsamkeit des Dominikus, der sich damals in dieser Hauptstadt aufhielt, die Gemüther dieser jungen Männer hinriß. Hyazinth ward ein eifriges Mitglied seines Ordens, und reiste nun mit Mehreren seiner Brüder zu Fuß durch Italien, Kärnthen, Steiermark, Mähren und Schlesien, wo er überall das Wort Gottes verkündigte, und Dominikaner-Klöster zu stiften sich bemühte. Zu Krakau in Polen brachten seine feurigen Reden eine mächtige Veränderung unter den Einwohnern hervor; und nachdem er überall in Polen umher mit flammendem Eifer und hinreißender Beredtsamkeit die Einwohner zur Buße aufgefordert hatte, machte er sich auf den Weg nach dem benachbarten Preußen und ließ sich eine Zeitlang zu Kulm, Elbing und an den Gränzen des Samlandes nieder, um die Heiden zu bereitwilliger Annahme des Christenglaubens aufzufordern. Seine Predigten unter den Preußen blieben nicht ohne heilsame Frucht, obgleich das Feuer, das in seiner Seele brannte, ihn an keiner Stelle lange bleiben ließ, um dem Unterrichte im Christenthum eine geduldige Ausdauer zu widmen. Er schien eine lodernde Flamme zu seyn, welche überall umher zog, um zu zünden, wo er gleichgestimmte Seelen antraf. Wo er nur konnte, stiftete er Klöster, in welchen die Jünglinge sich sammelten, welche durch sein Wort zu einem regen Leben des Christenglaubens im Geiste des Zeitalters aufgeweckt worden waren. Nachdem er alle Länder Skandinaviens zu Fuß durchwandert hatte, zog er nach Rußland, um den Tataren, welche damals das Land verwüsteten, das Evangelium zu verkündigen. Von da ließ er sich unter den heidnischen Litthauern zu Wilna eine Zeitlang nieder, wo es ihm gelang, ein kleines Häuflein von Neubekehrten zu sammeln, welche sich zu einem klösterlichen Bunde vereinigten. Nachdem er über 4000 Meilen Wegs zu Fuß zurückgelegt, und fast in allen Ländern Europas das Evangelium verkündigt hatte, kehrte

er (im J. 1257) nach Krakau zurück, wo er seinen Geist aufgab.

§. 270.

Eine verheerende Pest wüthete in diesen Tagen im Lande, und hemmte für einige Zeit nicht blos die Unternehmungen der Soldaten, sondern auch die Arbeiten der Heidenbekehrer. Die Ordensritter schlossen sich in ihren Burgen ein, die Neubekehrten flüchteten sich in das Dickicht der Wälder, indeß die Heiden in großen Schaaren zu den Altären ihrer Götter strömten, um den Zorn derselben zu versöhnen. Hiedurch wurde die Bevölkerung der eroberten Landschaften, welche der Krieg bereits bedeutend geschwächt hatte, noch mehr vermindert. Um diese Verluste möglichst zu ersetzen, war der Landmeister emsig bemüht, unter lockenden Versprechungen aus den Nachbarländern Schaaren von Einwanderern herbeizuziehen. Wirklich fanden sich auch große Haufen derselben aus Polen und Pommern ein, besonders aus der Klasse der Edelleute, welche wohlfeilen Kaufes bedeutende Güterbesitzungen im Lande zu erwerben hoffen durften. So geschah es, daß in den eroberten Provinzen, besonders in Pomesanien ein wunderbares Gemisch von Menschen sich niederließ, welche, obgleich von verschiedenen Sprachen und Volkssitten, dennoch friedlich nebeneinander wohnten, und die Grundlage bildeten zu dem vielgestammten Geschlechte, welches wir in den spätern Jahrhunderten in diesen östlichen Provinzen Preußens antreffen.

In dieser Lage der Dinge ward die Hauptstütze der neuen Schöpfung in Preußen, der wackere Landmeister Herrmann Balk (im J. 1238) vom Hochmeister des Ordens, Herrmann von Salza nach Deutschland abgerufen worden, und als einstweiliger Stellvertreter desselben trat im folgenden Jahr der Ordensritter Berlevin in die Landesverwaltung ein. Der edle Hochmeister, an ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens

vielleicht der größte und ehrenwertheste Mann seines Zeitalters, vollendete seine irdische Laufbahn noch in demselben Jahre, und ihm folgte nicht lange hernach Herrmann Balk im Tode nach. An beiden Männern erlitt das Eroberungs- und Bekehrungsgeschäft im heidnischen Preußen einen unersetzlichen Verlust, der sich auch bald durch peinliche Hemmungen und Zerwürfnisse aller Art kund that. Des Landmeisters Tod gab dem Bischof Christian, welcher sich durch den Gang der Dinge in Preußen schon längst verletzt fand, die willkommene Gelegenheit, alle bis jetzt mit Gewalt niedergedrückte Klagen seines Herzens über das Verfahren des Ritterordens in den Schoos seines Gebieters zu Rom auszuschütten. „Die deutschen Ordensritter gestatten nicht, berichtet er dem Pabst Gregor IX., daß solche Preußen, welche sich zur Annahme des Christenthums bereit erklären, zur Taufe zugelassen werden, indem sie als Grund dieses schnöden Verfahrens vorgeben, daß die ungläubigen Preußen leicht durch ihre Ueberzahl den im Lande befindlichen Christen gefährlich werden könnten. Die Neubekehrten, welche ihrem Landes-Bischofe den Eid der Treue geschworen, werden nicht selten, sofern sie nicht den Ordensrittern Gehorsam leisten, von denselben so bedrängt, daß sie aus Furcht gegen diese Quäler oft zum Heidenthum zurückzukehren bewogen werden. Pilgrimme verhindern sie am Besuche der Kirchen, und ihre schnöde Habgier war die Ursache, daß manche der neugebauten Kirchen durch den Einfall der Heiden zerstört, und verlassen werden mußten.“ — Die Reihe seiner bittern Klagen schloß der Bischof mit der Bitte an den Pabst, ihn aus diesen Bedrängnissen, und die Kirche von dem drohenden Verderben zu befreien. (Lukas David B. I. S. 256.)

Man hat es dem gereizten Bischofe zum Vorwurfe gemacht, daß er diese Klagen nicht während der Lebzeiten des Landmeisters Herrmanns habe laut werden lassen. Immerhin ist es auffallend, daß der Bischof, welcher

doch das Bekehrungswerk in Preußen zuerst begonnen hat, seit der Stiftung des deutschen Ordens im Lande je mehr und mehr in der Geschichte zurückbleibt und nur selten zum Vorschein kommt. Wohl mag der Umstand, daß er so manchen seiner Plane vor seinen Augen scheitern sah, zu dieser trüben Stimmung seines Gemüthes viel beigetragen und ihn unfähig gemacht haben, das Verfahren der Ritter mit unbefangenen Augen anzuschauen. Ueberhaupt ist die schönste Periode seines thatenreichen Lebens schon längst vorüber gezogen, und der Freund Christi muß es bedauern, daß das heitere Gestirn seiner Laufbahn an einem umwölkten Himmel untergeht. Hat er, was die Geschichte nicht weiter zu erörtern vermag, um des Guten willen Unrecht erduldet, so war dieß Gnade bei Gott. Der Pabst ernannte Schiedsrichter, um den verderblichen Streit zu schlichten; allein ob es ihnen gelungen sey, den Handel auf eine für beide Theile befriedigende Weise zu vermitteln, ist aus den vorhandenen Urkunden nicht weiter zu ersehen.

§. 271.

Da nach Herrmanns Tode der deutsche Orden eines neuen Oberhauptes bedurfte, so ward (J. 1239) der tapfere Markgraf Conrad von Thüringen hiezu auserkohren, welcher noch in demselben Jahre die erledigte Landmeisterstelle in Preußen mit dem Ordensritter, Heinrich von Wida besetzte, einem Manne, der alle Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß, um diesem wichtigen Berufe mit Würde vorzustehen. Allein noch ehe der neue Landmeister den preußischen Boden betrat, gedachten die Ordensritter zuvor einen gewaltigen Schlag gegen die Provinz Ermland (Warmien) auszuführen, welche nun die Reihe der Eroberungen im Osten zunächst traf. Ermland war eine der männerreichsten und größten Landschaften des heidnischen Preußens, und an allen ihren Gränzen mit Castellen umschlossen, welche dem Feinde den Zutritt in das Land von allen

Seiten erschwerten. Balga (Honeda), die festeste dieser Burgen an der Nordgränze des Landes, war auf der einen Seite vom Gewässer der frischen Haff umflossen, und von der Landseite mit Sümpfen und Morästen umringt, so daß nur eine enge und wohlbefestigte Landzunge zu den hohen Mauern der Festung führte.

Kaum hatten die Ermländer erfahren, daß die Ordensritter auf die Erstürmung von Balga ausgingen, so warfen sie unter Anführung des tapfern Feldhauptmanns Kodrum den Kern ihrer streitbaren Mannschaft in die Burg, um die Kühnheit des Unternehmens den Fremdlingen auf das Haupt zu bezahlen. Die Besatzung war entschlossen, ihren Heerd und die Altäre ihrer Götter mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Nun ward die Burg von den Rittern so lange belagert, bis Mangel und Hungersnoth die Belagerten zur Uebergabe nöthigten. Da erschien eines Tages der feindliche Feldhauptmann in ihrem Lager, um mit dem Ordensmarschalle wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Dieser forderte, daß die Besatzung den christlichen Glauben bekennen, und dann frei die Burg verlassen solle. Kodrum aber gab zur Antwort: „Lieber werden die Männer auf der Burg bis auf den letzten Mann sterben.“ Indeß blieb dem Hauptmann nichts übrig, als den Soldaten auf der Burg diese Antwort zurückzubringen; aber kaum hatte er das Wort ausgesprochen, so ward er von den ergrimmten Soldaten mit einer Keule niedergestreckt. Als diese Frevelthat im Lager der Ritter kund ward, so wurde die Burg mit Gewalt erstürmt, und die Besatzung in derselben niedergemacht. Mit Balga fiel ihnen der Schlüssel zu Ermland in die Hände. Aber kaum hatten sie sich in der Festung niedergelassen, so stand das ganze Volk von Warmien wie Ein Mann auf, um Balga, es koste was es wolle, mit Blutströmen wieder zu erkaufen. Ein ganzes Volk, der tapfere Piopso an seiner Spitze, stand unter den Waffen. Aber der umschlossenen Burg war mit ihrer rohen Kriegskunst nichts

anzuhaben, indeß mancher tapfere Mann unter den Mauern von den Pfeilen der Ritter getroffen ward. Auch sie beschlossen jetzt, die Festung auszuhungern; und schon war in derselben die Noth aufs höchste gestiegen, als der neue Landmeister Heinrich mit dem Herzog Otto von Braunschweig und großen Haufen geharnischter Ritter ganz unerwartet unter ihren Mauern erschien. Das Heer der Ermländer ward nun von allen Seiten angegriffen und geschlagen, und ganz Warmien mit dem benachbarten Natangen und Bartenland von den Rittern erobert. Bald fiel eine Landesburg um die andere in ihre Hände; diese wurden aufs Neue befestigt, und so hoben sich um diese Zeit die Burgen von Kreuzburg, Bartenstein, Weissenburg, Schöppenbeil, Neidenburg, Heilsberg, Braunsberg und Andere aus ihren Trümmern empor, unter deren schützenden Mauern sich bald Haufen von Einwanderern, mit den getauften Landeseinwohnern gemischt, niederließen und neue Landesstädte aufrichteten.

§. 272.

An ländergierigen Einwanderern aus Polen, Pommern, Schweden, Deutschland und Schlesien hatte es bis jetzt im Lande nicht gefehlt, und auch dem Heerhaufen des Herzogs Otto waren große Schaaren derselben mit Weibern und Kindern in der Absicht nachgezogen, um Niederlassungen im neueroberten Lande aufzusuchen. Den Ordensrittern waren diese neuen Einwanderer immer um so erwünschter, als sie an ihnen stets getreue Unterthanen fanden, die mit ihnen gleiches Interesse theilten, und auf deren Hülfe und Ergebenheit sie in jedem Falle sicherer rechnen konnten, als auf die der Eingebornen. Sie erhielten auch alle reichliches Besitzthum mit großen Freiheiten und Vorrechten. Nicht selten wurden einem deutschen Edlen mehrere verlassene preußische Dörfer als erbliches Eigenthum nebst der ganzen Markung übergeben, sobald er nur die Verpflichtung übernahm, die entvölkerten Orte mit neuen Bewohnern

zu besetzen, und dem Orden in seinen Kriegen mit Mann und Roß beizustehen. Es ist begreiflich, daß diese neuen Ansiedler nicht selten von den Eingebornen mit scheelen Augen betrachtet, beneidet und auf mancherlei Weise beunruhigt werden mußten, weßhalb auch sie es für nöthig fanden, ihre Wohnsitze mit Mauern und Gräben zu umziehen, um sich und den Ihrigen die erforderliche Sicherheit gegen die Einheimischen zu verschaffen.

Kaum hatten nämlich die bezwungenen Preußen sich vom ersten Schrecken ihrer Niederlage wieder erholt, so fingen sie an, ihre Lage unerträglich zu finden. Und bald zog ein Geist des Ingrimms und der Erbitterung durch die Einwohner des eroberten Landes, der um so tiefer in ihre Gemüther sich einwurzelte, je weniger es ihnen das Gefühl der Selbsterhaltung gestattete, dem finstern Grolle ihrer Herzen Luft zu machen. Zwar konnte es ihnen nicht verborgen bleiben, daß die Neubekehrten unter den Landes-Einwohnern, sobald sie nur dem Orden Treue und Ergebenheit bewiesen, nicht minder als die fremden Einzöglinge mit Güterbesitz und Begünstigungen aller Art bedacht wurden; sie sahen, wie die Ordensritter kein Mittel unversucht ließen, um die Edlen des Landes auszuzeichnen und durch Wohlthaten an sich zu fesseln. Auch konnte ihrem Auge nicht entgehen, wie eifrig die neue Landes-Regierung darauf bedacht war, den Ackerbau und die bürgerlichen Gewerbe emporzuheben, und durch Schaaren von Priestern für den Unterricht des Volkes und die Bekehrung zum neuen Glauben zu sorgen; aber all dieses konnten sie nicht als Ersatz für das Entrissene betrachten. War doch die alte Freiheit, wie sie die Väter in ihren Gauen genossen hatten, vor ihren Augen untergegangen; war doch die alte Volkssitte in allen ihren Fugen verletzt und zerrissen; war doch die geliebte Heimath eine Beute der Fremdlinge geworden, indeß keine Familie des Landes war, welche nicht geliebte Todten zu betrauern hatte, die im Kampfe für die Unabhängigkeit des Vaterlandes ge-

fallen waren. Und was noch das bitterste von Allem war, die Altäre ihrer Götter waren niedergerissen, die heilige Romowe lag verwüstet in Trümmern, die alten Landesgötter waren von ihren Wohnsitzen weggeflohen, und die Priester derselben gemordet, indeß ein neuer Glaube ihnen mit Gewalt aufgedrungen ward, dessen Besitz sie mit dem Verluste ihrer alten Freiheit erkaufen sollten. So grollte es in ihren erbitterten Gemüthern, und wie ausgedehnt auch die Eroberungen der Ritter, und wie furchtbar ihre Maaßregeln zur Sicherung des Besitzes derselben waren; so bedurfte es doch nur eines Funken, um ein Feuer im Lande anzuzünden, das alle Bollwerke der Fremdlinge wieder zu verzehren im Stande war.

§. 273.

Ein verderbendrohendes Sturmgewitter zog mit dem Anfang des Jahres 1241 im Osten Europas auf, das auch der Mission in Alt-Preußen den Untergang drohte. Ein wildes Völkergeschlecht, die Mongolen, hatte sich aus den innern Steppenländern Asiens gleich einer Wasserfluth über Rußland hergestürzt, und fuhr unaufhaltsam fort, seine verheerenden Schwärme über die Ebenen von Polen hinzuwälzen. Schon stand der schreckliche Feind an den Ufern des Weichselstromes, indeß Krakau durch seine Wuth in einen Steinhaufen verwandelt wurde. Während in Polen, Schlesien und Mähren alle wehrbare Mannschaft sich zusammenraffte, um dem wilden Strome der Mongolen einen festen Damm entgegenzustellen, fand auch der deutsche Orden für nöthig, Preußens südliche Gränzen durch Vereinigung aller seiner Streitkräfte gegen die Einfälle der Räuberhorden zu verwahren. Indeß ward in Schlesien auf der Ebene von Wahlstatt die große Mongolen-Schlacht geliefert, deren glücklicher Erfolg den drohenden Sturm von Preußens Gränzen abwandte. Aber die Deutschen im Lande hatten während dieser Zeit schwere Drangsale von den erbitter-

ten Einwohnern erduldet, und Viele derselben waren auf ihren Aeckern unversehens überfallen und ermordet worden, weßhalb sie nur zur Nachtzeit ihre Felder zu bestellen wagten; und reiften auch die bewachten Saaten zur Ernte heran, so wurden diese von den feindlichen Preußen geraubt oder durch Feuer vernichtet, so daß bald eine allgemeine Hungersnoth im Lande entstand.

Um den glimmenden Funken der Empörung zu einer Flamme aufzublasen, hatte sich der eifersüchtige Herzog des benachbarten Pommerns, Suantepole, dem die steigende Macht des Ordens in seiner Nähe ein Gegenstand peinlichen Mißtrauens geworden war, im Geheimen an die Unzufriedenen im Lande angeschlossen, und kein Mittel unversucht gelassen, durch Vorspieglungen aller Art die Gährung der Gemüther zu offener Empörung zu steigern. Als nun der Herzog selbst feindlich gegen den Orden auftrat, und mit einem ansehnlichen Heere das Land bedrohte, so brach, wie mit einem Schlage, ein allgemeiner Aufstand des Volkes aus. Ein Gefühl des Ingrimms und der Erbitterung durchglühte alle Einwohner, und Alle standen wie Ein Mann unter den Waffen, um den wilden Groll ihrer Gemüther im Blute der Fremdlinge zu besänftigen. Alles was deutsch war oder christlich hieß, ward ein Opfer ihrer Rache; nur wehrlose Weiber und Kinder verschonte das Schwert, um sie einer trostlosen Gefangenschaft zu überliefern.

Der Jammer erreichte den höchsten Grad, als der pommersche Herzog Suantepole mit seinen Heereshaufen über die Weichsel zog, und eine Burg um die andere in Besitz nahm. Der päbstliche Legat Wilhelm bat, vermittelte, drohte; alles vergeblich; der Herzog trotzte auf seine angeblich gute Sache, welche der Befreiung Preußens vom fremden Joche galt, und rückte vorwärts. Mehrere Male von den Ordensrittern aufs Haupt geschlagen, kam er mit immer neuen Heeren wieder zurück; und so mußten sichs am Ende die Ritter gefallen lassen, mit den dem Schwerte entronnenen Einwanderern sich in

fünf ihrem Besitze übrig gebliebene Burgen ohne Hoffnung eines baldigen Ersatzes von Preußen und Pommern einschließen zu lassen.

Endlich ward (Jahr 1243) ein kurzer Friede mit Suantepolc geschlossen; und der Legat benützte diese Ruhezeit, um, vermöge der schon früher vom Pabst erhaltenen Vollmacht, dem Preußenlande eine kirchliche Verfassung zu geben, obgleich der bei weitem größte Theil des Volkes noch blindlings dem väterlichen Heidenthume anhing, und nur wenige der Neubekehrten dem Christenglauben getreu geblieben waren. Aber diese Verfassung, welche erst zehn Jahre später ins Leben trat, lag in so entschiedenem Widerspruche mit allem dem, was der Bischof Christian für sich als Lohn seiner langen treu geleisteten Dienste erwarten zu dürfen glaubte, daß er bald darauf (J. 1244) dem düstern Grame seines Herzens im Tode unterlag. „Er ist in Mühe gefallen, schreibt der Chroniste, und bald nach diesen Begebenheiten gestorben“ (Luc. David B. II. S. 94. B. III. S. 28.). Möge es dem wackern Manne, in dem wir den ersten Begründer der preußischen Kirche ehren, im Scheiden klar geworden seyn, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist.

§. 274.

Indeß dauerte der Friede mit dem Herzoge Suantepolc nicht lange, denn schon im Jahr 1244 brach er, von Litthauern und abtrünnigen Preußen verstärkt, aufs Neue in das Kulmerland ein, und richtete Alles zu Grund, was sein Heereszug erreichen konnte. Das Land war auf seinen Einfall nicht vorbereitet, und darum war auch der Widerstand nur gering, den die Ritter ihm entgegen stellen konnten. Als nun ein hartnäckiges Treffen am Rensensee, in welchem der tapfere Dietrich von Bernheim fiel, für sie verloren ging, so glaubte schon der trotzige Suantepolc den letzten Funken der deutschen Herrschaft für immer in Preußen ausgelöscht zu haben. Im Ueber-

muthe zog er nun mit seinen Kriegern vor Kulm, die Hauptfeste des Landes, welche von Wehrmännern gänzlich entblößt war, und forderte sie zur Uebergabe auf. Als er der Stadt nahe kam, sie zu erstürmen, fand er die Mauern ringsum von Vertheidigern besetzt, welche muthig dem Ansturm widerstanden. Es waren die deutschen Frauen, welche die Rüstung ihrer gefallenen Männer angezogen hatten, und mit männlichem Heldengeist die Stadt vertheidigten. Schauerlich sind die Beschreibungen, welche uns die Chronisten von diesen Tagen des Jammers zurückgelassen haben (Lucas David B. III. S. 83. Dusburg P. III. c. 40.). Ueberall umher begegneten dem Auge nur Bilder des Elends, entvölkerte Gebiete, verwüstete Felder, vernichtete Dörfer, zerstörte Kirchen, verstümmelte Leichnams, und wo noch Menschen waren, diese mit Hunger und Verzweiflung kämpfend.

Mittlerweile raffte sich das kleine Häuflein der Ritter mit ihrer geringen Wehrmannschaft noch einmal zusammen. „Es ist besser, sagten sie, daß wir ehrenvoll im Tode endigen, als unter Jammer und Elend täglich dahin schmachten.“ Im Vertrauen auf den Gott ihrer Väter griffen sie Suantepoles mächtige Heereshaufen an; diese wurden geschlagen, und wer von ihnen nicht von des Schwertes Spitze fiel, büßte im Weichselstrome sein Leben ein. Zur allgemeinen Freude war der Ritter Poppo von Osterna als Landmeister gerade zur rechten Stunde nach Preußen gekommen, und er traf bald so kräftige Maaßregeln gegen den pommerschen Herzog, daß dieser nicht zauderte, zu einem Friedensschlusse mit dem Orden sich herbeizulassen. In diesen Tagen der Trübsal blieb indeß das begonnene Bekehrungswerk nicht stille stehen, obgleich jeder Christ, der es wagte, sich unter den heidnischen Preußen sehen zu lassen, einem martervollen Tode sich aussetzte. Es kamen neue Schaaren von Predigermönchen ins Land, um den Ungläubigen das Licht des Evangeliums zu bringen. Unter diesen befand sich Dominikus selbst, der berühmte Stifter des Prediger-Ordens,

welcher persönlich die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse des Landes kennen lernen wollte, um in Gemeinschaft mit seinen Brüdern desto kräftigere Hülfe zu leisten.

Noch sann der pommersche Herzog auf neue Pläne, um das Werk des deutschen Ordens in Preußen zu Grunde zu richten. Er fing an, dem gedrängten Lande die Zufuhr von Lebensmitteln auf dem Weichselstrome abzuschneiden. Indeß hatte Innocenz IV., der zuvor nicht lange den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte (1243), Gelegenheit gefunden, die feindseligen Plane kennen zu lernen, womit Suantepole das Bekehrungswerk in Preußen bekriegte. Aufgebracht darüber erließ er an ihn im Febr. 1245 ein drohendes Schreiben. „Du solltest die Stärke deiner Macht, schreibt ihm der Pabst, am meisten darin beweisen, was Gott wohlgefällig ist, und dem Glauben Zuwachs bringt. Allein dein ganzes Streben zielt auf das Gegentheil, indem du nicht ohne schwere Schmähung deines Schöpfers seine Gläubigen in Preußen mit grausamen Beschwerungen heimsuchst, und was noch schrecklicher ist, sie in Gemeinschaft mit den Heiden oftmals überfällst. Es staunen, die diesen Ausbruch der Verwirrung hören, zumal da es alles übertrifft, was Tyrannei und Wildheit heißt, mit Litthauern und Preußen die Gemeinde des Erlösers anzufechten. Wir ermahnen dich daher beim Kreuze und Blute Christi, daß du ohne Versäumniß in den Schooß der Kirche zurückkehrst, und das Werk Christi, welches in Preußen aufgerichtet wird, dir wirksam empfohlen seyn lassest; wiedrigenfalls wir gegen dich in solcher Weise verfahren werden, daß du nothwendig empfinden wirst, wie tief die Kirche angegriffen ist, wenn durch dich das Werk des Glaubens auf eine so verdammungswürdige Art gestört wird.“ Zu gleicher Zeit ward dem Erzbischof von Gnesen in einem eigenen Schreiben aufgetragen, „diesen Feind Gottes und Verfolger des Glaubens innerhalb vierzehn Tagen nochmals zu ermahnen, und sofort unter feierlichem Glockengeläute und bei brennenden Lichtern in ganz

Polen den Bannfluch gegen ihn und seine Anhänger öffentlich verkündigen zu lassen.“

§. 275.

Das päbstliche Schreiben scheint indeß keinen besondern Eindruck auf Suantepolc's Gemüth gemacht zu haben, denn er fuhr fort, die Schiffahrt auf der Weichsel auf jegliche Weise zu verhindern. Der Pabst erließ daher Befehle an die hohe Geistlichkeit verschiedener Länder, daß für das heilige Werk in Preußen und Livland von Neuem das Kreuz gepredigt werden, und daß die Geistlichkeit allen Eifer zur Förderung dieser heiligen Angelegenheit der Kirche beweisen solle. So erschallte nun der Kriegsruf des Kreuzes von Neuem durch alle Länder; und im Anfang des Jahrs 1246 kam der Hochmeister des Ordens selbst, Heinrich von Hohenlohe, nach Preußen, um das Kreuzheer gegen den widerspenstigen Herzog anzuführen. Dasselbe fiel mit aller Macht in Pommern ein, und von einem Ende des Landes bis zum andern ward mit Brand und Raub und Verheerung Alles durchzogen, sodaß kaum ein Dorf war, das die Wuth der Kreuzfahrer nicht schwer büßen mußte. Noch einmal raffte Suantepolc, vom betroffenen Unglück ungebeugt, alle seine Kräfte zusammen, um den Deutschen die Spitze zu bieten. Voll Begeisterung hielt er eine Anrede an seine Krieger, ehe die Schlacht begann, welche mit dem feierlichen Schwure schloß, daß am morgenden Tag Pommern und Preußen auf immer von dem deutschen Joch erlöset werden solle. Die Schlacht begann, und lange wurde auf beiden Seiten mit der größten Erbitterung gekämpft, bis endlich durch die Tapferkeit der Deutschen ein glänzender Sieg über ihre Feinde errungen wurde.

Von nun an war des trotzigen Suantepolc's Glücksstern für immer untergegangen. Durch den Bannstrahl des Pabstes, der über ihn geschleudert worden war, sowie durch wiederholte blutige Niederlagen niedergebeugt,

hat er die Deutschen um Frieden. Zehn Jahre lang hatte der wilde Waffensturm in Preußen und in seinem eigenen Lande getobt; die Länder waren verwüstet, die Bewohner verarmt, oder vom heimathlichen Boden hinweggescheucht, die herrlichsten Jugendkräfte der Völker waren verzehrt, ohne für alle diese Opfer einen andern Lohn als Verderben und Untergang eingeerntet zu haben. Auch die Preußen waren indeß muthlos geworden, und fingen an, an einem glücklichen Erfolg ihres Kampfes für immer zu verzweifeln. Ihre Kräfte waren erschöpft, indeß der fromme Eifer der deutschen Völker auch nach blutigen Niederlagen die gemachten Verluste immer wieder zu ersetzen wußte. Unter solchen Umständen reichte der Herzog Suantepolc die Hand zum Frieden, welcher im September 1248 mit ihm abgeschlossen wurde. Die Vortheile waren nicht geringe, welche durch diesen Friedensschluß dem Eroberungswerke des deutschen Ordens in Preußen zuflossen; und von diesem Augenblicke an war auch das Schicksal der preußischen Völker entschieden. Ein mächtiger Nachbar war für immer gedemüthigt und außer Stand gesetzt, das begonnene Werk in Preußen durch seinen Einfluß zu stören. Die eroberten Besitzungen der Deutschen, jenseits und zum Theil selbst diesseits des Weichselstromes waren bleibend gesichert; auch hatte der pommersche Herzog die Verpflichtung auf sich genommen, auf jegliche Weise dazu thätig mitzuwirken, daß eine neue Ordnung der Dinge, und mit ihr die allgemeine Herrschaft der Kirche in Preußen die Oberhand gewinne.

§. 276.

Kaum hatte sich der Orden der feindseligen Gewalt des pommerschen Herzogs durch einen festen Friedensschluß entledigt, so war das ganze Streben des Landmeisters auf die Unterwerfung der abgefallenen Landschaften in Preußen hingerichtet. Alles, was zum Aufbau bürgerlicher und kirchlicher Ordnung seit vierzig Jahren mit

großer Anstrengung bewerkstelligt worden war, hatte der zehnjährige Krieg mit Suantepolc gleich einer tobenden Wasserfluth vom Lande weggeschwemmt, und erst der neue Kampf, der jetzt begann, deckte den Schleier allgemeiner Verwüstung wieder auf. Noch im Spätherbst des Jahres 1248 zog der Landmeister mit einer ansehnlichen Kriegsschaar von Kulm nach Elbing hinab, um von dort aus das Eroberungswerk aufs Neue zu beginnen. Von hier aus brachen die Ritter ohne Widerstand in Ermland ein, und gelangten glücklich nach Balga. Verstärkt mit dem Heerhaufen der Burg, ward jetzt ein Zug ins Innere von Natangen unternommen; weit und breit ward die Landschaft durchzogen, durch Feuer und Raub verwüstet, und jeder, der Widerstand leistete, niedergemacht. Ein unglückliches Treffen, in welchem mancher tapfere Ritter fiel, führte neue, wohlgerüstete Kriegshaufen zur Hülfe herbei. Voran zog Markgraf Otto der Fromme von Brandenburg mit seinen Ritterhaufen, dem bald darauf der Bischof Heinrich von Merseburg mit einem neuen Kreuzheere folgte. Im Anfang des Jahres 1249 standen sie an den Ufern der frischen Haff zum Kampfe gegen die Preußen streitfertig da. Jeder an der Spitze seiner eigenen Heerschaar, durchzogen sie fast ohne Widerstand Pomesanien und Warmien; darauf auch Natangen und einen Theil des Bartenlandes, und allenthalben unterwarf sich das erschreckte Volk, und lieferte Geiseln zum Unterpfand der Treue aus.

So schnell acht Jahre zuvor in einer Aufwallung allgemeiner Begeisterung das preußische Volk seinen Abfall mit den Waffen erkämpft hatte, so schnell fügte sich jetzt wieder in einem Geiste des Schreckens und der Hoffnungslosigkeit das gesammte Volk dieser Landschaften der Herrschaft der Deutschen, so daß in kaum zwei Monaten die Eroberung derselben vollendet war. Beinahe zwanzig Jahre hindurch hatten nun die Preußen unter namenlosen Anstrengungen und Opfern gekämpft; es hatte in diesem Kampfe dem väterlichen Heerde und

der Heimath, der Freiheit und dem Vaterlande, der Volkssitte und der alten Ordnung ihrer Väter gegolten, und vor Allem lag das Theuerste, was sie in der Seele trugen, der Glaube an ihre Götter und die Ehrfurcht für die Heiligthümer ihres Vaterlandes in der Waagschaale dieses entscheidungsvollen Spieles. Ihm mußte Alles aufgeopfert werden, so lange noch ein Opfer für sie übrig war. Unter Sieg und Niederlage, im steten Widerstreite zwischen Furcht und Hoffnung, und unter mannigfaltigem Wechsel des Glückes, hatten sie den blutigen Kampf mit Ausdauer geführt. Es liegt unstreitig etwas Erhabenes in solchem Schauspiele der Nationen; denn auch der Irrthum ist dem Menschen theuer, wenn er von den Vätern her in das allgemeine Volksleben sich eingewurzelt und an die höchsten Bedürfnisse des Menschengeistes angefesselt hat. Freilich trägt das Evangelium Christi an diesen blutigen Kämpfen keine Schuld. Wohl würde dasselbe früher, als zeitliche Heeresmacht, in wehrloser und freundlicher Gestalt das arme Preußenvolk ohne einen Tropfen Bluts vom Irrthum seiner Wege zurückgeführet haben, wäre es ihm in seiner himmlischen Lauterkeit und Gotteskraft verkündigt worden. Aber diese herrliche Gestalt des Christenglaubens und diese siegende Macht des Gotteswortes über die Menschenherzen kannte eben jenes Zeitalter nicht, in welchem dieser rohe Kampf geführt worden war; und allgemein war der Wahn in der Kirche Christi herrschend geworden, als ob das Himmelreich auf Erden mit dem Degen in der Faust den heidnischen Völkern verkündigt werden müsse.

Endlich trat der päbstliche Legat noch einmal als Vermittler des Friedens und der Versöhnung zwischen dem Volke und dem deutschen Orden auf, und nach langen und schwierigen Verhandlungen gelang es ihm, die Häupter und Vornehmsten aus den Landschaften, denen das Volk die Vertretung seiner Rechte und Freiheiten übertragen hatte, mit den Obersten der Ordens-

ritter so weit auszugleichen, daß am 7ten Febr. des Jahres 1249 das Friedenswerk zu Stande gebracht werden konnte.

§. 277.

Schon das Friedens-Instrument läßt uns deutlich gewahren, daß es bei diesen Verhandlungen nicht um knechtische Unterjochung der Nation, sondern um bürgerliche und sittliche Umgestaltung derselben durch die Kraft des Christenglaubens und den heilsamen Einfluß der Kirche abgesehen war.

Es ward den Neubekehrten sowie den Heiden, sobald sie dem Unterrichte im Christenthum sich hinzugeben versprachen, das Recht zugestanden, durch Kauf oder auf anderem rechtlichen Wege sich Eigenthum zu erwerben, und solches für sich und ihre rechtmäßigen Erben zu besitzen. Sofort wurde das Erbrecht genau bestimmt, wie nach dem Tode das Eigenthum nicht bloß auf die männlichen, sondern auch auf die weiblichen Nachkommen des Verstorbenen übergehen solle. Es ward den Neubekehrten das Recht zugestanden, ihre beweglichen Güter nach freiem Belieben zu verkaufen, zu verschenken oder in anderer Weise darüber zu verfügen. Dasselbe sollte auch von den unbeweglichen Gütern gelten, jedoch mit der Beschränkung, daß eine Person oder Kirche, der ein Gut testamentlich vermacht war, verpflichtet war, solches Gut binnen Jahresfrist wieder an die Erben des Verstorbenen zu verkaufen, und nur den Erlös zu behalten. Es war den Neubekehrten verstattet, frei und nach eigener Wahl gesetzmäßige Ehen zu schließen, und an allen Rechtssachen Sachwalter seyn zu können. Auf die Anfrage des Legaten, welches weltliche Gesetz sie für sich freiwillig wählen wollten, baten sie sich die Gerichtsverfassung ihre Nachbarn, der Polen, aus, welche ihnen zugesprochen ward. Auch ward auf ihr Verlangen die Probe des glühenden Eisens abgeschafft. Die Neubekehrten wurden belehrt, daß alle Menschen, sofern sie nicht

sündigen, gleich seyen, daß nur die Sünde den Menschen zum Knecht mache, und daß jeder Freie, sobald er dem Laster diene, sich zum Sklaven der Sünde erniedrige. Dabei ward ihnen das Versprechen abgenommen, bei Beerdigung der Todten keine heidnischen Gebräuche weiter zu beobachten. Ebenso gelobten sie, dem Götzen Curche, sowie allen andern Göttern keine Weihopfer mehr zu bringen, sondern im Glauben an Jesum Christum und im Gehorsam gegen die Kirche standhaft zu beharren.

Die Neubekehrten gaben ferner das Versprechen, nicht mehr zwei oder mehrere Frauen zu ehlichen, sondern mit einer Frau in der Ehe zu leben, und ihren Ehebund in der Kirche bekannt machen zu lassen. Auch ward bestimmt, bis zu welchen Verwandschaftsgraden die Ehe gestattet sei. Keinem Vater und keiner Mutter sollte es künftig weiter gestattet seyn, ihre Kinder auszusetzen, zu tödten, oder durch einen Andern tödten zu lassen. Die neugebornen Kinder sollten unfehlbar im ersten Monat ihres Lebens zur h. Taufe gebracht werden, bei Verlust des Eigenthums der Eltern und der Strafe der Landesverweisung. Sofort versprach jede einzelne Landschaft, an bestimmten Orten Kirchen zum Gottesdienste zu erbauen; auch diese Kirchen mit dem kirchlichen Schmuck, mit Kelchen, Büchern u. s. f. zu versehen. Wären sie in einem bestimmten Zeitraum nicht aufgebaut, so soll der Orden eine Steuer erheben lassen, und dieses selbst thun. Zum Unterhalte eines Ortsgeistlichen wurden jeder Kirche acht Hufen Landes zugewiesen. An den Sonntagen sollten keine öffentlichen und lärmenden Arbeiten verrichtet und die Gottesdienste fleißig besucht werden. Aus Dankbarkeit für die empfangene Freiheit soll der Zehnten freiwillig in die Ordensscheuer eingeliefert werden. Endlich versprachen sie die Ehre und Rechte des Ordens nach ihren Kräften zu schützen, und an den Heerfahrten desselben in geziemender Rüstung Theil zu nehmen.

Man liest diese ersten Grundlagen einer bürgerlichen und kirchlichen Verfassung im heidnischen Preußen nicht ungerne; und man kann den Geist der Milde und Menschenfreundlichkeit nicht verkennen, der in denselben athmet. Das Gebäude einer wahren, bürgerlichen und sittlichen Freiheit konnte nur auf solche Grundlagen sicher aufgerichtet werden, und mit denselben war dem heidnischen Volke unstreitig ein Kleinod dargereicht, welches ihnen das schauerliche Recht des Griwe, und die rohen und menschenfeindlichen Sitten der Voreltern nicht zu geben vermochten. Immerhin mochten sie in unwissender Verblendung den Verlust der vorigen Freiheit noch lange beklagen, und den neuen Zustand der Dinge Knechtschaft nennen; es ließ sich mit Recht eine Zeit erwarten, in welcher sie als Kleinod schätzen lernten, was sie zuvor als Sklavenkette verachtet hatten.

§. 278.

Jetzt erst war die Zeit gekommen, wo die, sieben Jahre zuvor von dem päbstlichen Legaten entworfene, und schon von dem Pabst Gregor IX. gebilligte Kirchenverfassung in den eroberten Landschaften Preußens ins Leben gerufen werden konnte. Diesem Entwurfe gemäß, wurde das ganze Land in vier große bischöfliche Sprengel, das Kulmerland, Pomesanien, Ermland, und das erst zu erobernde Samland eingetheilt. „Es sey für gut befunden worden, erklärte ferner der Pabst, jeden dieser vier bischöflichen Sprengel wieder in drei Theile zu sondern, von welchen in jedem Bisthum zwei Theile dem Orden mit allem Einkommen und Gewinn, der dritte Theil aber dem Bischofe mit aller Gerichtsbarkeit und allem Rechte zufallen solle; doch dergestalt, daß auch in den Landestheilen des Ordens dem Bischofe alle Rechte zukommen sollten, die nur durch einen Bischof ausgeübt werden könnten.

Solange der Bischof Christian lebte, blieb er im ungeschmälerten Besitze des schon früher ihm zugewiesenen

kulmischen Bisthums, zu welchem auch das Land Löbau gehörte. Nach seinem Tode wurde sein bisheriger Mitarbeiter Heidenreich zu seinem Nachfolger erwählt. Keiner war würdiger, in seine Stelle einzutreten, als er; denn Keiner hatte sich um die erste Anpflanzung des Glaubens im Kulmerlande größere Verdienste erworben, und mit rastloserem Eifer an Christians Seite gearbeitet, als der Predigermönch Heidenreich. Freilich war er bei Antritt seines Amtes (1244) ein Bischof ohne Kirchensprengel, denn damals befand sich noch fast das ganze Kulmerland in den Händen der heidnischen Preußen, während die getauften Einwohner theils ums Leben gebracht, theils ins Ausland ausgewandert waren; auch war das Land so verwüstet, daß nur sehr wenige und in manchen Gebieten gar keine Kirchen übrig geblieben waren, in welchen Gottesdienst gehalten werden konnte. Der rüstige Heidenreich mußte daher hier eine ganz neue Schöpfung beginnen; und es lag ihm vor Allem an, neue Bewohner herbeizuziehen, um das verheerte Land wieder in Anbau zu bringen. Wer wüstes Gebiet von Neuem anbaute, sich eine Wohnung darauf errichtete, und so die Gründung eines Dorfes veranlaßte, erhielt vier Freijahre, in denen er den Getreide-Zins an den Bischof nicht zu entrichten hatte. Die Bemühungen des Bischofes begleitete bald der günstigste Erfolg, denn innerhalb fünf Jahren hatte sich in dem bischöflichen Landesantheile die Bevölkerung so bedeutend vermehrt, und der neuaufgebauten Kirchen waren so viele geworden, daß der Bischof schon auf die Errichtung einer Cathedral-Kirche denken konnte.

Diese wurde (J. 1251) in Kulmsee aufgerichtet und der heiligen Dreieinigkeit geweiht, auch zugleich ein Domstift mit derselben verbunden, in welchem die Regel des heiligen Augustin als Klostervorschrift eingeführt, und die Domkandidaten zu Verkündigern des Evangeliums herangebildet wurden. Außer diesen Kirchen, welche in Städten und Dörfern von Jahr zu Jahr sich vermehrten, stan-

den im Kulmerlande um diese Zeit auch noch andere Klöster da; in Kulm selbst war, vielleicht alsobald bey der Gründung der Stadt, ein Dominikanerkloster und in Thorn ein Franziskanerkloster aufgerichtet worden. Heidenreichs Bemühung sowohl um die Pflanzung und festere Begründung der christlichen Kirche, als um das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, waren um so mehr mit glücklichem Erfolge begleitet, da er zu den Ordensrittern in weit besserem Vernehmen stand, als sein Vorgänger, und sich in allen Verhältnissen durch seine menschenfreundliche Uneigennützigkeit und rastlose Hingebung das Zutrauen Anderer zu erwerben wußte.

§. 279.

Die Geschichte des Bisthums Pomesanien liegt für die ersten Jahre in noch größerer Dunkelheit, als die des Bisthums Kulm. Pomesanien, dessen ganze westliche Grenze von der untern Weichsel bespült wird, war lange Zeit hindurch der blutige Schauplatz unaufhörlicher Kriegsfehden gewesen, welche die Ordensritter mit dem Herzoge von Pommern führten. Für dieses Bisthum war Heidenreichs Freund und Mitgehülfe, der Predigermönch Ernst aus Torgau zum Bischof erwählt worden. An Thätigkeit und Eifer für die Verbreitung des Christenthums stand er keinem andern nach; auch hatte er sich schon viele Jahre hindurch als einen der würdigsten Geistlichen des Landes bewährt. Lange Zeit verhinderte die unglückselige Lage des Landes sein friedsames Bemühen, sodaß von seiner Wirksamkeit lange kaum eine Spur zu entdecken war. Selbst bis zum Friedensschluße hin (J. 1249) scheint das Land in trauriger Verödung dagelegen zu haben. Dennoch fehlte es den sich allmählig wieder sammelnden und neu anbauenden Einwohnern nicht an gutem Willen, ihr Möglichstes für den Wiederaufbau der Kirchen im Lande zu thun, indem sie in diesem Friedensschluße versprachen, im ganzen Lande umher in nicht weniger als 13 Dörfern innerhalb

kurzer Zeit neue Kirchen aufzurichten. Die Landesabtheilung zwischen ihm und dem Orden konnte erst im Jahr 1250 erfolgen, und wurde zur Befriedigung beider Theile geordnet. Ebenso ward einige Jahre später zu Marienwerder eine Kathedrale aufgerichtet, mit welcher auch hier ein Domstift zur Erziehung von Landesgeistlichen verbunden wurde.

Auch von dem Bisthum Ermland weiß die Geschichte in den ersten Jahren seiner Errichtung nichts weiteres zu erzählen. Ein gewißer Heinrich ward zum Bischof desselben erkohren. Allein die Chroniken jener Tage haben uns von ihm nichts weiter als seinen Namen aufbewahrt; vielleicht weil nichts von ihm zu berichten war, indem er bei den wilden Stürmen, welche bis zu seinem Tode hin, von Zeit zu Zeit seinen bischöflichen Sprengel zerrütteten, nur selten nach Ermland gekommen, und so als Bischof nicht viel thätig gewesen seyn mag. Indessen war doch von den Warmiern und Natangern, welche sein Sprengel umfaßte, im Friedensschluße versprochen worden, daß die erstern in sechs verschiedenen Dörfern der Landschaft, die andern in drey Dörfern ihres Gebietes zur Einrichtung von besondern Kirchspielen Kirchen aufrichten wollten. Nach des ersten Bischofs Tode, welcher im Jahr 1250 erfolgte, wußte es der Orden durch die Vermittlung des Hochmeisters beim Pabste dahin zu bringen, daß ihnen gestattet wurde, ein Mitglied aus ihrer Mitte, Anselm, für das erledigte Bisthum zu erwählen. Dieser Anselm war als Predigermönch frühe schon ins Land gekommen, und einer von denen, welche sich durch Verkündigung des Kreuzes um die Verbreitung des Glaubens, wie um den deutschen Orden hohe Verdienste erworben hatten. Die freundliche Harmonie, welche zwischen ihm und dem Orden stattfand, trug auch viel dazu bey, daß die dem Lande geschlagenen Wunden desto bälder geheilt, und zum Wohl der Einwohner die bürgerliche und kirchliche Ordnung desto kräftiger gehandhabt werden konnte. Beide

Theile waren eifrig bemüht, Kirchen und Schulen im Lande aufzurichten; für letztere suchte der Orden die tauglichen Lehrer aus Deutschland herbeizuziehen, sowie der Bischof Anselm es nicht an eifriger Bemühung fehlen ließ, für die allmählig sich mehrende Anzahl von Kirchensprengeln im Lande fromme und würdige Geistliche aus den Klöstern Deutschlands zu erhalten. Freilich dauerte es noch lange, bis das alte Wesen des Heidenthums aus allen Schlupfwinkeln des Landes vertrieben war. Noch schlichen sich Manche, die des Bischofs Predigt vernommen und die Christentaufe angenommen hatten, im Stillen zu ihren heiligen Hainen, um da die Hülfe der alten Götter aufzusuchen, und ihren Zorn durch Opfer zu versöhnen. Darum soll Anselm, um solchem Aergerniß zu wehren, einen alten, heiligen Eichbaum an der Stelle, wo jetzt Heiligenbeil steht, mit eigener Hand umgehauen haben (Luk. David B. I. S. 83.).

Auf diese Weise waren die Grundsteine gelegt, auf welchen nach und nach die Kirche im Preußenlande aufgerichtet werden konnte. Die Päbste ließen es nicht an sorgfältiger Bemühung fehlen, das Gedeihen der jungen Pflanze auf ihre Weise zu fördern. Sie forderten nicht blos von Zeit zu Zeit Geistliche und Mönche auf, nach Preußen zu ziehen, um dort das heidnische Unkraut völlig auszurotten, das noch üppig unter dem Waizen wucherte; sondern sie suchten auch auf andere Weise die Bildung der Geistlichen und des Volkes zu heben und zu befördern. So erließ der Pabst Innocenz IV. im Jahr 1246 an die Aebte und Prioren der Mönchsorden eine Bulle, worin es hieß: „Da unsere Schwesterkirche, die unser Herr in Preußen, Livland und Esthland an Kindesstatt angenommen, noch sehr klein ist, und ihre Brust den Säuglingen die Milch der Lehre noch nicht zu reichen vermag, indem ihr zugleich auch die nöthigen Bücher ermangeln, so ermahnen und ersuchen wir euch, ihr mit dem Ueberflusse euerer Bücher zu Hülfe zu kommen, und ihrem Mangel auch dadurch abzuhelfen, daß

ihr auf euere Kosten Abschreiber bestellet, um Bücher für dieselbige zu schreiben."

§. 280.

Freilich war das begonnene Werk noch lange nicht vollendet. Im Norden wie im Osten lagen noch mächtige Provinzen des Heidenlandes da, welche der Einfluß des Ordens noch nicht berührt hatte. Im eroberten Lande selbst hatte zwar das furchtbare Siegesschwert, das seit zwanzig Jahren durch viele Landschaften hindurchgezogen war, viele Tausende mit Gewalt niedergeworfen, und zum Kampf für den väterlichen Glauben muthlos gemacht; auch hatten sie der Nothwendigkeit, sich äusserlich zum Christenthum zu bekennen, stillschweigend nachgegeben. Aber darum hatten sie eben noch keineswegs den Glauben an das Evangelium in die Liebe ihres Herzens aufgenommen; sie hatten der neuen Ordnung der Dinge, die jetzt im Lande herrschte, noch nicht aus innerer Ueberzeugung gehuldigt; vielmehr fehlte es nicht an Versuchen aller Art, die geliebten Bilder der alten Zeit wieder ins Leben zurückzurufen, und gegen die Vorkehrungen der verhaßten Neuerer sich auf jedem Schritte zur Wehr zu stellen. Indessen hatte doch auch die Zeit gar manches Vorurtheil der Preußen gegen die Fremdlinge gemildert, und manches Schreckbild der Unwissenheit und des Aberglaubens in seiner Blöße dargestellt. „Bald nach dem Aufbau der Burg Balga, so erzählt der Chronist (Dusburg c. 69.), hatten die Samländer, welche zwischen dem frischen und kurischen Haff längs der Meeresküste hin wohnten, einen ihrer Aeltesten nach dieser Burg hinübergesendet, um Kunde über Sitten und Leben der wunderbaren Fremdlinge einzuziehen. Die Ritter, vom Zwecke der Sendung unterrichtet, nahmen den Mann freundlich auf, zeigten ihm ihre Häuser, ihr Schlafgemach und ihre Kirchen, und machten ihn mit allem genau bekannt. Dann kehrte der Samländer zu den Seinen zurück, und berichtete ihnen:

Die Ritter seyen auch gerade solche Menschen, wie sie; sie hätten auch solche weiche Bäuche (wegen der Brustharnische der Ritter hatte man dieß früher nicht geglaubt); und in Waffen, Speisen und andern Dingen stimmten sie mit ihnen ziemlich überein. Nur eine für die Samländer gefährliche Gewohnheit sey denselben eigen; sie stünden nämlich jede Nacht von ihrem Lager auf, und begäben sich ins Bethaus, wo sie mehrmals auch des Tages, ihrem Gott die Ehrfurcht bezeigten. Daher müsse er glauben, daß sie im Krieg leicht Meister über die Samländer werden würden. Sie essen auch Gras, fügte der Berichterstatter hinzu, wie Pferd und Maulthier; wer wohl Leuten Widerstand zu leisten vermöge, welche auch in der Wildniß ohne Mühe ihr Futter finden."

Vor Allem mußten nun die Ordensritter darauf Bedacht nehmen, sich Samlands zu bemächtigen, weil, so lange dieser Schlüssel zum Preußenlande nicht in ihrer Gewalt war, sie eine bleibende Befestigung ihrer Herrschaft nicht hoffen konnten. Mit welcher Zuversicht sie auch zum Voraus auf die nahe Eroberung dieser Landschaft gerechnet hatten, geht aus dem Umstande hervor, daß die kirchliche und bürgerliche Verfassung, die dort eingeführt werden sollte, bereits als eine abgemachte Sache in ihren Händen lag. Auch der Umstand war für den Eroberungsplan günstig, daß am ganzen Weichselstrome hinab die Ruhe hergestellt, und von Seiten des pommerschen Herzogs kein weiteres Hinderniß zu erwarten stand.

Schon zehn Jahre früher hatte der Orden Anstalten getroffen, sich in den Besitz von Samland zu setzen, und deßhalb mit den handelslustigen Lübeckern einen Vertrag abgeschlossen. Diesen wollte man den dritten Theil von Samland und Witland, so wie einige Gebiete von Warmien überlassen, und außerdem auch erlauben, am Ausflusse des Pregelstromes eine freie Handelsstadt zu erbauen, so fern sie, um Samland zu erobern, eine

hinlängliche Kriegsmannschaft zu Hülfe senden würden. Lübeck nahm das Anerbieten gerne an, und eine Anzahl kriegslustiger Jünglinge segelten auf ihren Schiffen herbei, um gemeinschaftlich mit den Ordensrittern in Samland einzubrechen. Wirklich führten sie auch eine Anzahl der vornehmsten Einwohner als Gefangene mit sich nach Lübeck zurück, wo sie in der St. Marien-Kirche durch eine feierliche Taufe dem Christenthum geweiht wurden. Aber dieß war auch Alles, was von Seiten Lübecks für das Unternehmen geschah, und deßhalb weigerte sich der Orden, den Lübeckern die Vortheile des gemachten Vertrages zufließen zu lassen.

§. 281.

Nicht länger durfte von nun an gezaudert werden, den schon längst gefaßten Eroberungs-Plan gegen Samland auszuführen. Dem tapfern Feldhauptmann von Christburg, Heinrich Stange, einem kühnen und vorsichtigen Helden, ward daher vom Landmeister der Auftrag gestellt, sich als Führer an die Spitze eines ansehnlichen Heeres zu stellen, und die Eroberung dieser Landschaft zu versuchen. Es war gerade Winterszeit (1252—1253), als Heinrich mit seinen Kriegern aufbrach, und die fest gefrorne Haff erleichterte den Uebergang, der an der Gränze des alten Witlandes geschah. An der Stätte vorüberziehend, wo 250 Jahre zuvor der ehrwürdige Adalbert als Opfer des Christenglaubens gefallen war, drang das Heer unaufhaltsam bis zum Dorfe Germau hinauf, ohne bedeutenden Widerstand zu finden. In seiner Nähe lag das uralte Heiligthum der Landschaft, welches schon das dritte Jahrhundert aus der frühesten Gothenzeit kannte, die heilige Romove, diese geweihte Heimath der urväterlichen Götter, wo der unsichtbare Landesgriwe seinen Wohnsitz hatte. Mitten in das Herz dieser alten Götterburg einzudringen, und sie für immer zu zernichten, das war gerade die reizende Aufgabe, welche sich der kühne Heinrich mit seinen Rit-

tern vorbehalten hatte. Allein im wilden Verhau hinter dem Dorfe hatte sich zur Vertheidigung des Heiligthums ein zahlreiches Heer der Samländer im finstern Dickicht versteckt, das jetzt einer brüllenden Löwin ähnlich, die das Lager der jungen Brut gefährdet sieht, zum Kampfe aus dem Wald hervor stürzte. Die Schlacht begann mit der größten Erbitterung, und männlich stellte sich das christliche Heer dem Feinde entgegen. Allein bald war es von Tausenden der wilden Krieger auf ungekanntem Boden umstürmt, und nur im langsamen Rückzuge erschien noch einige Rettung für den im Kampfe ermatteten Ritterhaufen. An der äußersten Spitze des Nachzuges fechtend, ward Heinrich mit Keulenschlägen von seinem Streitrosse herabgestürzt. Kaum gewahrte es sein Bruder Herrmann, als er schnell, von einer kleinen Schaar der Tapfern unterstützt, in die feindlichen Haufen sich hinein wirft, und an der Seite seines Bruders so lange kämpft, bis beide tödtlich verwundet niedersinken.

Der kurze Feldzug hatte gezeigt, daß Samlands Eroberung eben nicht als leichtes Ritterspiel gelten konnte. Indeß gestalteten sich doch im Laufe des Jahres 1253 die Verhältnisse des Ordens nach Außen und Innen auf solche Weise, daß an einer baldigen Eroberung Samlands nicht länger zu zweifeln war. Schon hatte der Pabst Innocenz IV., der mit dem deutschen Orden über seine Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Kaisers Friedrichs II. lange gehadert hatte, wieder begonnen demselben sein Wohlwollen zuzuwenden, und den Fortgang des Bekehrungswerkes in Preußen zu begünstigen. Noch sollte das Schwert der Glaubensritter nicht ruhen, und die Predigt vom Kreuze nicht verstummen, so lange noch heidnische Götter in Preußen angebetet wurden, welche die Verehrung des einigen, wahren Gottes höhnten. Der Pabst forderte daher die Mönche des Predigerordens aufs Neue auf, nicht blos an der Bekehrung der heidnischen Völker des Nordens

mit allem Eifer selbst zu arbeiten, sondern durch die Predigt des Kreuzes zur Vertheidigung der christlichen Kirche die Bewohner aller christlichen Länder aufzufordern. Andere ermunternde Schreiben erließ der Pabst an die polnischen Herzoge, um sie zu neuem Eifer für die Erweiterung der Kirche in den heidnischen Gebieten zu begeistern; und jetzt wurden in Deutschland, Böhmen, Mähren, Polen und andern Ländern Menschenmassen unter die Waffen gerufen, wie sie der heidnische Norden nie zuvor gesehen hatte. Der Hochmeister des Ordens, Popo von Osterna, stellte sich nun selbst in Begleitung des Markgrafen von Meißen und anderer tapferer Ritter an die Spitze der kreuzfahrenden Vorhut, und rückte mit derselben in Preußen ein. Zuerst wurde das südliche Galindien von seinem Heere überschwemmt, und ohne Widerstand ergaben sich die Einwohner an die Herrschaft des Ordens, das Volk gelobte von Neuem die Annahme des Christenthums und stellte Geiseln zum Unterpfande seiner Treue.

§. 282.

Alles war nun zur Eroberung Samlands vorbereitet, und diese würde wohl noch im Jahre 1254 erfolgt seyn, hätte nicht ein Umstand das Unternehmen verzögert. Es erschien nämlich der Bischof Bruno von Olmütz, seiner Geburt nach ein Graf von Schaumburg, im Auftrage seines Herrn, des Königs Ottokar von Böhmen, im Heerlager des Hochmeisters, um denselben zu benachrichtigen, daß der König, sein Herr, zu einer Heerfahrt nach Preußen das Kreuz genommen habe, und im nächsten Winter sein Gelübde erfüllen wolle. Noch brachte der Bischof auch ein Sendschreiben des Königs an das samländische Volk, worin er dieses aufforderte, sich in friedlicher Ergebung dem christlichen Glauben zuzuwenden, und die Herrschaft des deutschen Ordens anzuerkennen. „Wir fühlen uns berufen, schrieb der König, euch insgesammt zur Theilnahme an dem Ruhme

der christlichen Erlösung aufzufordern, auf daß in euch der Eifer erwache, euch die Lehre des Christenthums zuzueignen, und die heilige Taufe, im Namen Jesu Christi, des Erlösers, zu empfangen. Um euch das Heil eurer Seelen zuzuwenden, sind wir entschlossen, im künftigen Winter nach eurem Lande zu kommen, und für euer Heil zu sorgen. Darum senden wir den ehrwürdigen Vater, den Bischof Bruno zu euch voraus, in dessen Willen ihr euch fügen könnet, indem wir ihn mit Allem beauftragt haben, was eurer Wohlfahrt frommt."

So ward nun Samlands Eroberung von dem Hochmeister bis zu des Königs Ankunft verschoben. Um indeß mit dem schlagfertigen Heere nicht müßig zu sitzen, wurde ein Kreuzzug gegen die Schamaiten jenseits des Memelstromes beschlossen, welche als stammverwandte Letten und mit den Litthauern zu Einem Volke vereinigt, mit den Samländern zur Vertheidigung ihres Heerdes und ihrer Götter in ein Bündniß getreten waren. Das schamaitische Volk war im Kriege sehr furchtbar; zudem stand in diesen Tagen der kecke Krieger Aleman an ihrer Spitze, welcher sich schon längst den benachbarten Liven und Cüren durch seine plündernden Ueberfälle zum Gegenstande des Schreckens gemacht hatte. Um den Zuzug dieser wilden Haufen zu hindern, ward an der Stelle, wo in damaliger Zeit die Memel und die Dange in das kürische Haff sich ergoßen, die schon früher aufgebaute Memelburg aufs Neue befestigt und mit einer Besatzung, so wie mit den erforderlichen Lebensmitteln versehen, um den Schamaiten den Zutritt in das Land abzuschneiden. Auch hatte kurz vor seinem Tode (1254) der Pabst Innocenz IV. in einer Bulle das strenge Verbot bekannt machen lassen, daß forthin Niemand mehr auf dem Memelstrome den Heiden Waffen, Salz, oder andere Lebensmittel zuführen, dagegen Jeder gehalten seyn solle, die Besatzung der Memelburg aus allen Kräften zu unterstützen. So war nun auch von

dieser Seite her die Verbindung der Samländer mit den nördlichen Letten (Litthauern) gänzlich abgeschlossen, und der Weg gebahnt, daß mit Einem gewaltigen Schlage das ganze, von allen Seiten umzingelte Samland den Waffen der Christen unterworfen werden konnte.

§. 283.

Kaum hatte die feurige Beredtsamkeit des Mönches Bartholomäus ein mächtiges Kreuzheer in Böhmen, Mähren und Oestreich zusammengeblasen, so stellte sich der König Ottokar an die Spitze desselben, um durch Schlesien und Polen sich langsam gegen den Weichselstrom mit demselben zu bewegen. Unter der großen Anzahl angesehener Ritter, welche den König in den Feldzug begleiteten, befand sich auch der tapfere Graf Rudolph von Habsburg, der jetzt in der schönsten Blüthe seiner Ritterjahre stand, und zwanzig Jahre später, ohne es in jenen Tagen zu ahnen, den deutschen Kaiserthron bestieg. Im Anfang des Jahres 1255 langte der König an den Mündungen des Weichselstromes an, und der Hochmeister Popo mit dem Markgrafen Heinrich, dem Landmeister Dietrich von Grüningen und einem glänzenden Haufen geharnischter Ritter begrüßten ihn bei Elbing, und vereinigten sich mit seinem Heere. Eine Streitmacht von mehr als 60,000 Kriegern hatte sich nun unter seiner Fahne gesammelt, mit der Ottokar ungesäumt im Samlande einbrach. An den westlichen Ufern der Landschaft mit seinem Heere hinziehend, kam er bald an der Stelle vorüber, wo der heilige Adalbert, den vor 250 Jahren das böhmische Volk ausstieß, die Märtyrerkrone empfangen hatte. Der Augenblick war nun gekommen, wo der fromme König diese alte Schmach des böhmischen Namens wieder zu versöhnen hoffen durfte. Die nahe gelegene Romove war das nächste Ziel, das als Siegespreis geboten war; unaufhaltsam drang er mit seinem Heere durch das Dickicht des heiligen Waldes bis zu dem alten Göttersitze hin, wo die

hochgefeierte Eiche mit ihren ergrauten Götzenbildern stand. Sie wurde zu Boden gestürzt, und Alles verwüstet, was nur immer an den alten Götterglauben erinnern konnte. So lag jetzt ein Göttersitz in seinen Trümmern da, der ein ganzes Jahrtausend hindurch den abergläubischen Sinn der nordischen Völker beherrscht, und auf dessen geheimen Altären Tausende von Menschenopfern geblutet hatten.

Von hier zog das Kriegsheer in das Gebiet von Medenau, wo Alles verwüstet und niedergebrannt wurde, dem zweiten Göttersitze zu, der im Osten des Landes lag, und zu dem ein ungeheurer Wald von mehreren Tagereisen führte. Auf dem Wege ward die feste Burg Nogympten bei Studau im Sturme weggenommen. Die Landes-Edlen, welche den Platz vertheidigten, baten um Schonung ihres Lebens, erschienen vor dem Könige, und gelobten Gehorsam. Die Taufe war die erste Bedingung, welche ihnen Ottokar stellte, und da sie solche versprachen, wurde sie alsobald vom Bischofe Bruno von Olmütz vollzogen, wobei sich der König selbst als Taufzeuge stellte. Bald fand sich ein Sammländer-Haufe um den andern zur Taufe ein, und mit dem Zeichen dieses Bekenntnisses zum Christenthum, wurden sie vom Könige mit kostbaren Kleidern beschenkt und als christliche Brüder begrüßt. Von hier zog das Heer südwärts durch die Waldungen bis Quedenau, wo der alte Selode, der Beherrscher dieses Gebiets, mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft wohnte. Auch er fand sich mit den Seinigen bei der Taufe ein, und empfing die königlichen Taufkleider. Selode blieb auch wirklich seiner Zusage getreu, und erwarb sich um die Verbreitung des Christenthums im Lande vielfache Verdienste. Nun drang die siegreiche Schaar durch den heiligen Wald bis Cayven vor, und zog sich von hier südwärts bis in das Gebiet von Tapiau am Pregelstrome hinab; nirgends ward Widerstand geleistet, Alles warf sich den Siegern in die Arme, um das Leben davon zu tragen. Gerne

bewies auch der König schonende Milde, wo er Bereitwilligkeit zur Ergebung und Geneigtheit zur Taufe fand; nur gegen den alten Götzendienst ward gewüthet, und kein Menschenleben geschont, das ihm nicht laut und öffentlich entsagen wollte. „Die niet gedoopt en was, sy mosten sterven," sagt die alte Ordens-Chronik.

Innerhalb weniger Monate war der Kampfpreis errungen; freilich auf einem Wege und durch Mittel, welche der wahre Christenglaube in allen Jahrhunderten der Welt einen unaustilgbaren Schandfleck der Kirche nennen muß. Die alten Göttersitze lagen in Trümmern, ihre Priester waren erwürgt, und unter dem gezückten Schwerte hatte die überwundene Bevölkerung sich bei der Taufe eingefunden. Kaum hatte der König Ottokar seine Aufgabe gelöst, so machte er sich noch in demselben Jahre fertig, nach seinem Reiche zurückzueilen.

§. 284.

Um das eroberte Land dem deutschen Orden zu sichern, that vor allem Noth, daß nach den Regeln der europäischen Kriegskunst eine feste Schutzwehr aufgerichtet werden mußte, wozu der König selbst die taugliche Stelle am Ufer des Pregelstromes ausersehen hatte. Hier entstand, von den Händen der neugetauften Preußen selbst aufgebaut, die neue Ritterburg, welche aus Dankbarkeit gegen den ritterlichen König fortan der Kunningsberg, (Königsberg) genannt wurde. Noch im Laufe desselben Jahres (1255) ward auch eine Kirche daselbst erbaut, und dem heiligen Nikolaus geweiht, die erste, welche in der neueroberten Landschaft aufgerichtet ward. Als erster Burgvogt wurde mit einer starken Kriegsmannschaft der tapfere Ordensritter Burchard von Hornhausen eingesetzt, welcher im Samlande eine neue Ordnung der Dinge schaffen, neue Gesetze geltend machen, und alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens neu gestalten sollte. Bei dieser schwierigen Aufgabe bewies dieser Mann eine Vorsicht, milde Schonung und Mäßigung, welche

seinem Herzen Ehre macht. Vor Allem war es ihm darum zu thun, die Edlen des Volkes für sein Werk zu gewinnen und ihren Einfluß zur Umgestaltung des Volkes weise zu benützen. Der ungestörte Besitz und Genuß ihrer bisherigen Güter und ihres gesammten Eigenthums ward ihnen sicher verbürgt, und Vielen derselben zugleich eine bedeutende Anzahl, bisweilen 15,000—20,000 Familien des geringern Volkes zugewiesen, um die deutschen Rechte, Gebräuche und Sitten unter denselben geltend zu machen.

An die bürgerliche Umgestaltung des Volkes wurde nun zugleich die geistige und religiöse Entwicklung desselben angeknüpft; und dieses wichtige Geschäft der Sorge eines eigenen Bischofs anvertraut, wozu der deutsche Ordensbruder, Heinrich von Strittberg, ein allgemein geachteter Mann, ausersehen ward. Schon in dem frühern Entwurfe einer Kirchenverfassung vom Jahr 1243 war Samland zu einem eigenen Bisthume erkohren, und ein Drittheil des Landes für die Unterhaltung des Bisthumes zum Voraus ausgeworfen worden. Soweit hatte die Sache ihre Richtigkeit, wie sie die Waffengewalt zu Stande bringen konnte; und wie heilsam wäre es nicht gewesen, wenn jetzt von Seiten der Kirche alle friedlichen Mittel in Bewegung gesetzt worden wären, um die blutenden Wunden zu heilen, die dem Lande geschlagen worden waren, und das niedergeworfene Volk durch die richtige Erkenntniß des Heiles in Christo zu neuem Lebensmuthe wieder aufzurichten. Allein von diesem allem geschah wenig oder nichts, denn der neuerwählte Bischof Heinrich war Domherr des Stiftes zu Brünn in Mähren, wo er am Hofe des Königs Ottokar lebte, und wegen seiner Gewandheit in Weltgeschäften in der Kanzlei des Königs unentbehrlich war. Unbesorgt um die religiöse Belehrung seiner neuen Gemeinde in Samland, trieb er sich im weltlichen Dienste des Königs in Deutschland herum, ohne der armen Schaafe zu gedenken, welche auf der aufgedrungenen Weide in der Irre

liefen. Jahre lang blieb das Volk in Samland ohne Hirten und Führer, und fast ohne alle Belehrung über Glauben und Christenthum, und hatte für die empfindlichen Verluste seines alten Glaubens, seiner alten Heiligthümer und seiner alten Volksfreiheit nichts als den Wechsel des Herrendienstes und den Christennamen davon getragen. Wohl fehlte es nicht an Schaaren von Dominikaner-Mönchen, welche in das Land herein strömten, um das arme Volk zum Nachmachen äußerlicher, christlich genannter Ceremonien abzurichten. Aber Eines fehlte ihnen selbst, und ebendarum auch dem Volke, die klare und lebendige Erkenntniß der göttlichen Wahrheit, wie sie in Christo Jesu der gefallenen Sünderwelt geoffenbaret ist. Und was vermochte die Finsternisse ihrer Gemüther zu vertreiben, und dem gebeugten Herzen neuen Muth zu geben, so lange ihnen der Weg zu dem Glauben nicht aufgeschlossen ward, welcher allein die Welt zu überwinden vermag? (Dusburg P. III. c. 70. 71. Lukas David B. 4. S. 5. f.).

§. 285.

Es ist kein Wunder, wenn unter solchen Umständen der wilde Unterjochungskrieg, welcher bereits volle dreißig Jahre gedauert hatte, noch weitere dreißig Jahre fortgesetzt werden mußte, bis die Herrschaft des deutschen Ordens überall im eroberten Lande fest gegründet werden konnte. Wir können es der preußischen Volksgeschichte ruhig überlassen, die blutigen Bahnen zu beschreiben, welche mit geringen Unterbrechungen innerhalb dieser Zeit von einer Gränze des Landes bis zur andern gezogen wurden. Mit Auftritten dieser Art sollten die Blätter der christlichen Missionsgeschichte zu keiner Zeit befleckt worden seyn; und nur mit niedergeschlagenem Blicke vermag sie die Schlachtopfer zu nennen, welche für die Pflanzung ihrer Friedensherrschaft im Norden und Osten Europas gefallen sind. Wenn indeß eine gläubige Schrifterklärung für jene alten Kriege

des Herrn, welche in früher Vorzeit das Haus Israel gegen die abgöttischen Nachbarvölker lange geführt hat, und auf Gottes Befehl führen sollte, ihre genügenden Rechtfertigungsgründe sucht und auch wirklich findet, so mag immer der bescheidene Forscher der Missionsgeschichte diese trüben Nachklänge derselben als unlesbare Hieroglyphen am Himmel der göttlichen Weltregierung so lange mit bescheidenem Stillschweigen betrachten, bis das Licht der zukünftigen Welt jenes heilige Gesetz in voller Klarheit entfaltet, nach welchem ihr Werth oder Unwerth gerichtet werden soll.

Anfangs schien das Eroberungs- und Bekehrungswerk des Ordens schnellen Schrittes gegen die östlichen Provinzen des Landes vorwärts zu schreiten. Die Nachbarstämme in Nadrauen, Schalauen und Sudauen, durch den Sturm des Krieges und Samlands Unterwerfung in Schrecken gesetzt, machten sich zwar zu einem muthigen Kampfe gegen den, ihren Gränzen jetzt näher rückenden Feind gefaßt, und am gefährlichsten Punkte der samländischen Gränze, da wo die Alle mit dem Pregelstrome sich vereinigt, ward in Eile eine feste Burg aufgerichtet, welche den Namen von Wehlau erhielt. Aber bald wurde sie von den Rittern erstürmt, das ganze Gebiet umher mit Raub und Brand durchzogen, und eine reiche Beute nach Königsberg zurückgebracht. Täuschen konnte sich nun freilich nicht länger das wehrhafte Volk über den morschen Bau des alten Lebens, der bei jeder Berührung unter ihren Händen zusammenbrach. Im Geiste des Volkes fand derselbe keine Haltung mehr, und hatte ihn schon lange nicht mehr gefunden. Längst schon mußte es uns befremden, wie bei der allgemeinen Gefahr des Unterganges, welcher das ganze Vaterland bedrohte, doch nur immer eine Landschaft um die andere in die Schranken des Kampfes trat, indeß die übrigen, welche der Gefahr um einige Schritte entfernter standen, kalt und unthätig dem Schiffbruche der andern zusahen, ohne auf kräftige Hülfleistung Bedacht zu nehmen. Längst

war der Geist der Einigkeit aus ihren Herzen gewichen, den ohnedieß das Band des finstern Aberglaubens nie fest zusammen zu halten vermochte.

Ein neuer Stern der Hoffnung ging dem Bekehrungswerke in Preußen auf, als der Pabst Alexander IV. (J. 1254) den römischen Stuhl bestieg. Er hatte die Zuversicht mit sich in sein oberstes Hirtenamt gebracht, daß es seiner Zeit beschieden seyn dürfte, die letzten Spuren des Götterglaubens in Preußen zu vertilgen; und er bewies daher für diese Sache einen Eifer und eine Thätigkeit, wie kaum irgend einer seiner nächsten Vorgänger. Neue Aufforderungen zur Kreuzpredigt für den Heereszug nach Preußen wurden in alle Länder Europas von ihm erlassen, und selbst den rohesten Verbrechern, den Mördern und Brandstiftern volle Vergebung ihrer Sünden und gänzliche Aufhebung der verdienten Strafe angeboten, sobald sie das Kreuz für das Heil der Kirche annehmen würden.

§. 286.

Indeß konnte sich der Ritterorden dennoch nicht verbergen, daß eine stille Gluth in den Gemüthern der unterjochten Einwohner loderte, welche nur eines belebenden Funken von außen her bedurfte, um in vollen Flammen wieder auszubrechen. Und die Gelegenheit zum allgemeinen Abfalle des Volkes lag näher, als die neuen Herren des Landes gedacht hatten; das Volk der Litthauer, das von Curland an, längs der ganzen östlichen Gränze Preußens hinab, nicht lange zuvor ein mächtiges Reich aufgerichtet hatte, tritt von nun an feindselig und hemmend in unserer Missions-Geschichte auf. Jetzt erst war die Gefahr des drohenden Sturmgewitters, das sich in schauerlicher Größe unaufhaltsam ihren Gränzen nahte, diesem wilden Volke klar geworden. Um dem harten Schlage zuvorzukommen, und ihre unterdrückten Nachbarn, die Preußen, zu neuem Widerstande zu begeistern, war ein Haufen der Litthauer in das benach-

harte Kurland eingefallen; Alles ward mit Raub und Brand heimgesucht, die Christen überall ermordet, und Haufen gefangener Frauen und Kinder, als Kriegsbeute in ihre Räuberhöhlen zurückgeführet worden. Auch Preußen wurde jetzt mit ihrem Einfalle bedroht, und kaum hatte sich diese Botschaft in den Gauen des Landes verbreitet, so brach eine allgemeine Empörung allenthalben aus, und innerhalb kurzer Zeit schien Alles wieder eingebüßt zu seyn, was das Waffenglück der Deutschen seit vierzig Jahren mit so großer Anstrengung erobert hatte. Eine fürchterliche Schlacht ward am 13. Juli 1261 an den Ufern der Durbe geliefert, und dort mit schonungsloser Verzweiflung von beiden Seiten gekämpft. Das Heer der deutschen Ritter, von ihren treulosen Freunden auf allen Seiten verlassen, ward am Ende geschlagen und zersprengt; viele tapfere Ritter fielen im harten Kampfe, und die Wahlstatt war mit Haufen der Erschlagenen bedeckt. Das verlorene Treffen war jetzt für die noch zweifelhaften Preußen das letzte Zeichen eines allgemeinen Aufstandes. Einer wüthete gegen den Andern, und keiner ward verschont, der länger zauderte, das verhaßte Christenthum für immer zu verfluchen. Nur Ein Gedanke ging durch alle Gauen des Landes, der Gedanke des Aufruhrs und der Befreiung vom aufgebürdeten Joche. Nie schien die Hoffnung zur alten Freiheit größer, nie die Zeit günstiger, die vorigen Tage wieder zurückzurufen mit ihren alten Göttern und mit der alten Sitte der glücklichen Väter, welche den Herrscherstab der Fremdlinge nie gesehen hatten. Von Samlands Seegestade, bis an die Gränze Pomesaniens erschallte an Einem Tage (den 20. Sept. 1261) der Ruf allgemeiner Zernichtung, und Alles, was auf den christlichen Glauben deutete, ward zertreten, entheiligt und zerstört, Kirchen und Kapellen wurden niedergestürzt, oder verbrannt, die heiligen Geräthe geraubt und die Priester aufs grausamste ermordet. Alle Landbewohner, Neubekehrte und Deutsche, die nicht eiligst Rettung in

einer nahen Ordensburg finden konnten, wurden jammervoll erwürgt, oder in Sklaverei hinweggeführt. Allenthalben wurden jetzt die Ordensburgen umlagert, und kein Ritter durfte es wagen, die engen Mauern derselben zu verlassen.

Ein großes Entsetzen über diesen Hergang der Dinge verbreitete sich schnell über alle christlichen Länder; und auch der Pabst blieb nicht unthätig. Zum Glück für die Sache des Ordens hatte nach Alexanders IV. Tod der Pabst Urban IV. (J. 1261) den päblichen Stuhl bestiegen, welcher früher als Legat in Preußen die Lage der Dinge persönlich kennen gelernt hatte, und ein Gönner des Ordens war. Dieser zauderte keinen Augenblick, die hohe Geistlichkeit in ganz Deutschland zur Verkündigung der Kreuzpredigt kräftig aufzufordern.“ Nicht ohne Thränen, schrieb er, haben wir vernommen, wie für des Glaubens Sache, die bisher in Preußen unter so unendlichen Mühen und Bedrängnissen gefördert worden, jüngst fast tausend der Ordensbrüder durch die grausame Hand der Ungläubigen erschlagen worden sind. Es ist kein Zweifel, daß das begonnene Werk wieder untergehen muß, wenn nicht eiligst eine große Schaar neuer Pilgrimme zur Hülfe dahin zieht; darum betreibet die Verkündigung des Kreuzes mit allem Eifer um Gottes Ehre willen.“

Auch an die Aebte des Prediger-Ordens in allen christlichen Ländern erging sein ernstes Ermahnungswort mit so glühendem Eifer, wie es nie zuvor vom päbstlichen Stuhle her ertönt hatte. „Es häufen die Brüder in Preußen, schreibt er, Seufzer auf Seufzer, seitdem die ganze Masse der Ungläubigen in den alten Irrglauben zurückgefallen ist, und die noch übrig gebliebenen Ordensbrüder von den Heiden und den abtrünnigen Neubekehrten in ihren Burgen hart belagert, und aller Hülfe entblößt, den jammervollsten Tod erwarten müssen, wenn nicht schnell ihnen siegreicher Beistand geleistet wird. Uns hat der Jammer aufs tiefste erschüttert, und welche

schrecklichere Kunde konnte uns zukommen, als daß der Glaube in einem Lande wieder untergehe, in welchem wir einst selbst als päbstlicher Legat Zeuge waren, unter welchen unaussprechlichen Mühsalen und Bedrängnissen jene Ordensbrüder männlich und kräftig das Glaubenswerk beförderten. Darum gebieten und ermahnen wir euch, ziehet aus und sendet eure Brüder aus, die in Böhmen, Dänemark, Schweden und Norwegen, in Friesland, Polen, Pommern und Gothland, und in allen Ländern Deutschlands die Christgläubigen durch das Wort des Kreuzes aufrufen, daß sie das Schwerdt umgürten, im Eifer für die Verherrlichung dessen, der uns am Kreuze geliebt und erlöset hat, und zur Errettung unserer Brüder aus der Hand der Heiden."

§. 287.

Das Ermahnungswort des Pabstes zog gleich einem elektrischen Funken durch die christlichen Länder, und Viele, die sich bereits zu einem Kreuzzuge gegen die fernen Tartaren gerüstet hatten, stellten sich nun unter die Banner des Ordens, um das abgefallene Preußenvolk wieder in den Schaafstall der Kirche zurückzuführen. Ein mächtiges Kriegsheer, an dessen Spitze der tapfere Landmeister Helmerich von Rechberg stand, fand sich schon im Anfang 1262 an den Ufern der Weichsel ein, und rückte ins Kulmerland und in Pomesanien in Ruhe vor, da diese beiden, meist von deutschen Einzöglingen bewohnte Provinzen keinen Theil an der Empörung genommen hatten. Auch in Pomesanien und Ermland fand sich nirgends Widerstand, da die empörten Einwohner bei der Ankunft des Kreuzheeres sich schnell in ihre Wälder geflüchtet hatten. Auch nach Rußland waren viele alte Geschlechter der Preußen weggezogen, da sie den Jammer ihres Vaterlandes nicht länger ansehen konnten.

Erst in der Landschaft Natangen hielt das Kreuzheer stille, um im feindlichen Gebiete sich der Mordlust und

Plünderungssucht zum Lohne für die erduldeten Reisebeschwerden zu überlassen. Als nun der größere Theil des Heeres zum Raub ausgezogen war, so brach plötzlich eine starke Schaar der Feinde aus den Schlupfwinkeln des Waldes hervor, und bald entfaltete sich eine mörderische Schlachtlinie, auf der mit ungleichen Kräften mit kühner Verzweiflung gekämpft wurde. Lange hielten die Ritter mit tapferm Muthe im heißen Kampfe aus; aber mit jeder Stunde verstärkten sich die Massen ihrer Gegner, indeß die Tapfersten ihrer kleinen Haufen bereits den Boden mit ihrem Blute tränkten. Die Schlacht, die bei Pokarwen (Brandenburg) gekämpft wurde, ging für sie verloren, und unter dem Jubelgeschrei der Götzendiener mußten sie in den Burgen die Rettung ihres Lebens suchen. Aber auch diese Burgen vermochten sie vor der anstürmenden Gewalt der heidnischen Preußen nicht lange zu sichern. Die ergrimmten Feinde drangen in Ermland ein, nahmen Heilsberg, die Burg des Bischofs, und Braunsberg im Sturm weg, und zernichteten dieselben, und selbst der neuerbaute Königsberg ward mit großen Schaaren von Belagerern umschlossen.

Die Noth im Lande war gränzenlos; und woher sollte Hülfe kommen? Die unglückseligste Verwirrung herrschte in diesen Tagen im deutschen Reiche; die Päbste boten die Königskronen feil; zwei Fremdlinge bekämpften sich um die Herrschaft des deutschen Vaterlandes; Alles war in Zwiespalt aufgelöst; Jeder wollte gebieten, und Keiner mehr gehorchen; und Alle waren des väterlichen Besitzes unter den durchkreuzenden Befehdungen des niedern Adels nicht mehr froh und sicher. Dennoch posaunte der gewaltige Aufruf des Pabstes Urban IV. ein neues Kreuzheer aus allen Ländern zusammen, das im Winter 1263 in Preußen anlangte, und vom Hochmeister des Ordens, Anno von Sangerhausen, befehligt wurde.

Kaum war das belagerte Königsberg entsetzt, so rückte das Heer in Samland ein. Ein fürchterlicher Kampf

begann; es galt den Preußen das letzte Opfer, das der Befreiung des Vaterlandes gebracht werden konnte; es galt aber auch dem Kreuzheer die ernste Frage, ob Christus oder die Götter der Heiden im Lande herrschen sollen. Bald bedeckten im mörderischen Kampfe die Haufen der erschlagenen Samländer den Boden, da sie alle mit ihrem Vaterlande sterben wollten, und der Sieg ward von der Tapferkeit der Deutschen errungen. Unaufhaltsam drang jetzt der Heereshaufen in Samland ein. Nirgends ward weiter Widerstand geleistet; denn die entmuthigten Einwohner erkannten, daß der Götter Herrschaft im Lande für immer zu Ende sey; die noch übrig gebliebenen Edeln des Volkes traten unter die Fahne der Deutschen, und so ward innerhalb kurzer Zeit das gefürchtete Samland von einer Gränze zu der andern wieder der Landeshoheit des Ordens unterworfen (1664). Auch die eroberten Burgen in Ermland und Natangen fielen nach kurzem Widerstand in die Hände des Siegers zurück, und vom Pregelstrome bis zur Drewenz hinab ward das Panier des Kreuzes aufs Neue auf den Höhen des Landes aufgepflanzt.

§. 288.

Aber noch waren die östlichen Landschaften des großen Landes nicht zur Unterwürfigkeit unter die Herrschaft der neuen Ordnung gebracht, welche von nun an das Steuerruder unter dem Volke führen sollte, und der Kampf mit den noch übrigen Volksstämmen war um so hartnäckiger, je mehr das wilde Feuer ihres alten Lebens durch den feindseligen Einfluß genährt wurde, den die benachbarten Litthauer, ein wildes Räubervolk, seit langer Zeit auf diese Landschaften geübt hatten. Das Bartenland leistete nicht lange Widerstand, und ein paar feste Burgen, welche die Ritter in dieser Landschaft aufrichteten, sicherten ihre Herrschaft in derselben; aber desto heißer war der Kampf, der mit den Nadrauern, Schalauern und zuletzt mit den kriegsgeübten

Sudauern noch zwanzig drangsalsvolle Jahre hindurch geführt werden mußte. Längst schon glaubten die Ordensritter, aus einer schmerzlichen Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß nie Friede im Lande zu gewinnen sey, so lange noch die zerrissenen Ueberreste des alten Lebens des Heidenthums unter den Einwohnern fortbestehen, und daß nur auf den Todtenhügeln des Götterglaubens das neugepflanzte Leben des Christenthums glücklich emporwachsen, und zur Blüthe gedeihen könne. Seine gänzliche Ausrottung gebot schon ihre eigene Selbsterhaltung; auch war es ihnen klar, daß die neugepflanzte Kirche ihren friedsamen Einfluß auf das bürgerliche und häusliche Leben der Einwohner nie in vollem Maaße auszuüben vermöge, bis die letzte Wurzel des alten, wilden Stammes erstorben und verdorret sey. Der Kampf durfte also von ihrer Seite nicht mehr ruhen, auch wenn das Heidenthum im Lande gerne geruht hätte.

Im Osten Samlands war das Volk der Nadrauer zwischen der Pregel und dem Memelstrome das nächste, dem der Kampf gelten mußte; und seine Bezwingung schien um so leichter, da bereits mehrere durch Macht und Ansehen ausgezeichnete Nadrauer mit ihren Familien dem Orden sich in die Arme geworfen hatten, und durch die Taufe dem Christenglauben geweiht worden waren. Ein starker Kriegshaufen rückte jetzt ins nadrauische Gebiet ein (J. 1274), und nach manchen hartnäckigen Kämpfen wurden die Landesburgen erstürmt und niedergebrannt. Durch den Fall derselben ward das Volk bald so entmuthigt und verzagt, daß sie leicht im Kampfe überwältigt, die Männer erschlagen, die Frauen und Kinder gefangen weggeführt wurden. Bald war die ganze Landschaft für die Herrschaft des Ordens gewonnen; freilich ein verheertes, zur Wüste umgewandeltes Land; Raub und Brand hatten allen Wohlstand vernichtet. Viele der Bewohner waren gemordet, und Andere retteten sich mit ihren Familien nach dem benach-

barten Littauen, wo sie der Großfürst gerne aufnahm, und die Städte Grodno und Slonim mit ihnen bevölkerte.

Mittlerweile hatte unter des tapfern Dietrichs von Liedelau Anführung eine Schaar von tausend der keckſten Streiter auf dem Memelſtrome ins Schalauer Gebiet ſich hinübergezogen. Da, wo jetzt Ragnit am Strome liegt, ſtand eine alte Feſte, Heidenburg, die plötzlich überfallen und mit Sturmleitern weggenommen wurde. Tief ergrimmt über den an ihren Gränzen verübten Frevel, rüſteten ſich die Schalauer zu tapferer Gegenwehr (J. 1276), und der deutſche Heereshaufen war an Anzahl zu ſchwach, um den dichten Maſſen des Feindes mit Erfolg die Spitze zu bieten. Da ſandte der Landmeiſter Conrad von Thierbach, eine bedeutende Heeresmacht die Memel aufwärts, die ſich bei der Burg Saſſau mit dem Häuflein der Krieger vereinigte. Nach heftigem Kampf ward die Burg erſtürmt, und in Aſche verwandelt; und jetzt warf das Volk, an der Hülfe ihrer Götter verzweifelnd, die Waffen hinweg, und ergab ſich zum Gehorſam gegen den Orden. Der größte Theil der Landeseinwohner verließ nun gerne die mit Feuer und Schwert verwüſtete Heimath, und zog, um mit ihrem neuen Glauben gegen die benachbarten Littauer geſchützt zu ſeyn, mit dem deutſchen Heere nach Samland, wo ihnen neue Wohnſitze angewieſen wurden.

§. 289.

Indeß war der tapfere Graf Rudolph von Habsburg auf den deutſchen Kaiſerthron erhoben worden (J. 1273), und mit ſeiner Erhebung blühten dem Orden neue Hoffnungen für die glückliche Vollendung ſeiner ſchweren Kämpfe im Preußenlande auf. Die ſchwierigſte Aufgabe des letzten Sieges, die Unterjochung des mächtigen Sudauer-Volkes, war noch übrig, deſſen Bekämpfung die Kräfte des deutſchen Heeres noch auf eine harte Probe ſetzte. Sudauen war eine der größten Landſchaften des preußiſchen Gebietes; ſie war damals

mit dichten Waldungen und Wildnißen bedeckt, von Seen, Moräſten und Sümpfen auf allen Seiten durchſchnitten, und das ganze Land einer einzigen, von der Natur gebauten, Feſtung ähnlich, auf deren Boden jeder Schritt leicht vertheidigt werden konnte. Ueberdieß ſtand das Sudauer-Volk mehr als alle ſeine Nachbarn im Rufe kühner Tapferkeit; das ganze männliche Geſchlecht war dort Krieger, und durch ein wildes Jagdleben von Jugend auf im kühnen Kampfe geübt.

Noch im Laufe des Jahrs 1277 rüſtete ſich der Ordensmarſchall Conrad mit aller Kraft zum Kampfe, und fiel mit einer Reiterſchaar von 1500 Roſſen in Sudauen ein. Bald erfolgte ein blutiger Kampf, und erſt nachdem 2000 tapfere Sudauer den Boden bedeckten, flohen die übrigen in ihre unzugänglichen Wälder zurück. Nur langſam vermochte ihnen die deutſche Schaar in ihre Schlupfwinkel nachzufolgen, und der vorſichtige Verſuch wäre ihnen kaum gelungen, hätte nicht eine Anzahl neubekehrter, treuer Preußen ſie bei demſelben kräftig unterſtützt. Jeder Schritt vorwärts mußte mit Blut erkauft werden, und der Kampf dauerte mit wenigen Unterbrechungen bis zum Winter des Jahres 1283 fort, bis ein Gebiet der Landſchaft um das andere der trotzigen Beharrlichkeit der Ordensritter unterlag. Der letzte Heerführer Sudauens, der tapfere Skurdo, der ſich an ſeines Volkes Spitze geſtellt hatte, gab endlich die Hoffnung für die Rettung ſeines Vaterlandes auf. Er verſammelte eines Tages ſeine ganze Heerſchaar in ſeinem Gebiete, und nachdem er ſie von ſeinem Plane unterrichtet hatte, verheerte er zuvor den eigenen vaterländiſchen Boden mit Raub und Feuer, ſo weit ſein wilder Arm zu reichen vermochte, und dann brach er auf, und wanderte mit den ſchwachen Ueberreſten ſeines Volkes nach dem benachbarten Littauen aus, um den unglücklichen Boden der Heimath nie wieder zu betreten. Auf dieſe Weiſe ging der ſechzigjährige blutige Kampf um Preußens Unterjochung und die Herrſchaft der chriſt-

lichen Kirche im Lande wehklagend zu Ende. Nur mit Entsetzen blickt das trübe Auge auf die durchlaufene Bahn zurück, die mit Leichenhügeln der Erschlagenen von allen Seiten umlagert ist. Eine solche Herrschaft über die Völker der Erde hatte das große Oberhaupt der Kirche nie gewollt und nie gesucht; denn nur als König der Gerechtigkeit und des Friedens will Er, Segen verbreitend, einziehen unter den Nationen der Erde. Hätte jenes finstere Zeitalter die weltbesiegende Macht des Christenglaubens aus eigener Erfahrung erkannt, es würde mit fleischlichen Waffen nie die Völker Europas bekämpft und überwunden haben; und dennoch wäre ihm auf alle Fälle hin der unblutige Sieg über die Gewalt des Heidenthumes gewiß gewesen.

§. 290.

Wie sehr indeß auch diese blutigen Auftritte, welche die Blätter der altpreußischen Missionsgeschichte besiecken, die innersten Empfindungen des christlichen Menschenfreundes verwunden, so können wir uns doch nicht verbergen, daß die allgemeine Einführung einer neuen und höhern Weltordnung, wie sie im Laufe von zehn Jahrhunderten das Christenthum über die Völker Europas allmählig verbreitete, unter den damaligen Zeitumständen gar manche Gründe in sich faßte, welche das Dunkel dieser beklagenswerthen Erscheinungen beleuchten. Freilich war der Christenglaube in hohem Grade verunstaltet, so wie er sich in jenen Tagen im Schooß der Kirche geltend machte; aber dennoch blieben in demselben genug doktrinelle und kirchliche Elemente übrig, welche dem alten Götterglauben gegenüber als ein unversöhnlicher Gegensatz auf das bestehende Heidenthum zurückwirken mußten. Unausbleibliche Wirkung derselben war, daß ein dem neuen Glauben einverleibtes Volk neben seinen alten heidnischen Nachbarn nicht länger zu bestehen vermochte, und sein bürgerliches und sittliches Daseyn alsobald durch dieselben gefährdet sah. Wirklich schnitt

auch der neueingeführte Glaube den alten Lebensverkehr mit dem Nachbarvolke alsobald mit seiner Wurzel ab, und die wechselseitige Entfremdung, so wie in manchen Fällen der zeitliche Verlust, welcher hiedurch bewirkt wurde, mußte bald die Scheidelinie mit jedem Tage schneidender machen, welche die Kirche zwischen beyde Völker hineingestellt hatte. Daß nun aber unter den damaligen Zeitumständen und bei der allgemeinen Rohheit der Völker aus diesen fortgesetzten Reibungen widerstreitender Kräfte gar leicht feindselige Spaltungen, und am Ende blutige Kriege hervorgingen, wen kann dieß wundern, wenn er des ernsten Wortes gedenkt, das einst der Wirksamkeit eines ungleich lauteren Christensinnes Christus als unausbleibliche Folge vorher geweissagt hat: „daß des Menschen Sohn nicht gekommen sey, Frieden zu bringen auf Erden, sondern das Schwert“ (Matth. 10, 34.).

Dennoch würde dieser allgemeine Standpunkt der Beurtheilung keineswegs zureichen, um die räthselhafte Erscheinung uns zu deuten, welche die Unterjochung der heidnischen Preußen uns vor die Augen legt, und die wir seit dem Zeitalter Karls des Großen in unserer Missionsgeschichte so häufig wieder zurückkehren sahen. Nur das heilige Gesetz des Himmelreiches, nach welchem „jede Pflanze des Völkerlebens ausgerottet werden muß, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat“ (Matth. 15, 13.), vermag uns den Schleier zu lüften, der so oft die Schicksale der Völker vor unsern Augen verbirgt. Unstreitig waren die Verhältnisse des preußischen Volkes, so weit wir sie kennen, in jenen Tagen in keiner Weise geeignet, ihm ein freies und selbstständiges Leben nach alter Heidenweise länger zu sichern; und nur fortgesetzte Sklaverei oder durchgreifende Wiedergeburt war die Wahl, welche der Zustand der europäischen Völker und die über denselben waltende Weltregierung Gottes ihnen übrig gelassen hatte.

Die Zerwürfnisse wurden mit jedem Tage schneidender, in welche die eigenthümliche Beschaffenheit ihres väterlichen Glaubens und Volkslebens sie mit sich selbst und gegen das ganze christliche Europa unaufhaltsam verwickelten. Jede Einheit des bürgerlichen und religiösen Lebens war bereits unter dem Volke untergegangen, und, ohne gemeinschaftliches Oberhaupt in sich selbst zerstückelt, blieb jede einzelne Landschaft unter den heftigsten Kriegsstürmen, welche die befreundeten Nachbarkantone zu Grunde richteten, so lange unbekümmert um die andern, bis an ihren eigenen Gränzen das Kriegsgewitter sie unter die Waffen rief. Der alte Staatenbund war schon längst unter ihnen aufgelöst, das Volks-Interesse getheilt, die Heiligthümer der Landschaften von einander geschieden, und jede einzelne zum Zustande schnöder Sklaverei reif geworden; und wo war in ihrer heidnischen Religionsweise, oder in ihrer alten väterlichen Sitte der kräftige Balsam aufzufinden, der diese eiternden Wunden zu heilen vermochte?

Aber noch greller waren die Spaltungen, welche die Religion und Volkssitte der Preußen in ihrem Verhältnisse zu dem geistigen und religiösen Zustand der christlichen Völker Europas in jenen Tagen erzeugt hatte. Wo war im Volke Achtung gegen die menschliche Natur, und Heilighaltung der sittlichen Menschenwürde anzutreffen? Wurden nicht falschen und todten Götzen selbst Menschenopfer dargebracht? War es nicht dem Vater gestattet, gegen seine eigene Familie zu wüthen, und nach zügelloser Willkühr die Kinder seines Leibes hinzumorden? Durften nicht Kinder alt gewordene und sieche Eltern durch gewaltsamen Tod dem Leben entziehen? Wurden nicht Knechte und Mägde mit dem verstorbenen Herrn auf dem Scheiterhaufen verbrannt? Und wo war die Freiheit zu finden, welche das Gesetz und die Sitte der Väter den Kindern hinterließ? Es war drückende Knechtschaft, unter welcher das Volk unter dem Herrscherstabe der Gewaltigen im Lande schmachtete; und

dieſe Macht der Knechtſchaft hielt das ganze Familienleben in allen ſeinen Fugen gefeſſelt. Genoß im Hauſe das Weib die Achtung, die ihm gebührt? Herrſchte nicht im Familienkreiſe der rohe Wille und die Luſt des Mannes, die jeden Funken zarterer Liebe erſtickte? Und welche lähmende Schreckniſſe lagen nicht in dem verfinſterten Götzenglauben des Volkes? Welche Gräuel wütheten in den Eingeweiden ihrer Heiligthümer? War nicht jedem verſchlagenen Betrüger, der ſich Prophet oder Prieſter nannte, die unbedingte Macht in die Hände gegeben, mit einem Zauberſchlag die ganze Nation ins Verderben hinabzuziehen, und ſie mit ewigen Bollwerken gegen jedes Mittel der Veredlung zu umlagern?

Es war ein Glück für die heidniſchen Preußen, daß ſie unter ſolchen Umſtänden dem Machtgebote der deutſchen Ritter anheimfielen. Freilich führte der Weg zu ſolcher Wiedergeburt des Volkes über die Leichenhügel der Erſchlagenen hin; und darüber trauert das Herz des chriſtlichen Menſchenfreundes. Aber hätte wohl der Weg zu fremder Sklaverei andere Bahnen durch das Land gezogen? Und war es nicht mehr als einmal dem heidniſchen Volke angeboten worden, auf dem Wege freiwilliger Ueberzeugung ohne Zwang und Blutvergießen die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu gewinnen? Zweyhundert fünfzig Jahre zuvor ſtand der fromme Adalbert mit freundlicher Einladung vor der Thüre der Nation, und er ward von ihren Mordkeulen gewaltſam getödtet. Nicht lange hernach theilten ſeine Nachfolger das gleiche Schickſal auf dem preußiſchen Boden; und als der Biſchof Chriſtian im Kulmer-Lande auftrat, ſo war es ſechszehn Jahre lang ſein freundliches Bemühen, dem verfinſterten Volke die Segnungen des Chriſtenthums auf dem Wege freier Ueberzeugung anzubieten. Aber ſie verſchmähten ſeine Einladungen, und ihr hartnäckiges Widerſtreben beſchleunigte eben darum den Zeitpunkt, in welchem ſie dem heiligen Gottesgerichte über die Nationen anheim fielen.

§. 291.

Die Zeit war nun gekommen, wo nach langem Wintersturme unter dem befruchtenden Einflusse einer heitern Friedenssonne der durchwühlte Acker des Volkes mit unvergänglichem Saamen überstreut, und mit pflegender Hand die neuen Saatfelder zu einer belohnenden Freudenernte vorbereitet werden sollten. Aber diesem Veredlungs- und Beglückungswerke legten nicht nur die geistige Untüchtigkeit der damaligen Kirche und ihrer Diener, sondern auch der grollende Unmuth des unterdrückten Volkes für jetzt noch mächtige Hindernisse in den Weg, welche erst die folgenden Jahrhunderte zu überwinden vermochten. Auch war es erst das Zeitalter der Kirchenreformation, und der in demselben angeregte neue Geistesschwung der germanischen Völker, welches das preußische Volk die den Vätern geschlagenen Wunden vergessen, und des Glückes sich erfreuen ließ, an den reichen geistigen Bildungsmitteln derselben seinen Antheil gefunden zu haben.

Lange glaubten die im Lande angestellten Bischöfe mit den Einrichtungen ihrer kirchlichen Diözesen, und den Unterhandlungen über die zeitliche Ausstattung derselben der Hände voll zu thun zu haben, ohne sich eben um das geistige Erziehungs- und christliche Bildungs-Werk des ermatteten Volkes viel zu bekümmern, indem sie dasselbe der zahlreich herbeyströmenden Kloster-Geistlichkeit ruhig überlassen zu können wähnten. Den vier schon früher bestehenden bischöflichen Sprengeln im Lande wurden jetzt die neueroberten Provinzen beigeordnet, und mit großer Sorgfalt die Grenzen jedes einzelnen Bisthums, sowie das vergabte Eigenthum desselben bestimmt. Es wurden Domkapitel aufgerichtet, um den Bischof in seinen Verrichtungen zu unterstützen und den Hofstaat desselben auf ehrenvolle Weise darzustellen. Es wurden da und dort die zerstörten Kirchen wieder aufgebaut, und nach dem wachsenden Bedürfnisse neue hinzugefügt.

wozu der deutsche Orden und der fromme Sinn neubekehrter Preußen bereitwillige Hände darbot. Schon in früher Zeit hatte der Orden die Nothwendigkeit empfunden, daß nicht der Mordstahl allein, daß auch der Geist der Liebe über den Geist des Volkes siegen müsse, und daß dasselbe einer gründlichern Belehrung über Gott und Christenthum bedürfe, um im Glauben und in der Erkenntniß christlicher Wahrheit zu wurzeln, und der Segnungen des Christenthums froh zu werden. Es war daher auf die Gründung von Schulen für die preußische Jugend viel Sorgfalt verwendet, und zur Zeit des Pabstes Honorius III. und Innocenz IV. manche heilsame Verordnung hiefür erlassen worden. Zur Errichtung von Knabenschulen in Preußen hatte der letztere in einer eigenen Bulle die Wohlthätigkeitsliebe der Deutschen kräftig angerufen, weil er auch hierin ein Mittel erkannte, den Christenglauben auf eine wirksame Weise unter dem heidnischen Volke zu begründen. Ebenso hatte auch der päbstliche Legat Wilhelm von Modena sich viele Jahre hindurch manch denkwerthes Verdienst um die geistige Bildung des Volkes erworben, und deßhalb die Mühe nicht gescheut, die noch rohe Barbaren-Sprache der Preußen zu erlernen, um desto kräftiger für die geistliche Wohlfahrt derselben arbeiten zu können.

So finden wir schon um das Jahr 1251 erfreuliche Spuren, daß im Ermlande Landschulen aufgerichtet wurden; und wohl mochten in Preußens wichtigsten Städten, zu Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg und Königsberg, welche entweder bischöfliche Sitze, oder bedeutende Marktplätze des Landes waren, in der Folge der Zeit ähnliche Volksbildungsanstalten gegründet worden seyn; allein die Zeitgeschichte stellt Anstalten dieser Art überall in finstern Hintergrund, und läßt es ungewiß, wie viel oder wie wenig für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse des Volkes geleistet worden sey. Auffallend ist dabei, daß von Aufrichtung von Klosterschulen im Lande nirgends weiter eine Spur in der

Geschichte jener Tage anzutreffen ist, und daß es eine Regel der Staatsklugheit der deutschen Ordensritter, sowie der Landesbischöfe lange Zeit gewesen zu seyn scheint, den Bedarf von Geistlichen immer nur aus den Klöstern des Auslandes zu beziehen, und die Einheimischen vom christlichen Seelsorgerberufe fern zu halten, weil sie auf die Anhänglichkeit der erstern mehr, als auf die Treue der letztern rechnen zu können glaubten.

Erst gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts tritt die Sorge für die christliche Bildung des Volkes kräftiger hervor. Eine große Anzahl von Kirchen wurde weit umher im Lande aufgebaut, die neugegründeten Domstifte zu Seminarien für die Bildung christlicher Volkslehrer eingerichtet, auch Sorge dafür getragen, daß diese Domstifte aus den Klöstern Deutschlands her mit frommen und geschickten Ordenspriestern besetzt wurden. Auch Bibliotheken zur Fortbildung der Geistlichen in diesen Domstiften wurden da und dort angelegt, und es finden sich erfreuliche Beispiele, daß einzelne Bischöfe eifrig bemüht waren, die nöthigen Bücher für die Geistlichen in Preußen aus dem Auslande herbeizuschaffen.

Hier brechen wir den Faden unserer Missionsgeschichte unter dem preußischen Volke ab, indem wir es der Kirchengeschichte überlassen, die Veränderungen und Schicksale zu erzählen, durch welche die neugepflanzte Kirche Christi in diesem Lande ihrer wachsenden Entwicklung näher gebracht wurde. Immer wandern wir noch „in den Tagen geringer Dinge“ mit der Freudenbotschaft des Erlösers unter den Völkern der Erde umher, und noch liegt ein düsteres Nebelgewölke über den Völkern; doch fängt schon jetzt am fernen Horizonte Europas ein freundliches Morgenroth an hervorzubrechen, welches den strahlenden Aufgang einer neuen Sonne verkündigt. Mit diesem beginnenden Morgenroth ziehen wir getrost einer neuen bessern Zeit entgegen, und freuen uns der Hoffnung, die düstern Bahnen unserer Missionsgeschichte

von einem Lichte umstrahlt zu sehen, wie dasselbe nur in dem lebendigen Glauben an das Evangelium für die Völker der Erde zu finden ist.

Eilftes Kapitel.

Erste Anpflanzung des Christenthums in Littauen.

§. 292.

Die Littauer, die nächsten Gränznachbarn und Stammverwandten der alten Preußen, treten erst am Ende des zwölften Jahrhunderts unter dem Namen der Lettowen aus dem Dunkel ihres Daseyns an das Licht der Geschichte hervor *). Sie sind die Letzten unter den heidnischen Völkern Europas, welche zur Theilnahme an den Segnungen der Kirche Christi eingeladen wurden; und mit ihrer Berufung zum Christenthum schließt die Missionsgeschichte ihren fünfzehnhundertjährigen Lauf durch die Länder und Völkerstämme unseres Welttheils, um dem tiefen Westen und Osten des Erdkreises von nun an ihr freundliches Angesicht unverrückt zuzuwenden.

Es ist ein bemerkenswerthes Wort, das der gelehrte Schlötzer (in seiner Geschichte von Littauen, S. 19.) einst niederschrieb, daß „im ganzen Norden Europas Christenthum, Schreibkunst und Geschichte in edlerem Verstande gleichzeitige Erscheinungen sind“. Diese Bemerkung mag ebenso gewiß auch von den westlichen und östlichen Völkern Europas in ihrem heidnischen Zustande gelten, indem überall in ihren Kreisen erst mit dem Uebergange derselben zum Christenthum der Faden sich anknüpft, der uns aus dem Dunkel ihrer Sagenzeiten in das Licht einer wahren Volksgeschichte hinüberführt. Nur der Freudenbotschaft vom Sohne Gottes verdankt Europa

*) Ihr Name wird in des alten Nestors Annalen zum Jahr 1105 zuerst genannt.

seine Völkergeschichte, und wer vermag zu sagen, in welchen Todesschatten wir heute noch sitzen würden, hätte nicht das Wort des Ewigen zu unsern Vätern gesprochen: „Mache dich auf, werde Licht! denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir!“

Das Littauervolk wird in seiner frühesten Vorzeit, welche das Zeugniß der Geschichte nicht weiter aufzuhellen vermag, zwischen der Memel und dem Dünaflusse angetroffen, wohin in unbekannten Tagen das Gedränge der Slavenstämme dasselbe vor sich her getrieben hatte. In dieser neuen Heimath war es bald eine Beute seiner Gränznachbarn, der Russen, geworden, welche dasselbe in schmähliche Knechtschaft hinabstießen, die den niedergetretenen Volksstamm der Freiheit seiner Väter nie froh werden ließ. Bittere Armuth, Verachtung und Sklaverei war sein Loos; und die Folge dieses elenden Zustandes war, daß dasselbe in der Reihe der europäischen Völker bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nie eine Stelle gewinnen konnte*). Merkwürdig

*) Kein Wunder, wenn es uns für die bürgerliche und religiöse Geschichte dieses Volkes an früheren Geschichtsquellen gänzlich fehlt, und daß wir diese erst im Laufe des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts aufsuchen müssen. Die älteste Bearbeitung der littauischen Geschichte, die in polnischer Sprache geschriebene polnische und littauische Chronik des Polen Matthias Strykowski, welche um das Jahr 1582 zu Königsberg gedruckt wurde, ist für uns verloren gegangen. Excerpte aus derselben, ins Lateinische übersetzt, gab ein Italiener Alexander Guagnini wenige Jahre hernach in seinem Chronikon heraus; und noch vollständiger der Jesuite Albert Kojalowicz in seiner Historia Lituana, welche zu Antwerpen (F. 1669) erschien. Schätzbare Beiträge zu dieser Geschichte finden sich in der ältesten Sammlung polnischer Geschichten, welche in dem Corpus Poloniæ Historiæ, Basil. 1582 fol. enthalten sind, sowie in F. I. Duglossi Hist. Polon. (Lips. 1711. fol.) Tom. I. Lib. X., und in Cromers poln. Geschichte. A. L. Schlözer war der Erste,

ist dabei, daß auch in den spätern Jahrhunderten, als sich das littauische Volk seine Unabhängigkeit vom fremden Joch und seine bürgerliche Selbstständigkeit in blutigen Kriegen erkämpfte, die stammverwandten Preußen, seine nächsten Grenznachbarn, nur in den letzten Tagen ihrer höchsten Noth in einer freundlichen Berührung mit denselben angetroffen werden, obgleich sie mit den Littauern nicht bloß durch gemeinschaftliche Abstammung und Grenznachbarschaft, sondern auch durch gemeinschaftliche Sprache und Religionsweise nahe verwandt waren. Erklärbar wird uns diese Erscheinung bloß dadurch, daß der preußische Nationalcharakter, so wie die öffentliche Volkssitte der alten Preußen in einem schneidenden Gegensatze gegen die Volksweise der Littauer sich befand. Die Preußen achteten die freie Unabhängigkeit ihres Volkes und Landes für das größte Gut, das sie von den Vätern geerbt hatten, die Littauer vermochten selbst unter ihren eigenen Fürsten das Sklavenjoch niemals von sich abzuschütteln. Die Preußen waren von jeher gewerbfleißig und friedsam, und eben darum wohlhabend; die Littauer dagegen träge und im höchsten Grade dürftig. Die Preußen schämten sich von jeher des rohen Straßenraubes, und verschlossen den Seeräubern ihre Häfen; die Littauer wurden fast immer nur auf plündernden Raubzügen im Nachbarlande angetroffen.

---

welcher eine kritisch bearbeitete Geschichte Littauens (in der Allg. W. G. Thl. 50.) im Jahr 1785 herausgab, uns aber unter der scharfen Feile seiner Kritik fast nichts als ein mageres Namensverzeichniß übrig ließ. Für die Ausbreitungsgeschichte des Christenthums in Littauen haben diese sämmtlichen Schriften einen nur geringen Werth. Ungleich wichtiger für sie sind die zerstreuten Beiträge, welche die russischen Chroniken in sich enthalten. Eine willkommene Vorarbeit hat Hr. Prof. L. J. Rhesa in drei akademischen Programmen geliefert, welche unter dem Titel: „de primis vestigiis rel. Christ. inter Littuanos propagatæ“ zu Königsberg im Jahr 1819 u. fg. erschienen sind.

Eben darum war es auch Nationalehrgeiz der alten Preußen, mit ihren rohen Nachbarn, welche auf der niedrigsten Stufe der Barbarei standen, nichts zu thun zu haben, und diese ihrem eigenen Schicksale zu überlassen.

§. 293.

Nach dem Zeugniß der alten Chroniken, wie sie uns Guagnini, Heberstein, Matthias und Andere hinterlassen haben, waren die heidnischen Littauer in der früheren Zeit ein sehr verachtetes, dürftiges, zum niedrigen Sklavensinn hinabgedrücktes Volk, dem für seine Selbsterhaltung nichts als Rauben, Stehlen und Morden übrig blieb. Sie hatten zwar ihre eigenen Herzoge, welche jede Gewaltthat an ihnen übten; aber diese waren wieder den benachbarten russischen Fürsten unterworfen, von welchen sie auf dieselbe despotische Weise behandelt wurden. Wo immer einer der Obern in die Hütte eines Leibeigenen hineintrat, da konnte er ungestraft aus derselben hinwegnehmen, was ihm gefiel, und nach blinder Willkühr den Bewohner derselben behandeln. Das gemeine Volk durfte sich nicht ohne Geschenke vor seinem Obern sehen lassen, auch war, wie die Chronik sich ausdrückt, jedes Wort des Richters Goldes werth. Fünf und bisweilen sechs Tage der Woche mußten die Leibeigenen auf den Gütern ihrer Obern arbeiten, und nur der Montag war ihnen für die Bestellung ihres eigenen Hauswesens frei gegeben. Den Göttern waren keine Festtage gewidmet; auch ward von den wenigen Neubekehrten der Sonntag nicht gefeiert, indem sie auf die Frage: warum sie dieß nicht thun? zu antworten pflegten, daß sie auch am Sonntag essen müssen.

Das Land war mit dichten Wäldern bedeckt, und von großen Sümpfen und vielen Flüssen überall durchschnitten. Der Fruchtbau wurde ziemlich allgemein getrieben, und dennoch war die Dürftigkeit der Einwohner groß. An Salz fehlte es gänzlich, das von Rußland herbeigebracht

wurde. Die Littauer trieben einen Handel mit Honig und Wachs, das über Danzig nach Holland verführt ward. Alle Arten von Thieren im Lande waren klein; in den Wäldern wurden wilde Auerochsen, schwarze Büffel, Elenthiere, wilde Esel und Pferde häufig angetroffen. Die Einwohner bedienten sich der Ochsenhörner als Trinkgeschirre. Ihre Kleidung bestand durchgängig in einem aschgrauen Tuche, das sie selbst verfertigten, und womit sie den Körper bedeckten, und ihre Füße pflegten sie mit Stücken von Thierfellen zu umwinden. „Die Leute sind meist sehr groß gewachsen, erzählt die Chronik, kühn und kriegerisch; als wilde Jäger streifen sie in den Wäldern umher, um ihre Nahrung unter dem Gewilde aufzusuchen. Der schwere Boden wird nicht mit Eisen, sondern mit einem Stück Holz umgebrochen; sie binden nämlich einige gespitzte Holzstangen an einander, und suchen durch dieselben mit der größten Anstrengung den Boden aufzubrechen. Ihre Wohnungen bestehen in einem länglichten Viereck, und sind sprechende Bilder roher Dürftigkeit. In der Mitte derselben brennt ein Feuer, um das sich der Hausvater mit seinen Weibern, Kindern und dem Gesinde lagert, indeß die Hausthiere den übrigen Theil der Hütte einnehmen.“ Auf diese Weise befanden sich die Littauer auf der niedrigsten Stufe der Volksgesittung, als das Christenthum mit seinen Segnungen unter denselben eintrat. Die rohesten Laster gingen unter ihnen im Schwange; Vielweiberei, Völlerei und Unzucht war allgemein; auch Menschenhandel wurde von denselben getrieben, und die Knechte nach Willkühr von ihren Herren an Andere verkauft. Selbst die Freigebornen unter ihnen sahen sich häufig genöthigt, um drückender Dürftigkeit willen, ihre Söhne und Töchter, und am Ende sich selbst an Andere zu verkaufen, um auf diese Weise dem Hungertode zu entgehen.

§. 294.

Die heidnischen Littauer waren demselben religiösen Aberglauben ergeben, wie wir ihn unter ihren stammverwandten Nachbarn, den alten Preußen, angetroffen haben. Auch sie waren von dem alten Sonnendienste in die Vielgötterei hinabgesunken, und verehrten die Naturkräfte in den drei gefeierten Götterbildern des Perkuns, Potrimps und Pikulls, welche sie als ihre höchsten Götter mit Menschenopfer ehrten. Sie hatten, wie die Preußen, ihre unzugänglichen heiligen Haine und Wälder, in denen ihre Griwes sich aufhielten, um in ungesehenem Dunkel den Willen der Götter dem Volke zu verkündigen. Auch hier brannte auf den Opferaltären unter dem Schatten der Eichbäume das heilige Feuer, welches nie erlöschen durfte, wenn die Priester nicht die Schuld mit dem Leben büßen wollten. Keinem war gestattet, diese heiligen Haine mit seinem Fuße zu entweihen, indem jedes Vergehen dieser Art alsobald mit dem Tode oder Verstümmlung der Glieder bestraft wurde. Besonders war den Littauern die Schlange heilig; diese war der Hausgott, den jeder in einem Wasserbecken in seiner Hütte sorgfältig nährte, und vor dem er seine Andacht zu verrichten pflegte. Ihr wurden von Zeit zu Zeit Hähne geopfert, auch ward ihr von der Milch der Kuh immer der fetteste Trunk als Opfer vorgestellt.

Indeß treffen wir unter den heidnischen Littauern jene abgemessene, durch das ganze Volk verzweigte hierarchische Priesterverfassung nicht an, wie diese bei den heidnischen Preußen stattfand. Nicht in den Händen der Volksgriwen, sondern bei dem freigebornen Adel lag die unbedingte Macht, welche das arme Volk in den Sklavenketten nach blinder Willkühr festhielt. Auch standen die Littauer auf einer zu niedern Stufe barbarischer Gesittung, und hatten zu sehr jedes Gefühl der Freiheit eingebüßt, als daß väterliche Religion und Vaterland einen bedeutenden Werth für ihre Gemüther hätte gewinnen

können. In roher Knechtschaft gefesselt, und in hülflose Dürftigkeit hinabgestossen, war es nur noch der thierische Trieb der Selbsterhaltung, welcher das Volk in Bewegung setzen konnte. Eben darum werden sie auch immer nur auf plündernden Streifzügen in den Nachbarländern angetroffen, in welche sie sich in zügellosen Massen hinüber warfen, um für einige Tage ihre Raubgier und ihre thierische Eßlust zu befriedigen, und mit der feindlichen Beute wieder in die Heimath zurückzukehren. Unter solchen Völkern kann von Religion, bürgerlicher Ordnung und Volkssitte nie die Rede werden, indem sie in einem Zustande sittlicher Zernichtung sich so lange befinden, bis von Aussen her eine körperliche oder sittliche Gewalt sie nöthigt, einer bessern Ordnung der Dinge sich hinzugeben.

Indeß war den heidnischen Littauern die leise Ahnung von einem Leben nach dem Tode nicht fremde, und es ist nicht unwahrscheinlich, was Kojalowicz in seiner Chronik (Lib. V. p. 140) von ihnen schreibt, daß der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode, und einer Wiederkehr der Seelen in die Leiber, so wie von einem zukünftigen Gericht unter ihnen herrschend gewesen sey. Daher kam es, daß die littauischen Weiber, wie der Lette Heinrich erzählt (S. 41), sich freiwillig an Bäumen aufzuhängen pflegten, wenn ihre Männer auf Raubzügen das Leben eingebüßt hatten, um mit denselben jenseits dieses Lebens wieder vereinigt zu werden. Auch waren in ihren Wäldern an abgelegenen Orten Hütten aufgerichtet, in denen die Leichname der Verstorbenen aufbewahrt wurden, vor denen von Zeit zu Zeit Speisen aufgestellt wurden, um ihnen in der unsichtbaren Welt ein Freudenfest zu bereiten.

§. 295.

Die zweifelhaften Sagen, welche die sparsamen Blätter der littauischen Chronik im eilften und zwölften Jahrhundert füllen, bieten unserer Missionsgeschichte nichts

dar, was ihre Aufmerksamkeit an sich ziehen könnte. Das Volk, des harten Sklavenjoches unter der Herrschaft der benachbarten russischen Fürsten müde, und durch die politischen Zerwürfnisse und Unglücksfälle des russischen Reiches vielfach begünstigt, griff am Ende zu den Waffen, um sich unter seinen eigenen Fürsten seine Unabhängigkeit zu erobern, und es gelang ihm, in einer langen Reihe blutiger Empörungskriege mit seiner bürgerlichen Selbständigkeit zugleich einen bedeutenden Theil des westlichen und südlichen Rußlandes in Besitz zu nehmen, und die Gränzen seines Gebietes von den Mündungen des Niemen bis zu den Ufern des Dniesters, und von der preußischen und polnischen Gränze bis zum Dnjperstrome, nach und nach zu erweitern. Auf diese Weise gelangten die bedeutenden Ländergebiete von Schamaiten, Wilna, Grodno, Volhynien bis nach Lemberg, Tschernigow, Minsk, Mohilew, Witebsk und Smolensk und eine geraume Zeit selbst die Hauptstadt des westlichen Rußlands, Kiew, mit der ansehnlichen russischen Bevölkerung derselben in die Gewalt der littauischen Großfürsten, welche mit denselben eine Macht eroberten, durch die sie sich den russischen Großfürsten so wie den benachbarten polnischen Herzogen furchtbar machen konnten.

Mit diesen neuen Ländergebieten hatten sie auch eine Menge von Bekennern des griechischen Glaubensbekenntnisses ihrer Herrschaft einverleibt, welche dem Metropolitansprengel von Kiew zugehörten; aber die Geschichte dieser Tage nennt uns nur wenige Beispiele von Bekehrungen, welche die russische Geistlichkeit unter den heidnischen Littauern zu machen versucht hätte. Auch in dem benachbarten Livland und Estland hatte sich gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts die Kirche Christi allmählig angesiedelt, und zu Riga das erste Bisthum der abendländischen Kirche in der Nachbarschaft der nördlichen Gränzen Littauens aufgerichtet. Es gingen kaum dreißig Jahre vorüber, so hatte sich der Schwertritterorden in den Besitz des ganzen Landes jenseits der

Düna gesetzt, und bis zum finnischen Meerbusen hinauf, auf den Trümmern eines verwandten Götterglaubens die Herrschaft der römischen Kirche aufgerichtet. Dieß Alles vermochte indeß die rohen Gemüther der Littauer nicht zu bewegen, mit ihrem alten Götterglauben zugleich die rohe Barbarensitte der Väter aufzugeben, und einer bessern Lebensordnung zu huldigen. Als das letzte allein noch übriggebliebene Volk Europas, das dem zerfallenen Heidenthum noch anhing, und an allen seinen Landesgränzen von der siegreichen Macht der christlichen Kirche umschlungen, war es nur bitterer Groll, der in ihren Gemüthern gegen die Christen des Morgen- und des Abendlandes tobte, und sie zu immer neuen und blutigen Raubzügen in die Wohnstätten der abgefallenen Nachbarn antrieb. Vor allem waren es die livländischen und semgallischen Priester, denen ihre mörderische Rachbegierde galt, und die sie von ihren verborgenen Verstecken aus unversehens auf ihren Missionswanderungen überfielen, um sie zu morden, oder als Gefangene ihren Göttern zum Opfer darzubringen. Auf diese Weise büßte mancher emsige Arbeiter im livländischen Weinberge oft unter den grausamsten Martern sein Leben ein; und die Klosterbrüder Deutschlands fühlten deßhalb keine Lust, durch wehrlose und freundliche Missionsversuche auf littauischem Boden sich einem gewissen Martertode Preis zu geben.

§. 296.

Indeß hatte sich ein fürchterliches Sturmgewitter über Rußland auszugießen begonnen (§. 1236), welches den durch innere Zwistigkeiten schon früher zerrissenen Staat sammt der Kirche für immer zu zernichten drohte. Einem Heuschreckenheer der Sandwüste ähnlich, das die Sonne verdunkelte, hatten sich die Mongolen, ein wildes raubgieriges Völkergeschlecht, aus Mittel-Asiens weiten Steppenländern verwüstend über die südlichen Provinzen Rußlands hingestürzt, und im Strome die unterjochten Völker mit sich fortreißend, wälzte sich der unermeßliche

Schwarm unaufhaltsam bis zu den Ebenen Polens vorwärts. Nicht ohne inneres Vergnügen hatte der littauische Großfürst Mendog, dessen Vater Ringold zuerst (um das J. 1230) das eroberte Land unter dem Titel eines Großfürstenthums unter seine Alleinherrschaft gebracht hatte, mit so manchen zertrümmerten Fürstenthümern Rußlands zugleich Hunderte von christlichen Kirchen unter den Händen dieser grausamen Barbaren in Trümmer fallen gesehen, und die glückliche Zeit willkommen geheißen, welche ihn eine gänzliche Vertilgung seiner in Livland und Preußen neuangesiedelten christlichen Nachbarn hoffen ließ. Um seinen Plan desto ungestörter auszuführen, wurden alle seine Vettern durch Meuchelmord von ihm zuvor aus dem Wege geräumt; sodann sendete er vier seiner Neffen mit Heereshaufen nach dem russischen Gebiete aus, um seinen vorhabenden Einfall in Livland auch von dieser Seite her zu decken.

Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen, als der eroberungssüchtige Mendog sich dachte. Seine Neffen waren auf ihren Streifzügen gegen die russischen Nachbarn glücklich. Einer derselben, Arduld, nahm Drusk und einen Theil von Smolensk ein, ein Anderer, Wikund, eroberte Witebsk, und der Dritte, Ceneiwil, nach seiner Taufe Theophilus genannt, ließ sich in Polozk nieder. Alle behielten die Eroberungen für sich; und um sich bei ihren neuen Unterthanen, den griechisch-russischen Christen, beliebt zu machen, ließen sie sich durch die Taufe zu Mitgliedern derselben Kirche weihen. Indeßen war die große Mongolen-Schlacht (J. 1241) auf den Ebenen Schlesiens geliefert worden, und der Deutschen Tapferkeit hatte den trotzigen Muth des tatarischen Barbarengeschlechts auf lange Zeit gebrochen. Der littauische Großfürst mußte eilen, um aus dem Schiffbruch der Dinge sich selbst und sein Land herauszuretten. Er begann nun mit seinen abgefallenen Neffen den Krieg; und diese nahmen zu ihrer Rettung zu den livländischen Ordensrittern ihre Zuflucht, mit denen sie

zu Riga ein Bündniß gegen ihren Oheim schlossen. Mendogs Groll gegen die Christen ward hiedurch aufs höchste gesteigert, und er glaubte nun seiner ganzen Macht aufbieten zu müssen, um einen tödlichen Schlag gegen seine verhaßten Nachbarn auszuführen. Mit den heidnischen Schamaiten und Semgallen durch ein Bündniß vereinigt, fing er an, mit mächtigen Heereshaufen in die Gebiete Livlands einzufallen, und dieselben auf die schrecklichste Weise zu verheeren. Andreas von Stuckland, „en heerlyk, vroom, wael gemynt man von dem Volk," wie ihn die alte Chronik nennt, stand damals als Landmeister an der Spitze der Schwertritter. Dieser sammelte gleichfalls ein starkes Heer zum Widerstande, und während Mendogs Neffe, der getaufte Theophilus, von Polozk aus mit einer ansehnlichen Macht Littauen von der einen Seite überzog, und das Land mit Feuer und Schwert heimsuchte, brach der Ordensmeister mit seinem Kriegshaufen von der andern Seite in die feindlichen Gebiete ein, schlug die Littauer in einer blutigen Schlacht zurück, und drang unter schwerer Verheerung bis zur Wohnburg des Großfürsten mit seinen tapfern Kriegern vor. Eine unzählige Schaar von Littauern ward als Gefangene nach Livland weggeführt, und nun brachen die deutschen Heerhaufen auch in die Gebiete der Schamaiten ein, und richteten dort eine gleiche Verwüstung an.

§. 297.

Die Hoffnungen des heidnischen Großfürsten auf die Vertilgung der benachbarten Christen waren jetzt vor seinen Augen untergegangen. Sein Land lag verwüstet da, sein Heer war gefangen oder aus einander gesprengt, und noch rüstete sich sein Neffe Theophil zu neuen Raubzügen gegen Littauen. An Widerstand war nun von seiner Seite nicht weiter zu denken; und durch Noth und Gefahr von allen Seiten gedrängt, blieb dem schlauen Heiden nichts weiter übrig, als bei den Ordensrittern Livlands mit ansehnlichen Geschenken den Frieden nach-

zusuchen. Der Ordensmeister Andreas, von einem großen Gefolge seiner Ritter begleitet, erschien auf Mendogs Hochburg mit der Erklärung: „Es sey nicht ziemlich für den christlichen Ritter, mit den Heiden Frieden zu schließen, welche zu bekämpfen sein Eid ihn verpflichte; werde der Großfürst jedoch sich öffentlich zum Christenthum bekennen, und die von seinen Neffen dem Orden abgetretenen Länderschenkungen genehmigen, so liege dem Friedensschluße mit ihm kein weiteres Hinderniß im Wege. Alsdann werde er nach des Fürsten Wunsch beim Pabste auch bewirken, daß, nach Empfang der Taufe, Mendog mit der Königskrone geschmückt, und sein Land zum Königreich erhoben werde.“ Wie lockend auch für das eitle Herz des Großfürsten diese Zusagen waren, so willigte er doch nur ungern und aus Noth gedrungen, in das Verlangen des Ordensmeisters, empfing vom Bischofe zu Riga die Taufe, und trat in einem Friedensschlusse (J. 1252) den Schwertrittern Schamaiten nebst andern umliegenden Gebieten ab, worauf er unverweilt mit der Botschaft des Landmeisters eine Gesandtschaft an den päbstlichen Hof nach Rom abfertigte.

Innocenz IV. war über dieses unerwartete Ereigniß um so mehr erfreut, da er zugleich die Nachricht erhielt, daß mit dem littauischen Landesfürsten auch eine große Zahl seiner Unterthanen den christlichen Glauben angenommen habe. Unverweilt erließ er noch in demselben Jahre ein freundliches Schreiben an den Fürsten, um ihm zu sagen, „mit welchem Wohlgefallen er seinen Austritt aus der Finsterniß des alten Glaubens, und seine Wiedergeburt zum Ruhme des Volkes Gottes vernommen habe, und wie gerne er jetzt seine Bitte erfülle, ihn als Sohn der Kirche zu empfangen und sein Reich Littauen in das Recht und Eigenthum der römischen Kirche aufzunehmen.“ Zugleich ertheilte der Pabst dem Bischof Heidenreich von Kulm den Auftrag, den littauischen Fürsten zum Könige zu krönen. Dieser eilte nun

ungesäumt nach der fürstlichen Burg, und nun wurde (noch im Herbst 1252) in Gegenwart des Bischofs von Riga, der Landmeister von Livland und Preußen und einer großen Schaar livländischer Schwertritter, auf der großen Ebene bei Nowgrodeck, unter dem Zulaufe einer unzählbaren Menschenmenge, der Fürst, nebst seiner Gemahlin Martha, zum Könige Littauens feierlich gesalbt, und beide vom Landmeister von Livland mit königlichen Kronen geschmückt.

§. 298.

Freilich ward mit diesen Bekehrungen für die Sache des Christenthums eben gar nicht viel gewonnen, obgleich die Gränzen des heidnischen Littauens auf diesem Wege den Schaaren der deutschen Prediger-Mönche jetzt aufgeschlossen worden waren, welche unter dem Schutze des Friedens in dem verödeten Lande umherziehen, und zur Zerstörung des alten Heidenthums in demselben die erste Hand anlegen konnten. Desto wichtiger aber war dieses Ereigniß für die umfassenden Plane des ehrgeizigen römischen Hofes, welcher in demselben bereits das erste Unterpfand zum Sturze des Patriarchen-Stuhles zu Constantinopel, und der Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen erblicken zu dürfen glaubte. Schon seit mehrern Jahren hatte der herrschsüchtige Pabst Innocenz IV. deßhalb Unterhandlungen aller Art mit den russischen Fürsten und Bischöfen im Stillen angeknüpft, und nie schien eine günstigere Zeit für den alten Plan der päbstlichen Herrschaft gekommen zu seyn, als diese war.

Schon früher (J. 1246) hatte der russische Großfürst zu Halitsch, Daniel Romanowitsch, von den Barbaren des Ostens auf allen Seiten niedergedrückt, und Rußlands nahe Auflösung befürchtend, dem Pabste zu Rom zu verstehen gegeben, wie er die Vereinigung der russischen Kirche mit der lateinischen aufrichtig wünsche; worauf von beiden Seiten auf freundschaftliche Unions-

versuche im Stillen gearbeitet wurde. Auch der russische Großfürst, Alexander Newsky, ward jetzt durch einen päbstlichen Legaten angegangen, sich zur katholischen Religion zu bekehren. Allein dieser hatte alle Anerbietungen dieser Art mit der Erklärung von sich abgewiesen, daß weder Wasser, noch Feuer, noch Schwert im Stande seyn werden, ihn von dem griechischen Glauben abzulocken. Um so mehr wurden jetzt die Unterhandlungen mit dem Fürsten Daniel fortgesetzt, und um ihm und den russischen Bischöfen zu zeigen, wie viel dem Pabste an dieser Vereinigung gelegen sey, erlaubte Innocenz auf Bitten des Erzbischofs zu Kiew, daß alle Gebräuche des griechischen Kultus, welche den römischen nicht zuwider seyen, von den Neubekehrten beibehalten werden könnten. Um Daniels Ehrgeiz noch mehr zu schmeicheln, ließ er demselben unter der Bedingung seines Uebertritts zur lateinischen Kirche die königliche Krone anbieten, und nannte ihn in seinem Schreiben König von Rußland; allein der Großfürst merkte bald die Schlinge, welche ihm der Pabst gelegt hatte; sein Gewissen wachte auf, und er wies jetzt mit Festigkeit die Anerbietungen des abendländischen Kirchenfürsten von sich ab. Innocenz IV. hatte noch in den letzten Tagen seines Lebens den bittern Schmerz, den schönsten Lieblingsplan seines Herzens, an dem er mit rastlosem Eifer gearbeitet hatte, vor seinen Augen zerrinnen zu sehen, und sein Nachfolger auf dem Stuhle, Alexander IV. sah sich deßhalb veranlaßt, dem abtrünnig gewordenen Sohne Daniel in einem bittern Drohbriefe seine Treulosigkeit vorzuhalten.

§. 299.

Auch der neugekrönte König Littauens wußte bald die verschwenderischen Ehrenbezeugungen des römischen Hofes mit nicht besserem Danke zu vergelten. Dem schlauen Fürsten konnte es unmöglich entgangen seyn, daß dem römischen Oberhirten sowohl, als den deutschen

Rittern es um die Verbreitung des Christenglaubens eben nicht aufrichtig zu thun sey; daß sie vielmehr denselben bloß als Deckmantel zu gebrauchen pflegten, um ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke zu verfolgen. Wohlfeilen Kaufes war er ein Christ ohne Christenthum geworden, und hatte noch dazu eine Königskrone damit erobert. Auch seinen Unterthanen war der Uebergang vom alten zum neuen Glauben so leicht wie möglich gemacht, und mit zeitlichen Vortheilen aller Art versüßt worden. An Unterricht im Christenthum hatte man dabei gar nicht gedacht; und wenn auch der Anstand und noch mehr das Interesse der Kirche die Errichtung eines Bisthums im Lande erheischten, so war es auch hier mehr der zeitliche Einfluß, als das wahre Seelenheil der Neubekehrten, was die Einführung dieser kirchlichen Anstalt veranlassen konnte. Zwar war der Ordenspriester Christian, ein gelehrter und umsichtiger Mann, wie ihn Innocenz IV. in seiner Bulle nennt, nach Littauen gesendet worden, um den Unterricht des Königs und seiner Hofleute im Christenthum zu versuchen, aber die Geschichte erzählt uns nicht, was er daselbst ausgerichtet habe. Der König fuhr fort, heimlich seinen Göttern zu opfern, und hatte eben keine Lust, die Ausbreitung des Christenthums in seinem Lande auf irgend eine Weise zu befördern.

Kaum war das mächtige Kreuzheer, welches das benachbarte Samland und Nadrauen im Sturm hinweggenommen hatte, nach Hause zurückgegangen (J. 1255), so schien ihm der günstige Zeitpunkt gekommen zu seyn, seine heuchlerische Maske wieder abzuwerfen, und dem neuen Glauben öffentlich den Abschied zu geben. Von nun an ward Mendog ein heftiger Verfolger des Christenthums, der jedes Mittel benützte, die Bekenner desselben in und außerhalb seines Landes zu unterdrücken. Ergrimmt über die bedeutenden Länderverluste, die er im Friedensschlusse mit den Deutschen erlitten hatte, fiel er in das benachbarte Polen ein, eroberte Lublin, verheerte mit

seinen Räuberhaufen Masovien, und ließ jetzt kein Mittel unversucht, die nicht lange zuvor gänzlich unterjochten Preußen zu einem allgemeinen Aufstande wieder aufzureitzen. Ueber alles Erwarten begünstigte das Glück seine blutigen Entwürfe. Eine allgemeine Empörung, welche von dem Weichselufer an bis zu den Mündungen des Pregelstromes ausbrach, gab ihm Gelegenheit, ganz Preußen bis nach Samland verheerend zu durchziehen, und den deutschen Ordensrittern hinter ihren Burgmauern seinen wilden Trotz zu bieten. Wie tief in jenen Jammertagen das Pflanzungswerk des Christenthums in Preußen bis nach Kurland aufs Neue hinabsank, haben wir oben gesehen (§. 286). Es war die heißeste Feuerprobe, welche die kaum erst angebauten Saatfelder der Kirche sengend durchlief, und es schien dem Lande der letzte Untergang zu drohen, als die Hand des Allmächtigen dem Verderber ein Ende machte. Der littauische König, übermüthig gemacht durch seine Siege, überließ sich nun seinen schnöden Lüsten, als er von seinem schwer gekränkten Schwager Doumand, Fürsten von Zanalsk, plötzlich überfallen, und in seinem Schlafgemach meuchelmörderisch ums Leben gebracht wurde (J. 1263.).

§. 300.

Der erschlagene Mendog hatte einen Sohn Wolstinik, welcher einst mit ihm die Taufe empfangen hatte. Während der Lebzeiten des Vaters hatte sich der Jüngling an den Hof des Großfürsten von Halitsch, des frommen Daniels zurückgezogen, wo er mit dem Klosterwesen der russischen Kirche bekannt ward, sich nun geraume Zeit selbst in das Kloster des damals durch seine Frömmigkeit berühmten Abtes Grigory zurückzog, eine Wallfahrt nach Jerusalem machte, und bei seiner Rückkehr von dort an den Ufern des Niemen ein Kloster errichtete, wo er mehrere Jahre hindurch alle Pflichten eines Mönches gewissenhaft erfüllte. Auf die Nachricht von

der Ermordung seines Vaters trat er nun aus seiner stillen Klosterzelle hervor, und ward einstimmig vom Adel und dem Volke (J. 1265) auf den littauischen Thron erhoben. Nur ungern hatte er sich entschlossen, die Würde eines Großfürsten gegen die Mönchskutte umzutauschen, denn das wilde Leben seines Vaters hatte ihm die Einsamkeit des Klosters lieb gemacht. Endlich willigte er in die Wünsche des Volkes; um jedoch nimmermehr zu vergessen, wie wohl seiner Seele innerhalb der Klostermauern war, pflegte er anfangs über seinen fürstlichen Purpur seine schwarze Mönchskutte zu tragen.

Durch glückliche Kriege erweiterte nun Wolstinik die Grenzen Littauens, erbaute überall Kirchen, und ließ durch russische Mönche, die er ins Land zog, viele seiner Unterthanen taufen. Die große Menge der Götzendiener im Lande war mit solchem Betragen nicht zufrieden, und sie fingen an, die Neubekehrten zu drücken, und die eingedrungenen Mönche aus dem Lande zu jagen. Diesen zogen indeß große Schaaren des Volkes, welche des Götzendienstes müde geworden waren, auf dem Fuße nach, und Viele derselben wurden zu Pskow und Nowgorod getauft. Auch sein Vetter, der littauische Fürst Doumand eilte zur Taufe nach Rußland, erhielt bei derselben den Namen Timofei, ward von den Pskowern zu ihrem Fürsten erhoben, trat aber bald seinem Schwager Schwarno, dem Fürsten von Halitsch, die Herrschaft ab, und zog sich ins Ugrowsche Kloster zurück, wo er von einem bestellten Meuchelmörder ermordet wurde.

In dem mönchischen Fürsten, der auf dem littauischen Throne saß, schien indeß bald der Ehrgeiz eines Eroberers über die süße Lust der Klostereinsamkeit gesiegt zu haben. Seine kurze Regierung bezeichnete er mit verheerenden Kriegen, die er bald gegen die deutschen Ordensritter in Preußen, bald gegen die polnischen Herzoge führte; und das Glück, das seine Feldzüge begleitete, ließ ihn die Bekehrungsarbeit unter seinem Volke bald vergessen, an welche er anfangs eine rüstige Hand

angelegt hatte. Er regierte indeß nicht lange, indem ihn einer der hinterlassenen Söhne des Großfürsten Daniels, der Fürst Leo von Wladimir, in seinem Pallaste ermordete (J. 1266).

Von nun an folgt sechzig Jahre hindurch für Littauen und das benachbarte Rußland eine schwere Trübsalszeit, während welcher in den Chroniken jener Tage keines Missionsversuches mit einem Worte gedacht wird, der von Preußen, Livland, Polen oder Rußland her unter den heidnischen Littauern gemacht worden wäre. Der mongolische Chan Berka, welcher mit seinen Räuberhorden einen großen Theil des südlichen Rußlands inne hatte, ward um diese Zeit durch bucharische Kaufleute zur Lehre Muhameds bekehrt worden, und fing bald an, ein eifriger Diener seines neuen Glaubens zu seyn. Unduldsamkeit und Verfolgungslust bezeichneten nun alle seine Schritte, und Grausamkeiten aller Art wurden an den Fürsten und dem Volke Rußlands von ihm verübt. Merkwürdig sind die Worte, welche der ehrwürdige Metropolite Cyrill im Namen einer (J. 1274) zu Wladimir gehaltenen Kirchenversammlung an die russische Geistlichkeit in einem Hirtenbriefe ergehen ließ: „Was war die Frucht, fragte er, daß wir uns von den wahren Vorschriften des Christenthums entfernten? Hat uns nicht Gott über die Erde zerstreut? sind uns nicht unsere Städte genommen? fielen nicht unsere mächtigen Fürsten unter dem scharfen Schwert? wurden unsere Kinder nicht in die Gefangenschaft weggeführt, unsere Kirchen zerstört, und wir selbst, erliegen wir nicht täglich unter dem Joche Gott vergessener und ruchloser Feinde? Alles das trifft uns, weil wir die heiligen Vorschriften nicht beobachten. Wir haben vernommen, daß viele Priester in den nowgorodschen Ländern sich nur dem Vergnügen hingeben, Niemand taufen, und den Gottesdienst nicht verrichten. Solche Miethlinge sollen sich bessern, oder ausgestoßen werden. Ein einziger würdiger Hirte ist uns lieber, als tausend Pflicht-

vergessene. Auch ist es uns nicht unbekannt, daß viele Leute, welche noch an alten heidnischen Gebräuchen hängen, sich an heiligen Feiertagen zu gewissen Teufelsfesten versammeln, und mit Geschrei und Pfeifen ihre Saufgesellen zusammenrufen, sich untereinander mit Knitteln zu Tode schlagen, und den Erschlagenen die Kleider ausziehen. Wer von nun an nicht aufhört, dem Satan mit solchen abscheulichen Belustigungen zu dienen, der soll von der Kirche Gottes ausgeschloßen seyn.“. So sah es in jenen Tagen unter einem großen Theile der russischen Geistlichkeit und des Volkes in den, Littauen am nächsten gelegenen, Gebieten aus; und wie konnte von dorther ein Licht für das verfinsterte Land erwartet werden? Auch das benachbarte Preußen lag unter schwerer Bedrängniß, und die im Lande angesiedelten Deutschen hatten mit ihrer Selbsterhaltung genug zu thun, als daß sie daran denken konnten, irgend einen Versuch für die Bekehrung des littauischen Volkes zu wagen. Zwar hatte in jenen Jammertagen der Pabst Clemens IV. und nach ihm Gregor X. jedes Mittel versucht, auch gegen die heidnischen Littauer ein Kreuzheer auf die Beine zu bringen; allein die langsame Eroberung des abgefallenen Preußenlandes verzehrte immer die größten Anstrengungen der deutschen Völker; und so mußte ein günstigerer Zeitpunkt abgewartet werden, bis die Kirche auf die Vertilgung des Heidenthums in Littauen ihr kräftiges Augenmerk richten konnte.

§. 301.

Kaum hatte sich der deutsche Orden den Besitz der preußischen Landschaften durch bürgerliche und kirchliche Einrichtungen gesichert (J. 1283), als derselbe seine Blicke auf das heidnische Nachbarland Littauen aus allen Kräften hinzulenken beschloß. Seit der mörderischen Schlacht an der Durbe (J. 1261), in welcher mancher tapfere Ritter unter den Keulen der wilden Littauer gefallen war, hatten diese Schuld auf Schuld gegen den deut-

schen Namen gehäuft, und die Ordensritter in Preußen und Livland glaubten demnach, eine blutige Abrechnung mit denselben halten zu müssen. Wirklich hatten sich auch die Umstände seit wenigen Jahren auf mannigfaltige Weise zu ihren Gunsten verändert. Der Besitz von Preußen war gesichert, die Ueberbleibsel des unterjochten Volkes waren der Empörung müde geworden, und sehnten sich nach Ruhe. Ihnen selbst mußte eben darum alles gelegen seyn, ihre trotzigen Nachbarn je eher je lieber sich vom Halse zu schaffen. Der deutsche Orden war erstarkt, und konnte auf kräftige Unterstützung rechnen. Die Littauer selbst waren erst kürzlich von ihren Nachbarn, den Polen, bereits gedemüthigt worden, und lagen mit sich selbst im Kampfe; auch bot der Gedanke, das letzte Heidenvolk in Europa der Kirche zu unterwerfen, dem frommen Sinne der Deutschen einen zu schönen Kampfpreis dar, als daß nicht bei jedem Unternehmen gegen Littauen auf die begeisterte Unterstützung eines Kreuzheeres hätte gerechnet werden können.

Ein gewißer Witen aus Schamaiten hatte sich kurz zuvor (J. 1282) vom Berufe eines Kammerjunkers am Hofe zur großfürstlichen Würde in Littauen emporgeschwungen. Ihm setzte sich ein Nachkömmling des alten Fürstenhauses, Pelussa, der kurz zuvor mit seinen Anhängern die Taufe in Preußen empfangen hatte, mit seinen Ansprüchen auf den väterlichen Fürstenthron entgegen, und er durfte sich dabei der kräftigen Unterstützung des deutschen Ordens erfreuen. Die Ritter fielen mit einem Kriegsheer in Littauen ein, und nun erfolgte ein langwieriger und verheerender Krieg, der mit wechselndem Glück und blutgieriger Erbitterung geführt ward, bis die Pest und eine allgemeine Hungersnoth die streitenden Heere nöthigte, die Waffen niederzulegen. Der Großfürst Witen büßte indeß unter den Händen seines Sohnes Gedimin das Leben ein, welcher sich (J. 1315) der Zügel der Regierung bemächtigte, und während seiner dreizehnjährigen Regierung durch das Glück seiner

Waffen den Schrecken des littauischen Namens über alle Nachbarländer verbreitete. Es währte nicht lange, so hatte sich Gedimin ganz Weiß-Rußland unterworfen, und seine Kinder mit russischen Fürstenhäusern durch Heirathen verbunden. Obgleich er selbst ein roher Heide, erlaubte er dennoch seinen beiden Söhnen, Olgerd und Lubart, sich taufen zu lassen, und russische Prinzessinnen zu heirathen. Dieß hatte die wohlthätige Folge, daß in den eroberten Ländergebieten seine neuen Unterthanen bei dem Bekenntnisse des griechischen Glaubens von ihm geschützt, und ihnen kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, in ihren kirchlichen Angelegenheiten sich an den russischen Metropoliten zu wenden. Des langen Krieges müde, den die Littauer seit dreyßig Jahren mit dem deutschen Orden geführt hatten, schloß endlich der Großfürst Frieden mit demselben, und um seine Geneigtheit kund zu thun, mit seinen christlichen Nachbarn in Ruhe zu leben, gab er den Wünschen der deutschen Ordensritter Gehör, und schickte eine Gesandtschaft an den Pabst Johann XXII. nach Avignon (J. 1324), um demselben sein Verlangen auszudrücken, die Taufe zu empfangen, und sich zur römisch-katholischen Kirche zu bekennen. Mit Freuden ergriff der Pabst die dargebotene Gelegenheit, einen so mächtigen Monarchen des Ostens zu einem gehorsamen Sohne der Kirche zu machen, und er sandte daher einige Bischöfe an den Hof desselben nach Wilna, das der Großfürst wenige Jahre zuvor aufgebaut hatte, um ihn durch Lockungen aller Art an die abendländische Kirche zu fesseln. Schon früher hatten sich, wie der Großfürst selbst in seinem Schreiben an den Pabst sich ausdrückt, Schaaren von Dominikaner- und Franziskaner-Mönchen an seinem Hofe gesammelt, und sich überall in seinem Reiche umher ausgebreitet, um das unwissende Volk zu unterrichten, und durch die Taufe mit der abendländischen Kirche zu verbinden. Obgleich nun der kluge Gedimin ihren Bekehrungsarbeiten unter seinen Unterthanen kein Hinderniß in den

Weg legte, und sogar zu Wilna und Nowgrodeck auf seine Kosten für die Neubekehrten Kirchen erbauen ließ, so fand er doch nicht für gut, den päbstlichen Legaten Gehör zu geben, und unverrichteter Dinge mußten dieselben wieder zu dem Pabste zurückkehren.

§. 302.

Noch gingen volle sechszig Jahre vorüber, bis an das allgemeine Bekehrungswerk der Littauer zum Christenthum eine kräftige Hand angelegt wurde. Die vielfachen Eingriffe, welche sich der Oberhirte der abendländischen Kirche im Herzen der alten Gebiete der russischen Metropolitansprengel gestattete, und der ungebändigte Feuereifer, womit große Schaaren der zahlreichen Mönchsorden die Bekenner der griechischen Kirche zum Uebertritt in die römisch-katholische zu verlocken versuchten, hatte endlich die Eifersucht der russischen Geistlichkeit aufs Höchste gesteigert, und diese gestatteten sich jetzt gleichfalls jede Maßregel der Unduldsamkeit, um den Bekehrungsversuchen der eingedrungenen Fremdlinge sich auf jegliche Weise in den Weg zu stellen. Wirklich schwebte in jenen Tagen die griechische Kirche in Rußland in Gefahr, unter den Händen ihrer zahlreichen Widersacher rettungslos erdrückt zu werden. Das russische Reich selbst war in zahlreiche kleine Fürstenthümer zersplittert, die sich wechselseitig durch innere Zwistigkeiten schwächten. Ein großer Theil des Landes seufzte unter dem schweren Tatarenjoche, indem neben den ununterbrochenen Plünderungen dieser Barbaren, des mächtigen Großchans Usbeks grausamer Vetter Schewkal, ein blinder Anhänger des Korans, damit umging, (J. 1327) die Russen zur Annahme des muhamedanischen Glaubens mit Gewalt zu zwingen, und Land und Leute unter seine Räuberhaufen zu theilen. Um das Maas des Elendes voll zu machen, hatte der stolze König Magnus von Schweden einen blutigen Kreuzzug gegen die Russen (J. 1348) unternommen, um sie mit

Gewalt zur römisch-katholischen Kirche zu bekehren, und sich dadurch dem Pabste gefällig, und vor Gott verdient zu machen. Mit einem mächtigen Heere überfiel er das Nowgoroder-Gebiet, und ließ den Einwohnern ankündigen: „sie sollten russische Philosophen schicken, die sich mit den Schweden über den Vorzug der griechischen oder der lateinischen Religion gründlich und nach Büchern zu besprechen hätten. Wer dann von beiden siege, dessen Glauben solle der Andere annehmen; werde daher der römische Glaube für besser gefunden, so müssen sie denselben annehmen, oder sich zum Kampfe rüsten.“ Als die russische Geistlichkeit sich dessen weigerte, so rückten die Schweden im Lande vor, tauften die Besiegten und nöthigten sie, sich öffentlich zur römisch-katholischen Lehre zu bekennen. Auch im westlichen Rußland, besonders in Volhynien, hatte der polnische König Boleslav angefangen, in Halitsch die griechische Religion zu unterdrücken, und die Einwohner zur Annahme der römisch-katholischen zu zwingen; und als er plötzlich (J. 1340) starb, und Casimir, König von Polen, sich dieses Landes bemächtigte, fuhr auch dieser fort, die russische Geistlichkeit zu vertilgen, und die griechischen Kirchen in römisch-katholische zu verwandeln.

Indeß wurden nicht lange hernach die Polen durch den littauischen Großfürsten Olgerd aus Volhynien wieder vertrieben, und dieser setzte sich jetzt mit seinen Littauern im Lande fest, und dehnte seine Eroberungen bis nach Kiew, der alten Hauptstadt Rußlands aus, in welcher er sich bleibend niederließ. Mitten unter seinen Siegen, die ihn (J. 1368) bis vor die Mauern von Moskwa führten, war es dem frommen und klugen Metropoliten Alexis gelungen, den mächtigen Eroberer für den Glauben an Christum zu gewinnen. Olgerd wurde getauft (J. 1377), und als Mitglied der russisch-griechischen Kirche einverleibt, und seine Gemahlin Juliana, eine griechische Christin, machte sich jetzt die Ge-

legenheit zu nützen, einen großen Theil ihrer littauischen Unterthanen für die christliche Kirche zu gewinnen, und ihrem väterlichen Glauben viele Anhänger im Lande zuzuführen.

§. 303.

Indeß fehlte es selbst in diesen finstern Tagen nicht an einzelnen friedsamen Bekehrungsversuchen zum Christenglauben, welche die inwohnende Kraft des Wortes Gottes zur Umgestaltung der Menschenherzen beurkundeten, und auf denen das Auge des christlichen Menschenfreundes um so lieber ruht, je mehr die Ausartung des Zeitgeistes das Missionswerk in einen schmählichen Hebel der hierarchischen oder staatsklugen Herrschsucht verwandelt hatte. Noch waren im tiefen Nordosten des russischen Reiches einzelne Länder und Völkerstämme, in deren trübe Finsterniß damals noch kein Lichtstrahl des Christenglaubens hineingeleuchtet hatte. Die Kirche Rußlands war zu zerrissen, und unter dem Drucke der Tartaren in einen zu heftigen Kampf der Selbsterhaltung verwickelt, als daß sie der Bekehrung heidnischer Volksstämme in ihrem eigenen Schooße eine theilnehmende Aufmerksamkeit hätte schenken können. Um so erfreulicher war es, wenn einzelne Männer im Drange der Liebe Christi sich angeregt fühlten, auf dem Wege christlicher Belehrung ihre heidnischen Brüder für den Glauben an das Christenthum zu gewinnen.

Jener mächtige Landstrich zwischen der nördlichen Dwina und der Bergkette des Urals, in jenen Tagen Biarmien, jetzt Perm genannt, das berüchtigte Fabelland, aus welchem die inländischen Volkssänger ihre Zauberbilder herholten, war von alten Zeiten her von finnischen Völkerschaften bewohnt, welche tief in Aberglauben versunken, vor ihrem Götzen Wöipel, und der gefürchteten Baba (der sogenannten goldenen Frau) ihre Kniee zu beugen gewohnt waren. Längst schon hatten die Nowgoroder diese Völkerschaften sich zinsbar gemacht,

aber zufrieden mit den kostbaren Pelzwerken und Silbererzen, die sie von denselben erhielten, war es ihnen nie zu Sinn gekommen, diesen verblendeten Heiden mit der Erkenntniß des Heiles in Christo zu dienen. Endlich erwachte in einem jungen Mönche, Stephan Charp, der Gedanke, das Evangelium diesen Stämmen zu verkünden, und bekannt mit ihrer Sprache, die er in seinem Geburtsorte gelernt hatte, wohin die Permier (Suränen) des Tauschhandels wegen von Zeit zu Zeit in großen Karavanen zu kommen pflegten, hatte er frühe schon dort freundliche Verhältnisse mit einigen derselben angeknüpft. Um sich noch weiter für seinen Missionsberuf unter denselben vorzubereiten, begab er sich nach Rostow in ein Kloster, studirte die griechische Sprache, benützte die dortige berühmte Bibliothek, und erfand für die permische Sprache eine eigene Buchstabenschrift, mit deren Hülfe er die vorzüglichsten Kirchenbücher aus dem Slawonischen in die permische Sprache übersetzte.

Nach solcher Vorbereitung begab er sich (um das Jahr 1381) zu dem Metropoliten nach Moskwa, welcher nicht lange zuvor dort eingezogen war, um den Segen zu seinem gefahrvollen Unternehmen von demselben zu empfangen. Freudig eilte er nun seiner Arbeitsstätte zu, und fing schon im ersten Dorfe der Suränen, Namens Kotlaß, zu predigen an, wo er auch das erste christliche Bethaus unter diesem Volke aufgerichtet haben soll. Hierauf ging er aufwärts längs der Wütschegda bis in das Herz des Permierlandes, taufte der Einwohner Viele, und erbaute eine Kirche für den Gottesdienst. Mit Verwunderung hörte man ihn an; aber die Götzenpriester sprachen: Wer ist der Mensch, der aus Moskwa kommt, und Glauben von uns fordert? Haben nicht die Russen uns von Alters her mit schweren Abgaben gedrückt; wie können wir etwas Gutes von denselben erwarten? Wie thöricht wäre es, unsere durch längst erfahrne Wohlthaten bewährten Götter gegen einen unbekannten Gott zu vertauschen? Diese schicken uns die

Thiere mit ihren schönen Pelzen, die uns so vielen Nutzen verschaffen. Eure Lehrer sind erfahrne Greise, dieser Fremdling aber ist ein unerfahrner Jüngling, der Euch irre leiten will.

Indeß vermochte ihre Einsprache nicht, die Gemüther des Volkes von dem eifrigen Stephan abzuwenden, der mit viel Sanftmuth und Geduld sie im Worte Gottes zu unterrichten nicht ermüdete. Um die Suränen von der gänzlichen Unmacht ihrer Götter zu überzeugen, legte der feurige Jüngling, nachdem er das Zutrauen der Menge gewonnen hatte, einen ihrer berühmten Opferaltäre in Asche. Das Volk verstummte vor Entsetzen, die Zauberer schrieen Rache, aber der fromme Mann fuhr unerschrocken fort, das Wort Gottes zu lehren. Der vornehmste Zauberer, Namens Pama, entrüstet über die Frevelthat des Fremdlings, erbot sich, unverletzt durch die Flammen zu gehen, und verlangte, daß Stephan dasselbe thun solle. „Den Elementen kann ich zwar nicht gebieten, antwortete dieser mit demüthigem Vertrauen, allein der Christengott ist groß; ich gehe mit dir.“ Pama, durch seines Gegners Muth beschämt, verzichtete auf sein Anerbieten, und eine große Schmach fiel auf den alten Götzenglauben zurück. Jetzt ließen sich die Bewohner des Landes in großer Anzahl taufen, und fingen an, gemeinschaftlich mit Stephan überall umher die aufgestellten Götzenbilder zu zerschmettern. Hierauf baute Stephan an den Ufern der Wüina noch zwei Kirchen, richtete Schulen im Lande auf, um junge Leute für das Priesteramt zu erziehen, unterrichtete die jungen Suränen im Worte Gottes, von welchem er einzelne Theile in ihre Sprache übersetzt hatte, und begab sich hierauf (J. 1383) nach Moskwa, um für sein neubekehrtes Volk einen Bischof zu erbitten. Er selbst wurde als der Würdigste hiezu erkannt, und als Bischof eingeweiht. Mit neuem Eifer kehrte er nun zu den Häuflein seiner Neubekehrten zurück, setzte sein Bekehrungsgeschäft unter denselben fort, erbaute an vielen Orten Kirchen,

stellte Geistliche bei denselben an, und bewies sich als ein wahrer Vater des Volkes, indem er nicht nur für ihren Unterricht mit unermüdeter Treue sorgte, sondern auch ihre irdischen Angelegenheiten bei der Regierung vertrat. Indessen blieben immer noch Viele dem gewohnten Götzendienste treu, indem sie sich von ihren bekehrten Landsleuten trennten, und sich jenseits des Petschoraflusses mit ihren Götzen niederließen. Stephan brachte eine Reihe von Jahren mit der Bekehrung der Suränen zu, bis er (J. 1396) auf einer Berufsreise nach Moskwa erkrankte und starb. Noch bis auf diese Stunde spricht das dankerfüllte Volk mit Liebe von den Thaten seines ersten Lehrers, welcher mit treuer Hingebung den Grund zu seiner leiblichen und geistlichen Wohlfahrt legte (Karamsin Geschichte Rußlands, B. 5. S. 90.).

§. 304.

Während des littauischen Großfürsten Olgerds langer Regierung (J. 1330—1381) war die Erschleichung des äußerlichen Bekenntnisses zum Christenthum unter dem littauischen Volke auf mannigfaltige Weise vorbereitet worden, indem auf dem Boden desselben römische Dominikanermönche und griechische Popen mit einander wetteiferten, das unwissende Volk zur Taufe herbeizulocken. Nur die Frage war noch unentschieden, ob die römisch-katholische oder die griechische Kirche in diesem Wettstreite den Kampfpreis am Ende davon tragen würde; und die Entscheidung dieser Frage hing davon ab, zu welcher von beiden Seiten das großfürstliche Haus entscheidend übertreten würde. Olgerd hatte sich noch in seinen alten Tagen taufen lassen, und zu dem griechischen Ritus äußerlich bekannt; indeß scheint er es seinen zahlreichen Söhnen, die, sowie das littauische Volk selbst, dem größten Theile nach noch Heiden waren, überlassen zu haben, wie und nach welcher Seite hin sie sich den Zeitumständen fügen, und der christlichen Kirche huldigen würden.

Als Olgerd starb (J. 1381), machte einer seiner jüngern Söhne Jagello seine Ansprüche auf den väterlichen Thron geltend. Noch lebte Olgerds Bruder, Kjeystut mit einer zahlreichen Familie, in welcher sich einer seiner Söhne, Witold, als Jagellos wärmster Freund auszeichnete. Den ersten Schritt zum Thron bezeichnete der ehrgeizige Jagello mit der Ermordung seines Oheims Kjeystut, der unter den Händen von Meuchelmördern fiel. Witold, vor dem treulosen Mörder seines Vaters zurückschaudernd, floh nach der Landschaft Schamaiten (an den nördlichen Gränzen Littauens), um sein Leben aus den Händen des Wütherichs zu retten; aber Jagello eilte ihm nach Kiew nach, und schon war er gefangen, als seine Gemahlin Anna ihn noch, in Mädchenkleider versteckt, nach Massovien zu retten wußte. Von den preußischen Ordensrittern mit einem Kriegsheere unterstützt, zog nun Witold zu seinen getreuen Schamaiten zurück, fiel mit ihrem Beistande in Littauen ein, und verheerte alles Land bis nach Troki hin. Jagello fand sich jetzt friedlich mit seinem Vetter ab, und beide erneuerten den Freundschaftsbund, der sie früher vereinigt hatte.

Jagello hatte nun seine Herrschaft in Littauen gesichert, und ein mächtiges Reich, das vom Niemen bis an die Gränzen Podoliens, und bis zum Dnieperflusse hin sich ausdehnte, stand unter seinem gewaltigen Scepter. Gerade um diese Zeit (J. 1385) starb der Polenkönig Ludwig, und seine jüngere Tochter Hedwig war einmüthig zur Königin ernannt worden. Diese Königstochter wird als eine geistreiche und fromme Fürstin von der alten Geschichte geschildert, welcher das Verdienst zugeschrieben wird, die ersten Versuche einer Uebersetzung der heiligen Schriften in die polnische Sprache gemacht zu haben. Sie hatte sich frühzeitig gewöhnt, das Wort Gottes fleißig zu studiren, und mit demselben das Lesen der Kirchenväter zu verbinden, und auf diesem Wege einen Schatz göttlicher Erkenntniß gesammelt

wodurch sie sich selbst vor der Geistlichkeit ihres Zeitalters vortheilhaft auszeichnete (Butlers lives V. Oct 17. S. 425 not.). Von ihren Bibelüberſetzungs-Verſuchen in die polniſche Sprache iſt nichts mehr vorhanden, aber ein gewißer Johannes Laſicius (in ſeiner Schrift: de gentis Franciscæ gestis lib. I.) behauptet, ein ſehr ſchönes Manuſcript derſelben geſehen zu haben (Lelong bibl. sacra I. 439).

Bald ſahen ſich die Stände des Reiches für ihre junge Königin nach einem Gemahl um, der ihrer Hand würdig, und der Nation angenehm wäre, und Jagello wagte es, um ſie zu werben, obgleich ihr Vater ſie ſchon als Kind an den öſtreichiſchen Herzog Wilhelm gegen eine glänzende Morgengabe verlobt hatte. Jagello ſandte nun unverweilt einige ſeiner Brüder mit königlichen Geſchenken an den polniſchen Hof, und ließ der jungen Königin, ſowie den Ständen des Reiches durch ſie entbieten: „Seine Mutter ſey längſt eine Chriſtin, und er ſelbſt dem Chriſtenglauben nie abgeneigt geweſen; er erbiete ſich daher mit ſeinem ganzen Volke zur Taufe, falls ſie ſich entſchließen würde, ſeine Gemahlin zu werden; auch verſpreche er, an Polen alle Länder, die er demſelben abgenommen, ſo wie alle Gefangene ohne Löſegeld zurückzugeben, einen ewigen Bund mit Polen zu ſchließen, ſeinen ganzen Schatz zum Beſten des Reichs zu verwenden, und Alles zu thun, um Schleſien, Pommern und Preußen wieder an Polen zu bringen.“ — Obgleich der jungen Königin dieſer Antrag nicht gefiel, weil ſie die Hand des Herzogs Wilhelm dem unbekannten Fremdling vorzog, ſo fanden doch die Großen des Reichs Jagellos Verſprechungen zu lockend, um ſeinen Antrag von der Hand zu weiſen, und die Vorſtellung derſelben, daß durch ihre Vermählung mit dem littauiſchen Großfürſten „ein ganzes mächtiges Volk der Hölle entriſſen würde“, wirkte ſo gewaltig auf das fromme Gemüth der Königin, daß ſie dem Jagello durch eine feierliche Geſandtſchaft ihre Einwilligung in ſeinen Antrag erklä-

ren ließ. Unverweilt eilte nun dieser nach Krakau, wo er nebst allen seinen Brüdern und vielen Großen seines Hofes (den 14. Febr. 1386) von dem dortigen Erzbischof getauft, und ihm der Name Wladislav II. beigelegt wurde. Bald darauf erfolgte seine Vermählung mit der Königin, und er selbst ward jetzt feierlich zum Könige von Polen geweiht, nachdem er seiner Gemahlin und dem Staate durch einen Eidschwur gelobt hatte, seine gegebenen Zusagen treulich zu erfüllen.

§. 305.

Wirklich hielt Jagello Wort; er reiste noch beim Eintritt des Winters (J. 1387) mit seiner Gemahlin, und begleitet von einer Menge polnischer Großen vom geistlichen und weltlichen Stande, nach seiner Residenzstadt ab, um das große Werk der Bekehrung des littauischen Volkes zu beginnen. Auf die bevorstehende Fastenzeit ward ein allgemeiner Reichstag nach Wilna ausgeschrieben, wo alle Prinzen des fürstlichen Hauses und alle Großen des Landes zusammen kamen. In ihrer Versammlung ward nun feierlich die allgemeine Einführung der christlichen Religion im Lande zu einem Staatsgesetze erhoben, und der Adel des Volkes fand seine zeitlichen Vortheile dabei, mit seinem Beispiele dem Volke voranzugehen. Der Beichtvater der Königin, der Franziskanermönch Wasillo, wurde jetzt von dem polnischen Erzbischof zum ersten Bischof von Wilna geweiht, und dort, sowie in andern Städten des Landes eine Anzahl von Kirchen aufgerichtet, welche die Königin mit kostbarem kirchlichem Hausrathe reichlich ausstattete. Der prachtvolle Götzentempel zu Wilna, wo dem Perkun ein ewiges Feuer gebrannt hatte, wurde jetzt zu einem Christentempel geweiht, und in eine Kathedrale verwandelt, und mit ihm theilten nach und nach die andern Götzentempel im Lande das gleiche Loos. Auf dem Reichstage wurde zugleich gesetzlich beschlossen, daß die russischen Christen so lange nicht mit den rö-

misch-katholischen Littauern sich verheirathen sollten, bis die ersten zuvor die griechische Religion abgeschworen hätten, und so ward mit dieser Verordnung die Scheidewand aufgerichtet, welche zu so manchen unseligen Zwistigkeiten zwischen beiden Religionsparteien im Lande später den Grund legte. Um das begonnene Bekehrungswerk zu krönen, wurde noch in demselben Jahr der Bischof von Posen zu dem Pabst Urban VI. nach Rom gesendet, welcher demselben von den auf dem Reichstag zu Wilna gefaßten Beschlüssen Bericht erstatten, die Bestätigung des Pabstes für dieselbe erbitten, und ihm im Namen des Königs die Erklärung überbringen sollte, daß ihn dieser als Statthalter Christi bereitwillig anerkenne.

Mit der Taufe des littauischen Volkes ging es indeß nicht so rasch, als Jagello in seinen Freudentagen sich vorgestellt hatte; denn das Volk wollte seine Lieblingsgötzen sich nicht so leicht entreißen lassen. Zwar hatte der König polnische Priester im Lande umher gesandt, um die nöthigen Vorbereitungen zu einer allgemeinen Volkstaufe zu treffen; allein diese waren der Volkssprache unkundig, und konnten sich daher den Leuten nicht verständlich machen. Als sie nun anfingen, die heiligen Eichen mit Aexten umzuhauen, die Götzenbilder zu zerschmettern, und die Altäre derselben niederzuwerfen, so entstand ein allgemeines Wehklagen unter dem Volke, das indeß seinen Unwillen nicht weiter auszulassen wagte, weil es den Ingrimm seines Gebieters fürchtete. So blieb dem König Wladislav nichts übrig, als persönlich mit den Missionarien unter dem Volke umher zu gehen, dasselbe über die Bedeutung der Taufe mit kurzen Worten zu unterrichten, das „Unser Vater“ und das apostolische Glaubensbekenntniß in seiner Muttersprache zu lehren, und auf diese Weise zum Empfang der h. Taufe vorzubereiten. Am meisten aber beschleunigte er den Uebertritt seines Volkes zur katholischen Kirche dadurch, daß ein jeder, der sich taufen ließ, einen weißen wollenen Rock bekam, da sie bisher nur leinene Röcke

getragen hätten. Nun kamen die Einwohner in so großer Menge zur Taufe herbeigeströmt, daß man ihnen dieselbe nicht einzeln geben konnte. Man stellte sie daher am Ufer eines Flusses in einzelnen Haufen auf, goß Wasser über sie aus, und legte jedem Haufen einen gemeinschaftlichen christlichen Namen bei, welcher jedem Einzelnen galt. Auf diese Weise empfingen über 30,000 Einwohner Littauens innerhalb weniger Tage die Christentaufe, und das Andenken an dieselbe wird noch jetzt durch den Namen des Flusses Swjenta (heiliger Fluß) fortgepflanzt.

§. 306.

So erzählt uns der alte Matthias, ein Domherr von Krakau, in seiner Chronik des europäischen Sarmatiens den Hergang der Dinge (Corpus hist. Polon. T. I. S. 143.) und unsere Missionsgeschichte kann nicht ohne tiefes Schamgefühl ihm denselben nacherzählen. In jenen Tagen fand der verfinsterte Sinn nichts Arges in der Sache, und man hielt es für Gewinn, die Grenzen der römischen Kirche erweitert zu sehen, auf welchem Wege und durch welche Mittel dieß immer geschehen mochte. Das damalige Littauen hatte freilich mit solcher geist- und nutzlosen Zeremonie wenig oder nichts gewonnen, und Auftritte dieser Art würden keiner Bemerkung werth seyn, läge nicht selbst in dieser todten Form der erste Anfangspunkt einer bürgerlichen und kirchlichen Umgestaltung des Volkes, welche erst die spätere Zeit unter günstigeren Umständen allmählig zu bewirken vermochte.

Am spätesten von Allen trat das Volk der Samogitier (Schamaiten, Bewohner des nördlichsten Theiles Littauens) zum äußerlichen Bekenntnisse des Christenthums über. Die Einwohner dieses Bezirkes werden als ein rohes und kriegerisches Geschlecht geschildert, die in ihren Wäldern an Entbehrungen aller Art gewöhnt waren, und in elenden Hütten, die nur am Dache

eine Oeffnung hatten, zugleich mit ihren Hausthieren ihr Leben zubrachten. Unter ihnen hatte der heidnische Aberglaube die tiefsten Wurzeln geschlagen; sie verehrten das Feuer, das auf ihrem Opferaltare nie erlöschen durfte; auch hatten sie ihre heiligen Wälder, in welchen die wilden Thiere und Vögel mit den Bäumen den Göttern geheiligt waren, und die kein Fuß betreten durfte, ohne den Frevel mit seinem Leben zu büßen.

Der Polenkönig ließ eine Abtheilung seiner Truppen gegen die Einwohner ausrücken, um die heiligen Wälder niederzuhauen, und das abergläubische Volk entsetzte sich, als es wahrnahm, daß keinen der kühnen Soldaten die Strafe Perkuns traf. Wladislav selbst lehrte sie nun das Unser Vater und das apostolische Glaubensbekenntniß hersagen, da kein Priester gefunden werden konnte, der ihre Sprache redete, und jetzt mußten auch sie sichs gefallen lassen, sich der Christentaufe zu unterziehen. Einer ihrer Vornehmsten nahm im Namen des Volkes das Wort und sprach: „Seitdem, mächtiger König, unsere Götter sich kraftlos und träge von dem Gott der Polen vertilgen ließen, haben wir ihnen und ihren Opferhainen den Abschied gegeben, und hangen nun deinem und der Polen Gott an, weil dieser der stärkere ist“. Und so fand nun die Taufe der Samogitier kein weiteres Hinderniß.

Der König ließ jetzt zu Myedniki (Mietau?) eine Kathedrale aufrichten, bei welcher ein gewißer Matthias, ein Deutscher, der die littauische Sprache redete, als erster Bischof angestellt wurde; und auch an andern Stellen des Landes wurden Bethäuser aufgebaut. Einst, so erzählt die alte Chronik, unterrichtete ein Benediktinermönch durch einen Dollmetscher das Volk über die Schöpfung der Welt und den Fall des ersten Menschen, als einer der Samogitier, der seine Rede nicht glauben wollte, vor den König trat und zu ihm sagte: Der Mann lügt, wenn er behauptet, daß die Welt geschaffen worden sey. Haben wir doch Greise unter uns,

die mehr als 100 Jahre alt sind, und sich nicht zu erinnern wissen, daß je so etwas im Lande geschehen ist; vielmehr erzählen sie uns, daß die Sonne, der Mond und die Sterne am Himmel immer also geleuchtet haben, wie jetzt. Der König hieß ihn schweigen, indem er ihm erklärte, der Priester habe nicht gesagt, daß dieß zu seiner Zeit, sondern vor mehr als 6,000 Jahren geschehen sei, und mit dieser Weisung war das Volk zufrieden.

§. 307.

Jagello schien es wirklich Ernst damit zu seyn, das Bekehrungswerk in Littauen nach seiner Weise aus allen Kräften zu fördern; allein sein unzufriedener Vetter Witold störte ihm seine Freude. Dieser kriegslustige Jüngling hatte bei den preußischen Ordensrittern Unterstützung für seine Eroberungsplane gefunden, und nun fiel er von Zeit zu Zeit verheerend in Littauen ein, um sich der Herrschaft über dasselbe zu bemächtigen. Wirklich mußte sich auch der polnische König entschließen (J. 1392), die Zügel des Großfürstenthums dem trotzigen Jüngling abzutreten, um seine Zeit und Kraft der Wohlfahrt seines Reiches zu widmen, wobei ihm seine Gemahlin treulich an die Hand ging. Von der Natur mit einem verschlagenen Geiste ausgestattet, brannte nun Witold vor Ehrgeiz; und obgleich auch er mit Jagello zu Krakau die Christentaufe empfangen hatte, so hatte er doch die ganze Rohheit eines Heiden beibehalten; er opferte nicht nur große Schaaren von Menschen auf, um neue Länder zu erobern, sondern er vergoß auch gefühllos das Blut seiner nächsten Anverwandten, und übte rohe Grausamkeit gegen seine Unterthanen aus. So lag das Bekehrungswerk in Littauen aufs Neue gänzlich darnieder, und das arme Volk ward zum Schlachtopfer eines grausamen Wütherichs gemacht.

Aber die schwere Demüthigung des trotzigen Fürsten blieb nicht lange aus. Schon hatte in diesen Tagen

jener gewaltige asiatische Ländereroberer Timur (Tamerlan), vor dessen Siegeszeichen die Völker Europas erbebten, von den blutbeträuften Ebenen Kleinasiens hinweg seine zahllosen Heereshaufen nach dem südlichen Rußland geworfen, und Moskwa zitterte bei der Nachricht von der Annäherung dieses unüberwindlichen Mongolenfürsten. Die Hauptstadt Rußlands ward wie durch ein Wunder aus der Hand des Gewaltigen errettet; und schon rüstete sich Timur zum Rückzuge, als der übermüthige Littauerfürst ihm (J. 1399) mit einem streitlustigen Kriegsheere entgegen zog. „Weßhalb ziehst du gegen mich, ließ der stolze Eroberer dem Witold sagen, ich habe deine Gränzen nie mit bewaffneter Hand betreten.“ Der Fürst von Littauen entgegnete: „Gott bereitet mir die Herrschaft über alle Länder. Sey mein Sohn und zahle mir Tribut, oder werde ein Sklave.“ — Ergrimmt über den Hohn des verwegenen Fürsten, fand sich der Mongolengeneral Edigei mit seinem Heere auf der Wahlstatt jenseits der Moskwa ein, und eine blutige Schlacht begann, in welcher Witolds Heer vom Schwerte der Mongolen gänzlich aufgerieben wurde. Und wohl wäre in jenen Tagen der gewaltige Länderzerstörer Timur bis in das Herz von Deutschland eingedrungen, hätte ihn nicht bald hernach die Hand des Ewigen aus diesem Leben weggerafft (J. 1406).

Der littauische Großfürst hatte sich indeß um das leibliche und geistliche Wohl seiner Unterthanen nichts bekümmert, obgleich ein großer Theil derselben mit der griechischen Kirche verbunden war, Andere die Taufe der Abendländer empfangen hatten, und vielleicht der größte Theil des Volkes noch dem finstern Heidenthum ergeben war. Der ehrwürdige Cyprian, welcher damals die Metropolitanwürde in Rußland bekleidete, erinnerte den Fürsten an seine Pflicht, und dieser versprach, daß er den griechischen Glauben in seinen Staaten nicht beeinträchtigen wolle. Cyprian hielt sich nun 18 Monate lang zu Kiew auf, um lindernden Balsam in das Herz

der Verwundeten zu gießen, die gestörten Gottesdienste wieder in Gang zu bringen, und besonders das Herz des Fürsten zu gewinnen, der es ungern sah, daß die geistliche Verwaltung seiner russischen Provinzen von einem auswärtigen Oberhirten geleitet wurde, dessen Sinn und Eifer er jedoch wider seinen Willen ehren mußte.

§. 308.

Kaum hatte der fromme Cyprian seine Augen im Tode geschlossen (J. 1406), und wenige Jahre darauf der Mönch Photias, ein in Staatsgeschäften unerfahrner und gegen die römisch-katholische Kirche feindselig gesinnter Mann, die Metropolitanstelle eingenommen, so dachte der Großfürst, der jetzt für den Glauben der Abendländer zu eifern begann, alles Ernstes darauf, seine sämtlichen in Rußland eroberten Provinzen dem Einflusse der russisch-griechischen Kirche zu entziehen. Er berief daher sechs der ihm untergebenen griechischen Landesbischöfe (J. 1414) zu Nowgorodek zusammen, und schlug ihnen vor, einen eigenen Metropoliten zu erwählen, wozu er ihnen den Gregor Zamblak als den tauglichsten nennen ließ. Lange zauderten die versammelten Väter, dieses zu thun; allein die Drohungen des Großfürsten trugen bald den Sieg davon, und Gregor ward von ihnen zum Metropoliten von Kiew erwählt, indeß Witold die Dörfer und Gauen des Metropoliten in Besitz nahm, und unter die littauischen Großen vertheilte. Merkwürdig ist die Erklärung, welche die Versammlung der Bischöfe zur Rechtfertigung ihres Benehmens öffentlich bekannt machte. „Alle gute und alle vollkommene Gabe, schreiben sie, kommt von Oben herab, von dem Vater des Lichts. Auch wir, die versammelten Bischöfe der russischen Lande, Freunde und Brüder im heiligen Geiste, haben diese himmlische Gabe empfangen. Unsere Seele war betrübt bei dem Anblick der verlassenen Kirche zu Kiew, die nur dem Namen nach und

nicht in der That, einen Hirten hat. Gott, der Allgütige hat das Herz des Großfürsten gerührt, daß er Photias vertrieb, und nachdem er vergeblich einen andern Metropoliten von dem Patriarchen forderte, sämmtliche Bischöfe und alle littauischen und russischen Fürsten, Bojaren, Aebte und Priester zusammen berief, um einen Metropoliten der kiewschen Kirche, Namens Gregor, unter dem Einflusse des heiligen Geistes und nach der Vorschrift der Apostel zu erwählen. Vor Alters her hatten die Bischöfe das Recht, die Metropoliten einzusetzen. So haben auch die Bulgaren, die ältere Christen sind als wir, und die Serben ihren Oberhirten geweiht. Allein was erwähnen wir der Bulgaren? wir sind den Vorschriften der Apostel gefolgt, welche uns, ihren Jüngern, die in allen Bischöfen gleich wirksame Gabe des heiligen Geistes vermacht haben. Im Namen des Herrn versammelt, können die Bischöfe überall sich einen würdigen Lehrer und Hirten, den Gott selbst dazu erkohren hat, wählen u. s. w.“

Auf diese Weise ward nun der Metropolitansprengel von Kiew von dem russischen gänzlich losgerissen, und der eifrige Witold arbeitete jetzt aus allen Kräften daran, diese vom griechischen Patriarchenstuhle getrennte Metropolitankirche mit der schon damals aufkeimenden, unter dem Namen der Union bekannten Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu verbinden. Wirklich war nach manchem Gegenkampfe der neue Metropolit Gregor (im J. 1418) mit solchem Auftrag von dem littauischen Großfürsten Witold zum Constanzer-Conzil gesendet worden. Was er daselbst ausgerichtet habe, ist nicht bekannt geworden; denn er ging schon das Jahr darauf aus dieser Zeit; indeß bemerkt sein Zeitgenosse Johann Lindenblatt (beim Jahre 1418), daß die littauischen Gesandten in der Versammlung der Väter erklärt hätten, daß sie nur auf Witolds Befehl gekommen seyen, und sich nicht der römischen Kirche zu unterwerfen gedächten.

§. 309.

Indeß sah es im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Zeit der Kirchenreformation im westlichen und nördlichen Littauen mit der Sache des Christenthums noch gar trübe aus. Der berühmte Aeneas Sylvius (später unter dem Namen Pius II. auf den päbstlichen Stuhl erhoben), welcher als Sekretair der Kirchenversammlung zu Basel, vom Jahr 1431 an, beiwohnte, erzählt uns in einer seiner kleinen Schriften über Polen und Littauen (Corp. hist. Polon. T. I. S. 3.) eine Geschichte, welche über den Zustand Littauens in jenen Tagen ein mannigfaltiges Licht verbreitet. „Noch, sagte er, hangen viele Littauer bis auf diesen Tag dem Götzendienste an, obgleich ein großer Theil derselben zu unsrer Zeit zum Christenthum bekehrt worden ist. Ich habe einen gewissen Böhmen, Namens Hieronymus, einen frommen und gelehrten Mönch vom Orden der Camalduenser kennen gelernt, der beim Ausbruche der Hussiten-Ketzerei sein Vaterland verließ, und nach Polen wanderte, dort erhielt er von dem König Wladislav (Jagello) Empfehlungsbriefe an den Großfürsten Witold in Littauen, mit dessen Genehmigung er nun eine Reihe von Jahren hindurch das Evangelium im Lande verkündigte. Dieser Mönch kam von dort zur Kirchenversammlung nach Basel, und erzählte viele, fast unglaubliche Dinge über den Zustand der Littauer. Ich konnte sie Anfangs nicht glauben, bis ich in Begleitung einiger meiner vertrauten Freunde dem Mönch Hieronymus in seiner Klosterzelle in der Karthause jenseits des Rheines einen Besuch machte. Er erzählte uns folgendes: „Die ersten Littauer, die ich besuchte, waren Schlangenverehrer. Jeder Hausvater hält im Winkel seiner Hütte eine Schlange, die er sorgfältig nährt, und der er jeden Tag sein Opfer bringt. Hieronymus ließ nun diese Schlangen an einen öffentlichen Ort zusammen bringen, und im Feuer verbrennen. Andere unter dem Volk

verehrten das heilige Feuer, das die Priester des Tempels nie ausgehen lassen durften. Diese Priester wurden im Dunkel der Nacht über den Zustand der Kranken befragt, und sie sagten voraus, aus der Beschaffenheit des Rauches und der Flamme, ob ein Kranker wieder genesen, oder sterben werde. Der Mönch belehrte das Volk, zerstörte das Feuer und führte das Christenthum an der Stelle ein. Ein anderer Volksstamm tiefer im Lande, so erzählte er, verehre die Sonne, und einen eisernen Hammer von seltener Größe. Auf die Frage des Priesters: Warum sie dieß thun? gaben sie zur Antwort: einst habe man viele Monate lang die Sonne nicht gesehen, welche ein mächtiger König in einen Thurm eingesperrt habe. Der Thierkreis sey jetzt der Sonne zu Hülfe gekommen, habe mit diesem großen Hammer den Thurm zerschlagen, und die Sonne wieder befreit; und deßhalb verehren sie jetzt denselben. Hieronymus lächelte über ihre Einfalt und zeigte ihnen, wie der allmächtige Gott die Sonne, den Mond und die Sterne geschaffen habe, und den Menschen leuchten lasse. Wieder Andere verehrten die Dämonen in einem finstern Walde, wo unter einer großen Eiche das Bild derselben aufgerichtet stand. Der Mönch verkündigte dem Volk mehrere Tage lang den wahren Glauben und hieß sie nun die Eiche umhauen, jedoch war keiner zu finden, der dieß zu thun wagte. Nun griff er selbst nach der Axt, um den Baum zu fällen; und jetzt entstand ein Wetteifer unter ihnen, den Wald mit ihren Werkzeugen umzuhauen. Als sie aber an eine alte Eiche mitten im Walde kamen, welche für besonders heilig gehalten wurde, so wollte eine Zeitlang keiner dieselbe angreifen. Auf sein Zureden wagte es endlich ein kecker Mann, der sich jedoch mit dem Beil am Schienbein verwundete, und halbtodt zur Erde niederfiel. Lautes Wehklagen entstand jetzt unter der Menge, und jeder erbebte vor dem Zorne der Götter. Hieronymus stellte ihnen ihre Thorheit vor, hieß den Mann wieder aufstehen, und schlug jetzt den Baum mit aller

Gewalt nieder. Indeß wandelte die unwissenden Littauer der Wankelmuth an; die Weiber erhoben ein lautes Jammergeschrei, und alles Volk strömte wehklagend zu dem Großfürsten Witold, beschwerte sich über die Frevelthaten des Fremdlings, und beschworen den Fürsten, daß er ihnen die heiligen Göttersitze ihrer Väter nicht rauben lassen möge, weil sie nicht wüßten, an welcher Stelle sie jetzt die Götter verehren sollen. Eher seyen sie entschlossen, den väterlichen Heerd zu verlassen, als sich von dem Glauben ihrer Voreltern zu trennen. Witold ließ sich durch ihr Jammergeschrei bewegen, und weil er einen Aufruhr des Volkes befürchtete, so hieß er den eifrigen Mönch unverweilt aus dem Lande ziehen.

Witold trachtete noch als 80jähriger Greis nach einer Königskrone, und wünschte das Großherzogthum Littauen zu einem Königreiche erhoben. Allein er starb im Jahr 1430, und erst die Kirchenreformation gab dem Lande die schönste Krone — das Evangelium.

Zwölftes Kapitel.

Mongolen.

Bekehrungsversuche der römischen Hierarchie unter den Mongolen.

§. 310.

Eine fast vierzehnhundertjährige Missionsgeschichte führte uns unter dem verschiedenartigsten Wechsel der Dinge von der südlichsten Spitze Europas allmählig durch alle Völkergebiete dieses Welttheiles hindurch, um auf denselben die ersten Saatfelder christlicher Erkenntniß anzuschauen, welche die Kirche daselbst auf den Trümmern eines niedergeworfenen Heidenthums gepflanzt hatte. Nicht nur über das römische Heidenthum, auch über den Götterglauben der celtischen, germanischen, scandinavischen, slavischen, finnischen und lettischen Völkerstämme hatte

im Laufe dieser Jahrhunderte die entartete Kirche, nicht selten unter Blutströmen, den vollen Sieg davon getragen, und ihre Herrschaft bleibend in ihrer Mitte festgestellt; und nun sehen wir die Schaaren ihrer Sendboten an den östlichen Gränzen Europas versammelt, um ihren Siegeszug durch die Länder und Völker Asiens fortzusetzen, von denen sich bereits Viele unter die Glaubensherrschaft des falschen Propheten gebeugt hatten.

Schon früher haben wir in der Missionsgeschichte des russischen und littauischen Volkes zahlreiche asiatische Völkerhaufen auf dem Wege angetroffen, welche sich Mongolen nannten, und seit dem zehnten Jahrhundert von den Abendländern mit dem Schimpfnamen der Tataren oder Tartaren bezeichnet zu werden pflegen*). Die Mongolen Asiens bilden in ihrer weiten

*) Es fehlt nicht an einzelnen interessanten Quellen, welche der evangelischen Missionsgeschichte aus diesem Zeitraume zufließen. Die älteste ist wohl die syrische Chronik des bekannten Gregor Abulfaradsch, mit dem Beinamen Ben Arun, der vom Jahr 1264 an Maphrian der jakobitischen Kirche im Oriente war, und eine Historia orientalis in syrischer Sprache schrieb, welche ins Lateinische übersetzt, in verschiedenen Ausgaben, zuletzt von J. Bruns Lips. 1789, 4. erschienen ist; und von G. L. Bauer (Leipz. 1783) ins Deutsche übersetzt wurde. Fast um dieselbe Zeit machte der berühmte Venetianer, Marco Polo, mit seinem Bruder (Jahr 1269) eine Reise nach Persien und in die Tatarei, und kehrte im Jahr 1295 wieder zurück. In italienischer Sprache schrieb er eine merkwürdige, die mongolischen Völkerstämme Mittelasiens betreffende Reisebeschreibung, (von dem Dominikaner Franciskus Pipinus im Jahr 1315 unter dem Titel: De regionibus orientalibus libri III. Berol. 1671, 4. ins Lateinische und von Fel. Peregrini (Zwickau 1802, 8.) ins Deutsche übersetzt, in welcher der päbstlichen Missionen unter den Mongolen oft gedacht wird. Noch brauchbarer als Marco Polo ist die Historia Orientalis (ed. Müllerus Berol. 1771, 4.) des Armeniers Haitho, der im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bedeutende Aufträge im Orient ausrichtete, und in armenischer Sprache als Augenzeuge seine Geschichte der Ta-

Verbreitung eine der Hauptracen des Menschengeschlechtes, und sind heute noch in ungeheuren Völkermassen nicht nur über den Norden und Osten Asiens, sondern auch über alle Mittelländer dieses ungeheuren Welttheiles ausgegossen. Schon im Laufe des achten Jahrhunderts hatten, wie schon früher in unserer Missionsgeschichte (Bd. III. Abth. I. §. 50—58) erzählt wurde, die Glaubensboten der nestorianischen Kirche mit glücklichem Erfolg unter verschiedenen Mongolenstämmen des östlichen und mittlern Asiens gearbeitet, und dort die ersten Anfänge einer Kirche Christi unter denselben aufgerichtet. Indeß blieben die Mongolen dem Abendlande fast gänzlich unbekannt, bis sie durch ihre glänzenden Eroberungen im dreizehnten Jahrhundert eine welthistorische Bedeutung gewannen, und die gespannte Aufmerksamkeit der abendländischen Kirche auf sich zogen. Schon früher hatten sich dieselben in zwei Hauptstämme, den westlichen und den östlichen getheilt, und sich, unter verschiedene Fürsten (Khane) gespalten, wechselseitig um die Oberherrschaft bekämpft. Erst am Schlusse des zwölften Jahrhunderts gelang es einem ihrer kriegerischen Oberhäupter, dem berühmten Dschingiskhan,

---

taren niederschrieb, welche Nik. Falconi im Jahr 1307 ins Lateinische übersetzte. Unter den Bearbeitern der frühesten mongolischen Geschichte ist vor Allen der gelehrte Jos. Sim. Assemani zu nennen, welcher in seiner Bibliotheca Orientalis (Tom. III) mit großem Fleiß aus den frühesten Geschichtsquellen das Brauchbarste gesammelt hat. Den wichtigsten Beitrag zur Verbreitungsgeschichte des Christenthums unter den mongolischen Völkerstämmen hat indeß der gelehrte Kirchen-Historiker Dr Laur. Mosheim in seiner Historia Tartarorum Helmst. 1741 geliefert, welche der Verfasser sorgfältig benützte. Die aus mongolischen Original-Quellen geschöpfte, sehr schätzbare „Geschichte der Ost-Mongolen“ von Herrn J. J. Schmidt, (Petersburg 1829) führt zwar der ostmongolischen Fürsten- und Volksgeschichte manche interessante Beiträge zu, enthält aber nichts in sich, was zur Aufhellung der Missionsgeschichte unter denselben dienen könnte.

die östlichen Länder Asiens unter seine Herrschaft zu zwingen, Persien zu erobern, seine Siege bis vor die Thore der russischen Hauptstadt auszudehnen, und im Herzen Asiens zu Samarkand die glänzende Residenz einer mongolischen Weltherrschaft aufzurichten. Allein mitten auf seiner Siegerbahn ergriff ihn (Jahr 1224) die Hand des Todes, nachdem er auf einer fast vierzigjährigen Eroberungsbahn viele Thronen Asiens umgestürzt, dem Mongolenstamme die Herrschaft über die Hälfte Asiens errungen, die christliche Kirche in allen eroberten Ländern niedergedrückt, und der allgemeinen Verbreitung des muhamedanischen Glaubens unter den Mongolen die Wege bereitet hatte (M. G. Bd. III. Abth. I. §. 56. 57.).

§. 311.

Oktai folgte seinem Vater als Großchan des mongolischen Reiches nach, und theilte sich mit seinen drei Brüdern in die großen Ländergebiete desselben. Einer dieser Brüder, Zagatai, der die Herrschaft über die östlichen Provinzen jenseits des Oxus empfangen hatte, soll sich, wie der alte Reisebeschreiber Paul von Venedig (L. I. c. 39) meldet, in seiner Residenz Samarkand öffentlich zum Christenthum bekannt, und dort, zu Ehren des Täufers Johannes, einen Tempel aufgerichtet haben. Oktai selbst fragte dem Christenglauben nichts nach, indeß durften doch die Bekenner desselben sich unter seiner Regierung einer ungestörten Duldung im Lande erfreuen. Wie groß in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in den Ländern Mittelasiens die Zahl der nestorianischen Christen gewesen seyn muß, geht aus einem Zeugnisse hervor, das in einem Schreiben eines damaligen Zeitgenossen, des Dominikaner-Mönches Philipp, an den Pabst Gregor IX. (um das Jahr 1237) enthalten ist. „Ich machte, so schreibt derselbe, zu Jerusalem mit dem Patriarchen der orientalischen Jakobiten Bekanntschaft, zu dessen Sprengel Chaldäa,

Persien, Medien und Armenien gehören. Nicht weniger als 70 Provinzen werden zu demselben gerechnet, in denen zahllose Haufen von Christen wohnen, welche sämtlich, ihre Priester ausgenommen, den Sarazenen zinsbar sind" (Ekhard Script. ord. Prædic. Tom. I. S. 104). Wie wenig auch im Allgemeinen den Berichten der Dominikaner- und Franziskaner-Mönche jener Tage Glaube beizumessen ist, so scheint doch mit Sicherheit angenommen werden zu dürfen, daß große Schaaren von äußerlichen Bekennern des Christenthums im Mongolenreiche sich befanden, welche als Zinspflichtige den Schutz der Regierung genießen durften.

Indeß setzte der Großchan Oktai die wilden Eroberungszüge seines Vaters nach allen Richtungen fort. Während ein gewaltiges Heer die südlichen Provinzen Chinas eroberte, ließ er unter Anführung seines Sohnes Kaschuk, und seiner beiden Neffen, Manku und Batu, zahllose Mongolenschwärme gegen Westen vordringen. Diese nahmen von den Kaukasischen Ländern Besitz, und fingen jetzt an, ganz Rußland zu überschwemmen. Alles wurde von diesem Heere mit Feuer und Schwert verwüstet. Moskwa erobert (1233), und vierzehn bedeutende Städte in einem Monat zerstört. Unter diesen Stürmen ward die griechisch-russische Kirche ihrem Untergange fast gänzlich nahe gebracht, und es schien, als ob eine mitternächtliche Finsterniß aufs Neue die ganze abendländische Christenheit verschlingen sollte. Der Wütherich Batu drang mit seinem siegreichen Mongolenheer, das er „die goldene Horde" zu nennen pflegte (1240), in Ungarn ein, indeß zwei andere Heereshaufen Mähren, Polen und Schlesien verwüsteten. Der Ungarnkönig Bela wandte sich in seiner Noth an den deutschen Kaiser Friederich II. und den Pabst Gregor IX., und bat flehentlich um Hülfe. Der Pabst sandte dem geängstigten Fürsten einen Trostbrief um den andern zu, und hieß die faulen und schwelgerischen Klostermönche in allen christlichen Staaten einen Kreuzzug auf-

trommeln. „Die Stimme deines Flehens haben wir gehört, schreibt er ihm, und mit tiefem Schmerz beklagen wir, daß die Gerichte des Himmels das Christenvolk allenthalben zu Grunde richten, daß das Schwert der Ungläubigen gegen die Gläubigen wüthet, und der Dolch der Heiden grausam mit dem Blute der Bekenner Christi befleckt wird. Ein täglich vermehrter Sündengräuel des Menschengeschlechts ruft laut zum Thron des Ewigen empor, der, gleich als ob er ihn nicht sehe, bisher stille schwieg, und auf die Besserung seines Volkes wartend, das Racheschwert der Missethaten herbeirief, um die schwere Schuld an den Sündern zu strafen.“ Am Schlusse verspricht er dem Könige seine kräftige Beihülfe, und sagt ihm unter seinem apostolischen Schutze vollkommene Sicherheit zu (Raynaldi annal. eccl. L. XIII. ad annum 1241). Indeß ward um dieselbe Zeit (im Jahr 1241) die große Feldschlacht der Deutschen bei Wahlstadt gegen das Mongolenheer verloren, und der Deutschen Anführer, der Herzog Heinrich II. von Schlesien, lag unter den Haufen der Erschlagenen. Wohl wäre der Jammer gränzenlos geworden, hätte nicht der Großchan Oktai ganz unerwartet sein siegreiches Heer aus Deutschland zurückgerufen, worauf er (J. 1243) durch einen schnellen Tod hinweggerafft wurde.

§. 312.

Alle Fürsten und Völker Europas erschracken und zitterten über solcher Niederlage; die Geistlichkeit betete Tag und Nacht in den stets offenen Tempeln; das Volk fastete; die beiden Häupter der abendländischen Christenheit, Kaiser und Pabst aber, von welchen vereint kräftiger Widerstand zu erwarten war, verfolgten sich wechselseitig mit einer Erbitterung und Wuth, wie selten die Geschichte ein Beispiel dieser Art aufweist. Es war ein Glück für die abendländische Welt, daß bürgerliche Zwistigkeiten die siegreichen Mongolen über die Wahl eines neuen Großchans spalteten, und daß erst nach

vierjährigem Zwischenreiche Oktai's Sohn, Kaschuk, auf den Thron erhoben ward, welcher jedoch nach wenigen Jahren unter ungeheuren Kriegsrüstungen gegen das Abendland seine Herrscherbahn beschloß.

Indessen war der gewaltige Innocenz IV. (J. 1243) auf den päbstlichen Stuhl erhoben worden, vor dessen Zorn Kaiser und Könige zitterten, und dessen gebieterischer Wille mit Einem Worte ganz Europa in Bewegung setzte. In ihm glaubte der kluge Großfürst zu Halitsch, Daniel Romanowitsch, den rechten Mann gefunden zu haben, um in der Noth seines Landes kräftige Unterstützung von ihm erwarten zu dürfen; darum wandte er sich (J. 1244) durch Gesandte an ihn, und gab zu verstehen, daß er die Vereinigung der griechisch-russischen mit der lateinischen Kirche wünsche, und bereit sey, mit den Lateinern gegen die Mongolen das Schwert zu ergreifen. Dieser Antrag kam dem Pabste sehr erwünscht; denn um dieselbe Zeit glaubte Innocenz IV. den Sturm, der das Abendland von Osten her bedrohte, leicht beschwören, und durch die Bekehrung des Großchans zum Christenthum das Ungewitter vom übrigen Europa abwenden zu können. In zwei verschiedenen Richtungen sandte er daher Gesandtschaften an den Mongolenfürsten ab, deren eine er dem Dominikanermönch Anselin und seinen Gefährten, die andere dem Franziskanermönch Johannes de Carpini, einem schlauen und gelehrten Manne, anvertraute, welche noch in demselben Jahre die weite Reise in die Mongolei antraten. Ersterer kam nach langen Mühseligkeiten des Weges im Feldlager des Mongolenfürsten Batu mit seiner glänzenden Begleitung an, und sprach stolze Worte. Aufgebracht durch den Uebermuth des Fremdlings, verweigerte der mongolische Feldherr die Gestattung, ihn zu dem Hoflager des Großchans weiter ziehen zu lassen, und Anselin kehrte unverrichteter Dinge nach einer Reise von drei Jahren wieder nach Rom zurück. Klüger wußte sich der Franziskanermönch Carpini mit seinem Auftrage zu benehmen, welcher über

Massovien den Weg zu dem mongolischen Feldlager fand, und von dort aus dem Großchan Kaschuk zugeführt wurde, der ihn gütig aufnahm, und dem er jetzt das Schreiben des Pabstes überreichte. In diesem machte Innocenz dem Mongolenfürsten freundliche Vorstellungen darüber, daß er die Schaaren seiner christlichen Unterthanen mit Grausamkeit verfolge, und durch solche Verbrechen die Rache Gottes über seine Regierung und sein Volk unausbleiblich herbeiführe. Er ermahnte ihn daher, die Stimme seiner Boten zu hören, welche sich durch ihre Frömmigkeit sowohl, als durch ihre große Gelehrsamkeit auszeichneten, und sich durch dieselben in den Lehren der heiligen Schrift unterrichten zu lassen. Indeß richtete der Franziskanermönch bei dem Mongolenfürsten nur wenig aus, obgleich es an seinem Hofe nicht an angesehenen Männern fehlte, welche die Ermahnungen des päbstlichen Gesandten mit großem Nachdruck unterstützten. Kaschuk aber dachte von dem Christenthum nicht günstiger als zuvor, und fuhr fort, ungeheure Kriegsrüstungen zur Unterjochung des Abendlandes zu machen, als ihn der Tod plötzlich überraschte, und sein Vetter Manku (Mandschu) auf den Mongolenthron erhoben ward (J. 1249).

§. 313.

Mit Manku gingen freundlichere Hoffnungen für das Gelingen der Bekehrung des Mongolenvolkes auf. Der armenische König, Haitho I., dem zur Rettung seines Landes alles daran gelegen war, ein Freundschaftsbündniß mit dem mächtigen Großchan aufzurichten, hatte in dieser Absicht einen seiner Gesandten Sinibald an denselben abgesendet; und als dieser unverrichteter Dinge zurückkehrte, so entschloß er sich selbst an den Hof des Großchans zu reisen, von dem er auch gütig aufgenommen wurde. Ihn begleitete dorthin sein Vetter Haitho, der Verfasser der oben genannten Geschichte des Orients, welcher uns in derselben erzählt, daß auf die Zuredun-

gen des armenischen Fürsten der Großchan sich entschlossen habe, sich mit seiner Familie auf den Namen Christi taufen zu lassen. Hiezu soll besonders die Mutter desselben kräftig mitgewirkt haben, welche schon früher die Christentaufe empfangen, und ihrem Sohne freundliche Gesinnungen gegen das Christenthum eingeflößt hatte. Mit dem Großchan sollen auch, wie Haitho erzählt, einige der angesehensten Mongolenfürsten dem Christenthum gehuldigt haben. Als der französische König, Ludwig der Heilige, welcher um diese Zeit aus einem Feldzuge gegen die Sarazenen auf der Insel Cypern verweilte, die frohe Botschaft von der Bekehrung des Mongolenkaisers vernahm, sandte er unverweilt den Franziskanermönch, Wilhelm Rubruquis mit einigen Begleitern nach dem Mongolenlande ab, um genauere Kunde über dieses wichtige Ereigniß einzuziehen. Rubruquis machte später seinen Reisebericht öffentlich bekannt *), aus welchem sich ergibt, daß der Mongolenfürst mit seinen Höflingen eine heuchlerische Rolle in der Sache gespielt haben muß, indem er nichts von allem dem vorfand, was das Gerücht verbreitet hatte. Indeß ist gewiß, daß einer dieser Höflinge, Sartachus, eine eigene Botschaft an den Pabst Innocenz geschickt hat, durch welche er ihn von seiner Taufe benachrichtigen ließ; und eben darum ist der gelehrte Mosheim geneigter, dem Berichte des Haytho, als eines Augenzeugen, beizutreten, und die Sache als wirklich geschehen gelten zu lassen. Wirklich zeigt auch die spätere Geschichte, daß der Großchan Manku die zahlreichen Christen seiner Ländergebiete ungleich freundlicher als seine Vorgänger zu behandeln pflegte. Dieß war besonders gegen diejenigen der Fall, welche der nestorianischen Kirche angehörten, während seine ungezügelte Eroberungssucht ihn nicht dazu kommen ließ, den abendländischen Christen seine Gunst zuzuwenden.

*) Man findet denselben in dem Recueil des voyages en Asie, par P. Bergeron, Tom. I.

Dieser Umstand läßt sich auch schon aus dem Grunde natürlich deuten, weil aus den Verhandlungen, welche Innocenz IV. mit ihm führte, es zweifelhaft bleibt, ob der Mongolenkaiser oder der Pabst größern Ehrgeiz dabei zu Tage gelegt habe. Eine Religion, welche von diesem hochmüthigen Kirchenfürsten ausging, konnte ihm schon darum nicht zusagen, weil ihm die unlautern Beweggründe nicht verborgen bleiben konnten, welche die Bekehrungsplane Roms in Bewegung setzten. Zu solcher Abneigung des Großchans gegen Rom und seine Priester mag auch der bittere Haß nicht wenig beigetragen haben, womit die Kirchen des Orients gegen die abendländische Hierarchie erfüllt waren, indem diese sich durch die Haufen von Dominikaner- und Franziskanermönchen, welche als Sendlinge des päbstlichen Stuhles in diesen Tagen in den Morgenländern umherschwärmten, nicht selten in ihrem stillen Bekehrungswerke unter den Mongolen gestört fühlen mußten. Galt es doch bei diesen Sendungen ehrgeiziger Priester nicht sowohl dem heiligen Berufe, dem gemeinschaftlichen Oberhaupt der Kirche, Jesu Christo, unsterbliche Seelen zuzuführen, als vielmehr der noch ungleich höher gestellten Aufgabe, den römischen Statthalter der Kirche als das einzige sichtbare Haupt derselben unter den asiatischen Völkern zu verherrlichen, und durch List und Gewalt die Vereinigung der orientalischen Kirche mit der abendländischen herbeizuführen. In solchen Netzen des fleischlichen Ehrgeizes lag das Wort Christi unter den Heiden in jenen finstern Tagen gefangen, und darum konnte es auch nicht die segensreichen Früchte tragen, welche die Verheißung Gottes demselben zugesagt hat.

§. 314.

Nach Manku's Tode (J. 1259) ward sein Sohn Koblai zum Großchan erwählt, welcher die glänzenden Eroberungen seiner Vorgänger in China vollendete. Indeß rissen sich die mongolischen Statthalter der westlichen

Provinzen nach und nach vom Mutterstamme los, und das mächtige Mongolenreich zerfiel in vier verschiedene Staaten, welche unabhängig von einander von ihren Fürsten regiert wurden. An den westlichen Grenzen des Reiches bildete sich jetzt ein neues Reich, Kaptschak genannt, an dessen Spitze des Großchans Bruder, Hallacu, sich stellte, der sich während seiner Regierung leutselig gegen die christlichen Unterthanen seines Landes bewies, und einzelnen derselben ansehnliche Stellen in seinem Reiche anvertraute. Diese günstige Wendung der Dinge flößte dem römischen Stuhle neue Hoffnungen für das Gelingen des Missionswerkes im Mongolenlande ein; und es findet sich aus diesen Tagen ein Schreiben des Pabstes an den Fürsten Hallacu, worin ihm derselbe zur Thronbesteigung seine Glückwünsche darbringt, und ihm meldet, daß sich ein gewißer Johannes als angeblicher Gesandte des Fürsten bei dem römischen Stuhle eingefunden habe, mit der freudigen Versicherung, daß der Fürst nach der Christentaufe verlange, und deßhalb um die Absendung eines angesehenen Geistlichen bitte, durch welchen er der Kirche einverleibt werden möge. Der Pabst fügt in diesem Schreiben noch weitere dringliche Ermunterungen an den Mongolenfürsten bei, dieses edle Vorhaben ungesäumt auszuführen, und verspricht ihm zugleich in solchem Falle die Hülfe des Abendlandes im Kampfe gegen die Sarazenen. Man kann sich hiebei der Vermuthung beinahe nicht enthalten, daß man es hier mit einer frommen Intrigue zu thun habe, welche der römische Stuhl aus eigenem Antrieb anlegte, um einen offenen Zutritt zu dem neu aufgerichteten Mongolenreiche zu finden. Die Geschichte erzählt uns weiter nicht, was der Erfolg dieses neuen künstlichen Versuches gewesen sey. Auch regierte Hallacu zu kurz, um dem wachsamen Interesse des päbstlichen Stuhles einen weitern Stoff darzubieten.

Ihm folgte sein Sohn Abaca in der Regierung nach, und seine Person berechtigte um so mehr zu neuen

Hoffnungen, da er eine Tochter aus der Familie des griechischen Kaisers zur Gemahlin nahm, welche der Verbreitung des Christenthums im Lande neue Wege zu bereiten schien. Wirklich setzte sich auch der Mongolenfürst mit dem Pabste Clemens IV. in nähere Verbindung, indem er demselben eine Gesandschaft nach Rom zuschickte, welche jedoch keinen andern Zweck hatte, als die abendländischen Fürsten zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge gegen die Sarazenen einzuladen. Der Pabst beschwert sich in seiner Antwort an den Fürsten zuerst darüber, daß er in mongolischer, und nicht wie dieß bisher der Fall gewesen sey, in lateinischer Sprache sein Schreiben abgefaßt habe, drückt aber auch zugleich wohl allzufrühe seinen freudigsten Dank gegen Gott darüber aus, daß er dem Fürsten die Augen geöffnet, und ihn zu der Bereitwilligkeit gebracht habe, den wahren Gott und seinen eingebornen Sohn Jesum Christum in Demuth zu verehren, und das Panier des Kreuzes hochzuachten. „Siehe, fügt der Pabst hinzu, die Könige Frankreichs und Navarra's mit den Haufen ihrer Edelknechte und einem zahllosen Kriegsheere rüsten sich bereits, um gegen die Feinde des christlichen Glaubens männlich zu Felde zu ziehen, die Horden der Sarazenen gänzlich zu vertilgen, und auf ihren Gräbern das Panier des Kreuzes aufzurichten. Stehe daher fest, großer Fürst, in deinem heilsamen Vorhaben; aber dem Herrn mußt du dabei vertrauen; und wenn du ihm treulich gedient haben wirst, so wird er deinen Thron befestigen, und dich auf mannigfaltige Weise erhöhen.“

Wie sehr ist es nicht zu beklagen, daß zu solchen Mitteln Zuflucht genommen werden mußte, um den friedenverkündigenden Christenglauben an den Höfen heidnischer Fürsten gleichsam einzuschwärzen. Kein Wunder, wenn die ausgestreute Saat nur bittere Früchte trug, und Erinnerungen in den Herzen der Heiden zurückließ, welche nach und nach dieselben für die lautere Wahrheit des Evangeliums ganz unzugänglich machen mußten.

§. 315.

Indeß ließ der Mongolenfürst mit seinen dringenden Anforderungen um Beihülfe gegen die Sarazenen nicht nach, da die steigende Macht derselben seinem Reiche immer gefährlicher zu werden drohte; und um seinem Gesuch desto mehr Gewicht vor dem päbstlichen Stuhle zu verschaffen, ließ er den Pabst Johannes XXI., welcher seit kurzer Zeit auf demselben saß, durch eine eigene Gesandtschaft wissen, wie sehr sein mächtiger Oheim, der Großchan Koblai, welcher bereits die Christentaufe empfangen habe, nach einer Anzahl Christenlehrer aus dem Abendlande verlange, um sein ganzes Volk im Christenthum unterrichten, und zur Taufe vorbereiten zu lassen. Der Pabst Johann, welcher kurze Zeit hernach (Jahr 1277) starb, vermochte nicht mehr, diese willkommene Gelegenheit, die sich ihm zur Erweiterung seines Herrschergebietes darbot, zu benützen. Nur um so eifriger war sein Nachfolger, Nikolaus III. bemüht, den hoffnungsreichen Faden, den der Tod seines Vorgängers abgebrochen hatte, unverweilt wieder anzuknüpfen, und eine Anzahl von Franziskaner-Mönchen nach dem Mongolenlande abzusenden, welche er mit dringenden Empfehlungsschreiben an die beiden Mongolenfürsten ausstattete *).

In einem dieser Schreiben an den mongolischen Kaiser zählt der Pabst alle Glaubenslehren des Christenthums und der römischen Kirche her, in welcher sein Volk unterrichtet werden solle, und ermahnt ihn, seine Priester in diesem Geschäfte aufs kräftigste zu unterstützen. „Darin, so schreibt der Pabst, darin besteht vor allem unserer Sendboten Beruf, das Heil jedes Einzelnen zu suchen. Nach diesem Heile dürstet auch, nach dem Beispiele des Erlösers, der am Kreuze hing, der Stellvertreter Christi;

*) Diese Schreiben sind in Odor. Raynaldi annal. eccl. Tom. XIV. p. 282 sq. enthalten.

auch die, welche in Finsterniß und Todesschatten wandeln, sollen dieses Heil finden, das sie die Weissagung Gottes hoffen läßt; und wie sehr wird es nicht die Seele des Oberhirten freuen, wenn die, welche im Finstern wandeln, ein großes Licht schauen dürfen. Hoch erfreute es die Mutterkirche Roms, und es war für das Herz meines Vorgängers Johannes ein Gegenstand lauterer Wonne, daß dein Neffe Abaka, der berühmte König der morgenländischen Tataren, von dir uns meldete, daß du schon lang durch die göttliche Gnade bewogen worden seyst, die Pfade des Irrthums zu verlassen, auf dem Wege der Wahrheit einherzugehen, und durch die Annahme der Christentaufe als Wiedergeborner in Christo dem Volke der Gläubigen einverleibt zu werden. Ja diese göttliche Gnade treibt dich noch weiter zu dem Wunsche, auch deine Kinder zur Erkenntniß Christi und zum wahren Glauben gelangen, und sie, dem Gebrauche der römischen Kirche gemäß, taufen zu lassen, damit sie von Christo selbst wahrhaftig als Christen erkannt werden mögen. Wenn dieß also sich verhält, wie sehr ist nicht die Liebe zu loben, die ihre Kinder zum Heile führt, damit sie nicht verloren gehen."

Was diese Sendboten im Mongolenlande ausgerichtet haben, erzählt uns die Geschichte nicht; jedoch läßt sich aus dem Umstande, daß bald hernach der Pabst ersucht wurde, diesen Völkern einen eigenen Bischof zu geben, schließen, daß sie nicht ganz ohne Frucht gearbeitet haben mögen. Nikolaus III. erfüllte gern ihre Wünsche, und sandte als Bischof und römischen Legaten einen gewißen Philipp nach der Tatarei, von dem jedoch nicht bekannt ist, worinn der Erfolg seiner Arbeit bestanden habe.

§. 316.

Immerhin erscheinen die Missionsarbeiten der Lateiner in diesen Morgenländern als geringfügig in Vergleichung mit der ausgebreiteten Wirksamkeit, deren sich die Sendboten der nestorianischen Kirche in diesen

Gegenden zu erfreuen hatten; indem es diesen gelang nicht allein unter den tatarischen Völkerstämmen viele Gemeinden der Neubekehrten zu sammeln, sondern auch in China selbst ihr schon früher glücklich begonnenes Bekehrungswerk immer weiter auszudehnen. Dieß bezeugt nicht allein Marco Polo (De reg. Or. c. I. S. 13), welcher gerade um diese Zeit diese Länderstrecken des östlichen Asiens bereiste, sondern es geht auch aus den geschichtlichen Dokumenten deutlich hervor, die wir noch jetzt von der nestorianischen Kirche jener Tage besitzen. Nach diesen hatten die Nestorianer zu Cambalu, der Hauptstadt des nördlichen China's und der Residenz des Kaisers Koblai, schon früher eine Metropolitankirche aufgerichtet, die mit ihrem Patriarchate in Verbindung stand. Der Metropolite der Kirche China's war gerade um diese Zeit (1278) gestorben, und von dem nestorianischen Patriarchen ein gewisser Johannes Denha an seine Stelle ernannt worden; allein dieser büßte auf der Reise sein Leben ein, und jetzt wurde ein gewisser Jabalaha auf den Metropolitenstuhl erhoben, welcher geraume Zeit für die Verbreitung des Christenthums in der Mongolei sich thätig bewies.

Um diese Zeit (J. 1282) ward der Mongolenfürst des Reiches Kaptschak, Abaka durch Gift aus dem Wege geräumt, und ihm folgte sein Bruder Tangador in der Regierung nach, welcher anfänglich die Sache des Christenthums in seinem Lande begünstigte, sich aber später als ein grausamer Verfolger derselben bewies. Er selbst hatte in seiner Jugend die Christentaufe empfangen, und als er nun zur Regierung gelangte, so bezeugte er sein Wohlwollen gegen die nestorianische Kirche in seinem Lande dadurch, daß er nicht nur den Maphrian derselben in seinem Amte bestätigte, sondern auch in Assyrien und Mesopotamien viele Kirchen aufbauen ließ, deren Güter er von allen Staatslasten frei sprach. Allein bald trat er auf die Seite der Muhamedaner über, schloß mit dem Sultan von Egypten ein Bündniß,

und fing jetzt an, die Christen seines Landes auf die grausamste Weise zu verfolgen, und nichts unversucht zu lassen, um den Christennamen unter seinem Volke zu vertilgen. Ihre Kirchen wurden zerstört, und die Priester derselben mit dem Tode bestraft. Ein solches Benehmen erregte eine allgemeine Erbitterung unter seinem Volke, unter welchem bereits große Schaaren dem Christenglauben gehuldigt hatten, indeß eine noch größere Menge desselben der Sache des Christenthums günstig zugethan war. Diese aufgereitzte Volksstimmung wußte Argon, Abuka's hinterlassener Sohn, zu seinem Vortheile zu benützen, indem er sich öffentlich gegen seinen Oheim erklärte, und zum Empörungskriege gegen denselben sich anschickte. Tangador büßte sein Leben im Treffen ein, und Argon bestieg nun als Chan den Mongolenthron (1284).

Ihm war es jetzt vor allem darum zu thun, da er der Lehre Christi aufrichtig ergeben war, den Schaden wieder mit voller Hand gut zu machen, den sein Vorgänger den Christen zugefügt hatte. Er sammelte daher die zerstreuten Christenhaufen in seinem Lande aufs Neue zusammen, ließ ihre niedergerissenen Kirchen wieder aufbauen, und ging sogar damit um, das heilige Land den Händen der Sarazenen zu entreißen. Nachdem er in dieser Absicht mit den christlichen Königen Georgiens und Armeniens ein Bündniß aufgerichtet hatte, schickte er (J. 1285) eine Gesandtschaft an den Pabst Honorius IV. nach Rom, um demselben seine Verbindung mit der christlichen Kirche anzuzeigen, und ihn zu einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen aufzumuntern. Allein die Verwirrung war in jenen trüben Tagen in den meisten europäischen Ländern so groß, und die Noth so allgemein, daß das Anerbieten des eifrigen Mongolenfürsten kein Gehör bei dem päbstlichen Stuhle finden konnte.

§. 317.

Allein Argon gab sich damit nicht zufrieden, und schickte drei Jahre später (J. 1288) eine neue Botschaft

an den Pabst Nikolaus IV. nach Rom, um demselben den blühenden Zustand des Christenthums in der Tatarei zu schildern, eine Anzahl frommer Glaubensboten für die westlichen Mongolenländer von ihm zu verlangen, und ihn aufs Neue zu einem Kreuzzug gegen die Feinde des Christenglaubens, die verhaßten Sarazenen, aufzumuntern. Wirklich scheint in jenen Tagen das Missionswerk unter den Mongolen ansehnliche Fortschritte gemacht zu haben. Argon selbst war ein entschiedener Beförderer desselben, und auch viele andere Fürsten seines Hoflagers waren der Religion Christi nicht abgeneigt. Nach dem Zeugniß der Geschichte jener Tage wurde das Evangelium Christi nicht bloß überall in den Hütten des armen Volkes, sondern auch im Pallaste des Kaisers laut verkündigt, obgleich letzterer die Annahme der Christentaufe bis nach vollendetem Feldzug gegen die Sarazenen verschob. Besonders waren es die Franziskanermönche, welche überall im Mongolenlande umherzogen, um in demselben die Kirche aufzubauen. Freilich war es eben nicht sowohl die heilige Kirche Christi, die Gemeinschaft der Gläubigen, welche ihrem unsichtbaren Oberhaupte Christo im Geist und in der Wahrheit dient; es war vielmehr die Kirche Roms, welche unter den Mongolen ausgebreitet, es war das Ansehen des sichtbaren Statthalters des Apostels Petrus, das unter dem Volke geltend gemacht werden sollte. An Argon's Hofe ließen sich jetzt viele dieser Mönche nieder, unter denen sich besonders Johannes de Monte Corvino durch seinen frommen Sinn, seine wissenschaftliche Bildung und seine unermüdete Berufstreue auszeichnete. Auch die nestorianischen Priester blieben in ihrer Missionsthätigkeit nicht zurück, und wetteifernd suchten sie es allenthalben den umherziehenden Franziskanermönchen zuvor zu thun. Botschaften dieser Art machten dem Pabst Nikolaus IV. große Freude, und noch finden sich mehrere Briefe desselben vor (Odor Raynaldi annal. Tom. XIV. S. 403 sq.), welche er an Argon und an seine beiden Gemahlinen schrieb, um sie zu immer größerem Eifer für die Verbreitung des Christenglaubens

in ihrem Lande aufzumuntern, und besonders sich der von Rom gesendeten Glaubensboten kräftig anzunehmen, und sie bei dem Aufbau der Kirchen im Lande thätig zu unterstützen.

Es dauerte nicht lange, so wurde der Pabst durch mehrere aus dem Morgenlande zurückkehrende Missionarien, welche zehn Jahre daselbst mit großem Eifer gearbeitet hatten, durch neue frohe Botschaften erfreut. Nach der Erzählung derselben stand der rüstige Johannes de Monte Corvino an der Spitze der zahlreichen Schaar von Glaubensboten, welche der päbstliche Stuhl nach der Mongolei gesendet hatte, und ging seinen Brüdern mit dem rühmlichen Beispiele frommer Thätigkeit und hingebender Aufopferungsliebe voran. Derselbe war in einem Städtchen Apuliens, mons Corvinus genannt, geboren, und hatte von Jugend an in den Klöstern Italiens sein Leben dem Dienste der Kirche gewidmet. Den größten Theil desselben brachte er jetzt unter den Tataren zu, unter denen er sich allgemeine Hochachtung zu erwerben wußte. Wirklich scheint Johannes einer der gebildetsten und frömmsten Missionarien dieser Tage gewesen zu seyn, und durch seinen Einfluß am Hofe und unter dem Volke am meisten zur Förderung des Bekehrungswerkes beigetragen zu haben. Von dieser Seite scheint ihn auch der Pabst Nikolaus gekannt und werthgeschätzt zu haben, und deßhalb ward er auch nicht lange hernach nach Rom berufen, um über seine und seiner Brüder Arbeiten unter den Mongolen persönlichen Bericht vor dem päbstlichen Stuhle abzulegen.

§. 318.

Der Inhalt der verschiedenen Briefe, zu deren Ueberbringer ihn der Pabst bei seiner Rückkehr in die Tatarei gemacht hatte, läßt uns deutlicher in die günstigen Umstände hineinblicken, deren sich die Mission unter den Mongolen damals erfreuen durfte. Dem Fürsten Argon schreibt Nikolaus IV.: „Unser geliebter Sohn Jo-

hannes, der vor Unserm apostolischen Stuhle erschien, hat Uns erzählt, mit welcher Liebe du Uns und der römischen Kirche zugethan seyest, und wie du auch die andern Gemeinden der Christen deiner Zuneigung würdigest. Ebenso hat er uns viel von den mannigfaltigen Wohlthaten gesprochen, welche du ihm und seinen Mitarbeitern am Werke des Herrn bisher erzeiget hast, wie du dich gegen diejenigen deiner Unterthanen, welche den Glauben an Christum angenommen haben, freundlich und wohlwollend erweisest, und sie auf dem Wege des Heils je mehr und mehr zu fördern dich bemühest. Solche Nachrichten haben unser Herz hoch erfreut, und dieß um so mehr, da wir dein eigenes Heil von ganzer Seele wünschen. Eben darum fühlen wir uns auch, als Nachfolger des Fürsten der Apostel und unwürdiger Stellvertreter Christi, gedrungen, dich zu bitten, dazu mitzuwirken, daß diejenigen deiner Unterthanen, welche noch auf dem gefährlichen Pfade des Irrthums wandeln, von demselben zurückgerufen, und zum wahren Glauben geleitet werden mögen. Dieser Glaube tilgt alle Schuld aus, macht das Herz durch seine Strahlen von den Nebeln des Irrthums frei; er ist die Grundlage aller Tugenden, das helle Gestirn, das dem Leben leuchtet, und welchem der Tag der Herrlichkeit nachfolgt. Eben darum möchten wir auch Ew. kön. Hoheit mit aufrichtiger Seele ermahnen, ernstlich zu bedenken, wie ungewiß und hinfällig das Leben des Menschen sey, und wie schnell Jedem die Stunde des Todes kommen kann, um dich bereit zu machen, zu deinem eigenen Heile, zur Förderung deines Glaubens und zum Preise Gottes, das Sakrament der heiligen Taufe zu empfangen, damit du bei dem Ausgang aus dem Leben von den Pforten des Todes erlöset, und in das Reich der ewigen Seligkeit eingeführt werden mögest.“

In einem zweiten Schreiben macht ihm der Pabst bekannt, wie der König Englands, Eduard, ein mächtiges Kreuzheer gesammelt habe, um die Sarazenen aus

dem gelobten Lande zu verjagen, und fordert den Mongolenfürsten auf, sich mit seinem Heere in diesem heiligen Kriege an denselben anzuschließen, um der Siegespalme der Streiter Christi theilhaftig zu werden, und ermahnt ihn aufs Neue, vor diesem Feldzug ernstlich dazu thun, das Zeichen des ewigen Heiles, die Weihe der heiligen Taufe aus den Händen der lateinischen Priester zu empfangen. Sein Sohn Nikolaus hatte vor seinem Vater zu solchem öffentlichen Uebertritt zur christlichen Kirche durch den Empfang der h. Taufe sich entschlossen, und auch seine beiden Gemahlinen waren dieses Segens theilhaftig geworden, deßhalb drückt ihnen der Pabst in eigenen Schreiben seine lebhaften Glückwünsche hierüber aus, indeß er Argon's zweiten Sohn, Cassian, ernstlich ermahnt, nicht länger hinter den glücklichen Gliedern seiner Familie zurück zu bleiben, sondern ernstlich sich zu bemühen, durch die Taufe der christlichen Kirche einverleibt zu werden (cf. Odor. Raynaldi annal. Tom. XIV. p. 441 sq.).

Vor seinem Abschiede erhielt Johannes de Monte Corvino vom Pabste Nikolaus IV. den weitern Auftrag, mit einigen seiner Mitarbeiter nach der östlichen Mongolei zu ziehen, um die Segnungen der Kirche unter den dortigen muhamedanischen und heidnischen Einwohnern immer weiter auszubreiten; und zu diesem Ende ward ihm ein Empfehlungsschreiben an den Großchan Koblai auf den Weg mitgegeben, um auch diesen für das christliche Bekehrungswerk noch mehr zu gewinnen. „Wir freuen uns im Herrn, schreibt der Pabst an denselben, und danken dir von Herzensgrund dafür, daß es dir ernstlich darum zu thun ist, die Grenzen der christlichen Kirche in deinem Reiche zu erweitern. Es war uns herzlich willkommen, von den Gesandten, welche den Tatarenkönig Argon uns zugesendet hat, zu vernehmen, wie du selbst und dein Volk unserm heiligen Stuhle aufrichtig ergeben seyest, und verlangest, daß Glaubensboten der römischen Kirche dir zugesendet wer-

den mögen. Wir haben eben darum beschlossen, unsern geliebten Sohn, Johannes, mit einer Anzahl seiner Ordensbrüder an dich abzuordnen, und ersuchen dich dringend, daß du dieselbe freundlich aufnimmst, und ihnen bei dem heilsamen, die Bekehrung unsterblicher Seelen betreffenden Werke, deine kaiserliche Gnade zuwenden mögest, damit sie, gestützt auf den Schutz derselben, ihr heiliges Amt desto ausgebreiteter und segensreicher unter deinem Volke führen mögen."

§. 319.

Leider dauerten diese hoffnungsreichen Zeiten für das Bekehrungswerk unter den Mongolen nicht lange; denn mit dem Tode des Chan Argon, welcher im J. 1291 erfolgte; änderte sich bald die freundliche Gestalt der Dinge; und weil das Bestehen sowohl, als der Fortgang der mongolischen Mission fast durchgängig von dem günstigen Einflusse der Fürsten abhängig gemacht worden war, so mußte nothwendig das aufgerichtete Gebäude wieder in sich selbst zusammen sinken, sobald ein Fürst andern Sinnes den Thron bestieg. So lange Argon lebte, war es ihm gelungen, die Macht der Muhamedaner in seinem Lande zu zügeln, und ihren feindseligen Widerstand gegen das Bekehrungswerk der Christen zurückzuhalten. Er selbst konnte sich indeß aus Scheu gegen seine muhamedanischen Unterthanen und die einflußreichen Führer derselben nicht entschließen, der Christentaufe sich zu unterziehen, und sich öffentlich vor dem Volke für einen entschiedenen Bekenner des Christenthums zu erklären, weil er fürchtete, durch einen solchen Schritt seine muhamedanischen Unterthanen zum Aufruhr zu reizen, und sein Leben der Gefahr auszusetzen. Nur im Tempel zu Jerusalem wollte er die Christentaufe empfangen, und eben darum hatte er nicht nachgelassen, durch wiederholte Gesandschaften die abendländischen Fürsten zu einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen in Verbindung mit seinem Heere aufzufordern, weil er auf diesem Wege

allein hoffen durfte, die feindselige Macht zu brechen, welche unter seinem eigenen Volke der Herrschaft der christlichen Kirche entgegen stand. Schon war alles vorbereitet, um in Verbindung mit König Eduard von England den Kreuzzug gegen die Sarazenen zu beginnen, als unerwartet der Tod ihn aus dem Leben hinwegraffte, und dem christlichen Bekehrungswerke unter den Mongolen eine Wunde schlug, welche nicht wieder geheilt werden konnte.

Von diesem Augenblicke an fingen die Fürsten und Völker der westlichen und östlichen Mongolenländer an, sich den verwandten Interessen der muhamedanischen Eroberer entschiedener zuzuwenden. Seit zwei Jahrhunderten hatte das christliche Europa in aufeinander folgenden Kreuzzügen gegen ihre emporstrebende Macht gekämpft; Millionen ihrer Söhne auf den blutigen Schlachtfeldern Kleinasiens und Syriens im Kriege eingebüßt, ihre edelsten Kräfte fruchtlos gegen sie vergeudet, und mit ihrer Schmach den Siegerstolz der Sarazenen verherrlicht. Lange hatte die Staatsklugheit der mongolischen Fürsten zweifelhaft zwischen der, ihren westlichen Staaten immer drohender werdenden Macht der Moslemin und den Interessen der abendländischen Völker hin und her gewankt, und in diesem Zustande politischer Ungewißheit lag wohl der nächste Grund der vielfachen Begünstigungen, welche sie dem abendländischen Missionswerke zu Theil werden ließen. Als sie aber die letzten Anstrengungen des christlichen Abendlandes in allen morgenländischen Provinzen vereitelt, und alle bisherigen Eroberungen der Kreuzzüge verloren gehen sahen, so trat die Hinneigung derselben zu der siegreichen Parthei der Sarazenen um so entschiedener ans Licht hervor, je mehr sich in ihren eigenen Reichen die Anzahl der Anhänger des Korans mit jedem Jahre vergrößert hatte. Nur ein Fürst, wie Argon war, welcher den Glauben der Christen um sein selbst willen werthgeschätzt zu haben scheint, vermochte zu Gunsten der

Kirche Christi das schwankende Uebergewicht noch eine Zeitlang fest zu halten; aber kaum war er der Erde entnommen, als die Gewalt des muhamedanischen Einflusses die schönen Saaten zu zerstören begann, welche der Eifer der abendländischen Glaubensboten gestreut hatte.

§. 320.

Nach Argons Tode ward sein Bruder Kazeitu zum Chan des westlichen Mongolenreiches erhoben; da ihn aber zügellose Wollust und Grausamkeit bald zum Gegenstande des allgemeinen Hasses unter seinen Unterthanen machte, so wurde er nach einer fünfjährigen Regierung (Jahr 1285) durch Meuchelmörder aus dem Wege gerafft, und Baidu, Halakus Enkel zum König ausgerufen. Baidu wird von allen Geschichtschreibern jener Zeit als ein menschenfreundlicher und gerechter Fürst gerühmt, der seinen christlichen Unterthanen im Lande die Religionsfreiheit wieder gestattete, die sie früher unter Argons Regierung genossen hatten; allein die Scheu vor der bedeutenden Parthei der Anhänger des Islams, die sich täglich unter seinen Augen verstärkte, veranlaßte ihn, sich denselben auf jegliche Weise gefällig zu zeigen, wenn auch sein Herz die Sache der Christen vorzog. Indeß konnte es doch den Muhamedanern im Lande nicht verborgen bleiben, daß die Zuneigung des Fürsten der Parthei der Christen gelte, und daß diese bei der Besetzung der öffentlichen Staatsämter bevorrechtet wurden; sie zettelten daher im Stillen eine Empörung gegen ihn an, und wählten Argons Sohn, Gasanu, den Statthalter der Provinz Chorasan zu ihrem Könige unter der Bedingung, daß er öffentlich dem Glauben Muhameds huldige, und denselben als allgemeine Staatsreligion einführe. Der herrschsüchtige Jüngling ließ sich diese Bedingung wohlgefallen; er trat zum Koran über, und Baidu fiel unter den Händen der Meuchelmörder.

Kaum hatte Gasanu die Regierung angetreten, so ward (J. 1296) ein fürchterlicher Verfolgungssturm gegen die Christen im Lande erhoben; die Tempel derselben wurden allenthalben zerstört, und ihr Gottesdienst der Schmach ihrer Verächter Preis gegeben. Zu Arbela, Tauris, Mosul, Bagdad und den andern Städten seines Reiches verloren große Schaaren seiner christlichen Unterthanen, und besonders die Priester derselben, unter den Händen der Muhamedaner das Leben. Zwei Jahre lang tobte die Verfolgung im Lande umher, als der düstere Himmel sich wieder für die niedergedrückte Christenparthei aufzuheitern begann. Ein muhamedanischer Häuptling, welcher Gasanu auf den Thron erhoben hatte, zettelte nun selbst eine Empörung gegen ihn an; allein der Fürst, bei Zeiten hievon unterrichtet, sandte ein Heer nach der Provinz Chorasan gegen ihn aus, und der rebellische Statthalter büßte in einem Treffen das Leben ein. Der heftigste Widersacher der Christen war jetzt aus dem Wege geräumt, und Gasanu fing an, durch ein freundlicheres Benehmen die Wunden wieder zu heilen, die er denselben geschlagen hatte. Der Pabst Bonifaz VIII., welcher um diese Zeit auf dem Throne saß, benützte die günstige Wendung der Dinge (J. 1298), um Schaaren von Franziskaner- und Dominikanermönchen nach der Tatarei zu senden, um der niedergedrückten Kirche daselbst wieder aufzuhelfen; und sie nach allen Richtungen des Orients weiter auszubreiten. Die Instruktion, welche ihnen der Pabst zur Verrichtung ihres Amtes auf den Weg mitgab (Odor. Raynaldi annal. Tom. XIV. p. 535 sq.), sichert diesen Glaubensboten die ausgedehntesten Vollmachten der Kirche zu, und ertheilt ihnen die Befugniß, alle Anstalten zu treffen, um den abendländischen Kultus im Morgenlande geltend zu machen, und die Christengemeinden daselbst mit dem römischen Stuhle in Verbindung zu bringen. Allein von den Früchten der Arbeit dieser Männer hat uns die Geschichte keine Nachrichten aufbewahrt; nur von einem

derselben, dem Dominikanermönch Nicold, erzählt sie uns, daß er große Reisen im Orient umher gemacht, und eine Beschreibung derselben später verfaßt habe, welche jedoch nie im Druck erschienen ist.

§. 321.

Der Regent der orientalischen Mongolei, Koblai war indeß (J. 1302) gestorben, nachdem er während seiner langen Regierungszeit die Grenzen seines Reiches bis zum chinesischen Meere erweitert, und seine zahlreichen Völker durch einen langen Frieden und eine weise Regierung zum blühenden Wohlstande erhoben hatte. Marco Polo von Venedig, welcher lange Zeit am Hofe des Kaisers sich aufhielt, und die besondere Gunst desselben genoß, rühmt die Macht und den Glanz der Regierung dieses Fürsten, an dessen Hofe die Reichthümer Asiens sich in überfließender Fülle aufgespeichert hatten. Der armenische Schriftsteller Haitho behauptet, daß derselbe durch die Taufe ein Glied der christlichen Kirche geworden sey. Allein hievon weiß weder das Schreiben des Chans Argon an den Pabst (1588), noch die Reisebeschreibung des Marco Polo irgend etwas; indeß gesteht der Letztere zu, daß der Kaiser die Religion der Christen in seinem Reiche begünstigt habe.

Schon oben wurde erzählt, daß dieser Kaiser bereits im Jahr 1272 von dem röm. Pabste einige christliche Lehrer verlangte, welche sein Volk in den Lehren des Christenthums unterrichten sollten. Gregor X. sandte ihm nun mehrere Dominikanermönche zu, welche zugleich der damals 18jährige Marco Polo aus Venedig in die Tatarei begleitete, der durch seinen Reisebericht die ersten sichern Nachrichten über den Zustand der mongolischen Völker und Ländergebiete der Abendwelt gegeben hat. Einige Jahre später (1288) wurde auch der bekannte Johannes de Monte Corvino von dem Pabste Nikolaus IV. den östlichen Mongolen als Christenlehrer zugesendet. Derselbe machte seine Reise durch Indien,

und kam nach einer Wanderung von mehrern Jahren am Hofe des Großchans in der Residenz Peking wohlbehalten an, von dem er gütig aufgenommen wurde. Seine Erfahrungen in diesem fremden Lande wollen wir ihn selbst erzählen lassen in einem Briefe, den er mehrere Jahre später an seine Freunde in Europa schrieb: „Erst im Jahr 1291 kam ich von Tauris, der Stadt der Perser weg, schreibt er, und begab mich nach Indien zu den Gemeinden des heiligen Apostels Thomas, wo ich ein Jahr lang verweilte, und an verschiedenen Orten etwa hundert Menschen getauft habe. Dort starb mein Reisegefährte Nikolaus, den ich daselbst begraben habe. Ich selbst setzte nun nach Chataja, dem Reich des tatarischen Kaisers, welcher Großchan genannt wird, meine Wanderung fort, überreichte ihm das Sendschreiben des Pabstes und lud ihn zur Theilnahme an dem Glauben unseres Herrn Jesu Christi ein. Dieser Fürst ist jedoch an den alten Götzendienst zu sehr angefesselt; dennoch erzeigt er den Christen seines Landes viele Wohlthaten, und ich verweile bereits zwei Jahre an seinem Hofe.

„Die Nestorianer in diesem Lande führen zwar den Namen der Christen, aber sie sind von dem wahren christlichen Glauben weit entfernt. Ihrer ist eine so große Menge in diesem Reiche, daß sie Keinem gestatten, zu einer andern christlichen Kirche sich zu bekennen, als zu der ihrigen, und einen andern Gottesdienst zu besuchen. Diese Nestorianer fingen daher an, mich aufs grausamste zu verfolgen, indem sie mich für einen Betrüger erklärten, der darauf umgehe, das Land zu verrathen. Diese Verfolgung dauerte beinahe fünf Jahre lang, bei welcher ich oft vor die Gerichte geschleppt und der Todesgefahr Preis gegeben ward. Endlich lernte der Kaiser meine Unschuld kennen, und verjagte die boshaften Priester der Nestorianer mit ihren Weibern und Kindern aus dem Lande. Eilf Jahre lang wanderte ich allein umher, bis endlich der Bruder Arnold, ein Deutscher aus der Provinz Cöln, zu mir kam, welcher seit zwei Jahren

bei mir ist. Ich habe jetzt in der Stadt Cambaliech (Cambalu, Peking), der großen Residenz des Kaisers eine Kirche erbaut, auf welcher sich drei Glocken befinden; auch habe ich seit dieser Zeit etwa 6000 Einwohner getauft; und wohl würde ich über 30,000 derselben durch die Taufe in die Gemeinschaft der römischen Kirche gebracht haben, hätte mich nicht die Verfolgung der Nestorianer daran gehindert. Noch immer kommen Viele zu mir, welche die Taufe begehren; auch habe ich etwa 150 heidnische Knaben getauft, dieselben nach unserer Weise in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet, und einige Breviere so wie ein Liederbuch für sie aufgesetzt, sodaß diese Knaben nun bei unseren Gottesdiensten Lieder am Altare singen. Ihr Gesang macht dem Kaiser große Freude. Auch mit den Kindern und Säuglingen habe ich einen Gottesdienst angefangen, und wir singen nun miteinander zum Preise des Herrn.

„Ein gewißer Fürst dieser Länder, Georg, aus der Familie des großen Königs, welcher der Presbyter Johannes in Indien genannt wurde, und der sich bisher zu der Secte der Nestorianer hielt, hat sich, seitdem ich hier bin, an mich angeschlossen, und ist ein Franziskanermönch geworden, der mir nun in königlichem Gewande beim Gottesdienste Handreichung thut. Die Nestorianer haben ihn zwar des Abfalls angeklagt, aber er hat einen großen Theil seines Volks zum wahren katholischen Glauben gebracht, und eine schöne Kirche aufgebaut, welche er die römische Kirche nannte. Dieser Fürst Georg ist vor 6 Jahren gestorben, und seine Brüder, welche dem Irrthum der Nestorianer anhangen, haben wieder alle Neubekehrten zu dieser Sekte zurückgeführt. Weil ich allein war, und den Hof des Großchans nicht verlassen konnte, so war es mir unmöglich dieser Gemeinde, welche zwanzig Tagereisen von hier ist, zu Hülfe zu eilen. Hätte ich nur zwei oder drei Mitarbeiter gehabt, so hätte sich gewiß selbst der Kaiser bereits zur Christentaufe entschlossen. Ich bitte daher,

daß mir solche zugesendet werden, die sich als ein Beispiel darstellen, und nicht ihren eigenen Ruhm suchen. Der Weg, welcher durch das Land der westlichen Tataren führt, ist viel kürzer und sicherer, so daß sie mit Geleit innerhalb sechs Monaten denselben machen können, indeß der andere Weg über das Meer viel weiter und gefährlicher ist.

„Schon sind 12 Jahre verflossen, seitdem ich vom römischen Hof, von meinen Ordensbrüdern und dem Zustande des Abendlandes keine Nachricht erhielt. Ein lombardischer Arzt, der vor zwei Jahren hieher kam, hat über den römischen Hof und unsern Orden viele Schmähungen in diesem Lande verbreitet; ich wünsche daher sehr die Wahrheit zu erfahren. Ich bitte die Brüder, mir einige Exemplarien von Kirchenbüchern und heil. Legenden zuzusenden, da ich nichts als ein kleines Brevier bei mir habe. Schon bin ich alt geworden, und nicht sowohl das Alter, als vielmehr die Strapatzen und Leiden haben meine Haare grau gemacht. Die Sprache der Tataren habe ich nun vollkommen inne, und bereits das ganze N. Testament, sowie das Psalmbuch in dieselbe übersetzt. Ich besitze von dieser Uebersetzung eine schön geschriebene Abschrift, und habe angefangen, dieses heilige Gesetz Christi öffentlich dem Volke vorzulesen“ (L. Waddingi annal. Minor. Tom. VI. pag. 69 sq.).

§. 322.

Nicht lange hernach wandte sich Johannes mit einem zweiten Schreiben an den General des Franziskaner-Ordens, um ihm Nachrichten von seiner Arbeit unter den östlichen Mongolen zu geben, und die Zusendung von Gehülfen von demselben zu verlangen. „In diesem Jahre (1305) habe ich vor dem Pallaste des Großchans und nur einen Steinwurf von demselben entfernt, ein neues Missionsgebäude aufgerichtet. Ein christlicher Kaufmann, Peter von Lucalanco, der bei mir ist, hat das Land gekauft, und es mir zum Preise Gottes ge-

schenkt. Ein besserer Ort zur Aufrichtung der katholischen Kirche könnte im ganzen Mongolenreiche nicht gefunden werden. Der Platz ist mit einer Mauer umgeben, und ein Bethaus nebst andern Wohnungen, welche 200 Menschen in sich fassen können, befinden sich auf demselben. Ich gedenke hier nach dem Winter eine schöne Kirche aufzurichten. Die Leute wundern sich über die Maßen, wenn sie diese neue Stätte, und das über derselben aufgerichtete rothe Kreuz und uns beim Gottesdienste im Bethause erblicken. Dieser merkwürdige Umstand hat ein allgemeines Aufsehen im ganzen Lande umher erregt, und wird durch Gottes Gnade heilsam wirken. Meine zweite Kirche liegt zwei Stunden von hier, und in beiden habe ich die diensthuenden Jünglinge vertheilt; indeß ich wechselsweise in beiden den Gottesdienst verrichte. Das Reich des Großchans ist unstreitig das größte in der Welt; mir ist gestattet, als päbstlicher Legat zu jeder Zeit an den Hof zu kommen, und den Sitz neben dem Kaiser einzunehmen, der mich vor allen andern Prälaten anderer Kirchen ehrt, und sehr wünscht, daß aus dem Abendlande neue Glaubensboten kommen möchten. In diesen Ländern gibt es vielfache Arten des heidnischen Götzendienstes und viele Sekten heidnischer Priester, die eine noch viel strengere Lebensweise führen, als unsere Mönche im Abendlande. Auch in Indien ließe sich für die Ausbreitung des christlichen Glaubens gar vieles thun; aber es müssen Männer von festem Charakter hieher gesendet werden, welche den Reizungen des Fleisches zu widerstehen vermögen. Die Gegenden sind ungemein schön, voll Gewürze und Edelsteinen. Von unsern Früchten haben indeß die Einwohner nur wenig; sie gehen wegen der großen Hitze nackt umher, und bedürfen daher auch unserer Schneider und Schuhmacher nicht, weil es immer Sommer, und niemals Winter ist. Ich habe in der letzten Zeit über 100 Einwohner getauft" u. s. w.

Aufgemuntert durch diese Briefe des Johannes, sah sich Clemens V., welcher um diese Zeit (1305—1314) auf dem päbstlichen Stuhle saß, veranlaßt, sieben Franziskaner-Mönche als Gehülfen demselben in das östliche Mongolenland zuzusenden. Um dem hoffnungsreichen Missionswerke daselbst eine kirchliche Einrichtung zu geben, wurde jetzt Johannes de Monte Corvino von dem Pabste zum Erzbischof von Cambalu und mehrere dieser Franziskaner-Mönche zu Suffragan-Bischöfen desselben ernannt, und denselben die apostolische Vollmacht zu allen amtlichen Verrichtungen der römischen Kirche im Morgenlande auf den Weg mitgegeben (L. Waddingi Annal. Tom. VI. p. 147.). Dem Johannes sandte der Pabst ein eigenes Diplom, nach welchem ihm alle römischen Gemeinden im Orient untergeben seyn sollten, unter der Bedingung, daß er, so wie jeder seiner Nachfolger, dem römischen Stuhle unterthan und das erzbischöfliche Pallium von dem Pabste in Empfang nehmen sollte. Auf dem kaiserlichen Throne der Ost-Mongolen saß um diese Zeit der Groß-Chan Jessun Timur, an welchen Clemens V. den Glaubensboten ein eigenes Empfehlungsschreiben mitgab, in welchem er denselben alles Ernstes erinnerte, der Stimme dieser Sendboten Gehör zu geben, der Erkenntniß des Heiles zu folgen, und die Ausbreitung desselben unter seinen Völkern aus allen Kräften zu befördern.

Mehrere dieser Glaubensboten büßten auf dem Wege in Indien das Leben ein, einer derselben kehrte nach Italien zurück, und nur drei von ihnen, Gerard, Peregrin und Andreas de Perusio fanden den Weg nach der Mongolei, wo sie den thätigen Johannes zum Erzbischofe von Cambalu weihten. Im Jahr 1312 wurden ihm vom römischen Hofe drei weitere Gehülfen zugesendet, um ihn im Missionsgeschäfte unter den Tataren zu unterstützen. Wenige Jahre hernach ließ der Pabst durch einen gelehrten Römer, Aegidius, einige christliche Unterrichtsschriften in der Mongolensprache aus-

fertigen, welche er zur Verbreitung unter den Tataren den Missionarien zusandte. Eine reiche armenische Frau ließ nunmehr auf ihre Kosten in der Stadt Caydon (Sayton?) eine Kirche aufrichten, welcher Gerard als Bischof vorgesetzt wurde, dem (J. 1322) sein Mitgehülfe Andreas in der gleichen Würde nachfolgte.

§. 323.

Im Jahr 1332 ging Johannes der Erzbischof von Cambaln aus dieser Zeit, nachdem er viele Jahre lang für die Ausbreitung der christlichen Kirche im Mongolenreiche segensreich gewirkt hatte. Der Pabst Johannes XXII., welcher um diese Zeit auf dem päbstlichen Stuhle saß, ernannte nun einen Franziskaner-Mönch Nikolaus zu seinem Nachfolger, den er nebst sechs und zwanzig Missionsgehülfen aus demselben Orden zu den Tataren sandte, um für die Kirche neue Siege zu gewinnen. An die verschiedenen Fürsten dieses großen Reiches wurden ihnen von demselben Empfehlungsschreiben aller Art mitgegeben, um sie für das Missionswerk der abendländischen Kirche günstig zu stimmen. Man sieht aus diesen Schreiben, daß keiner derselben noch die Taufe auf Christum empfangen hatte, und sie werden daher dringend ermahnt, dieselbe nicht länger zu verschieben, und es für Gnade zu achten, der Kirche Christi einverleibt zu werden. Mehrere derselben scheinen wirklich dem Missionswerke der Franziskaner ihre Zuneigung zugewendet zu haben, und werden deßhalb von dem Pabste mit vielen Worten gelobt. Was indeß aus diesem neuen Erzbisthume der östlichen Mongolen geworden sey, erzählt uns die Geschichte dieser Tage nicht, und spätere Sendschreiben einiger tatarischen Fürsten an den Pabst Benedict XII. klagen laut darüber, daß der erzbischöfliche Stuhl von ihm so lange unbesetzt gelassen werde. Der Groß-Chan selbst sandte deßhalb eine Gesandtschaft an den Pabst, um ihn zur Beschleunigung dieser Angelegenheit zu ermuntern, bei

welcher Gelegenheit mehrere getaufte Mongolenfürsten dem Pabste ihre Ehrerbietung schriftlich bezeugten. „Wir begrüßen den heiligen Vater, schreiben sie demselben, indem wir das Haupt auf die Erde neigen, seine Füße küssen, und ihn bitten, daß er unserer in seinen Gebeten nimmermehr vergesse. Das wollen wir aber Ew. Heiligkeit melden, daß wir von Euerem Gesandten Johannes, dem tapfern, heiligen und tüchtigen Manne, in dem katholischen Glauben unterrichtet worden sind. Seit acht Jahren ist derselbe gestorben, und wir sind seit dieser Zeit ohne einen geistlichen Führer, und ohne Trost, obgleich wir vernommen haben, daß ihr uns einen andern Führer zugesendet habt, welcher jedoch noch nicht angekommen ist. Darum bitten wir Ew. Heiligkeit uns einen weisen und guten Mann zu senden, welcher Sorge habe für unsere Seelen, und daß er bald komme, weil die Heerde der Mongolen ohne Hirten ist. Auch ersuchen wir Euch, dem Kaiser, unserm Herrn, huldreich zu antworten, welcher angelegentlich wünscht, daß ein sicherer und bequemer Weg zwischen Euch und ihm eröffnet werden möge, damit zur Festhaltung der Freundschaft Euere Boten leicht zu ihm, und die seinigen leicht zu Euch gelangen mögen.“

Die Zahl der Christen in den südlichen Provinzen China's scheint um diese Zeit bereits sehr groß gewesen zu seyn, und diese wurden von dem mongolischen Kaiser sowohl, als von vielen seiner Hofleute auf mannigfaltige Weise begünstigt. Auch in den mittlern Provinzen der großen Tatarei, und namentlich in der Stadt Armalech, hatten die Franziskanermönche eine ansehnliche Gemeinde gesammelt und Kirchen aufgebaut; und mit jedem Tage blühte die Hoffnung immer lieblicher auf, daß unter solchen Begünstigungen der Einfluß der abendländischen Kirche im ganzen Mongolenreiche allmählig die Oberhand gewinnen werde. Der Pabst sandte eine neue Schaar von Glaubensboten nach diesen Gegenden aus, welche indeß erst im Jahr 1342 in der Residenz des

Kaisers ankamen. Sie wurden von demselben aufs gütigste aufgenommen, und im kaiserlichen Palaste angesiedelt, um zu jeder Zeit in der Nähe desselben dem Missionswerke Vorschub zu thun. Durch ein neues kaiserliches Edikt ward die Freiheit, an allen Orten des Reichs ohne Hinderniß das Evangelium zu predigen, abermals bestätigt, und mit jedem Jahre bildeten sich neue Christengemeinden, die sich immer weiter im Lande umher ausbreiteten.

Noch im Jahr 1353 nennt uns die Geschichte eine Botschaft des mongolischen Kaisers an den Pabst, in welcher er seine und aller seiner Unterthanen Unterwürfigkeit unter den päbstlichen Stuhl ausgesprochen, und um neue Verkündiger des göttlichen Wortes denselben ersucht haben soll. Wirklich wurden auch neue Haufen von Franziskanermönchen dem Morgenlande zugesendet, als in verschiedenen Provinzen des Reichs mächtige Volksempörungen ausbrachen, und nach wenigen Jahren der mächtige Mongolenthron in China umgestürzt, und die lieblichen Saatfelder verwüstet wurden, welche der eifrige Fleiß der abendländischen Christen daselbst angepflanzt hatte.

§. 324.

Doch — wir kehren noch für einige Augenblicke zu der Missionsgeschichte unter den westlichen Mongolen am schwarzen und kaspischen Meere zurück. Nach Gassanus Tode (J. 1303) bestieg der Chan Chodabenda den Thron, der sich anfänglich den Christen gütig erzeigte, indem seine Mutter, eine fromme Christin, ihm frühe schon die Hochachtung gegen den Christenglauben in die Seele gepflanzt, und durch die Taufe ihn der christlichen Kirche einverleibt hatte. In seinen spätern Jahren trat er zu der Parthei der Muhamedaner über, und seinem Beispiel folgten die vornehmsten Beamten seines Hofes; und jetzt fing der Fürst an, seine christlichen Unterthanen im Lande und die Priester derselben zu verfolgen,

und das Bekehrungswerk der abendländischen Glaubensboten auf jegliche Weise zu hindern. Seine ganze übrige Regierungszeit hindurch, welche 14 Jahre dauerte, blieb Chodabenda ein Widersacher der Christen, nicht sowohl um der Religion willen, zu welcher sie sich bekannten, sondern um den gewaltigen Nachbarn, den muhamedanischen Kalifen, zu Gefallen zu leben, deren überhandnehmende Macht seinen Staaten immer gefährlicher zu werden drohte. Zwar scheint derselbe eine Zeitlang in seiner Wahl zwischen der christlichen und muhamedanischen Parthei unentschieden gewesen zu seyn, indem er eine Gesandtschaft an den Pabst Clemens V. absandte, um ihn zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Sarazenen durch die Zusage seiner kräftigen Beihülfe aufzumuntern. Der Pabst nahm sein Anerbieten freudig an, dankte ihm für den großen Eifer, den er zur Ausrottung der Feinde des Evangeliums zu Tage lege, indem er selbst an der Spitze von hunderttausend Reitern gegen sie zu Felde zu ziehen verspreche, und ermunterte ihn, bei dieser Gesinnung zu verharren und dafür zu sorgen, daß er in allen Stücken nach dem Wohlgefallen des Erlösers einhergehen möge. Allein dieß alles waren von beiden Seiten nur trügliche Worte, indem es dem Mongolenfürsten zunächst nur um Sicherheit seiner Staaten gegen die mächtigen Sarazenen und etwaige Erweiterung derselben, und dem Pabste zu Rom um die irdischen Interessen seines Stuhles in den Morgenländern zu thun war. Der Kreuzzug kam nicht zu Stande. Chodabenda starb 1317, und hinterließ ein Reich, das, durch innere und äußere Zwistigkeiten zerrissen, mit schnellen Schritten seiner Auflösung entgegen zog, und die schwachen Anfänge der Kirche Christi in demselben in den gleichen Untergang zu verwickeln drohte.

Schon unter der kurzen Regierung seines minderjährigen Sohnes Abu Said, der im muhamedanischen Glauben erzogen worden war, brachen die innern Spaltungen zu einer wilden Empörung aus, indem einer

seiner nahen Verwandten Usbek, Statthalter einer Provinz des Reiches, ihn vom Throne stieß, und sich der Regierung von Kaptschak bemächtigte. Usbek war ein eifriger Verehrer Muhameds, und wußte durch die Begünstigungen, welche er der zahlreichen muhamedanischen Parthei zufließen ließ, sich solches Ansehen unter dem Volke zu erwerben, daß die Kaptschaken den Namen Usbeken annahmen, welchen heute noch einer der mächtigsten Mongolenstämme in Mittelasien führt. Unter der Regierung dieses Fürsten hatten die Christen im Lande ein schweres Schicksal zu erfahren, indem sie von allen Seiten von den übermüthigen Muhamedanern niedergedrückt wurden. Besonders hart verfuhr Usbek gegen die benachbarten Russen; er überzog ihr Land mit Krieg, und fing an, dasselbe mit Feuer und Schwert zu verheeren. Der Großfürst Michael von Moskau, der in Usbeks Residenz Sarai kam, um denselben um Frieden anzuflehen, ward auf grausame Weise ermordet, und Tausende russischer Einwohner als Sclaven fortgeführt. Dennoch wußte der verschlagene Tatarenfürst die Statthalter des römischen Stuhles mit schmeichlerischen Reden zu hintergehen, um sie zu einem Kriegszuge gegen die Sarazenen herbei zu locken. Er ging in seiner Heuchelei so weit, daß er den Pabst Benedict XXII., der ihn für seinen Freund hielt, mit der Bitte anging, ihm Missionarien zur Bekehrung seines Volkes zuzusenden, und wirklich genehmigte er auch aus Staatsklugheit die Arbeiten derselben, um durch solchen Schein die wahren Absichten seines Herzens zu verbergen. Unter Usbeks Begünstigung wurde von dem Pabste die Stadt Sultanie in Persien zu einem erzbischöflichen Sitze erhoben, und ein Dominikanermönch Franeus, dem neuen Erzbisthume vorgesetzt, welchem sechs Suffragan-Bischöfe in Persien an die Seite gestellt wurden. Auch die Stadt Caffa auf der krimmischen Halbinsel, welche zu Usbeks Gebiet gehörte, ward zu einem christlichen Bischofssitze erkohren, und demselben ein gewisser Hieronymus vorgesetzt, welcher

das Bekehrungswerk des Christenthums in jenen Gegenden leiten sollte. Dieser wurde jedoch von den Genuesen, welche die Stadt in Besitz genommen hatten, zurückgewiesen, und kam unverrichteter Dinge wieder zum päbstlichen Hofe zurück.

§. 325.

Der Chan der goldnen Horde, Usbeck, starb (1343), und nun folgt eine Reihe innerlicher Bürgerkriege und blutiger Fehden gegen das russische Reich, das seine letzten Kräfte sammelte, um die innerlich zerworfene Mongolenmacht zu zertrümmern, und seine frühere Unabhängigkeit im Kampfe gegen dieselbe wieder zu erobern. Unsere Missionsgeschichte darf sich mit Recht des traurigen Geschäftes entheben, diese Auftritte unmenschlicher Grausamkeit der Geschichte jener Tage nachzuerzählen. Wie glänzend auch immer noch die Berichte lauten, welche aus dem Tatarenreiche über die Fortschritte des Missionswerkes von Franziskaner- und Dominikanermönchen dem päbstlichen Stuhle in diesen Tagen zugesendet wurden, so war doch der Tag des Heils für dasselbe sichtbar vorüber, und schon hatte der Herr der Heerschaaren seinen Würgengel aus der Wüste herbeigerufen, um die Königreiche der Mongolen zu zerstören, und auf den Schädeln der Erschlagenen eine neue Herrschaft aufzurichten. Dieser Mann war Timur Begh, in den Abendländern gewöhnlich Tamerlan genannt, welcher im Jahr 1335 in dem Gezelte eines frommen Emirs in der Wüste von Dschaggatai geboren wurde. Er selbst behauptete, ein Nachkomme des großen Eroberers Dschingiskhan zu seyn, dessen Grundsätze und Eroberungsplane er auch als höchstes Ziel seiner Bestrebungen erwählte.

Timur Begh war ein Mann, der durch seine ungewöhnlichen Geistesgaben sowohl, als durch seine List und Tapferkeit vor den Meisten seiner Zeitgenossen emporragte. Von Jugend an der Religion der Abendlän-

der persönlich abhold, war er äußerlich dem Glauben der Moslemin zugethan, den er jedoch bloß als ein, den damaligen Zeitumständen am meisten zusagendes Mittel betrachtet zu haben scheint, seine riesenhaften Eroberungsentwürfe unter den Völkern Asiens zu verwirklichen. Zum Beherrscher des kleinen Fürstenthums Kasch bei Samarkand erhoben, wußte der ehrgeizige Jüngling bald durch Befehdungen mit seinen Nachbarn sein kleines Landgebiet zu erweitern, und im Kampfe mit seinem Schwager Hussein sich als Nebenbuhler um das Großchanat von Samarkand furchtbar zu machen. Im Feldzuge gegen denselben überreichte ihm ein fanatischer Schwärmer, Seid Bereke, ein Nachkömmling Muhameds, eine Fahne zum Zeichen seiner künftigen Oberherrschaft; und hiedurch ward sein kleines Heer so begeistert, daß es die Haufen Husseins gänzlich schlug, und er von demselben (J. 1369) als Saheb Kerem, Herr der Welt, feierlich zu Samarkand ausgerufen wurde.

Nun begann Timur seine gewaltigen Eroberungszüge, und dehnte unaufhaltsam in dem erschütterten Mongolenreiche seine Siege nach Osten und nach Westen aus. Die Reiche Khowaresanien und Kasgar am Oxusstrome fielen in wenigen Jahren in seine Gewalt; das westliche Reich Kaptschak ward (J. 1376) erobert, und das Khanat desselben mit seinem Günstling Tokthamisch besetzt; die großen Ländergebiete Khorasan und Herat huldigten (J. 1379) seiner Oberherrschaft, und (im Jahr 1384) gelang es seinen siegreichen Waffen, sich beinahe ganz Persien zu unterwerfen, und nun seine furchtbaren Heereshaufen den Fürsten der Abendländer siegestrunken entgegen zu führen. Im Jahr 1386 eroberte Timurs Heer Georgien, dessen Fürsten von ihm mit Gewalt zum Muhamedanismus bekehrt wurden, und nachdem er, des wilden Kampfes müde, bis zum Jahr 1392 sich nach Samarkand zurückgezogen hatte, brach er mit unermeßlichen Heeren aufs Neue gegen die Abendländer los, drang

(1395) abermals in Georgien ein, verheerte weit umher alles, was seine Hand erreichen konnte; zog über den Dniepr, und kehrte, nachdem er Moskau verbrannt und Asow erobert hatte, gleich einem brüllenden Löwen (im Jahr 1396) nach seiner Residenz Samarkand zurück.

§. 326.

Timurs kurzes Zurückziehen vom blutigen Kampfplatze sollte ihm bloß die Zeit gewähren, noch größere Zerstörungsmittel zu neuen Kämpfen und Siegen zusammenzuraffen; denn schon im folgenden Jahre (1397) setzte er ein zahlloses Heer gegen die Völker Indiens in Bewegung, dem er selbst mit neuen Verstärkungen auf dem Fuße nachfolgte. Die Indier wurden bei Delhi aufs Haupt geschlagen; 100,000 Leichname bedeckten die blutige Wahlstatt, und alle Länder zwischen dem Ganges und dem Indus unterwarfen sich seinem gewaltigen Scepter.

Auf einem spätern Kriegszuge gegen Bagdad (J. 1400) erhielt er eine Gesandtschaft von dem griechischen Kaiser, der ihn um Beistand gegen den osmanischen Sultan, Bajazet I., anflehte. Bajazet war einer der mächtigsten und siegreichsten Fürsten seiner Zeit, und Timur trug lange Bedenken, sich in Krieg mit demselben einzulassen. Endlich glaubte er (J. 1402) sich mit demselben messen zu können; und bei Angora in Natolien stießen beide feindliche Heere aufeinander. Das mongolische war 800,000 (Schiltberger aus München, Geheimschreiber des Kaisers, gibt in seiner merkwürdigen Schrift: „Schiltberger, der vil wunders erfahren hat," Ulm 1473, die ungeheure Summe von 1,600,000 an), das türkische 400,000 Mann stark. Bajazets Heer ward geschlagen, und bis auf 18,000 Mann niedergemacht, und der Sultan selbst gerieth in Timurs Gefangenschaft. Vom Menschenblute gesättigt, kehrte er (J. 1404) abermals nach Samarkand zurück. Schon bereitete er sich hier aufs Neue zu einem gewaltigen Eroberungszuge gegen

China vor, aus welchem durch eine allgemeine Empörung nicht lange zuvor die Mongolen vertrieben worden waren, als er auf dem Marsche dahin (im J. 1405) in Turkestan den Geist aufgab.

Timur war unstreitig einer der größten Eroberer, den die Geschichte kennt, und obgleich jeweilige Anwandlungen von Großmuth in seinem Leben kund thun, daß er die bessern Gefühle der Menschennatur nicht gänzlich in sich erstickt hatte, so ist doch seine Laufbahn mit Blutströmen und Grausamkeiten befleckt, deren Anblick jedes Gemüth mit Entsetzen erfüllen muß. Nichts entging der Spitze des Schwertes, was immer in seine mörderischen Hände fiel; besonders aber ward aller Orten mit unerhörter Grausamkeit gegen diejenigen gewüthet, welche sich nicht entschließen konnten, dem Glauben an den Koran zu huldigen. Es gränzt an das Unglaubliche, wenn uns die Geschichtschreiber jener Tage von den namenlosen Gräuelthaten erzählen, welche Timurs blutige Laufbahn bezeichneten. So ließ er einst, wenn wir den Chronisten seines Zeitalters glauben dürfen, in Persien 3000 Gefangene in Mörsern zerstoßen, eine Todesart, welche an den despotischen Höfen Asiens jetzt noch zu Hause ist; ein andermal sollen auf seinen Befehl 15,000 Menschen in ein Siegesdenkmal eingemauert worden seyn, das er seinem Andenken aufrichten ließ. Besonderes Gefallen hatte dieser Wütherich an Pyramiden von Menschenköpfen; und wenn eine Stadt erobert wurde, mußte gewöhnlich jeder Soldat einen feindlichen Kopf zu denselben liefern. In Bagdad soll er einst, wie die Geschichte erzählt, eine solche Pyramide von 80,000 Menschenschädeln haben aufrichten lassen.

§. 327.

Solches blutige Sturmgewitter tobte, wie es sich zum Voraus erwarten läßt, nicht minder schonungslos auch über die weiten und lieblichen Saaten hin, welche die Hand der abendländischen Glaubensboten im östlichen

und westlichen Mongolenreiche gestreut hatte; und nichts vermochte den bleibenden Untergang von denselben zurückzuhalten. Die Fürsten, welche den Christenglauben begünstigten, wurden vom Throne gestoßen, Tausende von Bekennern desselben grausam ermordet, die Christentempel allenthalben niedergerissen, die Priester unter ihren Trümmern begraben, und was noch von der christlichen Bevölkerung der Schärfe des Schwerts entrann, wurde in ewige Sklaverei fortgeschleppt. Es war der glänzendste Triumph, den die Religion Muhameds je über die Kirche Christi im Morgenlande davon trug, und der vor ihren Augen die eisernen Pforten aufrichtete, welche bis auf den heutigen Tag den Sendboten des Evangeliums den Zutritt zu den Völkern Mittelasiens versperren. Der päbstliche Stuhl zu Rom, und mit ihm die ganze abendländische Kirche vermochte nicht das Geringste zu thun, um solchem Untergange zu steuern, welcher von den Arbeiten und Aufopferungen der frühern Glaubensboten kaum noch einige blutbeträufte Trümmer zurückließ. Das ernste Wort des Welterlösers war an ihr in die schauerlichste Erfüllung gegangen: „Wer diese meine Rede hört, und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und wheten die Winde, und stießen an das Haus, da fiel es, und that einen großen Fall“ (Matth. VII. v. 26. 27.).

Schon fünfzig Jahre zuvor hatte das Missionswerk der Abendländer im östlichen Mongolenreiche dieselbe Zertrümmerung erfahren. Lange hatte das chinesische Volk das Joch der Ausländer getragen, und der Unwille der Nation, die sich von Barbaren beherrscht sah, welche sie aufs Aeußerste verachtete, war so groß, daß sie sich nach der ersten Gelegenheit sehnte, ihre verweichlichten Kaiser vom Throne zu stoßen, und aus China zu verjagen. Der Sohn eines armen Tagelöhners in der Provinz Kiäng-nan, Tschu-yuen-Tschang, bot ihr bald diese Gelegenheit dar. Er sah die allgemeine

Gährung, welche unter seinem Volke verbreitet war, und stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Bald folgte Sieg auf Sieg seinen kühnen Unternehmungen auf dem Fuße nach; die zerstreuten mongolischen Heereshaufen wurden aller Orten geschlagen, eine Provinz um die andere fiel dem gefeierten Eroberer zu, und bald wurde er (J. 1368) von seinem Kriegsheere als Kaiser Chinas ausgerufen.

Jetzt wurden die Mongolen mit ihrem Großchan aus dem Reiche verjagt, und auch die Christen unter denselben mußten mit ihren ausländischen Priestern das gleiche Schicksal theilen. Von diesem Augenblicke an bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verschwindet aus unserer Missionsgeschichte jede Spur über das Loos und die Arbeiten der zahlreichen Franziskanermönche in den südlichen und nördlichen Provinzen des chinesischen Reiches, und die Kirche Christi in demselben scheint in jenen Tagen einen Todesstoß erlitten zu haben, von welchem sie sich nicht sobald wieder zu erholen vermochte. Zwar machte der Pabst Urban V., dem diese traurige Catastrophe lange Zeit unbekannt geblieben zu seyn scheint, noch im Jahr 1370 einen Versuch, eine Anzahl von Missionarien nach dem östlichen Mongolenlande abzusenden, und ein gewißer Franziskanermönch, Wilhelm, der sich als Lehrer der Theologie zu Paris einen großen Ruf erworben hatte, erhielt den päbstlichen Auftrag, die erzbischöfliche Würde zu Cambalu zu übernehmen. Aber weder von der Ankunft dieser Sendboten im Osten, noch von ihren Schicksalen hat uns die Geschichte irgend eine Nachricht aufbewahrt, und wir müssen es uns gefallen lassen, die Pforten der Tatarenwelt fast zweihundert Jahre lang vor unsern Augen verschlossen zu sehen. Wohl war nicht jedes Saatkorn der Wahrheit im allgemeinen Schiffbruch untergegangen, aber ein mitternächtliches Dunkel hatte sich über diese weiten Länderstrecken Asiens ausgebreitet, das einen immerwährenden Sieg der Finsterniß zu verkündigen schien, und

die Kirche Christi hoffnungslos an ihren Gränzen vorüberziehen hieß.

§. 328.

Ein schauerliches Todtenfeld liegt am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts in Europa und Asien vor unsern Augen ausgebreitet. Die Missionsgeschichte, wie sie seit dem Anfang des neunten Jahrhunderts unter dem Einflusse der bürgerlichen und hierarchischen Gewalten sich allmählig gestaltete, hat ihre blutige Laufbahn vollendet, ihre mächtigen Hülfsmittel sind erschöpft, ihre schönsten Kräfte vergeudet, und ein reißender Waldstrom hat alle Früchte ihrer Anstrengungen unter den asiatischen Völkern innerhalb weniger Jahre gewaltsam weggeschwemmt. Zwar hat sie in einer, gerade in diesen Tagen von dem berühmten Seefahrer Columbus entdeckten, neuen Welt eine neue, nicht minder blutige Laufbahn begonnen*); aber sie selbst darf es nicht wagen, sich der Lorbeeren zu rühmen, womit sie in diesem Kampfe ihr verwundetes Haupt aufs Neue zu schmücken versuchte.

Aber, fragt man billig, worin liegt doch die Ursache, daß der Sturmhauch eines Augenblicks das angestreute Werk zertrümmern konnte, welches die angestrengte Arbeit zweier Jahrhunderte aufgerichtet hatte? Der einfache Grund dieser beklagenswerthen Erscheinung liegt in der gänzlichen Unhaltbarkeit des Stoffes selbst, aus welchem dieses, vor den Augen der Menschen glänzende Gebäude zusammengefügt worden war. Schon der rechte Grund war gänzlich verfehlt worden, auf welchem dieses Bekehrungsgebäude ruhen sollte. „Einen andern Grund kann Niemand legen, behauptet der Größte und Erfahrungsreichste aller Heidenapostel, Paulus, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“ (1 Kor. III.

*) Die Geschichte derselben wird füglicher in einem andern Theile unserer Missionsgeschichte erzählt.

v. 11). Aber dieser einzig sichere Eckstein des heiligen Tempels, welchen der Christenglaube unter allen Völkern der Erde aufrichten will, war von den Bauleuten verschmäht, oder als bloßer Aushängeschild an der Pforte aufgeheftet worden. Nicht der Name Christi sollte durch die Arbeiten der Missionarien unter den heidnischen Völkern verherrlicht, sondern dieser göttliche Name sollte nur als Mittel gebraucht werden, den Namen des abendländischen Kirchenfürsten als den einzigen den Völkern anzupreisen, in welchem der Weg, die Wahrheit und das Leben zu finden sey. Nicht unsterbliche Seelen dem unsichtbaren Oberhaupte der Gemeinde zuzuführen, und sein Gottesreich auf dieser Erde anzupflanzen, war das schöne Ziel, um dessen willen große Schaaren von Dominikaner- und Franziskanermönchen in die Welt ausgesendet worden waren; es war vielmehr nur darum zu thun, die Gebiete der päbstlichen Weltherrschaft nach allen Enden der Erde hin zu erweitern, und die Weltvölker an dem Gängelbande der römischen Hierarchie den irdischen Interessen derselben zuzuführen. Kein Wunder, wenn unter den wechselnden Stürmen des Weltwesens eine fremdartige Pflanze verwelken mußte, welche nicht die Hand des Allmächtigen, sondern nur die Selbstsucht der Menschen gepflanzt hatte.

Aber auch die Mittel, welche zum Aufbau der Kirche im Mongolenreiche angewendet worden waren, trugen den Stempel der Vergänglichkeit an sich, und waren nicht geeignet, dem neu aufgerichteten Gebäude der Kirche eine feste Haltbarkeit gegen die Stürme der Trübsal zu verschaffen. Nach dem Zeugnisse desselben Apostels kommt Alles darauf an, ob auf den einzig haltbaren Grund der Kirche Gold, Silber und Edelgestein, oder ob Holz, Heu und Stoppeln darauf erbauet werde, und erst durch das Feuer der Trübsal soll es offenbaret werden, was an solchem Werke für die Ewigkeit erbauet ist (1 Kor. 3, 12—15). Es war nicht das lautere Wort vom ewigen Leben, das den Völkern

Asiens gebracht, es war nicht das Vorbild der heilsamen Lehre Christi, in welchem sie unterrichtet wurden; vielmehr waren es meist eitle Menschensatzungen, die ihnen eingeprägt, es waren kirchliche Ceremonien, zu denen sie abgerichtet, es waren zeitliche Uebungen, welche von ihnen als wichtige Bestandtheile des Christenglaubens gefordert wurden; es war endlich nicht sowohl die innere Kraft der göttlichen Wahrheit, welcher die Sendboten bei ihrem Werke vertrauten, sondern vielmehr die ungebührlich hoch angeschlagene Fürsten- und Hofgunst, von welcher sie den glücklichen Erfolg ihrer Arbeit zu erwarten pflegten. Diese Stoppeln waren bald im Feuer der Noth aufgezehrt, und Menschenmacht riß wieder nieder, was Menschenmacht kurz zuvor aufgebauet hatte. Dabei wollen wir von Herzen gerne glauben, daß Viele der geächteten Glaubensboten, wenn sie auch ihr Werk vor ihren Augen verbrennen sahen, dennoch um der Treue willen, welche sie in ihrem Berufe übten, der Seligkeit aus Gnaden theilhaftig wurden, wenn sie auch nur im Feuer der Verfolgung hiezu vorbereitet und empfänglich gemacht werden konnten.

Einem allgemeinen Untergange eilte die abendländische Kirche unaufhaltsam entgegen, und nur der heilige Lebenshauch, den in den gesegneten Tagen der Kirchenreformation die lautere Predigt des Evangeliums über die Völker verbreitete, vermochte sie zum Heil der Welt zu neuem Leben wieder aufzuwecken.

Inhaltsanzeige
des dritten Bandes der Missionsgeschichte.
Zweite Abtheilung.

Erste und zweite Periode.

Von Karl dem Großen bis zur Kirchenreformation.
(Jahr Christi 771—1517.)

Missionsgeschichte der slavischen Völker.

Erstes Kapitel. Allgemeine Uebersicht der slavisch-wendischen Völkerstämme . . . . . S. 1—29.

§. 1. Umfang derselben. Schwierige Darstellung ihrer Missionsgeschichte. §. 2. Spuren der frühesten Geschichte der slavischen Völkerstämme. §. 3. Allgemeine Züge ihrer heidnischen Religionsweise. §. 4. Vielgötterei. Tempel. §. 5. Slavischer Sprachstamm. §. 6. Volkscharakter. §. 7. Regierung. Lebensweise. §. 8. Uebersicht der slavischen Völkerstämme. §. 9. Ihr Verhältniß zur morgenländischen und abendländischen Kirche.

Zweites Kapitel. Gründung der Kirche Christi in Ober- und Nieder-Pannonien . . . S. 29—61.

§. 10. Spuren des Christenthums im alten Illyrien. §. 11. Columban. Eustachius. Amandus. Arbeiten im untern Pannonien. §. 12. Arno in Ober-Pannonien. §. 13. Karls Verdienste um die Bekehrung der slavischen Bewohner Pannoniens. §. 14. Urolyh zu Lorch. §. 15. Moymar und Privinna, mährische Herzoge. Ihr Verdienst um die Bekehrung der heidn. Mähren. §. 16. Herzog Hezilo. §. 17. Missionsarbeiten in Dalmatien und Croatien. §. 18. Theilnahme des päbstlichen Stuhles an denselben. §. 19. Schreiben des Pabstes Johann VIII. an die Herzoge von Dalmatien. §. 20. Die slavische Bibelübersetzung eingeführt; durch den lateinischen Ritus verdrungen.

Drittes Kapitel. Bekehrung der Bulgaren und Mähren. Cyrill und Methodius . . . S. 61—124.

§. 21. Sittlicher Verfall der morgenländischen Kirche dieser Zeit. §. 22. Jugendgeschichte der beiden Slaven-Apostel Cyrill und Method. §. 23. Cyrill wandert zu den Chasaren. §. 24. Das Chasarenland. Arbeiten Cyrills daselbst. §. 25. Früheste Geschichte der Bulgaren. Erste Missionsanfänge daselbst. §. 26. Cyrill wandert mit seinem Bruder Methodius nach Bulgarien. §. 27. Sie erfinden eine neue Buchstabenschrift für die Slaven. §. 28. Geschichte der cyrillischen Bibelübersetzung. §. 29. Der Bulgarenkönig Bogoris getauft. §. 30. Cyrill besucht Constantinopel. Verwirrung daselbst. §. 31. Cyrill wird nach Mähren berufen. §. 32. Zustand des mährischen Volkes um diese Zeit. §. 33. Cyrills und Methods Arbeiten in Mähren. §. 34. Fortgang des Missionswerkes in Bulgarien. Cyrills Tod. §. 35. Methods gesegnete Arbeit in Mähren. §. 36. Störungen des Missionsgeschäftes. Method verläßt das Land. §. 37. Kehrt nach Mähren zurück. Neue Trübsalsschule. §. 38. Kampf mit der morgenländischen Kirche. Einfluß desselben auf die Missionsarbeiten. §. 39. Letzte Lebensjahre des Methodius. §. 40. Neue Kämpfe. Sein Tod. §. 41. Ueberblick der mährischen Missionskirche.

Viertes Kapitel. Erster Anbau der Kirche Christi in Böhmen . . . . . S. 124—183.

§. 42. Die frühesten Heldensagen der Böhmen. §. 43. Aelteste Ansiedelungen im Lande. §. 44. Crocus und Libussa. §. 45. Böhmen zur Zeit Karls des Großen. §. 46. Der böhmische Herzog Boriwoy. §. 47. Erste Anfänge des Missionswerkes in Böhmen. Methodius. §. 48. Ludmilla und Drahomira. Wradislaw. §. 49. Christenverfolgung im Lande. Ludmilla's Tod. §. 50. Fürst Wenzeslaw; sein Verdienst um die Verbreitung des Christenthums. §. 51. Erhält die Königskrone. Wird ermordet. §. 52. Boleslaw I.; ein Widersacher des Christenthums. §. 53. Wird ein Freund desselben. Boleslaw II., ein Beförderer des Christenthums. Diethmar, erster Bischof zu Prag. §. 54. Adalberts Jugendgeschichte. Wird Bischof. Seine Klagen über das Volk. §. 55. Adalbert wandert nach Rom, und kommt wieder nach Böhmen zurück. Legt seine Bischofsstelle nieder, und wandert abermals nach Rom. §. 56. Zieht als Missionar nach Preußen. §. 57. Thegdad, Bischof zu Prag. Fürst Boleslaw III. §. 58. Adalberts Leiche feierlich nach Gnesen gebracht. Vertrag mit dem

böhmischen Volk. §. 59. Erzbischof Severus, und seine Arbeiten. §. 60. Verbot der slavischen Sprache beim Gottesdienst. Römische Unterdrückung. §. 61. Peter Waldo, und die Waldenser. §. 62. Viele derselben lassen sich in Böhmen und Mähren nieder. §. 63. Wiclefs Anhänger im Lande. Johannes Huß. §. 64. Sein Märtyrertod, und die Folgen desselben. Aufrichtung der Brüder-Unität. Böhmische Bibelübersetzung.

Fünftes Kapitel. Bekehrung der Ungarn S. 183—226.

§. 65. Das früheste Bild der Ungarn-Nation. §. 66. Ihre Stamm- und Heldensagen. Ungarische Horden überschwemmen die Donauländer. §. 67. Unglückliche Schlacht gegen dieselben auf dem Lechfelde bei Augsburg. Der deutsche König Heinrich I. leistet denselben glücklichen Widerstand. §. 68. Früheste Saaten des Christenthums unter denselben vom Morgenlande her. §. 69. Verheerende Ueberfälle derselben in Baiern. Die Ungarn werden vom Kaiser Otto I. auf dem Lechfelde geschlagen. §. 70. Erste sichere Spuren der Missionsgeschichte in Ungarn. §. 71. Ungarn-Herzog Gylas. Piligrins Missionsarbeiten in Ungarn. §. 72. Glückliches Gedeihen derselben. Seine Nachricht hievon an den römischen Bischof. §. 73. Verheerende Kriege stören die Missionsarbeit. Geysa's Tod. §. 74. Der Herzog Stephanus, Adalberts Schüler, und Geysa's Nachfolger. §. 75. Große Verdienste desselben um die Ausbreitung des Christenthums im Lande. Aufrichtung von Bisthümern. §. 76. Stephanus empfängt vom Pabst die Königskrone. §. 77. Uebermacht des römischen Einflusses in Ungarn. §. 78. Wallfahrten nach dem gelobten Lande. Stephanus Tod. §. 79. Missionar Gerard in Ungarn.

Sechstes Kapitel. Erster Anbau der christlichen Kirche unter dem russischen Volke. S. 227—293.

§. 80. Des alten Chronisten Nestors früheste Nachrichten vom russischen Volke. §. 81. Götzendienst der Russen. §. 82. Früheste Spuren des Christenthums im südlichen Rußland. §. 83. Zustand des russischen Volkes zur Zeit der Völkerwanderung. §. 84. Früheste Waräger-Züge. Nowgorod erbaut. Prinz Rurik. §. 85. Kiew erbaut. Belagerung von Constantinopel. §. 86. Früheste Bekehrungsversuche der morgenländischen Kirche unter dem russischen Volke. §. 87. Unter Ruriks Regierung wird die erste christliche Kirche zu Kiew erbaut. §. 88. Der junge Fürst Igor. §. 89. Sein verheerender

Kriegszug gegen Constantinopel. §. 90. Allmählige Verbreitung des Christenthums im südlichen Rußland. §. 91. Die fromme Fürstin Olga regiert das Land und wird, unter dem Namen Helena, Stifterin der russischen Kirche. §. 92. Ihre Verdienste um dieselbe. §. 93. Trauriger Zustand des Landes unter dem Großfürsten Swätoslav. §. 94. Wladimir schwingt sich auf den großfürstlichen Thron, und hilft dem Götzenthum wieder aus allen Kräften auf. Seine Verfolgungen der Christen. §. 95. Gesandtschaften an den Großfürsten, um ihn zum Christen zu machen. §. 96 und 97. Wladimir entscheidet sich für das Christenthum. §. 98. Wladimir sucht sich mit dem griechischen Kaiserthum näher zu verbinden. §. 99. Seine Vermählung mit der griechischen Prinzessin Anna. Wird getauft, und erhält den Zunamen Basilius. §. 100. Zerstört den alten Götzendienst im Lande. Allgemeine Taufe der Nation. §. 101. Verbreitung des Christenthums im Lande. §. 102. Cyrillische Bibelübersetzung. Aufrichtung von Schulen im Lande. §. 103. Einführung des Christenthums in Nowgorod und Rostow. §. 104. Aufrichtung von Bisthümern. §. 105. Wladimirs Bekehrungsversuche außerhalb den Grenzen seines Reichs. §. 106. Wladimirs Söhne. Jaroslav besteigt den väterlichen Thron. §. 107. Befördert das Christenthum im Lande. §. 108. Der Metropolitanstuhl zu Kiew. Hilarion, und sein Felsenkloster. §. 109. Isäslav wird Großfürst, und befestigt die russische Kirche.

Siebentes Kapitel. Einführung des Christenthums in Polen . . . . . S. 293—324.

§. 110. Dunkelheit der frühesten polnischen Geschichte. §. 111. Der älteste Sagenkreis dieses Volkes. §. 112. Ihr Götzendienst. §. 113. Christliche Einwanderer im Lande. §. 114. Herzog Zymyslav. Missionsversuche vom Morgen- und Abendlande her. §. 115. Herzog Miecislav. Seine Vermählung mit der frommen böhmischen Prinzessin Dombrowka. §. 116. Die Verdienste der letztern um die Einführung des Christenthums im Lande. Allgemeine Zerstörung des Götzendienstes. §. 117. Aufrichtung eines Bisthums im Lande. §. 118. Allmählige Verbreitung des Christenthums in Polen. §. 119. Römische Priester wandern im Lande ein. Fürst Boleslav Chrobri. §. 120. Der Erzbischof Adalbert mit Gaudentius besucht den herzoglichen Hof zu Gnesen. §. 121. Adalberts Leiche verrichtet große Wunder daselbst. Zug des Kaisers Otto III. an diese Stätte. §. 122. Aufrichtung von

Bisthümern zu Posen, Krakau, Colberg und Breslau. §. 123. Geschichte des Bisthums zu Colberg.

Achtes Kapitel. Einführungsgeschichte des Christenthums unter den slavisch-wendischen Völkerstämmen des nördlichen Deutschlands.

Erster Abschnitt. Erste Pflanzungen der christlichen Kirche unter den wendischen Völkern; von Karl dem Großen an bis auf den Kaiser Otto I. (J. 771—973) . . . . . S. 325—360.

§. 124. Standpunkt der slavisch-wendischen Missionsgeschichte. §. 125. Das Wendenvolk; Wohnsitze desselben. §. 126. Verschiedene Stämme der Wenden-Nation. §. 127. Bundesgaue. Die Städte Wineta und Rethre. §. 128. Die Religion der wendischen Völker. §. 129. Des ehrwürdigen Bonifazius Arbeiten unter den Slaven an der Saale. §. 130. Karls des Großen Theilnahme am Missionswerke unter den Sorben und Obotriten. §. 131. Der fromme Kaiser Ludwig vermag nicht viel unter den Wendenstämmen auszurichten. §. 132. Helmolds Erzählung von Missionsversuchen unter den Rugiern. §. 133. Niederlage der Ungarn vor Merseburg. §. 134. Otto's I. Sorbenkrieg. Havelberg und Brandenburg aufgerichtet und zu Bischofssitzen erhoben. §. 135. Der tapfere Markgraf Gero. Seine Händel mit den Wilsen. §. 136. Kaiser Otto I. in Wagrien. Bisthum Altenburg aufgerichtet. Das alte Mecklenburg. §. 137. Herrman Billung, Reichsverweser in Deutschland. Bisthümer im Sorbenlande, zu Meissen, Merseburg und Zeitz. Erzbisthum von Magdeburg aufgerichtet. §. 138. Bischöfe von Meissen, und ihre Arbeiten. §. 139. Bisthum zu Merseburg und zu Zeitz. §. 140. Erzbischöflicher Sitz zu Magdeburg. Erzbischof Adalbert daselbst. Otto's I. Tod.

Zweiter Abschnitt. Schwere Unglückszeiten der Mission im Wendenlande (J. 973—1105). S. 360—382.

§. 141. Ausbruch einer Empörung unter den Wilzen. Zerstörung der bischöflichen Sitze zu Havelberg und Brandenburg. §. 142. Der Obotritenfürst Billung, und sein Benehmen gegen den altenburgischen Bischof Wago. §. 143. Neuer Wendenkrieg. §. 144. Friedensschluß. Der Obotritenfürst Mistevoy. §. 145. Neuer Friedensbruch. Grausame Christenverfolgung im Lande. §. 146. Schwierigkeiten der wendischen Mission. §. 147. Eine Schlacht zwischen den Sachsen und Wil-

zen, durch ritterlichen Zweikampf entschieden. §. 148. Der Obotritenfürst Gotschalk. Seine Jugendgeschichte. §. 149. Erobert das Obotritenland, und begünstigt die Ausbreitung des Christenthums daselbst. §. 150. Ausbruch einer neuen Christenverfolgung im Lande. Der rügen'sche Knese Cruco wird König im Wendenlande. Gänzliche Niederlage des Christenthums.

Dritter Abschnitt. Erste Anpflanzung des Christenthums in Pommern . . . . S. 382—426.

§. 151. Verhältniß des Kampfes zwischen dem Christenthum und dem Heidenthum in jenen Tagen. §. 152. Die Pommern. §. 153. Julin, Jomsburg und Stettin. §. 154. Erster Missionsversuch in Hinterpommern durch Adalbert. §. 155. Eroberung von Pommern durch den polnischen Herzog Boleslaw III. Polnische Missionarien im Lande. Bernhard. §. 156. Otto, Bischof von Bamberg. Seine Jugendgeschichte. §. 157. Ottos Aufenthalt am Hofe des Kaisers Heinrich IV. §. 158. Der polnische Herzog Boleslaw III. ladet Otto als Missionar nach Pommern ein. §. 159. Reise desselben nach Gnesen, und von dort an die pommersche Grenze. §. 160. Bekehrung der Pyritzer. §. 161. Ottos Missionsarbeiten in der Stadt Cammin. §. 162. Sein Einzug in die Stadt Julin. Empörung daselbst. §. 163. Otto wandert nach Stettin. Seine Missionsversuche daselbst. §. 164. Bekehrung einzelner Stettiner. §. 165. Zerstörung der Götzentempel. §. 166. Ottos Rückkehr nach Julin. Aufrichtung eines Bisthums daselbst. Seine Rückkehr nach Bamberg. §. 167. Rückfall der Pommern zum Götzenthum. §. 168. Ottos zweite Wanderung nach Pommern. §. 169. Sein Kampf mit dem Heidenthum. §. 170. Wiederherstellung der Kirche zu Stettin. §. 171. Die Rügier versuchen die bekehrten Pommern mit Gewalt zum alten Götterglauben zurückzubringen. Ottos Rückkehr nach Bamberg, und sein Tod.

Vierter Abschnitt. Allgemeine Einführung des Christenthums im Wendenlande . . S. 426—478.

§. 172. Des Wendenkönigs Gotschalks beiden Söhne kämpfen um die Regierung. Prinz Heinrich. §. 173. Trauriger Zustand der Neubekehrten in Brandenburg. §. 174. Vicelin, der Apostel des Wendenvolkes. Jugendgeschichte desselben. §. 175. Anfang seiner Missionsarbeiten zu Lübeck. §. 176. Vicelins Missionsreise unter den Slaven in Holstein. Läßt sich zu Faldera nieder. §. 177. Vicelins Missionsgehülfen. Stiftung des Klosters zu Münsterdorf. §. 178. Heinrichs

Sohn, Sventepolk, wird Großfürst des Wendenlandes. Vicelins Arbeiten zu Lübeck. Einfall der Rügier. §. 179. Gottschalks Enkel, Pribislav und Niklot, theilen sich in die Regierung. Trauriger Zustand des Christenthums im Lande. §. 180. Des dänischen Königs Erich II. Feldzug gegen die Bewohner der Insel Rügen. §. 181. Der rügische Fürst Races. Erobert Lübeck und Wagrien. Graf Adolph II. nimmt das wendische Wagrien in Besitz. Seine Verdienste um die Mission. §. 182. Kloster zu Hagerstorp. Vicelins Gehülfe Ditmar. Ein Kreuzzug gegen das Obotritenland wird beschlossen. §. 183. Niclot rüstet sich zum Widerstande. Hemmung des Missionswerkes. §. 184. Heinrich der Löwe wird Herr des Obotritenlandes, und erwirbt sich um die Verbreitung des Christenthums Verdienste. §. 185. Vicelins Arbeiten zu Bosau. §. 186. Aufrichtung eines Bisthums zu Ratzeburg und Mecklenburg. Vicelins Tod. §. 187. Gerold aus Schwaben wird Bischof in Altenburg (Oldenburg). §. 188. Helmolds Missionswanderungen in Wagrien. Pribislavs Klagen. §. 189. Bleibende Begründung der Kirche in den Brandenburgen Marken. Albert der Bär, erster Markgraf von Brandenburg. Seine Verdienste um das Christenthum. §. 190. Das Land wird von großen Kolonistenhaufen aus Holland und Flandern bevölkert. Bisthum von Havelberg begründet. §. 191. Die Insel Rügen, das letzte Bollwerk des slavischen Heidenthums. Der dänische Erzbischof Absalom überzieht dieselbe mit Krieg. §. 192. Zerstörung des Heidenthums daselbst. Der Riesengötze Swantewit wird mit Gewalt zertrümmert. §. 193. Pommersche Geistliche setzen das Bekehrungswerk auf der Insel Rügen fort.

Zweite Periode.

Missionsgeschichte der finnischen und lettischen Völker Europas.

Neuntes Kapitel. Bewaffnete Verbreitung des Christenthums unter den Finnen, Esthen und Liven im nordöstlichen Europa. (Seite 479 — 584.)

Erster Abschnitt. Blicke in die heidnische Vorzeit der Finnen und Esthen. Erste Missionsversuche der Schweden unter denselben . . S. 479—504.

§. 194. Letzte Ueberreste des heidnischen Missionsgebietes in Europa. §. 195. Früheste geschichtliche Spuren der Uferlän-

der des baltischen Meeres. §. 196. Tacitus Nachricht von den Finnen der Ostländer. §. 197. Verschiedene Stammbenennungen des Finnenvolkes. §. 198. Lebensweise der alten Esthen. §. 199. Die Götterſagen derſelben. §. 200. Allgemeine Einführung des Christenthums in Schweden. §. 201. Der schwedische König Erich der Heilige landet auf der Seeküste Finnlands, und fordert die Finnen zur Annahme des Christenthums auf. Bischof Heinrich von Upsala, und sein Eifer für die Bekehrung der Finnen. §. 202. Heinrich stirbt als Märtyrer in Finnland. Sein Nachfolger Folquin setzt die Missionsarbeiten in Finnland fort. §. 203. Pabst Alexander III. muntert das schwedische Volk zu einem Kreuzzuge gegen Finnland und Esthland auf. Einfall der wilden Finnen in Schweden. §. 204. Neuer Kreuzzug der Schweden gegen die Bewohner der östlichen Küste. Thorkel begründet die Herrschaft der Schweden über Finnland. Bischof Peter verbreitet das Christenthum daselbst.

Zweiter Abschnitt. Arbeiten deutscher Missionarien unter den Liven bis zur Stiftung des Ordens des Ritterdienstes Christi . . . . S. 504–532.

§. 205. Unthätigkeit der Dänen im Missionsgeschäfte. §. 206. Die Liven. Erste Besuche bremischer Kaufleute unter denselben. §. 207. Missionar Meinhard, erster Missionar der Liven. §. 208. Läßt sich am rechten Ufer der Düna nieder. §. 209. Die Insel Gotland im baltischen Meere. Verbreitung des Christenthums auf derselben. §. 210. Meinhards gesegnete Arbeiten unter den Liven. Sein Gehülfe Dietrich. §. 211. Haß der Liven gegen die christlichen Lehrer. Meinhards Verfolgung. Dietrichs Reise nach Rom. Meinhards Tod. §. 212. Die Neubekehrten im Livland erbitten sich einen Lehrer von dem Erzbischof zu Bremen. Bertholds Ankunft im Land, von einem Kreuzheere begleitet. §. 213. Nach der Rückkehr der Kreuzbrüder werden die Christen im Lande verfolgt. §. 214. Albert von Apeltern wird als Missionar gesendet. §. 215. Auch dieser kommt mit einem Heere von Kreuzfahrern auf der livländischen Küste an. Riga wird daselbst aufgebaut. §. 216. Das Kloster Dünamünde wird aufgerichtet. Neue Missionarien kommen im Lande an. §. 217. Stiftung des Ordens der Brüder des Ritterdienstes Christi. §. 218. Erbitterung der Liven gegen das Christenthum.

Dritter Abschnitt. Allmählige Unterjochung der Liven, Esthen und Cüren unter die Herrschaft der Kirche . . . . . S. 532—584.

§. 219. Geographischer Ueberblick des Landes. §. 220. Bischof Albert kehrt von seiner Reise nach Rom von vielen Rittern begleitet ins Land zurück. Geringer Zustand der neubekehrten Liven. §. 221. Feldzug gegen die Semgaller. Gewaltsame Bekehrung der Liven. §. 222. Seltsame Weise, das Christenthum den Einwohnern beliebt zu machen. Allgemeine Christenverfolgung. §. 223. Der dänische Erzbischof Andreas läuft mit bemannten Kriegsschiffen in Riga ein, und läßt sich daselbst nieder. Seine Missionsarbeiten im Lande. §. 224. Kirchliche Anordnung. Bischof Albert rafft ein neues Kriegsheer in Sachsen und Westphalen zusammen. §. 225. Seine Rückkehr nach Riga. Erfreulicher Zustand des Missionswerkes. §. 226. Alobrandts Reise nach Ungannien. §. 227. Feindseligkeit der Littauer. §. 228. Die Streitigkeiten zwischen dem Bischof Albert und dem Schwertritterorden vom Pabste Innocenz III. geschlichtet. Die Festung Fellin von den Deutschen erobert. §. 229. Allgemeine Empörung der heidnischen Einwohner gegen die Christen. §. 230. Streitigkeiten des Bischofs Albert mit dem dänischen Könige Waldemar. §. 231. Waldemar überfällt Esthland mit einem Kriegsheere. Die Esthen werden geschlagen und Wesselin zum Bischof von Esthland ernannt. §. 232. Des Bischofs Albert Kriegszug gegen die Littauer. Schändliche Eifersucht der Missionarien. §. 233. Alberts neue Reise nach Rom. Seine Klagen daselbst. §. 234. Die bischöflichen Sprengel in Livland werden vom Pabste geordnet. Trauriger Zustand der Mission im Lande. §. 235. Fürchterliche Verfolgung gegen die Christen in Esthland und Livland. §. 236. Neuer Kriegszug gegen die Einwohner. Eroberung der Festung Dorpat. §. 237. Allmählig kehrt der Friede ins Land zurück, und die Einwohner bequemen sich zum Christenthum. Aufrichtung verschiedener Bisthümer. Der Legat Wilhelm wird vom Pabst Honorius III. nach Livland gesendet. §. 238. Friedliche Wanderung desselben im Lande umher, und festere Begründung einer neuen Ordnung. §. 239. Eine allgemeine Kirchenversammlung wird nach Riga gerufen. Eroberung der Insel Oesel. §. 240. Einführung der christlichen Kirche in Kurland. Alberts Tod.

Zehntes Kapitel. Sieg der Kirche über die Herrschaft des Heidenthums in Preußen. (Seite 584—699).

Erster Abschnitt. Die ersten friedlichen Missionsarbeiten unter dem Volke der alten Preußen. S. 584—631.

§. 241. Der Lettenstamm. §. 242. Das alte Preußen. Früheste Nachrichten vom Samlande. §. 243. Die Dänen legen eine Kolonie im Samlande an. Der Bischof Adalbert im alten Preußenlande. §. 244. Widerstand der Preußen gegen die Predigt des Evangeliums. §. 245. Adalbert ermordet. Seine Gefährten, Gaudentius und Benedikt fliehen aus dem Lande. §. 246. Der Benediktinermönch Bruno zieht als Missionar nach Preußen. Wird dort nebst seinen Mitarbeitern ermordet. §. 247 u. 248. Geographischer Ueberblick der Landschaften des alten Preußenlandes. §. 249. Bevölkerung desselben. Charakter und Lebensweise seiner Einwohner. §. 250. Die Religion der alten Preußen. §. 251. Das Priesterthum des Landes. §. 252. Verhältnisse der Preußen zum christlichen Auslande. Der polnische Abt Gottfried macht einen neuen Missionsversuch in Preußen. Wird aus dem Lande vertrieben. §. 253. Der Cisterziensermönch Christian kommt in das Land. Frühere Geschichte desselben. §. 254. Mönchsorden dieses Zeitalters in ihrem Verhältnisse zur Missionsgeschichte. Der Cisterzienserorden. Dominikus und die Predigermönche. §. 255. Franziskus und der Franziskanerorden. §. 256. Der Mönch Christian reist nach Rom, und wird dort zum Bischofe der Preußen bestellt. Aufforderung des Pabstes Innocenz III. an die Cisterzienserm önche zur Missionsthätigkeit. Zwei preußische Landesfürsten für den christlichen Glauben gewonnen. §. 257. Christians traurige Lage im Preußenlande. §. 258. Pabst Honorius III. fordert die Deutschen zu einem Kreuzzuge gegen Preußen auf. §. 259. Der Herzog von Masovien tritt das Kulmerland an den Bischof Christian ab. Bisthum von Kulm. Verheerungen der Preußen im Lande. §. 260. Aufrichtung des Ordens der Ritterbrüder zu Dobrin. Schlacht bei Straßburg an der Weichsel.

Zweiter Abschnitt. Bewaffnete Bekehrung der alten Preußen durch die deutschen Ordensritter S. 631—699.

§. 261. Des Bischof Christians gefährliche Lage in Preußen. Wendet sich an den deutschen Ritterorden um Hülfe.

§. 262. Vertrag mit diesem Orden. Die Gebiete von Kulm und Löbau werden an die Ordensritter abgetreten. §. 263. Anfang eines blutigen Unterjochungskrieges mit den Preußen. Thorn, die erste Ritterburg im Kulmerlande. §. 264. Der Pabst Gregor IX. fordert die Deutschen und Böhmen zu einem Kreuzzuge gegen Preußen auf. Die Burg Marienwerder aufgerichtet. §. 265. Der Bischof Christian geräth in die Gefangenschaft der Preußen. Bulle des Pabstes an den Predigerorden. Pomesanien erobert. §. 266. Die Burg Rheden aufgerichtet. Deutsche Einwanderer im Lande. Der päbstliche Legat Wilhelm von Modena kommt daselbst an. §. 267. Neue Heereshaufen von Kreuzsoldaten treffen am Weichselufer ein. Pogesanien erobert. §. 268. Der Landmeister Herrmann Balk. Seine Verdienste um die bürgerliche und kirchliche Einrichtung im Lande. §. 269. Große Schaaren von Mönchen stellen sich zur Bekehrung der Preußen im Lande ein. Der Dominikanermönch Hyazinth. §. 270. Verheerende Pest im Lande. Klagen des Bischofs Christian gegen die deutschen Ordensritter. §. 271. Kreuzzug gegen die Landschaft Ermland. Die feste Burg Balga wird erstürmt. §. 272. Große Haufen von Einwanderern lassen sich in Preußen nieder. Ihr Verhältniß zu den Eingebornen. §. 273. Die Mongolen bedrohen das Land. Der pommersche Herzog Suantepolc schließt sich an die unterjochten Preußen an, und kämpft gegen die Ordensritter. Der Bischof Christian stirbt. §. 274. Wilde Verheerung im Lande durch einen neuen Einfall des Herzogs Suantepolc. Bannstrahl des Pabstes Innocenz IV. gegen denselben. §. 275. Neuer Kreuzzug der Deutschen gegen Preußen. Friedensschluß mit dem pommerschen Herzog. §. 276. Ein großer Theil von Preußen wird aufs Neue erobert. Friedensschluß. §. 277. Der Inhalt des Friedensinstrumentes für die allgemeine Verbreitung des Christenthums im Lande günstig. §. 278. Eine Kirchenverfassung wird eingeführt, und das Land in vier bischöfliche Sprengel eingetheilt. Bisthum Kulm. §. 279. Die Bisthümer Pomesanien und Ermland. §. 280. Anstalten zur Eroberung von Samland. §. 281. Glücklicher Feldzug gegen dasselbe. §. 282. Der böhmische König Ottokar findet sich im Feldlager ein, und ruft die Preußen zur Annahme des Christenthums auf. §. 283. Samland erobert. Die Preußen werden mit Gewalt zur Taufe gezwungen. §. 284. Die Ritterburg Königsberg aufgerichtet. Vernachläßigter Unterricht im Christenthum.

§. 285. Glücklicher Feldzug gegen die übrigen Landschaften Preußens. §. 286. Allgemeine Empörung der unterjochten Preußen. Unglückliche Schlacht an den Ufern der Durbe. Aufruf des Pabstes Urban IV. zu einem neuen Kreuzzuge. §. 287. Die aufrührerischen Preußen werden aufs Neue unterjocht. Letzter hartnäckiger Kampf des Heidenthums. §. 288. Feldzug gegen das Bartenland und das Volk der Nadrauer. §. 289. Unterjochung des Sudrauervolkes durch den Grafen Rudolph von Habsburg. §. 290. Rückblick auf den Entwicklungsgang dieser blutigen Missionsgeschichte. Bürgerliche und sittliche Ursachen desselben. §. 291. Heilsame Anordnungen im Preußenlande. Kirchliche und Volksbildungs-Anstalten in demselben aufgerichtet.

Eilftes Kapitel. Erste Anpflanzung des Christenthums in Littauen . . . . . S. 699—738.

§. 292. Früheste Vorzeit der Littauer. Ihr Gegensatz gegen das benachbarte Preußenvolk. §. 293. Heidnischer Volkscharakter. Zustand des Landes. §. 294. Religionsweise der heidnischen Littauer. §. 295. Blicke in die früheste Volksgeschichte. §. 296. Des Großfürsten Mendogs Regierung. Sein Haß gegen das Christenthum. §. 297. Erkauft von den Ordensrittern Livlands unter der Bedingung, sich taufen zu lassen, den Frieden. Erhält vom Pabst die königliche Krone. §. 298. Des russischen Großfürsten Daniels Unterhandlungen mit dem Pabst, wegen Vereinigung der morgenländischen Kirche mit Rom. §. 299. Mendog verheert Preußen. Trübsalszeit der neugepflanzten Kirche daselbst. §. 300. Sein Sohn Wolstinik wird aus der Klosterzelle auf den Königsthron erhoben. §. 301. Krieg der preußischen Ordensritter mit Littauen. Der littauische Großfürst Gedimin erobert Weiß-Rußland. Dominikaner- und Franziskaner-Mönche bekehren das Volk. §. 302. Langsamer Gang des Bekehrungswerkes. §. 303. Missionar Stephan Chary in Biarmien. §. 304. Großfürst Olgerd wird getauft. Sein Sohn Jagello nimmt die Zügel der Regierung in die Hand. Läßt sich nach seiner Vermählung mit der polnischen Prinzessin Hedwig taufen. §. 305. Er betreibt nun das Bekehrungswerk im ganzen Lande. §. 306. Bekehrung der Samogitier. §. 307. Der Ländereroberer Timur. §. 308. Trauriger Zustand der russischen Kirche. §. 309. Großfürst Witold. Missionar Hieronymus in Littauen.

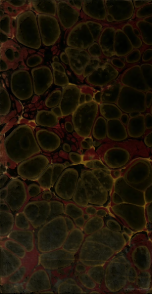
Zwölftes Kapitel. Bekehrungsversuche der römischen Hierarchie unter den Mongolen . . S. 738—779.

§. 310. Rückblick auf die frühere Mongolengeschichte. §. 311. Großchan Oktai und seine Taufe. Einfall der Mongolen in das südliche Rußland. §. 312. Missionen des Pabstes Innocenz IV. an den Großchan. §. 313. Großchan Manku getauft. §. 314. Theilung des Mongolenreiches. Großchan Abaca tritt mit Pabst Clemens IV. in Verbindung. §. 315. Schreiben des Pabstes an den Mongolenfürsten. §. 316. Glückliche Bekehrungsversuche der Nestorianer unter den Mongolen. §. 317. Der Großchan Argon, ein eifriger Beförderer des Christenthums unter den westlichen Mongolen. Missionar Johannes de Monte Corvino. §. 318. Argons Briefe an den Pabst Nikolaus IV. Antwort desselben. Johannes zieht nach der östlichen Mongolei. §. 319. Nach Argons Tod gewinnen die Muhamedaner das Uebergewicht im westlichen Mongolenland. §. 320. Baidu, Großchan. Gasanu stürzt ihn vom Throne und verfolgt die Christen. Neue Missionarien kommen ins Land. §. 321. Koblai's lange Herrschaft in der östlichen Mongolei. Begünstigt die Verbreitung des Christenthums. Johannes de Monte Corvino Arbeiten und Schicksale. §. 322. Wird Erzbischof für den ganzen Orient, und erhält Suffragan-Bischöfe. §. 323. Sein Tod. Sendung neuer Missionarien von Rom. Große Anzahl der Christen in den südlichen Provinzen Chinas. §. 324. Bedrückungen der Christen unter den westlichen Mongolen. §. 325. Timurs blutige Eroberungszüge. §. 326. Fall des westlichen Mongolenreichs. §. 327. Gänzliche Zertrümmerung der neugepflanzten Kirche im westlichen und östlichen Mongolenlande. §. 328. Ursachen dieser traurigen Erscheinung.

Druckfehler.

Seite	331.	statt Hevelles	lies Heveller.
"	346.	" Genna	" Gruna.
"	348.	" Harburgerberg	" Harlungerberg.
"	351.	" Harald Bhaatard	" Harald Blaatand.
"	352.	" heidnichen	" heidnischen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google